P. o. germ.

Nöfselt. F.,

1013 s/2

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Lehrbuch

der

deutschen Literatur

für

das weibliche Geschlecht,

besonders

für höhere Töchterschulen.

Von

Friedrich Rösselt,

Professor in Breslau.

Zweiter Theil.

Vierte verbesserte Auflage.

Breslau,

im Verlage bei Josef Max und Komp.

1849.

Geschichte

der

deutschen Literatur

für

das weibliche Geschlecht,

besonders

für höhere Töchterschulen.

Von

Friedrich Rösselt,

Professor in Breslau.

Bayerische Staatsbibliothek München

Erster Theil.

Von der frühsten Zeit bis auf Göthe.

Vierte verbesserte Auflage.

Breslau,

im Verlage bei Josef Max und Komp.

1849.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Chronologisches Verzeichniß
der im zweiten Theile angeführten Schriftsteller.

Erster Zeitraum, bis 768.

Ulfilas.

Zweiter Zeitraum, 768—1137.

1. Poetische Werke.

   Hildebrandslied.
   Muspilli.
   Otfried.

2. Prosaische Werke.

Dritter Zeitraum, 1137—1346.

1. Poesie.

   Heinr. v. Veldeke.
   Hartm. v. d. Aue.
   Wolfram v. Eschenbach.
   Gottfried v. Straßburg.
   Walther v. d. Vogelweide.
   Neidhart.
   Konrad v. Würzburg.
   Rudolf v. Hohen-Ems u. s. w.

   a. lyrische.

      Der v. Kürenberg.
      Wernher v. Tegernsee.
      Walther v. d. Vogelweide.
      Neidhart.
      Gottfried v. Neifen.
      Ulrich v. Lichtenstein.

   b. epische.

      Burgundischer Sagenkreis.
      Sagenkreis Karls des Großen.
      Sagenkreis des Grals und der Tafelrunde.

   c. didaktische.

      Freidanks Bescheidenheit.
      Boners Edelstein.
      Stricker.

2. Prosa.

Vierter Zeitraum, 1346—1517.

1. Poesie.

   a. lyrische.

      König Eginhard.
      Veit Weber.

   b. epische.

      Melchior Pfinzing: Theuerdank.

   c. dramatische.

      Hans Volz.
      Hans Schnepperer, genannt Rosenblüt.
      Theoderich Schernberg.

   d. didaktische.

      Reineke Vos.
      Sebastian Brand: Narrenschiff.

2. Prosa.

Fünfter Zeitraum, 1517—1618.

1. Poesie.

   a. lyrische.

      Hans Sachs.
      Luther.
      Ulrich v. Hutten.

   b. epische.

      Burkard Waldis.
      G. Rollenhagen: Froschmäuseler.

   c. dramatische.

      Hans Sachs.

   d. didaktische.

      Luther, Hans Sachs und Burkard Waldis.

2. Prosa.

   Luther.
   Götz v. Berlichingen.
   Sebastian Schärtlin.

Sechster Zeitraum, 1618—1740.

1. Poesie.

   a. lyrische.

      Friedr. v. Spee.
      Rudolph Weckherlin.
      Martin Opitz v. Boberfeld.
      Paul Flemming.
      Andreas Gryph.
      (Christian Gryph.)

Andreas Tscherning.
Simon Dach.
Paul Gerhard.
Georg Neumark.
Christ. Hoffmann von Hoffmannswaldau.
Daniel Caspar v. Lohenstein.
Benjamin Neukirch.
Johann v. Besser.
Ulrich v. König.
Freiherr v. Canitz.
Brockes.
Joh. Christ. Günther.
Klay.
Harsdörfer.
Phil. Jacob Spener.
(Aug. Herrmann Francke.)
Benjamin Schmolke.

b. epische.

c. dramatische.

Andreas Gryph.
Klay.
Simon Dach.

d. didaktische.

Opitz.
Freiherr v. Logau.
Olearius.
Zinkgref.
Aßmann v. Abschatz.
Wernike.
(Morhof. Postel. Hunold.)
Laurenberg.
Rachel.
Freih. v. Canitz.
Joh. Chr. Günther.

2. Prosa.

Spener.
A. H. Francke.
Abraham a Sancta Clara.
Christian Thomasius.
Leibnitz.
Christian Freih. v. Wolf.
v. Ziegler und Kliphausen.
Moscherosch (Philander von Sittewald).
Greifensohn v. Hirschfeld.

Siebenter Zeitraum, 1740—jetzt.

1. Literatur der Poesie.

Friedr. v. Hagedorn.
Albr. v. Haller.
Klopstock.
Gellert.
Joh. Elias Schlegel.
Joh. Ad. Schlegel.
Kästner.
Conrad Arnold Schmid.
Ebert.
Giseke.
Zachariä.
Weiße.
Gärtner.
Cramer.
Gleim.
Uz.
Götz.
Ramler.
E. Chr. v. Kleist.
Lichtwer.
Anna Luise Karsch.
Joh. Ludw. Huber. (Ludw. Ferd. Huber.)
Gottfr. Ephr. Lessing.
Denis.
Mastalier.
Freiherr v. Gemmingen.
Sal. Geßner.
Freih. v. Cronegk.
v. Brawe.
v. Gerstenberg.
Kretschmann.
Wieland.
Pfeffel.
v. Nicolay.
Burmann.
Willamow.
v. Thümmel.
Schubart.
Joh. Georg Jacobi.
Lavater.
Engel.
Eschenburg.
Claudius.
v. Herder.
Gotter.
Bürger.
v. Göckingk.

2. Literatur der Prosa.

Rabener.
Joh. Joachim Spalding.
Winkelmann.
Justus Möser.
v. Zimmermann.
Lessing.
Zollikofer.
Sophie v. la Roche.
Friedr. Nicolai.
Wieland.
Aug. Ludw. v. Schlözer.

(Baronin v. Rodde.)
Musäus.
Joh. Timotheus Hermes.
Engel.
v. Hippel.
Lichtenberg.
Garve.
Friedr. Heinr. Jacobi.
Claudius.
Salzmann.
Campe.
Pestalozzi.

Alphabetisches Verzeichniß
der im zweiten Theile enthaltenen Schriftsteller.

	Seite.
Abraham a Sancta Clara. .	241
Abschatz, Aßmann von, . . .	231
Berlichingen, Götz von,.	143. 145
Berthold	78
Besser, Joh. v., . . .	204. 205
Bodmer	260
Bonerius.	68. 72
Brandt, Sebastian, ...	85
v. Brawe.	365
Breitinger	260
Brockes . . . . .203. 208.	226
Bürger . . . . 264. 418 folgg.	
Burmann.	379
Campe.	500
Canitz, Freih. v., . . 203. 206.	239
Claudius, Matthias, . .	405. 495
Cramer, Joh. Andr., . . .	309
Cronegk, Freih. v., ...	363
Dach, Simon, . . 183 folgg.	225
Denis	351
Ebert	261. 294
Eike v. Repgow	77
Engel	404. 480
Eschenbach, Wolfram v., .	14. 45
Eschenburg	405
v. Eybe	93
Flecke, Conrad v., . . .	15. 45
Flemming, Paul, . . . 168 folgg.	
Francke	222. 240
Gärtner	261. 308
Garve	493
Geiler v. Kaisersberg . . .	93
Gellert.	261. 284
Gemmingen, Freih. v., . . .	356
Gerhard, Paul . . 183. 188 folgg.	
Gerstenberg, v., ...	365
Geßner, Salomon.	358
Giseke	261. 296
Gleim	262. 312
Göckingk	427
Götz	262. 318
Gotter.	413 folgg.
Gottfried v. Straßburg .	15. 54
Gottsched.	259
Greifensohn v. Hirschfeld . .	250
Gryphius, Andreas, . 175. 224.	225
Gryphius, Christian,. . . .	176
Günther, Joh. Chr., 210 folgg.	240
v. Hagedorn. . . 265. 266 folgg.	
Haller, Albr. v., . . .	265. 276
Harsdörfer	220. 226
Hartmann v. d. Aue . .	14. 54. 65
Heinrich der Teichner. . . .	85
v. Herder. . . . 265. 407 folgg.	
Hermes, Joh. Timotheus, . .	480
v. Hippel. . . . . 481 folgg.	
v. Hoffmannswaldau . . 150.	197
Hornek, Ottokar v., ...	68
Huber, Joh. Ludw., ...	341
Hutten, Ulrich v., ...	104
Jacobi, Friedr. Heinr., . . .	495
Jacobi, Joh. Georg,. . . .	397
Kästner.	261. 292
Karsch, Anna Luise, . . 332 folgg.	
Kero	3
Klay	220. 225
Kleist, Ewald Christ., 262. 323 folgg.	
Klopstock	261. 263. 279
König, Ulrich v., ...	205
Konrad v. Würzburg. . . .	15. 68
Kretschmann.	367
Kürenberg, der von, . . .	15. 16

Seite.

Laurenberg 235. 236
Lavater 400
Leibnitz, Freih. v., ... 245
Lessing . 263. 264. 344 folgg. 449
Lichtenberg 490
Lichtenstein, Ulrich v., . . 15. 27
Lichtwer 329
Logau, Freih. v., . . . 227 folgg.
v. Lohenstein 150. 197. 198 folgg. 224
Luther . 96. 102. 128. 134 folgg.

Mastalier 354
Mendelssohn 262. 345
Michaelis, Joh. Benjamin . 368
Möser, Justus, ... 442
Morungen, Heinr. v., . . . 15
Moscherosch 248
Musäus 475

Neidhart 15. 24
Neifen, Gottfr. v., . . . 15. 25
Neukirch, Benj., . . . 151. 203
Neumark, Georg, . 183. 195 folgg.
Nicolai, Friedr., . . . 262. 462
v. Nicolay 376
Notker 3

Ofterdingen, Heinr. v., . . 15
Olearius . . . . . 229 folgg.
Opitz v. Boberfeld 150. 159 folgg. 226
Otfried 3. 9

Pestalozzi 501
Pfeffel 373
Pfinzing, Melchior, ... 84
Philander v. Sittewald . . 248
Puschmann 98

Rabener 261. 433
Rachel 235. 238
Ramler 262. 320
Reinmar d. Aeltere 15
Reinmar d. Jüngere . . . 15
Rhön, Caspar von der, . . 84
Rinkert 196
Roche, Sophie v. la, . 450 folgg.
Rollenhagen 106. 109
Rosenblüt 85
Rothe 93
Rudolf v. Hohen-Ems. . 15. 68

Sachs, Hans, . 97 folgg. 105. 106. 119. 123. 128

Seite.

Salzmann 498
Schärtlin, Sebast. v., 143. 144. 147
Schernberg 85
Schilling 93
Schlegel, Joh. Ad., . . 261. 289
Schlegel, Joh. Elias, . 261. 290
v. Schlözer 473
Schmid, Conr. Arn., . 261. 292
Schmolke 233
Schnabel 250
Schnepperer 84
Schubart . . . . . 386 folgg.
Spalding 436
Spee, Friedr. v., . . . 152 folgg.
Spener . . . . 220 folgg. 240
Stricker 15. 54. 68. 75
Suchenwirth 85

Tauler 85
Thomasin von Zercläre . . . 68
Thomasius 246
v. Thümmel 382
Treitzsauerwein v. Ehrentreitz 93
Trymberg, Hugo v., ... 68
Tscherning . . . . . 181 folgg.
Twinger von Königshofen . . 93

Ulfilas 1
Uz 262. 316

Veldeke, Heinr. v., . . . 14. 68
Volz 84

Waldis, Burkard . 105. 128. 132
Walter v. d. Vogelweide . 15. 17
Weber, Veit, ... 82
Weckherlin . . . 152. 156 folgg.
Weiße . . . . . 261. 302 folgg.
Wernherr von Tegernsee . . 17
Wernike . . . . . 232 folgg.
Wieland 263. 370. 472
Willamow 381
Williram 3
Winkelmann 438
Wirnt von Grafenberg . . 15. 54
Wolf, Christian Freiherr v., . 247

Zachariä 261. 299
Zetzighofen, Ulrich von, . 15 folgg.
v. Ziegler und Kliphausen . 248
v. Zimmermann 448
Zinkgref . . . . . 230 folgg.
Zollikofer 450

Erster Zeitraum.

Von der ältesten Zeit bis auf Karl den Großen (768).

Aus den Zeiten vor der Völkerwanderung besitzen wir keine Sprachdenkmäler. Das Aelteste, was auf uns gekommen ist, stammt von den Gothen, weßhalb man diese Periode der Litteraturgeschichte die gothische nennt. Die Sprache ist sehr volltönend wegen des Reichthums und der Mannigfaltigkeit der Vokale und Ableitungsformen. Die Schrift der ältesten Zeit sind die Runen, die jedoch mehr im Norden Europa's, besonders in Schweden und Dänemark, bei Inschriften zu Hause sind; ihnen verwandt ist die gothische Schrift, welche Ulfilas um das Ende des vierten Jahrhunderts brauchte.

Das Hauptwerk dieser Zeit ist Ulfilas' Bibelübersetzung, das älteste Denkmal deutscher Sprache überhaupt. (Ulfilas war Bischof der Westgothen um 380.) Doch haben sich nur Bruchstücke erhalten. Als Beispiel mag das gothische Vaterunser hier stehn:

Atta unsar, thu in himinam, veihnai namo thein; qvimai thiudinassus theins; vairthai vilja theins sve in himina jah ana airthai; hlaif unsarana thana sinteinan gif uns himma daga; jah aflet uns thatei skulans sijaima, svasve jah veis afletam thaim skulam unsaraim; jah ni briggais uns in fraistubnjai; ak lausei uns af thamma ubilin; unte theina ist thiudangardi jah mahts jah vulthus in aivins. amen.

Zweiter Zeitraum.

Von Karl dem Großen (768) bis zur Thronbesteigung der Hohenstaufen (1137). (Gewöhnlich: von der Mitte des achten Jahrhunderts bis zum Ende des elften.)

Diese Periode umfaßt die Herrschaft der Karolinger, Sachsen und Franken; doch ist nur Karl der Große selbst als für die Entwicklung der Litteratur bedeutend hervorzuheben; er gründete Schulen und zog Gelehrte an seinen Hof, wie Alkuin, Eginhard. Auch soll er alte Lieder gesammelt haben; worin diese jedoch bestanden und wohin sie gekommen, ist unbekannt. Ludwig der Fromme, oder vielmehr seine Geistlichen, ließ viele heidnische Schriften vernichten. Unter Otto dem Großen findet sich zwar eine merkwürdige Erscheinung, die Nonne Roswitha zu Gandersheim; doch ihre Gedichte (dramatische und epische) sind lateinisch. Ueberhaupt waren die Klöster in jener Zeit Sitze der geistigen Bildung. Die Sprache ist die althochdeutsche; reich und klangvoll, obgleich sich gegen das Ende der Periode die vollen Formen schon abschwächen.

Die Hauptwerke sind folgende:

1. poetische.

1. Das Lied von Hildebrand und Hadubrand. Bruchstück eines Volksliedes. Alliterirend.*)

*) Die Alliteration oder der Stabreim besteht darin, daß in je zwei auf einander folgenden Versen, oder in den beiden Hälften einer Langzeile, zwei oder mehre Wörter, ge-

2. Das Wessobrunner Gebet. Beide aus dem achten Jahrhundert.

3. Otfried's Evangelienharmonie *). Otfried war Benediktinermönch zu Weißenburg im Elsaß um 870. Sein Werk ist das älteste Denkmal deutscher Reimpoesie.

4. Das Ludwigslied. Gesang auf den Sieg Ludwigs III. über die Normannen 883. Der Dichter dieses schönen Liedes lebte wahrscheinlich im Kloster St. Amand.

5. Muspilli oder vom jüngsten Gericht. Alliterirendes Bruchstück aus dem neunten Jahrhundert.

6. Merigarto, Bruchstück einer Erdbeschreibung, das einzige Denkmal gelehrter Poesie des elften Jahrhunderts.

2. prosaische.

1. Die Uebersetzung des Traktates de nativitate domini von Isidor, Bischof von Sevilla, durch einen Unbekannten. Aus der ersten Hälfte des achten Jahrhunderts.

2. Kero's (Mönchs zu St. Gallen) Uebersetzung der Benediktinerregel, um 720.

3. Tatian's Evangelienharmonie, aus dem neunten Jahrhundert.

4. Notker's Uebersetzung und Erklärung der Psalmen, des philosophischen Trostbuches des Boethius und noch einige andere Uebersetzungen lat. Werke. (Notker Mönch zu St. Gallen, unter mehren Mönchen dieses Namens der dritte, Labeo oder Teutonicus genannt, stirbt 1022 an der Pest.)

5. Williram's Paraphrase des hohen Liedes. (Williram Abt zu Ebersberg, früher Mönch zu Fulda, † 1085.)

---

wöhnlich die betontesten mit demselben Konsonanten, oder mit einem Vokale, gleichviel mit welchem, anfangen. Ihr gegenüber steht die Assonanz, welche auf der Uebereinstimmung der Vokale ohne Berücksichtigung der Konsonanten beruht.

*) Unter Evangelienharmonie versteht man einen umschreibenden Auszug aus den 4 Evangelien, in welchem Alles das erzählt und verbunden wurde, was den 4 Evangelien gemeinsam war. Das Werk Otfrieds heißt nicht ganz mit Recht Evangelienharmonie, es enthält Manches, was in keinem der Evangelien vorkommt und übergeht wieder Anderes, was allen 4 Evangelien gemeinsam ist.

Neben der hochdeutschen Sprache bildet sich früh die niederdeutsche, die sich durch alle folgende Perioden hindurch erhalten hat. In dieser ist Heljand, oder die altsächsische Evangelienharmonie zu nennen; wahrscheinlich ein Theil der Bibel, die Ludwig der Fromme im 9ten Jahrhundert für die Sachsen übersetzen ließ. — Auch das Hildebrandslied hat viele niederdeutsche Formen, muß also aus einer Gegend stammen, wo sich die hoch- und niederdeutsche Sprache berühren, etwa aus Thüringen.

Beispiele:

Das Hildebrandslied.

Ik gihôrta dhat seggen . . . . . .
dhat sih *u*rhêttun *ênôn* muotin
*H*iltibraht joh *H*adhubrant untar *h*erjun tvêm
*s*unufatarungôs iro *s*aro rihtun,
*g*arutun sê irô *g*ûdhamun, *g*urtun sih svert ana,
*h*elidôs, ubar *h*ringâ, dô siê ti derô *h*iltju ritun.
*H*iltibraht gi*m*ahalta: er was *h*êrôro *m*an,
*f*erahes *f*rôtôro: er *f*râgên gistuont,
*f*ôhêm wortum hver sîn fater wâri.
*f*ireô in *f*olche . . . . .
. . . . . ,,eddo hvelîhhes cnuosles du sîs.
ibu du mî *ê*nan sagês ik mî dê *ô*drê wêt
*ch*ind in *ch*urincriche: *ch*ûd ist mî al irmindeot."
*H*adubraht gimahalta, *H*iltibrantes sunu;

Das Hildebrandslied.

Ich hörte das sagen,
daß sich herausforderten zum Zweikampf
Hildebrand und Hadubrand zwischen zweien Heeren.
Sohn und Vater bereiteten ihre Panzer,
sie ordneten ihre Schlachtgewänder, gürteten sich die Schwerter an,
die Helden, über die (Panzer-) Ringe, da sie zum Kampfe ritten.
Hildebrand sprach — er war der stolzere Mann,
an Geist der klügere — er hub an zu fragen
mit wenigen Worten, wer sein Vater wäre
unter den Leuten im Volke „oder (sprich, „sagte er,") welches Geschlechtes du seist.
Wenn du mir Einen sagst, die Andern weiß ich mir,
du Kind im Königreiche; bekannt ist mir alles Menschenvolk."
Hadubrand sprach, Hildebrands Sohn:

15. „dat sagêtun mi
*a*ltê joh frôtê
dat ***H***iltibrant hêtti
forn er ôstar giweit
hina mit ***Th***eotrihhe
20. er fur*l*êt in *l*ante
*p*rût in *b*ûre
*a*rbeolaosa (er rêt
sid ***D***êtrîhhe
*f*ateres mînes
25. er was Ô*t*achre
deganô *d*echisto
êo *f*olches at ente:
*ch*ûd was er . . .

ûserê liuti
deâ *êr* hina wârun,
min fater: ih heittu ***H***adubrant.“
flôh er Ô*t*achres nîd,
enti sînerô *d*eganô vilu.
*l*uttila sitten
*b*arn unwahsan,
ôstar hina) dêt.
*d*arbâ gistuontun
dat was sô *f*riuntlaos man:
*u*mmett irri,
was er ***D***eotrîchhe;
imo was êo *f*ehta ti leop.
*ch*ônnêm mannum.

ni wânju ih iu lîb habbê.“

30. „W:ttu irmingot
dat du nêo dana halt

mit sus sippan man
ding ni gileitôs.“

want er dô ar arme
*ch*eisuringû gitân,
Hûneô truhtîn

*w*untanê bougâ,
sô imu sê der *ch*uning gap,
„dat ih dir it nu bi huldi gibu.“

15. „das sagten mir unsere Leute,
alte und kluge, die lange dahin sind,
daß Hildebrand mein Vater hieß, ich heiße Hadubrand.“
Einst zog er nach Osten (er floh Otachers Haß)
hinweg mit Dietrich und seiner Krieger vielen.
20. Er ließ im Lande elend sitzen
die Gattin im Hause, ein Kind, ein unerwachsenes,
ohne Landeserben (er zog gen Osten hinweg) das Volk.
Nachher betraf Dietrich der Verlust
meines Vaters. Der war ein so freundloser Mann,
25. er war auf Otacher allzu ergrimmt,
der Krieger liebster war er dem Dietrich,
immer an des Volkes Spitze, ihm war immer das Fechten zu lieb,
bekannt war er kühnen Männern,
so glaub' ich wohl, daß er nicht mehr lebt.“ —
30. (Hildebrand sprach:) „Traun, beim Allmächtigen, oben im Himmel,
(ich glaube) daß du niemals
mit so verwandtem Manne Streit führtest.“ —
Da wand er vom Arme gewundene Ringe,
von einem Kaiserringe gemacht, wie sie ihm der König gegeben hatte,
der Hunnen Herr: „daß ich dir es nun mit Huld gebe.“

Hadubraht gimâlta
„mit gêrû scal
ort widar orte.
ummet spâhêr
mit dînêm wortum, wili mih
pist alsô gialtêt man,
dat sagêtun mî
westar ubar wentil-
tôt ist Hiltibrant,
Hiltibraht gemahalta
„wela gisihu
dat du habês hême
dat du noh bî desemo rîche
„Welaga nu, waltant
ih wallôta sumarô
ur lante
dâr man mih êo scerita
sô man mir at burc ênigeru
nu scal mih svâsat
bretôn sînû billjû
doh maht du nu aodlihho,
in sus hêremo man

Hiltibrantes sunu:
man geba infâhan,
du bist dir, altêr Hûn,
spenis mih
dînû sperû werpan.
sô du êwîn inwit fôrtôs.
sêolidantê
sêo, dat man wîc furnam;
Heribrantes suno."
Heribrantes suno,
ih dînêm hrustim
hêrron gôtan,
reccheo ni wurti"
got, wêwurt skihit.
enti wintrô sehstic
in folc sceotanterô
banun ni gifasta:
chind svertû hauwan,
eddo ih imo ti banin werdan.
ibu dir dîn ellen tauc,
hrusti giwinnan,

Hadubrand ſprach, Hildebrands Sohn:
„Mit dem Wurfſpieß ſoll der Mann Gabe empfahen,
Spitze gegen Spitze. Alte Hunn, du biſt dir
allzuflug, lockſt mich
mit deinen Worten, (doch) mit dem Schwerte willſt du mich werfen.
Je älter du biſt, deſto länger haſt du ſteten Betrug vollführt.
Das ſagten mir Seefahrende,
die über das Mittelmeer in das Weſtland kamen, daß man von einer Schlacht hörte,
und ſo iſt Hildebrand todt, Heribrands Sohn." —
Hildebrand ſprach, Heribrands Sohn:
„Wohl ſehe ich an deinen Rüſtungen,
daß du einen guten Herren haſt
und daß du durch dieſe Obrigkeit noch nicht verbannt worden biſt.
Wehe nun, Herrſcher Gott! furchtbares Schickſal betrifft mich.
Ich wallte der Sommer und Winter ſechzig
außer dem Lande,
wohin man mich immer ſandte in die Schaar der Schützen,
ſo, daß man mir nirgend an einer Stadt den Tod bereitete,
und nun ſoll mich mein trautes Kind mit dem Schwerte ſchlagen,
treffen mit ſeinem Stahle, oder ich muß ihm den Tod geben.
Du kannſt ja leicht, wenn dein Muth taugt,
einem eben ſo ſtolzen Mann die Rüſtung abgewinnen,

rauba birahanen — ibu du dâr ênic reht habês.“

. . . . . — . . . . . .

„Der sî doh nu argôsto — ôstarliutô
der dir nu wiges warnê — nu dih es sô wel lustit.
gûdea gimeinûn — niusê dê môttî,
hver dâr sih hiutû — derô hregilô hruomen muotti.
erdo deserô brunnônô — bêderô waltan.“
dô lêttun sê êrist — asckim scrîtan,
scarpêm scûrim — dat in dêm sciltim stônt.
dô stôptun ti samane — staimbortchlûdun
heuwun harmlicco — hvîttê scilti
unti im irô lintun — luttilô wurtun
giwigan, ni ti wambnum — . . . . .

Raub erbeuten, wenn du dort irgend Recht haſt.“ —
(Des Sohnes Antwort fehlt. Hildebrand:)
„So wäre der doch der feigſte der Oſtländer,
der dir den Kampf weigerte, da es dich ſo ſehr gelüſtet.
Verſuche die handgemeine Schlacht, das Anſprengen,
wer von uns ſich heute der Beute rühmen ſoll,
oder über dieſe Rüſtungen beide gebieten.“
Da ließen ſie zuerſt, mit Eſchenſpeeren bewaffnet, die Roſſe ſchreiten,
mit ſcharfen Schauern, daß die Waffe in den Schilden ſtecken blieb,
dann traten ſie zuſammen — — —
ſie hieben ſchmerzlich die weißen Schilde,
daß ihnen der Lindenbaſt (an den Schilden) zerſtückt ward.

Aus Muspilli*).

Daz hôrtih rahhôn — diâ weroltrehtwison,
daz sculi der antichristo — mit Êliase pâgan,
der warch ist kiwâfanit. — denne wirdit untar in wîk arhapan,
khenfun sint sô kreftic, — diu kôsa ist sô mihhil.

Das hörte ich ſagen die Weltweiſen,
daß der Antichriſt mit Elias kämpfen ſoll.
Der Verworfene iſt gewaffnet; dann wird unter ihnen Kampf erhoben.
Die Kämpen ſind ſo kräftig, die Sache iſt ſo groß.

---

*) Muspilli iſt „die dem höchſten oder Lichthimmel nächſte oder Feuerwelt, deren Söhne am Ende der Tage unſere Welt zerſtören werden.“ Schmeller.

5. *Hê*lîas strîtit
wili den *r*ehtkernôn
pidiû scal imo *h*elfan
der *a*ntichristo stêt
stêt pî demo *s*atanâse
10. pidiû scal er in deru *w*îcsteti
enti in demo *s*inde
doh wânit des vila
daz Hêlîas in demo *w*îge
sâr sô daz *Hê*lîases pluot
15. sô in*p*rinnant diê *p*ergâ,
*c*inic in *e*rdu,
muor var*s*wilhit sih,
*m*âno vallit,
*st*ein ni ki*st*entit.
20. *v*erit mit diû *v*uirû
dâr ni mac denne *m*âk andremo
denne das *p*reita wasal
enti *v*uir enti luft
wâr ist denne diu *m*arha
25. diu marha ist varprunnan;
ni *w*eiz mit *w*iû puozê:
pî den *ê*wigon lîp,
daz *r*îhhi kistarkan:
der *h*imiles kiwaltit.
pî demo *a*ltfîante
der inan farsenkan scal:
*w*unt pivallan
*s*igalôs werdan.
. . . gotmannô,
ar*w*artit wirdit.
in *e*rda kitriufit,
*p*oum ni kistentit
*a*hâ artruknênt,
*s*vilizôt lougjû der himil,
prinnit *m*ittilagart,
denne *st*uatago in lant
*v*irihô wîsôn,
helfan vora demo *m*uspille.
allaz var*p*rennit,
iz allaz ar*f*urpit
dâr man dâr êo mit sînên *m*âgôn pîec?
diu sêla stêt pidwungan,
sâr verit si za *w*îze.

5. Elias ſtreitet um das ewige Leben,
er will den nach dem Rechte Trachtenden das Reich befeſtigen,
darum ſoll ihm helfen, der über den Himmel gebietet.
Der Antichriſt ſteht bei dem Altfeinde,
ſteht bei dem Satan, der ihn verſenken ſoll:
10. darum ſoll er auf der Kampfſtatt verwundet fallen
und diesmal ſieglos werden.
Doch glauben daran viele der Gottesmänner,
daß Elias in dem Kampfe verletzt werde.
Alsbald, wenn Elias Blut in die Erde träuft,
15. ſo entbrennen die Berge, kein Baum beſteht
feſt in der Erde, die Ströme vertrocknen,
das Meer verzehrt ſich, es vergeht in Flammen der Himmel,
der Mond fällt, es brennt der Erdkreis.
Dann fährt der Tag der Vergeltung in das Land
20. mit dem Feuer die Menſchen heimzuſuchen,
da kann kein Blutsfreund dem andern helfen vor dem Muspilli.
Dann verbrennt der breite Erdkreis ganz,
und Feuer und Luft fegt es Alles dahin;
wo iſt dann die Grenze, um die man hier mit ſeinen Blutsfreunden ſtritt?
25. Die Grenze iſt verbrannt; die Seele ſteht bezwungen,
ſie weiß nicht, womit ſie büßen ſoll; alsbald fährt ſie zur Hölle.

Aus Otfried.

Buch III. Cap. II. (Joh. 4.)

Tho Krîst in Galiléa quam,
ward thaz tho mári sos iz zám,
joh ward gikúndit sin giwált
ubar állaz thaz lant.

Ein kuning giéiscot iz in wár,
joh fúar ingegin ímo sar.
waz mag ih zéllen thir es mér?
sin sún was filu siecher.

Bat ér sih sar irhúabi,
mit imo héim fuari;
thaz er thár gimeinti,
then sún imo gihéilti.

Quad er io bi nóti
lagi dáwalonti,
joh wári in theru súhti
mit grozeru úmmahti.

Gab er mo ántwurti
mit micheleru mílti:
mit wórton wolt er súazen
thia gilóuba in imo búazen.

„Ir zéichan ni giscówot,
thanne iu wírdit so nót,
wuntar séltsanu,
ni gilóubet ir zi wáru.“

Da Christus nach Galiläa kam, ward das daselbst kundig, wie es sich ziemte, und es ward verkündet seine Gewalt über alles das Land.

Ein König erfuhr es in Wahrheit und zog ihm alsbald entgegen. Weshalb soll ich dir mehr davon erzählen? sein Sohn war sehr krank.

Er bat, daß er sich sogleich erhöbe, mit ihm heim zöge; er deutete darauf damit hin, daß er ihm den Sohn heilen solle.

Er sprach, daß er stets jammervoll läge in Fiebergluth und in der Krankheit voll großer Schwäche wäre.

Da gab er ihm zur Antwort mit großer Milde; mit Worten wollte er, mit süßen, den Glauben in ihm stärken.

„Wenn ihr nicht Zeichen sehet, bis ihr in Noth kommt, seltsame Wunder, wahrlich so glaubet ihr nie.“

Wanta ob er gilóubti ubar ál
so iz bi rehte wésan scal,
in hérza imo quámi
so iz fora góte zami:
Gilóubt er selbo thánne
so zimit gótes manne,
thaz iagiwar ist drúhtin
mit sínis selbes máhtin;

Thaz thén ni darf man béiten,
after stétin leiten,
ther so kréftiger ist,
bihábet thaz in wórolti ist.

„Drúhtin" quad er, „zilo thin,
oba thu ginádon wili mín.
thin gúatiz er biwérbe,
er mir ther sún irsterbe."

Sprah druhtin zímo sinaz wórt,
tház er fuari héimort,
tház er fuari thárasun:
quad funti gánzan sinan sún.

Gilóubt er themo wórte,
joh kérta sih zi lánte,
sar bi thémo thinge
zi themo héiminge.

Denn wenn er vollkommen glaubte, wie es nach dem Rechte ſeyn ſoll, ſo würde es ihm ins Herz kommen, wie es ſich vor Gott ziemte;

So würde er ſelbſt dann glauben, wie es einem Manne Gottes ziemt, daß der Herr überall iſt mit ſeiner Macht.

Daß man auf ihn nicht harren, noch ihm von Ort zu Ort folgen darf, der ſo mächtig iſt, daß er erhält, was in der Welt iſt.

„Herr", ſprach er, „beeile dich, wenn du mir Gnade erweiſen willſt; deine Huld erlange er, ehe mir der Sohn ſtirbt."

Da ſprach der Herr ſein Wort zu ihm, daß er heimkehre, daß er zöge dahin: er ſprach, er würde ſeinen Sohn geſund finden.

Er glaubte dem Worte und wandte ſich zu ſeinem Lande, alsbald ob dieſem Verſprechen, zu der Heimat.

Unz er fuar áhtonti
thes sélben wortes máhti,
gágantun imo blíde
thie holdun scálka sine;

Záltun imo ouh innan thés
thráto filu líabes,
thaz rehto in álawari
sin sun gínéran wari.

Thia zit er éiscota tho
(was er es hárto filu fró)
thia stúnta ouh mit giwúrti,
wanne imo báz wurti.

„Hérero, zéllen wir thir tház,
tho síbunta zit des dáges was
gésteren, so sie sáhun,
tho ward er gánzer gáhun.“

Ni zuivolo múat thinaz:
sus findist thu iz gidánaz,
findist zi alaware
then liobon dróst sus tháre.

Irkánta tho ther fater sár
theiz thiu zít was in wár,
thaz imo iz drúhtin so gilíaz,
thia selbun gánzida gihíaz.

Während er zog, achtend auf deſſelben Wortes Macht, begegneten ihm freudig ſeine treuen Knechte.

Sie erzählten ihm auch indeß ſchnell viel Liebes, daß recht in aller Wahrheit ſein Sohn geneſen wäre.

Nach der Zeit fragte er da (er war darüber gar ſehr froh) nach der Stunde auch mit Freudigkeit, wenn er beſſer geworden ſei.

„Herr, wir ſagen dir das. Da die ſiebente Stunde des Tages war geſtern, wie ſie ſahen, da wurde dein Sohn plötzlich geſund.“

Nicht zweifle dein Gemüth: ſo findeſt du es geſchehen, findeſt in aller Wahrheit den lieben Troſt ſo dort.

Da erkannte der Vater alsbald, daß es in Wahrheit die Zeit war, da der Herr es ihm zuſagte, dieſelbe Geſundheit verhieß.

Gilóubta sar tho sélbo
ther kuning írdisgo tho
mit sínemo githígine
themo himilisgen kúninge.

Sogleich glaubte da der König, der irdiſche, ſelbſt mit ſeiner Dienerſchaft an den himmliſchen König.

Dritter Zeitraum.*)

Von der Thronbesteigung der Hohenstaufen (1137) bis zum Auftreten der Luxemburger (1346).

Die Periode der Minnesänger.

Unter der kraftvollen Regierung der Hohenstaufen erhob sich Deutschland zu einer Höhe der Poesie, die es nur am Schlusse des vorigen Jahrhunderts wieder erreicht hat, und die sich mit der Poesie aller Völker und Jahrhunderte messen darf. Die Kreuzzüge regten ganz Europa auf, und bewirkten die gegenseitige Einwirkung und den Ideenaustausch der Abendländer unter einander; vorzüglich aber bot das Morgenland neue Anschauungen und poetische Stoffe in Fülle dar. Das Ritterthum, aus dem Streben nach persönlicher Freiheit und der Verehrung der Frauen, dem ächtdeutschen Elemente, hervorgegangen, erreichte hier seine höchste Blüthe, und der Kampf der Kirche mit den Kaisern bot theils sich selbst der poetischen Auffassung dar (Walther von der Vogelweide, Freidank), theils, und dies vorzüglich, erhöhte er, wie jedes großartige politische Streben, die Gesammtstimmung des Volkes, und wirkte so mittelbar, befruchtend auf die Dichter, als die Träger des Zeitgeistes und die Vertreter des Volkes. Die Kaiser selbst, wie die meisten der mächtigeren Fürsten, beschützten die Poesie, dichteten häufig selbst, und es hat wohl nie mehr in

*) Zwischen dem zweiten und dritten Zeitraum, dem althochdeutschen und mittelhochdeutschen liegt mitten inne die Poesie des 12. Jahrhunderts, welche den Uebergang zur mittelhochdeutschen bildet. Eine Charakteristik und Uebersicht der dazu gehörigen poetischen Erzeugnisse giebt Hoffmann im ersten Theile seiner Fundgruben.

diesem Sinne eine deutsche Nationalpoesie gegeben, eine Poesie, die so vollkommen aus dem herrschenden Geiste der Nation hervorging, und deren Erzeugnisse die Nation wieder so vollkommen in sich aufnahm und verarbeitete. Wie sehr die Poesie damals nicht Eigenthum Einzelner, sondern Allgemeingut war, ersieht man theils aus der großen Anzahl vortrefflicher Dichter, die sich in die kurze Zeit zusammendrängen; theils aus den vielen Gedichten, die entweder ganz aus Volksliedern entstanden sind, wie vor allen die Nibelungen, oder doch lange Zeit sich nur im Munde des Volks erhalten haben; theils endlich aus der freundlichen Aufnahme und Unterstützung, die den ärmern Sängern und den fahrenden Leuten, wenigstens in der guten Zeit, von allen Seiten zu Theil wurde. — Die Mönche fuhren fort, die Wissenschaft zu pflegen; man trieb scholastische Philosophie, römisches Recht, auch las man, obwohl wenig, die Schriften der Alten.

Die Sprache ist die weiche, melodische schwäbische, oder, wie sie im Gegensatz zur althochdeutschen heißt, die mittelhochdeutsche. Die lyrischen Gedichte dieser Zeit heißen Minnelieder und die Dichter überhaupt Minnesänger; zwar war die Liebe keineswegs ihr alleiniger Gegenstand; doch wurden alle Stoffe mit vorherrschendem Gefühl und mit der Innigkeit der Liebespoesie behandelt.

Wir trennen die Werke dieses Zeitraums wieder in poetische und prosaische, obzwar die Prosa ziemlich vernachlässigt wurde und von einer prosaischen Schreibart eigentlich wenig die Rede seyn kann.

1. Poesie.

Die Hauptdichter sind:

1. Heinrich von Veldeke aus Westphalen; sein Hauptwerk, die Eneit, vollendete er zwischen 1184 und 1189 am Cleverer Hof.

2. Hartmann von der Aue, ein Schwabe. Von ihm: Iwein, Musterstück der Hofpoesie, um 1203; armer Heinrich, Erek, Gregor auf dem Steine.

3. Wolfram von Eschenbach, ein Franke, † etwa um 1220; sein Hauptgedicht Parzival gehört zu den größten des

Mittelalters, geschrieben ist es um 1205; außer diesem besitzen wir von ihm: Lieder, den Anfang eines größern Werkes Titurel, und Wilhelm von Dranse.

4. Gottfried von Straßburg, aus bürgerlichem Stande, daher „Meister" genannt, wogegen die adligen Dichter „Herren" heißen. Er dichtete in den beiden ersten Jahrzehnten des 13. Jahrhunderts; sein Werk: Tristan und Isolde ist leider unvollendet geblieben, und die beiden Fortsetzungen von Heinrich von Freiberg und Ulrich von Türheim entschädigen nicht für den Verlust.

Die drei letzten Dichter, Wolfram, Gottfried und Hartmann, gelten für die größten Epiker des Zeitalters. Wolfram zeichnet sich durch den Ernst und die Tiefe seiner Gedanken und das Gedrängte, Gewaltige der Darstellung aus, das ihm vor allen mittelhochdeutschen Dichtern eigenthümlich ist. Gottfried leuchtet durch Zartheit und Tiefe des Gefühls, besonders in Darstellung der Leidenschaft hervor. Hartmann ist äußerst anmuthig, geschmeidig und höfisch gebildet.

5. Walther von der Vogelweide; geb. zwischen 1165 und 1170, gest. nicht vor 1227; unbekannt, woher gebürtig. Hauptlyriker, mit den Kaisern Philipp, Otto IV. und Friedrich II. in Verbindung.

6. Neidhart, geb. am Rheine, lebte in Baiern und am Wiener Hofe, und ist schon um 1217 berühmt. Lyriker.

7. Konrad von Würzburg, in der zweiten Hälfte des 13ten Jahrhunderts.

8. Rudolf von Hohen-Ems, Dienstmann zu Montfort, † um 1254.

Ferner: der von Kürenberg, Heinrich von Ofterdingen, Reinmar der Alte, Reinmar von Zweter, Ulrich von Zetzighofen, Wirnt von Grafenberg, Konrad Flecke, Ulrich von Lichtenstein, der Stricker, Heinrich von Morungen, Gottfried von Neifen, Meister Hans Hadlaub, Meister Rumsland und Regenbogen u. a. m.

Zu diesem Kreis von Minnesängern gehört auch der sogenannte Krieg auf der Wartburg. Der Landgraf Herrmann von Thüringen und der Herzog Leopold von Oestreich, beides

Freunde der Poesie, hatten an ihren Höfen nicht selten Minnesänger versammelt. Ein solcher Kreis befand sich einst 1206 auf der Wartburg, dem Hofe Herrmanns, und die Dichter: Veldeke, Eschenbach, Walther von der Vogelweide, Heinrich von Ofterdingen, Bietwolf, Reinmar der Aeltere, Nikolaus Klingsohr u. A. hielten dort einen poetischen Wettkampf. Ofterdingen besang den Herzog Leopold, Klingsohr dagegen den Thüringer. Jener hatte bereits diesen glänzend besiegt: da erschien die schöne Landgräfin Sophie von Thüringen, und Ofterdingen gerieth in solche Verwirrung, daß er schweigen mußte. Die Landgräfin nahm sich aber seiner an, und verlangte, daß beide im folgenden Jahre 1207 noch einmal singen sollten. Ofterdingen sang zu Ehren des thüringer Landgrafen, und Wolfram von Eschenbach besang den Oestreicher. Klingsohr erkannte Ofterdingen als Sieger, und der ganze thüringer Hof stimmte ein.

Wir theilen die Gedichte dieser Zeit in a) lyrische, b) epische, c) didaktische ein; dramatische gab es noch nicht. Die meisten Dichter waren jedoch in mehreren Gattungen ausgezeichnet.

a) lyrische.

Ein Lied des von Kürenberg.

12. Jahrh.

Ez hât mir an dem herzen
vil dike wê getân,
daz mich des geluste,
des ich niht mohte hân
noch niemer mag gewinnen:
daz ist schedelîch.
jone mein ich golt noh silber:
ez ist den liuten gelîch.

Wie ist mein Herz geworden
So bang und trauervoll,
Daß mich nach dem gelüstet,
Was ich nicht haben soll,
Was ich nicht kann gewinnen;
Groß ist mein Ungemach.
Nicht Gold, noch Silber mein' ich,
Was fragt die Welt danach?

Ich zôch mir einen valken
mêre danne ein jâr.
dô ich in gezamete
als ich in wolte hân,
und ich im sîn gevidere
mit golde wol bewant,
er huob sich ûf vil hôhe
und floug in anderiu lant.

Sît sach ich den valken
schône vliegen:
er fuorte an sînem vuoze
sîdîne riemen,
und was im sîn gevidere
alrôtguldîn.
got sende sî ze samene,
di geliebe wellen gerne sîn.

Ich zog mir einen Falken
Wohl länger als ein Jahr;
Und als er, wie ich wollte,
Nun wohl gezähmet war,
Und ich ihm sein Gefieder
Mit Golde schön umwand,
Da hob er sich zum Himmel,
Und flog ins fremde Land.

Darauf sah ich den Falken
Wie er so stolz sich schwang;
Wie mancher seidne Riemen
Um seinen Fuß sich schlang;
Sein ganz Gefieder glänzte
Wohl hell wie rothes Gold.
Gott führe sie zusammen,
Die gern sich wären treu und hold.

Wernher von Tegernsee.

(12. Jahrh.)

Dû bist mîn, ih bin dîn:
des solt dû gewis sîn.
Dû bist beslozzen

Du bist mein, ich bin dein:
Deß sollst du gewiß seyn,
Du bist verschlossen

in minem herzen;
Verlorn ist daz sluzzelîn:
dû muost immer dar inne sîn.

In meinem Herzen;
Verloren iſt das Schlüſſelein,
Du mußt nun immer drinnen ſeyn.

Walther von der Vogelweide.

1.

Ir sult sprechen willekomen:
der iu maere bringet, daz bin ich.
allez daz ihr habt vernomen,
daz ist gar ein wint: nû frâget mich.
ich will aber miete:
wirt mîn lôn iht guot,
ich sage iu vil lîhte daz iu sanfte tuot.
seht waz man mir êren biete.

Ich wil tiuschen frowen sagen
solhiu maere, daz si deste baz
al der werlte suln behagen:
âne grôze miete tuon ich daz.
waz wold ich ze lône?
si sind mir ze hêr:
sô bin ich gefüege, und bite si nihtes mêr,
wan daz si mich grüezen schône.

Sprechen ſollt ihr, ſei willkommen:
Ich verkünd' euch holde Mähr.
Eitel war, was ihr vernommen,
Nun, ſo fragt mich; lauſchet her.
Doch was ſoll die Kunde gelten?
Wird mir holder Lohn gereicht,
Eine Kunde bring' ich leicht,
Die wohl Keiner wagt zu ſchelten.

Deutſchen Frauen will ich's ſagen,
Daß ſie aller Welt hinfort
Deſto beſſer nur behagen;
Wenig fordr' ich für das Wort.
Was begehrt' ich von den ſüßen?
Deutſche Frau'n ſind mir zu hehr:
Nichts, beſcheiden, bitt' ich mehr,
Als daß ſie mich freundlich grüßen.

Ich hân lande vil gesehen
unde nam der besten gerne war:
übel müeze mir geschehen,
künde ich ie mîn herze bringen dar,
daz mir wol gevallen
wolde fremeder site.
nû waz hulfe mich, ob ich unrehte strite?
tiusche zuht gât vor in allen.

Von der Elbe unz an den Rîn
und her wider unz an Ungerlant
sô mugen wol die besten sîn,
die ich in der werlte hân erkant.
kan ich rehte schouwen
guot gelâz und lîp,
sem mir got, sô swüere ich wol daz hie diu wîp
bezzer sind danne ander frouwen.

Tiusche man sind wol gezogen,
rehte als engel sint diu wîp getân.
swer si schildet, derst betrogen:
ich enkan sîn anders niht verstân.

Länder viel hab' ich gesehen,
Schaute gern die Schönsten an:
Uebel müff' es mir ergehen,
Wenn ich Eine lieb gewann;
Wenn dem Herzen wohl gefallen,
Fremder Lande Sitt' und Zier.
Euch zu täuschen, hülf' es mir?
Deutsche Zucht geht hoch vor allen.

Von der Elbe bis zum Rheine,
Bei den Ungarn weit umher
Wohnt wohl manche Holde, Feine,
Wie auf Erden keine mehr.
Weiß mein Auge recht zu schauen
Holde Anmuth, süßen Leib,
Ist ein niedrig deutsches Weib
Schön wie andre hohe Frauen.

Deutscher Mann ist wohlgezogen,
Deutsche Frau'n wie Engel licht,
Wer sie schilt, der ist betrogen:
Also ist es, anders nicht.

tugent und reine minne,
swer die suochen wil,
der sol komen in unser lant: da ist wünne vil:
lange müeze ich leben dar inne!

Sucht ihr Tugend, keusche Liebe?
Kommt zu deutschen Landen her,
Wonne fehlt uns nimmermehr:
Daß ich lang in ihnen bliebe!

2.

Sô die bluomen ûz dem grase dringent,
same si lachen gegen der spilden sunnen
in einem meien an dem morgen fruo,
und diu kleinen vogellîn wol singent
in ir besten wîse die si kunnen,
waz wünne mac sich dâ gelîchen zuo?
ez ist wol halb ein himmelrîche,
suln wir sprechen waz sich deme geliche,
sô sage ich waz mir dicke baz
in mînen ougen hât getân,
und taete ouch noch, gesaehe ich daz.

Swâ ein edeliu schoene frowe reine,
wol gekleidet unde wol gebunden,
dur kurzewîle zuo vil liuten gât,
hovelîchen hôhgemuot, niht eine,

Wenn die Blumen aus dem Grase dringen,
Lieblich aufschaun in der Sonne Blitzen,
Früh im Maie, wenn der Morgen graut;
Wenn die kleinen Vöglein lustig singen,
In dem besten Klang, den sie besitzen,
Habt ihr jemals größre Lust geschaut?
Halb ist man im Himmelreiche,
Soll ich sprechen, was sich dem vergleiche,
Sag' ich, was mich mehr erfreut,
Mehr die Augen einst erquickt
Und wohl noch erquickte, säh' ich's heut.

Wenn ein edles Weib das Volk durchschreitet
Wohlgekleidet, schön und reiner Sitte,
Reichgeschmückt und nur zur Kurzweil geht;
Nicht allein, von Dienern stolz begleitet,

umbe sehende ein wênic under stunden,
alsam der sunne gegen den sternen stât, —
der meie bringe uns alsîn wunder,
waz ist dâ sô wünneclîches under,
als ir vil minneclîcher lîp?
wir lâzen alle bluomen stân,
und kapfen an daz werde wîp.

Nû wol dan, welt ir die wârheit schouwen!
gên wir zuo des meien hôhgezîte!
der ist mit aller sîner krefte komen.
seht an in und seht an schoene frouwen,
wederz ir daz ander überstrîte;
daz bezzer spil, ob ich daz hân genomen.
owê der mich dâ wellen hieze,
deich daz eine dur daz ander lieze,
wie rehte schiere ich danne kür!
hêr meie, ir müeset merze sîn,
ê ich mîn frowen da verlür.

Still sich umschaut in des Volkes Mitte,
Wie die Sonn' im Kreis der Sterne steht, —
Wunder mag der Mai uns bringen,
Was so Schönes kann ihm je gelingen,
Als ihr liebesüßer Leib?
Alle Blumen läßt man stehn,
Schaut nur sie, das werthe Weib.

Und wohlan, wollt ihr die Wahrheit schauen,
Laßt uns zu des Maien Feste wandern!
Hold mit aller Kraft ist er gekommen.
Seht auf ihn und seht auf schöne Frauen,
Welches herrlich leuchte vor dem Andern;
Sagt, ob ich den bessern Theil genommen.
Wehe mir und wer mich hieße,
Daß ich Eines um das Andre ließe,
Wie so schnell hätt' ich gewählt!
Euch zum März macht' ich, Herr Mai,
Eh das süße Weib mir fehlt.

3.

Owê war sint verswunden alliu miniu jâr!
ist mir mîn leben getroumet, oder ist ez wâr?

O weh, all' meine Jahre, wo sind sie hingeeilt!
Hab' ich geträumt, ich lebe? hab' ich auf Erden geweilt?

daz iht ie wânde daz iht waere, was daz iht?
dar nâch hân ich geslâfen und enweiz es niht.
nû bin ich erwaht, und ist mir unbekant
daz mir hie vor was kündic als mîn ander hant,
liute und lant, dâ ich von kinde bin erzogen,
die sint mir frömde (worden) reht als ob ez sî gelogen.
die mîne gespilen wâren, die sint traege und alt.
bereitet ist daz velt, verhouwen ist der walt:
wan daz daz wazzer fliuzet als ez wîlent flôz,
für wâr ich wânde mîn unglücke wurde grôz.
mich grüezet maneger trâge, der mich kande ê wol;
diu welt ist allenthalben ungenâden vol,
als ich gedenke an manegen wünneclîchen tac,
die mir sint enphallen gar als in daz mer ein slac.
Iemer mêre ouwê!

Owê wie jaemerlîche junge liute tuont,
den ê vil vreweclîche ir gemüete stuont!
die kunnen niuwan sorgen: wê wie tuont si sô?
swar ich zer werlte kêre, dâ ist nieman frô:
tanzen, singen, daz zergât mit sorgen gar:
nie kristenman gesach sô jaemerlîche schar.

Was ich gewähnt, es wäre, war es in Wahrheit da?
Ich hab' im Schlaf gelegen, ich weiß nicht, was ich sah.
Nun wach ich auf vom Traume, da ist mir unbekannt,
Was mir zuvor war kundig, wie meine andre Hand.
Das Land und auch die Leute, wo ich als Kind geſäumt,
Sie ſind mir fremde worden, als wär' es Alles erträumt.
Die meine Geſpielen waren, ſind träge nun und alt.
Beſtellt iſt rings die Haide und abgehaun der Wald:
Wenn nicht das Waſſer flöſſe, wie ich es einſt geſehn,
Ich glaubte, traun, mir wäre ein großes Leid geſchehn.
Es grüßt mich Mancher zögernd, der mich einſt wohl gekannt;
Es iſt von Noth und Unheil erfüllt nun alles Land,
Wenn ich der Wonne denke, an manchen Tag ſo hehr,
Die ſind mir all' entfallen, ſo wie ein Schlag ins Meer.
Immer mehr o weh!

O weh, die jungen Leute, wie traurig ſteht die Schaar,
Die einſt in ihrem Muthe ſo wild verwegen war!
Die können nichts als ſorgen: weh, was bedrängt ſie ſo?
Wohin ich ſchau' auf Erden, ich ſehe Niemand froh.
Das Tanzen und das Singen muß ganz mit Sorgen vergehn,
Nie hat ein Chriſt auf Erden ſo trübe Schaar geſehn.

nû merkent wie den frowen ir gebende stât:
die stolzen ritter tragent dörperliche wât.
uns sint unsenfte brieve her von Rôme komen,
uns ist erloubet trûre und fröide gar benomen.
daz müet mich inneclîchen sêre (wir lebten ie vil wol),
daz ich nû für mîn lachen weinen kiesen sol.
die wilden vogel betrüebet unser klage:
waz wunder ist, ob ich dâ von verzage?
was spriche ich tumber man durch mînen boesen zorn?
swer dirre wünne volget, der hât jene dort verlorn.
Iemer mêr ouwê!

Ouwê wie uns mit süezen dingen ist vergeben!
ich sihe die bittern gallen mitten in dem honege sweben:
diu welt ist ûzen schoene, wîz, grüen unde rôt,
und innân swarzer varwe, vinster sam der tôt.
swen si nu verleitet habe, der schouwe sînen trôst:
er wird mit swacher buoze grôzer sünde erlôst.
dar an gedenkent, ritter: ez ist iuwer dinc.
ir tragent die liehten helme und manegen herten rinc,
dar zuo die vesten schilte und die gewîhten swert.
wolte got, waer ich der sigenünfte wert,
sô wolte ich nôtic man verdienen rîchen solt.

Nun seht, wie steht den Frauen die Spang' an Stirn und Hand:
Die stolzen Ritter tragen kein ritterlich Gewand.
Es sind unsanfte Briefe von Rom uns hergekommen,
Uns ist erlaubt zu trauern und alle Lust benommen.
Das schmerzt mich tief im Herzen (wir lebten so freudevoll),
Daß ich statt meines Lachens nun Thränen wählen soll.
Die wilden Vögel im Walde erschrecken vor unsrer Klage,
Wen könnt' es noch verwundern, wenn ich davon verzage?
Was sprech' ich unbesonnen in meinem argen Sinn?
Wer hier der Freude nachgeht, der giebt die ew'ge hin,
Immer mehr o weh!

O weh, in süßer Speise hat man uns Gift gegeben!
Ich sehe die bittre Galle mitten im Honig schweben:
Die Welt ist schön von außen, ist weiß und grün und roth,
Von innen schwarzer Farbe und finster wie der Tod.
Doch wen sie hat betrogen, dem ist ein Trost bereit:
Er wird mit leichter Buße von großer Schuld befreit.
Daran gedenkt, ihr Ritter, denn es ist eure Pflicht;
Ihr tragt die lichten Helme und manchen Panzer dicht,
Dazu die festen Schilde und das geweihte Schwert.
O wollte Gott, ich wäre des hohen Sieges werth,
So wollt' ich Vielbedrängter verdienen reichen Sold.

joch meine ich niht die huoben noch der hêrren golt:
ich wolte selbe krône êweclîchen tragen:
die möhte ein soldener mit sîme sper bejagen.
möht ich die lieben reise gevaren über sê,
sô wolte ich denne singen wol und niemer mêr ouwê.
Niemer mêr ouwê!

Ich meine nicht die Huben und nicht der Herren Gold:
Ich wollte selbst die Krone für stete Zeiten tragen:
Die könnte wohl ein Söldner mit seinem Speer erjagen.
Könnt ich die liebe Reise vollbringen über die See,
So wollt' ich Heil! dann singen und nimmer mehr o weh.
Nimmer mehr o weh!

Neidhart.

Ein altiu vor den reien trat,
diu mêr dan tûsent runzen hât.
„tohter, hüet hie heime wol:
ich bin worden vröuden vol."

„„Muoter, waz ist iu geschehen?
oder waz habt ir hiure ersehen?
nû ist sîn mêr dan drîzec jâr,
daz ir truoget grâwez hâr.""

Si swanc sich ûf reht sam ein vogel.
„jâ wil ich hiure sîn gar gogel.
seht her an mîne sîten junc:
diu tuot noch mangen geilen sprunc."

Eine Alte trat zum Reigen,
Konnte tausend Runzeln zeigen,
„Tochter, nimm das Haus in Hut:
Ich bin froh und wohlgemuth."

„„Mutter, was ist euch geschehen?
Oder was habt ihr heuer gesehen?
Sind's doch mehr als dreißig Jahr,
Daß ihr truget graues Haar?""

Sie schwang sich auf recht wie auf Schwingen.
„Ja heuer will ich lustig springen.
Seht her auf meine Seiten jung,
Die thun noch manchen frohen Sprung."

„Tohter, hüete mir der tür
und làz mich springen wider und vür.
nim des knaben ebene war
der dâ tregt daz valwe hâr.“

„„Muoter, ich wil iuch vertreten:
ein hübscher Knabe hât mich gebeten;
der kürzet uns die wîle lanc.““
her Nithart uns den reien sanc.

„Tochter, mußt die Thür bewachen,
Laß mich springen, laß mich lachen.
Nimm des Knaben sorglich wahr,
Der dort trägt das blonde Haar.“

„„Mutter, ich will euch vertreten,
Ein hübscher Knabe hat mich gebeten;
Der kürzt die langen Stunden fein.““
Herr Neidhart sang uns diesen Reihn.

Gottfried von Neifen.

(Ein Schwabe, aus der Mitte des 13. Jahrh.)

Saelic sî diu heide, sailic sî diu ouwe,
saelic sî der kleine vogellîne süezer sank!
bluomen, loup, diu beide stânt in maniger schouwe;
die der kalte winter hiure mit sîm froste twank,
dien ist an ir fröiden wol gelungen.
alsô möht ouch ich an mînen fröiden wider jungen,
trôste mich ein rôter mund, nâch dem mîn herze ie rank.

Mir was wie mîn swaere haete ein lieplîch ende,
dô mir seite ein bote, ich solde in fröiden froelîch sîn.

Selig sei die Haide, selig seien die Auen,
Selig sei der kleinen Vöglein süßer Sang!
Blumen, Laub, die beide sind gar hold zu schauen,
Die der kalte Winter heuer mit seinem Froste zwang;
Ihnen ist's geglückt sich zu erfreuen,
Also möcht' auch ich in meinen Freuden mich erneuen,
Gäb' ein rother Mund mir Trost, nach dem mein Herz stets rang.

Glaubt' ich doch, mein Leiden hätte hold geendet,
Da mir sagte ein Bote, ich sollt' in Freuden fröhlich seyn.

ich was fröidebaere, sorge was ellende
in mîm herzen, dô ich wânde, ir mundes rôter schîn
der wold in mîn herze lieplich lachen.
alsô kan diu minne ein wunder an uns beiden machen.
minne, tuo mir swie dû wellest: der gewalt ist dîn.

Rôter munt, nû lache, daz mîn sorge swinde;
rôter munt, nû lache, daz mir sendez leit zergê!
lachen dû mir mache, daz ich fröide vinde;
rôter munt, nû lache, daz mîn herze frô bestê!
sît dîn lachen mir gît hôhgemüete
neinâ, rôter munt, so lache mir durch dîne güete
lachelîche, roeselehte: wes bedörfte ich mê?

Minnenklîch gedinge froit mich mange stunde,
daz mich troeste ein rôter munt des ich noch nie vergaz.
minnenklîch gedinge ob ich daz dâ vunde,
sône kunde mir ûf erde niemer werden baz.
Rôter munt, * hilf mir von den noeten:
âne got sô kan dich nieman alse wol geroeten;
got der was in fröiden dô er dich als ebene maz.

Freudenvoll, das war ich, Sorgen abgewendet
War mein Herz, als ich gewähnet, ihres Mundes rother Schein
Wollte lieblich in das Herz mir lachen.
Also kann die Lieb' ein Wunder an uns beiden machen.
Liebe, was du willst, vollbringe; die Gewalt ist dein.

Rother Mund, nun lache, daß mein Sorgen schwinde,
Rother Mund, nun lache, daß mein sehnend Leid vergeh!
Daß ich lache, mache, daß ich Freude finde;
Rother Mund, nun lache, daß mein Herz in Lust besteh!
Da dein Lachen mir giebt hoch Gemüthe
Lach mir, rother Mund, in deiner Schönheit Blüthe,
Freudebringend, hell wie Rosen; braucht' ich mehr noch je?

Liebesüßes Hoffen freut mich viele Stunden,
Trösten würd' ein rother Mund mich, dessen ich noch nie vergaß.
Liebesüßes Hoffen, hätt' ich das gefunden,
Könnte mir auf Erden nimmer größer Glück geschehn als das.
Rother Mund, nun hilf mir aus den Nöthen,
Außer Gott kann Niemand also hold dich röthen;
Gott, der war in Freuden, da er dich so sorglich maß.

Wolde mir diu hêre sende sorge ringen,
daz naem ich für vogele sang und für der bluomen schîn;
und si nâch mîner lêre ruohte fröide bringen
mir, sô waer mîn trûren krank, und wolte in fröiden sîn.
hilf mir, hilferichiu süeze minne!
twinc die lieben, sâm si hât betwungen mîne sinne,
unze si bedenke mînen seneclichen pîn.

Wollte mir die Hehre Sehnſuchtsſchmerzen mindern,
Das nähm' ich für Vögelſang und für der Blumen Schein.
Wenn ſie, wie ich lehre, Schmerz durch Freude lindern
Wollte, wär' gering mein Trauern und ich wollt' in Freuden ſeyn.
Hilf mir, hülfereiche, ſüße Minne,
Zwing' die Theure, wie ſie hat bezwungen meine Sinne,
Bis daß ſie bedenket meiner Liebesſchmerzen Pein.

Ulrich von Lichtenſtein.

In dem walde süeze doene
singent cleiniu vogelîn;
an der heide bloumen schoene
blüejent gegen des maien schîn:
alsô blüet mîn hôher muot
mit gedanchen gegen ir güete,
diu mir rîchet mîn gemüete
sam der troum den armen tuot.

Ez ist ein vil hôch gedinge,
den ich gegen ir tugenden trage,

In dem Walde ſüße Töne
Singen kleine Vögellein,
Blumen blühen, lichte, ſchöne,
Auf der Au im Maienſchein.
Alſo blüht mein hoher Muth,
Denk' ich ihrer Jugend Blüthe,
Die mir reich macht mein Gemüthe,
Wie der Traum dem Armen thut.

Hohe Hoffnung muß ich hegen,
Schau' ich ihre Tugend an,

daz mir noch an ir gelinge,
daz ich saelde an ir bejage:
des gedingen bin ich vrô.
got gebe, daz ich ez wol verende,
daz si mir den wân iht wende,
der mich freut sô rehte hô.

Si vil süeze valsches âne
vrî vor allem wandel gar
lâze mich in liebem wâne
di wîle ez niht baz envar,
daz diu vreude lange wer,
daz ich weinens iht erwache,
daz ich gegen dem trôste lache,
des ich von ir hulden ger.

Wünschen unde wol gedenken
daz ist diu meiste vreude mîn:
des sol mir ir trôst niht wenken,
si ne lâze mir ir sîn
mit den beiden nâhen bî,
sô daz si mit willen gunne
mir von ir sô werde wunne,
daz si saelic immer sî.

Daß ich noch der Liebe Segen
Einſt von ihr erringen kann.
Dieſer Hoffnung freu' ich mich.
Gebe Gott, daß ich's vollende,
Sie mir nicht den Troſt entwende,
Der mich freut ſo inniglich.

Raube ſie, die ſüße Roſe
Nimmer mir den lieben Wahn,
Sie die trug- und wandelloſe,
Bis ich mehr von ihr empfahn;
Lange bleib' die Freude mir,
Daß ich weinend nie erwache,
Stets dem Glück entgegenlache,
Das ich hoffe noch von ihr.

Wünſchen nur und holdes Glauben
Iſt die größte Freude mein:
Möge nichts das Glück mir rauben,
Sei es denn, ich dürft' ihr ſeyn
Einſt mit beiden nahe bei,
Daß ſie ſelbſt an ihr gewährte
Mir das Glück, das langentbehrte,
Daß ſie ewig ſelig ſei.

Saelic maie, dû alleine
troestest al di wälde gar:
dû und al di welt gemeine
vreut mich minnr danne umb ein hâr:
wie möchtet ir mir vreude geben
âne die vil lieben guoten?
von der soll ich trôstes muoten:
wan ir trôstes muoz ich leben.

Sel'ger Mai, mit deiner Wonne
Sind die Wälder all' beglückt?
Alle Welt und deine Sonne
Hat mich längst nicht mehr berückt.
Wie sollt ihr mir Freude geben
Fern von ihr, der theuren, hehren?
Trost muß ich von ihr begehren;
Denn von ihrem muß ich leben.

---

b) epische.

Nach dem Stoffe zerfallen die epischen Gedichte in drei Sagenkreise: 1. in den burgundischen, 2. in den Sagenkreis Karls d. G., 3. in den des Grals und der Tafelrunde.

Burgundischer Sagenkreis (deutsche Heldensage).

1. Der Nibelungen Noth; das großartigste aller altdeutschen Gedichte, aus zwei Theilen bestehend, die, wie schon oben bemerkt, aus Volksliedern entstanden und ungefähr um 1210 zusammengefügt worden sind. Der Stoff ist alt, wahrscheinlich halb Geschichte, halb Sage. Das Gedicht ist mehrmals in's Neuhochdeutsche übersetzt, am besten von Karl Simrock.

Der Gang ist folgender:

Siegfried von Niederlanden, König Siegmunds Sohn, wirbt um Chriemhild, die Schwester der burgundischen Könige Gunther, Gernot und Giselher. Er beschützt Gunther im Kampfe wider die Sachsen und steht ihm bei Erwerbung der isländischen Prinzessin Brunhild bei. So gewinnt er Chriemhilden. Während er jedoch Gunther im Wettkampf, den dieser mit Brunhilden eingehen mußte, hilft, hat er sich durch eine Tarnkappe unsichtbar gemacht; als er darauf erscheint, wird er für Gunthers Dienst-

mann ausgegeben. Brunhild ist ergrimmt, daß die Ehre des Königshauses, in das sie tritt, durch einen Dienstmann befleckt wird. Die Nacht nach der Vermählung bindet sie Gunther mit ihrem Gürtel und hängt ihn an die Wand auf. Als sie dies in der folgenden Nacht wiederholen will, ist Siegfried da, besiegt sie, ohne von ihr erkannt zu werden, und nimmt ihr Ring und Gürtel ab. Drauf fährt er mit Chriemhilden heim nach Niederland, wo ihm Siegmund die Herrschaft abtritt. Nach mehren Jahren wird er auf Brunhildens Antrieb von Gunther mit Chriemhilden nach Worms geladen. Bei einem Kirchgange streiten die Frauen um den Vortritt. Brunhild schimpft Chriemhilden das Weib eines Dienstmanns, Chriemhild bezüchtigt sie größerer Schande und sagt ihr, wie sie Gunther in jener Nacht nur durch Siegfrieds Hülfe überwältigt habe. Als Beleg zeigt sie ihr den von Siegfried empfangenen Gürtel. Hierdurch empört sinnt Brunhild auf Siegfrieds Untergang. Sie gewinnt Hagen von Tronek, einen Edlen an Gunthers Hofe; von diesem wird auch Gunther gewonnen und so wird Siegfried auf der Jagd durch Hagen getödtet. Die Klage über seinen Tod, die Beschreibung seines Begräbnisses, Siegmunds Heimkehr nach Niederland und die Herbeischaffung des Nibelungenhortes (= schatzes) nach Worms bildet den Beschluß des ersten Theils.

Wie Sîfrit beclaget und begraben wart.

1. Dô biten si der nahte
von helden kunde nimmer
ein tier, daz si dâ sluogen,
jâ muosten sîn enkelten
und fuoren über Rîn.
wirs gejaget sîn.
daz weinden edeliu wip.
vil guoter wîgande lîp.

2. Von grôzer übermüete
unde von eislîcher râche.
Sîfriden alsô tôten
für eine kemenâten
muget ir hoeren sagen
ez hiez Hagne tragen.
von Niblungelant
da man Kriemhilde vand.

1. Drauf ward der Nacht geharret, da fuhren sie über den Rhein,
Von Helden konnte nimmer schlechter gejaget seyn.
Es weinten edle Frauen ein Wild, das man da schlug,
Wohl mußten sein entgelten der guten Streiter genug.

2. Von großem Uebermuthe sollt ihr nun hören sagen,
Von schreckensvoller Rache. Hagen gebot zu tragen
Den so erschlagnen Siegfried von Nibelungenland
An eines Zimmers Schwelle, wo man Chriemhilden fand.

3. Er hiez in tougenlîche
daz si in dâ vinden solde,
hin ze mettîne,
der diu frouwe Kriemhilt
legen an die türe,
sô si gienge derfüre
ê daz ez wurde tac,
vil selten eine verlac.

4. Man lûte dâ ze dem münster
Kriemhilt diu vil schoene
Ein lieht bat si ir bringen
dô kom ein kameraere
nâch gewoneheit.
wacte mänige meit.
und ouch ir gewant.
dâ er Sîfriden vant.

5. Er sach in bluotes rôten;
daz ez sîn herre waere,
hin ze der kemenâten
bî dem vil leidiu maere
sîn wât was elliu naz.
nie en wesser daz.
daz lieht truoc an der hant,
vrouwe Kriemhilt ervant.

6. Dô si mit ir vrouwen
dô sprach der kameraere:
ez lît vor dem gademe
ouwê, sprach vrou Kriemhilt,
zer kirche wolde gân,
vrowe, ir sult stille stân,
ein rîter tôt erslagen.
waz wil du solher maere sagen?

7. Ê si rehte erfunde
an die Hagnen vrâge
daz ez waere ir man,
denken si began,

3. Er hieß ihn stillverborgen hinlegen vor die Thür,
Daß sie ihn finden sollte, sobald sie ging herfür
Noch eh es Tag geworden, wenn man zur Mette rief,
Von denen Frau Chriemhilde gar selten eine verschlief.

4. Da läutete man zum Münster, wie es Gewohnheit war.
Chriemhild, die holde, schöne, weckte der Mägde Schaar.
Sie bat, man sollt' ihr bringen ein Licht und ihr Gewand.
Ein Kämmrer kam gegangen, wo er Siegfrieden fand.

5. Er sah ihn roth von Blute, sein ganzes Kleid war naß.
Daß es sein Herrscher wäre, nimmer wußt' er das.
Er trug das Licht in Händen und schritt zur Kammer her,
Von dem erfuhr Frau Chriemhild wohl eine bittre Mähr.

6. Da sie mit ihren Frauen zur Kirche wollte gehn,
Da sprach der Kämmrer: Herrin, ihr müsset stille stehn,
Es liegt vor dem Gemache ein Ritter todt, erschlagen." —
„O wehe", sprach Frau Chriemhild, „was willst du solche Kunde sagen?"

7. Noch eh sie recht erkannte der Todte sei ihr Mann,
An die Frage Hagens zu denken sie begann,

wie er solde in fristen *).
von ir was allen vröuden

êrst dô wart ir leit.
mit sîme tôde widerseit.

8. Si seic zuo der erden,
die schoenen vröudelôsen
Kriemhilde jâmer
dô schrei si nâch unkreften,

daz si niht ensprach;
ligen man dô sach.
wart unmâzen grôz;
daz al diu kemenâte erdôz.

9. Dô sprach daz gesinde:
daz bluot ir ûz dem munde
dô sprach si: nein êst Sîfrit
ez hat gerâten Brünhilt

waz ob ez ist ein gast?
vor herzenjâmer brast.
mîn vil lieber man;
daz ez Hagnè getân.

10. Diu vrowe bat sich wîsen
si huop sîn schoene houbet
swie rôt ez was von bluote,
dô lac vil jaemerliche

da si den helt vant.
mit ir vil wîzen hant.
si het in schier erkant.
der helt von Niederlant.

11. Dô rief trureclîchen
wê mir dises leides.

diu küneginne milt:
nu ist dir doch dîn schilt

Wie er ihn sollt' erhalten, da ward ihr Leiden groß.
Sie sagte von allen Freuden mit seinem Tode sich los.

8. Hin sank sie zu der Erde, sie sprach kein einzig Wort;
Die schöne, freudelose, sie sah man liegen dort.
Chriemhilde ward unendlich von Schmerz und Jammer voll;
Dann schrie sie nach der Ohnmacht, daß rings das Zimmer erscholl.

9. „Ein Fremdling ist's, was klagt ihr?" so das Gesinde sprach,
Das Blut ihr aus dem Munde vor Herzensjammer brach.
„Nein", sprach sie, „Siegfried ist es, mein vielgeliebter Mann;
Brunhild hat es gerathen und Hagen hat's gethan."

10. Hin ließ die Frau sich weisen, wo sie den Helden fand.
Sein schönes Haupt erhob sie mit ihrer weißen Hand.
Wie roth es war von Blute, sie hatt' ihn schnell erkannt,
Da lag in großem Jammer der Held von Niederland.

11. Sie schaut' ihn an voll Trauer und rief, die Kön'gin mild:
Weh mir ob diesem Leide! und nun ist doch dein Schild

---

*) Hagen hatte sich die Stelle, wo Siegfried verwundbar war, von Chriemhilden durch ein in sein Gewand eingenähtes Kreuz bezeichnen lassen, angeblich um ihn zu beschützen. Siegfried hatte sich nehmlich früher mit dem Blute eines Lindwurms bestrichen, wodurch er hörnen geworden war, bis auf jene Stelle, an der damals ein Lindenblatt geklebt hatte.

mit swerten niht verhouwen:
wess ich wer ez het getân,
du bist ermorderôt.
ich riete im immer sînen tôt.

12. Allez ir gesinde
mit ir lieben vrouwen;
umb ir edelen herren,
gerochen hete Hagene
klagete unde scrê
wand in was vil wê
der dâ was verlorn.
vil übele Brünhilde zorn.

13. Dô sprach diu jâmerhafte:
und weket harte balde
ir sult ouch Sigmunde
ob er mir helfen welle
ir sult hine gân,
die Sîfrides man.
mînen jâmer sagen,
den küenen Sîfriden klagen.

14. Dô lief ein bote balde
Sîfrides helde
mit den vil leiden maeren
si woldenz niht gelouben,
dâ er si ligen vant,
von Niblungelant.
ir vröude er in benam.
ê man daz weinen vernam.

15. Der bote kom ouch schiere
Sigmunt der herre
ich waen sîn herze im seite
daz er Sîfriden
dâ der künic lac.
des slâfes niene phlac:
daz im was geschehen,
nimmer solde mêr gesehen.

Mit Schwertern nicht zerhauen; von Mördern kommt die Noth.
Wüßt' ich, wer dich erschlagen, ihm sänn' ich ewig auf den Tod.

12. All' ihr Gesinde klagte, da es ihn sah, und schrie
Mit ihrer Frau, der lieben; denn Alle schmerzte sie
Der Tod des edlen Herren, der ihnen war verloren.
Für Brunhilds Zorn hatt' Hagen gar üble Rach' erkoren.

13. Da sprach die jammersreiche: „Nun eilet fort von hier,
Und wecket auf zur Stelle Siegfriedens Mannen mir.
Auch sollt ihr gehn und Siegmund von meinem Jammer sagen,
Ob er mir helfen wolle den kühnen Siegfried klagen.

14. Da lief der Bot' in Eile wo er die Helden fand,
Die Siegfried herbegleitet von Nibelungenland.
Mit seiner trüben Kunde die Freud' er ihnen nahm.
Sie wollten es nicht glauben, eh man das Weinen vernahm.

15. Auch kam alsbald der Bote wo der König lag bei Nacht.
Siegmund der Herr war lange vom Schlummer aufgewacht.
Ihm hatte sein Herz verkündet, ich wähne, was ihm geschehn,
Daß er Siegfrieden nimmer mehr sollte wiedersehn.

16. Wachet, herre Sigmunt.
Kriemhilt mîn frouwe:
daz ir vor allen leiden
daz sult ir klagen helfen,
mich bat nâch iu gân
der ist ein leit getân,
an ir herze gât;
wan ez sêre iuch bestât.

17. Ûf rihte sich dô Sigmunt;
der schoenen Kriemhilde,
er sprach mit weinen:
jâ ist von Niderlanden
er sprach: waz sint diu leit
sô du hâst geseit?
iae kan iuz niht verdagen.
der küene Sîfrid erslagen.

18. Dô sprach der künic Sigmunt:
unde alsô boesiu maere
daz ir saget ieman
wan daz kund ich nimmer
lât daz schimpfen sîn
durch den willen mîn,
daz er sî erslagen;
vor mîme tôde verklagen.

19. Welt irz niht gelouben,
sô vernemet selbe
unde allez ir gesinde
vil sêre schrac dô Sigmunt;
daz ir mich hoeret sagen,
Kriemhilde klagen
den Sîfrides tôt.
des gie im waerlîchen nôt.

20. Mit hundert sîner manne
si zucten zuo den handen
er von den betten spranc.
diu scharphen wâfen lanc;

16. „Nun wachet auf, Herr Siegmund, es hieß nach euch mich gehn,
Chriemhilde, meine Herrin, der ist ein Leid geschehn,
Das ihr vor allen Leiden wohl dringt zum Herzen schwer;
Das sollt ihr klagen helfen; auch euch berührt es sehr.“

17. Auf richtete sich da Siegmund; er sprach: „Welch eine Last
Bedrückt Chriemhild, die schöne, wie du gesprochen hast?“
Der Bote sprach mit Weinen: Ja, Herr, ich muß es euch sagen.
Es ist von Niederlanden der kühne Siegfried erschlagen.

18. Da sprach der König Siegmund: „Laß deinen Scherz mit mir,
Und also böse Kunde, ich gebiet' es dir;
Daß du vor Jemand sagtest, Siegfried sei uns erschlagen,
Das könnt' ich nie zu Ende, eh' daß ich stürbe, klagen.“

19. „Und wollt ihr es nicht glauben, was ihr mich höret sagen,
So folgt mir zu Chriemhilden und hört sie selber klagen,
Sie und ihr ganz Gesinde beweinen Siegfrieds Tod.“
Gar sehr erschrak da Siegmund; das war ihm wahrlich noth.

20. Mit hundert seiner Mannen er von den Betten sprang,
Sie faßten mit den Händen die scharfen Waffen lang;

si liefen zuo den wuofen
dô kômen tûsent recken,
jaemerlîchen dan.
des küenen Sifrides man.

21. Dô si sô jâmerlîche
dô wânden sümeliche
jane mohten si der sinne
in wart michel swaere
die frouwen hôrten klagen,
si solden kleider tragen.
vor jâmer niht gehaben,
in ir herze begraben.

22. Dô kom der künîc Sigmunt
er sprach: owê der reise
wer hât mich mînes kindes
bî alsô guoten vriunden
da er Kriemhilde vant.
here in dize lant.
und iuch des iwren man
alsus mortlîch âne getân?

23. Sold ich den bekennen,
holt wurde im nimmer
ich riete im alse leide,
von minen schulden
sprach daz vil edel wîp,
mîn herze noch mîn lîp:
daz al diu friunde sîn
müezen immer klagenden sîn.

24. Sigmunt der herre
dô wart von sînen vriunden
daz von dem starken wuofe
und diu stat ze Wormze
den fürsten umbeslôz.
der jâmer alsô grôz,
palas unde sal
ze beiden sîten lûte erschal.

Hin liefen sie mit Jammer, wo die Wehklage war.
Da kamen tausend Recken, des kühnen Siegfrieds Schaar.

21. Da sie so laut im Jammer die Frauen hörten klagen,
Da dachten ihrer wenig, sie sollten Kleider tragen.
Wohl mochten sie die Sinne nicht mehr vor Jammer haben,
Es ward ein großer Kummer tief in ihr Herz gegraben.

22. Da kam der König Siegmund, wo er Chriemhilden fand.
Er sprach: „O weh der Reise hierher in dieses Land.
Wer hat euch euren Gatten geraubt und mir mein Kind?
Wir sind bei guten Freunden, wer war so mordgesinnt?“

23. „Wohl, könnt' ich den erkunden“, das edle Weib begann,
„Mit Leib und Leben wär' ich ihm nimmer zugethan.
Ich schüf' ihm solche Trauer, daß all' die Freunde sein
Um meinetwillen müßten in steter Klage seyn.“

25. Siegmund, der Herr und Vater, den Fürsten nun umschloß,
Da ward von seinen Freunden der Jammerruf so groß,
Daß Saal und Palast dröhnten von mächt'ger Klage voll,
Und laut zu beiden Seiten die Stadt zu Worms erscholl.

Der zweite Theil enthält Chriemhildens Rache. Etzel, König der Hunnen, wirbt um die Wittwe. Vorzüglich durch den Rath des Markgrafen Rüdiger von Bechelaren bewegt, vermählt sie sich ihm, um durch ihn Siegfrieds Tod zu rächen. Drauf lebt sie bei den Hunnen hochgeehrt und ladet ihre burgundischen Verwandten zu einem Feste ins Hunnenland. Sie kommen; es entspinnt sich ein Kampf zwischen Hunnen und Burgunden, so werden die letztern sämmtlich getödtet. Chriemhild selbst schlägt Gunther und Hagen das Haupt ab und wird dafür vom alten Hildebrand, dem Dienstmanne Dietrichs von Bern, erschlagen. — Die Reise und besonders der Kampf führen zu mannichfachen einzelnen Scenen, unter denen vorzüglich der Untergang des Markgrafen Rüdiger sich auszeichnet, der wohl zu dem Schönsten gehört, was in aller Poesie jemals geschaffen worden ist. Rüdiger hat die Fürsten zu Etzel geführt, er hat sie daheim zu Bechelaren bewirthet, ihnen Gastgeschenke gegeben und seine Tochter dem jungen Giselher verlobt; doch zugleich ist er Etzels Lehnsmann und hat Chriemhildens Leid zu rächen geschworen. So ist er an beide Theile durch heilige Pflichten gefesselt; gegen welchen von beiden er auch kämpft, er bricht einen Schwur und kämpfen muß er. Dieses Ringen mit sich selbst bei der wachsenden Bedrängniß ist tieftragisch. Endlich zieht er, von Chriemhildens Thränen gedrängt, gegen die Burgunden und wird von Gernot mit dem eigenen Schwerte, das er ihm als Gastgeschenk gegeben, getödtet; doch auch Gernot fällt, von Rüdiger getroffen. Wir geben eine Stelle aus dem Anfang dieses Abenteuers:

âventiur wie der marcgrâve Rüedegêr erslagen wart.

(Vom 15. Verse an. Chriemhilde spricht:)

1. Ich mane iuch der genâden — unde ir mir hânt gesworn,
   do ir mir zuo Etzeln rietet, — rîter ûz erkorn,
   daz ir mir woldet dienen — unz an unser eines tôt:
   der wart mir armen wîbe — nie sô groezlichen nôt.

2. Daz ist âne lougen, — ich swuor iu, edel wîp,
   daz ich durch iuch wâgte — die êre unde ouch den lîp:
   daz ich die sêle fliese, — desen hân ich niht gesworn.
   zuo dirre hôchgezîte — brâht ich die fürsten wol geborn.

1. „Ich mahn' euch an die Liebe, die ihr mir habt geschworen,
   Da ihr mir zu Etzel riethet, Ritter auserkoren,
   Daß ihr mir wolltet dienen, bis Einer von uns todt,
   Die war mir armen Weibe so sehr noch niemals noth." —

2. „Das will ich nimmer läugnen, ich schwur euch, edles Weib,
   Zu wagen euretwegen die Ehr' und auch den Leib;
   Die Seele zu verlieren, das schwur ich nimmermehr.
   Zu diesem Freudenfeste bracht ich die hohen Fürsten her." —

3. Si sprach: gedenke, Rüedegêr,
der staete und ouch der eide,
immer woldest rechen
dô sprach der margrâve:
der grôzen triwe dîn,
daz du den schaden mîn
unde elliu mîniu leit.
ich hân iu selten iht verseit.

4. Ezel der rîche
si buten sich ze fuoze
den edeln margrâven
der vil getriwe recke
flêgen ouch began,
beide für den man.
unmuotes man dô sach.
harte jaemerkliche sprach:

5. Owê mich gotes armen,
aller mîner êren
triwen unde zühte,
owê got von himele,
daz ich ditz gelebet hân.
der muoz ich abe stân,
der got an mir gebôt.
daz mihs niht wendet der tôt.

6. Swelhez ich nu lâze
sô hân ich boeslîche
lâz aber ich si beide,
nu ruoche mich bewîsen
und daz ander begân,
und vil übel getân:
mich schendet elliu diet.
der mir ze lebene geriet.

7. Dô bâten si genôte,
des muosen sider recken
der künec unde ouch sîn wîp.
fliesen den lîp

3. Sie ſprach: „Gedenke, Rüdiger, der großen Treue dein,
Des feſten Sinns, der Eide, wie du den Schaden mein
Immer wollteſt rächen, und was ich je geklagt.“
Da ſprach der Markgraf: „Selten noch hab' ich euch Etwas verſagt.“

4. Auch Etzel drauf, der Reiche, der fing zu flehen an.
Sie ſtürzten ſich zu Füßen beide vor den Mann.
Den edeln Markgraf ſah man, wie Unmuth ihn bezwang.
Der Held, der vielgetreue, ſprach traurig recht und bang:

5. „O weh mir Gottverlaſſnem, daß ich den Tag geſehn;
Was ich an Ehren hegte, deß muß ich ledig ſtehn,
Was Gott an Zucht und Treue an mir einſt offenbart.
O wehe, Gott im Himmel, daß dies der Tod mir nicht erſpart.

6. Was ich auch laſſe von Beidem und fang' das Andere an,
Ich habe ſchlimm gehandelt und ſchwer gefrevelt dran:
Und laſſ' ich Beides, werd' ich von allem Volk geſchmäht.
Nun möge mich belehren, wer mir zu leben räth.“

7. Da baten ſie ſtets auf's Neue, der König und auch ſein Weib.
Dadurch verlor im Kampfe drauf mancher Held den Leib

von Rüedegêres hende,
ir mugt daz hie wol hoeren,
dâ ouch der helt erstarp.
daz er vil jaemerclîchen warp.

8. Er weste schaden gewinnen
er hete dem künege
und ouch der küniginne.
ob er ir einen slüege,
unde ungefüegiu leit.
vil gerne verseit
vil sêre vorht er daz,
diu werlt trüege im drumbe haz.

9. Dô sprach zuo dem künege
her künec, nu nemt hin widere
daz lant mit den bürgen;
ich wil ûf mînen füezen
der viel küene man:
swaz ich von iu hân,
der sol mir niht bestên.
in daz ellende gên.

10. Dô sprach der künik Etzel:
daz lant zuo den liuten
daz du mich rechest, Rüedegêr,
du solt ein künec gewaltic
wer hülfe danne mir?
daz gibich allez dir,
an den vînden mîn.
bi neben Etzelen sîn.

11. Dô sprach aber Rüedegêr:
heim ze mînem hûse
trinken unde spîse
unt gab in mîne gâbe:
wie sol ichz ane vân?
ich si geladen hân.
ich in güetlîchen bôt
wie sol ich râten in den tôt?

Von Rüdigers Hand getroffen, da auch er den Tod empfing.
Ihr könnt das hier wohl hören, daß es gar traurig ihm erging.

8. Sein Unglück war's, er wußt' es, und bracht' ihm großes Leid.
Er hätte wohl dem Kön'ge verweigert gern den Streit
Und auch der Kön'gin; dennoch war er von Furcht erfaßt,
Verletzt' er ihrer einen, würd' er der Welt darum verhaßt.

9. Da sprach er zu dem Kön'ge, der unverzagte Mann:
„Herr König, nehmet wieder was ich von euch empfahn,
Das Land und auch die Burgen; nichts soll bei mir bestehn;
Ich will auf meinen Füßen hin in die Fremde gehn.

10. Da sprach der König Etzel: „Und dann — wer hülfe mir?
Das Land, dazu die Leute, das geb' ich Alles dir,
Daß du mich rächest, Rüdiger, an den Feinden mein.
Du sollst ein mächt'ger König an Etzels Seite seyn."

11. Da sprach hinwieder Rüdiger: „wie wind' ich mich heraus?
Ich habe sie geladen daheim zu meinem Haus.
Des Mahles Trank und Speise ich ihnen freundlich bot,
Gab' ihnen meine Gabe und nun bereit' ich ihnen den Tod?"

12. Diu liute waenent lihte
deheinen minen dienest
den vil edlen fürsten
ouch riwet mich diu friuntschaft,
daz ich si verzagt.
hân ich in versagt,
unt ouch ir man;
die ich mit in geworben hân.

13. Gîselher dem degene
sine kunde in dirre werlde
ûh zuht unde ouch ûf êre,
ine gesach nie künec jungen
gab ich die tohter mîn.
niht baz verwendet sîn
ûf triwe unde ûf guot.
sô rehte tugentlîche gemuot.

14. Dô sprach aber Kriemhilt:
nu lâ dich erbarmen
mîn unde ouch des küneges.
daz nie wirt deheiner
vil edel Rüedegêr,
unser beider sêr,
gedenke wol dar an,
sô leide geste mêr gewan.

15. Dô sprach der margrâve
ez muoz hiute gelten
swaz ir unde ouch mîn herre
dar umbe muoz ich sterben:
wider daz edel wîp:
der Rüedegêres lip
mir liebes hapt getân.
daz kan niht langer bestân.

16. Ich weiz wol daz noch hiute
iu müezen ledec werden
mîn bürge unde och mîn lant
von ir etesliches hant.

12. Leicht mag die Menge wähnen, daß ich sei verzagt.
Kein Zeichen meiner Liebe hab' ich ihnen versagt,
Den Fürsten, den vieledlen, auch ihren Mannen nicht;
Auch schmerzt das Blutesband mich, das uns seither umflicht.

13. Mit Giselher, dem Ritter, hab' ich mein Kind vermählt;
Nie hätt' ich ihr auf Erden ein bess'res Haupt erwählt,
Seh' ich auf Zucht und Ehre, auf Treue und auf Gut.
An jungem Kön'ge sah ich noch nie so hohen Muth."

14. Da sprach hinwieder Chriemhild: „O Rüdiger, edler Held,
Laß dich den Schmerz erbarmen, der uns befangen hält,
Den meinen und des Königs; gedenke wohl daran,
Daß nie ein Wirth auf Erden so schnöde Gäste gewann."

15. Drauf zu dem edlen Weibe der Markgraf sprach auf's Neu':
„Heut muß euch Rüdigers Leben vergelten die Lieb' und Treu',
Die mir von meinem Herren, die mir von euch geschehn,
Deßwegen muß ich sterben; nicht länger zaudernd darf ich stehn."

16. „Ich weiß, daß meine Burgen noch heut und auch mein Land
Euch müssen ledig werden durch eines Feindes Hand.

ich bevilhe iu ûf genâde
unde ouch die vil ellenden
mîn wîp und mîniu kint
die ze Bechelâren sint.

17. Nu lôn dir got, Rüedegêr,
er unt diu küniginne
uns suln dîne liute
ouch trowe ich mînem heile,
sprach der künic dô.
si wurden beidiu vrô.
vil wol enpholhen wesen:
daz du maht selbe wol genesen.

18. Dô liez er an die wâge
dô begunde weinen
er sprach: ich muoz iu leisten,
owê der mînen friunde,
sêle unde lîp.
daz Etzelen wip.
als ich gelopt hân.
die ich ungerne hie bestân.

19. Man sach in von dem künege
dô vant er sîne recken
er sprach: ir sult iuch wâffen,
die küenen Burgonden,
vil trûriclîchen gân.
vil nâhen bî im stân;
alle mîne man.
die muoz ich leider bestân.

20. Si hiezen balde springen
ez der helm waere
von ir ingesinde
sid hôrten leidiu maere
dâ man in gewaeffen vant.
od des schildes rant,
wart ez in dar getragen.
die stolzen ellende sagen.

In eure Huld befehl' ich darum mein Weib und Kind
Und all die Unglückfel'gen, die zu Bechlaren sind."

17. „Nun lohne Gott dich, Rüdiger", so sprach der König dann.
Er und die Königin hörten ihn beide fröhlich an.
„Uns sollen deine Leute gar wohl empfohlen seyn;
Auch hoff' ich zu meinem Heile, du sollst uns lebend den Sieg verleihn."

18. Und in des Kampfes Wage einsetzt er Seel' und Leib.
Voll Schmerz begann zu weinen Chriemhilde, Etzels Weib.
Er sprach: „Was ich gelobet, ist jetzt zu zahlen Zeit.
Weh über meine Freunde, wie ungern fordr' ich sie zum Streit!

19. Man sah ihn von dem Kön'ge in großer Trauer gehn.
Voll Schmach fand er seine Krieger nicht ferne von ihm stehn;
Er sprach: „Ihr sollt euch waffnen, sollt all' zum Kampfe gehn.
Die muthigen Burgunden, die muß ich leider bestehn."

20. Sie hießen eilends springen, wo man die Waffen fand.
Und ob der Helm es wäre und ob des Schildes Rand,
Von ihren Dienern ward es zu ihnen hergetragen.
Drauf hörten böse Kunde die stolzen Fremdlinge sagen.

21. Dô sach man Rüedegêre
ez truogen swert diu scharpfen
dar zuo vor ir handen
daz sach der videlaere;
under helme gân.
des margrâven man,
die liehten schilde breit.
ez was im groezlichen leit.

22. Dô sach der junge Giselher
mit ûf gebundem helme.
waz er dâ mit meinte,
des wart der künic edele
sînen sweher gên
wie möht man dô verstên
niwan allez guot?
sô rehte froelich gemuot.

23. Nu wol mich solher friunde,
die wir hân gewunnen
wir suln vil wol geniezen
mir is liep ûf mîn triuwe,
sprach Giselher der degen,
nu ûf disen wegen.
mînes wîbes hie.
daz ie der hîrât ergie.

24. Ine weiz wes ir iuch troestet,
wâ sâht ir ie durch suone
mit ûf gebunden helmen,
an uns wil dienen Rüedegêr
sprach der spileman:
sô manegen helt gân
die trüegen swert enhant?
sîn bürge unde sîniu lant.

25. Bedaz der videlaere
Rüedegêrn den edelen
die rede dô volsprach.
man vor dem hûse sach.

21. Da ſah man Rüdiger gehen den Helm auf ſeinem Haar.
Es trug die ſcharfen Schwerter des Markgrafen Schaar,
Dazu vor ihren Händen die lichten Schilde breit.
Volker, der Fiedler, ſah es; es war ihm heftig leid.

22. Doch Giſelher, der junge, der ſah den Schwäher gehn
Mit aufgebundnem Helme. Wie ſollte man da verſtehn,
Was er damit meinte, wenn er's nicht meinte gut?
Drob ward der edle König von Herzen froh gemuth.

23. „Heil mir ob ſolcher Freunde", ſprach Giſelher, der Held,
Die nun auf dieſen Wegen ſich treu zu uns geſellt.
Nun ſoll uns Vortheil werden von meinem Weibe hier.
Daß ſie geſchehn die Heirath, lieb iſt es wahrlich mir.

24. „Ich weiß nicht, worauf ihr hoffet", ſo hub der Spielmann an:
„Wo ſaht ihr zur Verſöhnung je ſo viel Helden nahn
Mit aufgebundnen Helmen, die Schwerter in der Hand?
An uns will heut bezahlen der Markgraf Burg und Land."

25. Kaum drang des Fiedlers Rede ganz zu des Königs Ohr,
Sah man den edlen Rüdiger ſchon an des Hauſes Thor.

sînen schilt den guoten
dô muoz er sinen friunden

den satzt er für den fuoz.
versagen dienst unde gruoz.

26. Der edel margrâve
ir küene Nibelunge,
ir soldet mîn geniezen
ê dô wâr wir friunde,

rief dô in den sal:
nu wert iuch über al.
nu engeltet ir mîn;
der triwe wil ich ledic sîn.

27. Dô erschrahten dirre maere
wan ir deheiner fröude
daz mit in wolde strîten
si heten von vinden

die nôthaften man,
nie dâ von gewan,
dem si dâ wâren holt.
vil michel arbeit gedolt.

28. Nune welle got von himele,
daz ir iuch genâden
unde der vil grôzen triuwe
ich wil iu des getrouwen,

sprach Gunthêr der degen,
sült an uns bewegen
der wir doch heten muot.
daz ir ez nimmer getuot.

29. Jane mag ichs niht gelâzen,
ich muoz mit iu strîten,
nu wert iuch küene helde,
mich enwoltes niht erlâzen

sprach der küene man,
wan ichz gelobt hân.
sô lieb iu sî der lîp.
des künic Etzelen wîp.

Seinen Schild, den guten, den ſtellt er vor den Fuß.
Da müßt' er ſeinen Freunden verſagen Dienſt und Gruß.

26. Der Markgraf rief, der edle, zum Saal mit lautem Schall:
„Ihr kühnen Nibelungen, nun kommt und wehrt euch all.
Ich wollt' euch Freude bringen, nun bring' ich Kampf und Pein;
Einſt ſind wir Freunde geweſen, der Treue will ich ledig ſeyn."

27. Da erſchrak ob dieſer Rede die nothbedrängte Schaar,
Und Keiner war von ihnen, der drüber fröhlich war,
Daß der zum Kampfe riefe, zu dem man Liebe trug.
Sie hatten ſchon von Feinden erlitten Müh genug.

28. „Verhüt' es Gott im Himmel", ſprach Gunther drauf, der Held,
„Daß ihr vergeſſen ſolltet, was euch zu uns geſellt:
Die Lieb', auf die wir hofften, den treuen, feſten Muth.
Ich will auf euch wohl bauen, daß ihr es nimmer thut."

29. „Doch kann ich es nicht laſſen", ſo ſprach der kühne Mann,
„Weil ich's gelobt nur zieh' ich zum Kampf mit euch heran.
Nun wehrt euch, kühne Helden, ſonſt gilt es euren Leib.
Nicht wollt' es mir erlaſſen des König Etzels Weib."

30. Ir widersagt uns nu ze spâte,
nu müez iu got vergelten,
triwe unde minne
ob ir ez an dem ende
sprach der künic hêr.
vil edel Rüedegêr,
die ir uns hapt getân.
woldet güetlicher lân.

31. Wir soltenz immer dienen
ich unt mîne mâge,
der hêrlichen gâbe,
in Etzeln lant zen Hiunen,
daz ir uns hapt gegeben,
ob ir uns liezet leben.
dô ir uns brahtet her
des gedenct, vil edel Rüedegêr.

32. Wie wol ich iu des gunde,
daz ich iu mîne gâbe
alsô willeclîche
sone wurde mir dar umbe
sprach Rüedegêr der degen,
mit vollen solde wegen
als ich des hete wân.
nimmer schelten getân.

33. Erwindet, edel Rüedegêr,
wan ez wirt deheiner
sô rehte minneclîchen
des sult ir wol geniezen,
sprach dô Gernôt,
gesten nie erbôt
als ir uns hapt getân.
ob wir bî lebene bestân.

34. Daz wolde got, sprach Rüedegêr,
daz ir ze Rîne waeret
vil edel Gernôt,
und ich waere tôt

30. Der König ſprach, der hehre: „Ihr kommt zu ſpät zum Streit;
Gott mög' euch, edler Rüdiger, vergelten alle Zeit
Die Liebe und die Treue, die ihr uns habt gethan.
Wenn ihr uns milder wolltet in dieſem Kampfe nahn.

31. Stets wollten wir's vergelten, was ihr uns habt gegeben,
Ich und die Meinen alle, wenn ihr uns ließet leben.
Wie ihr uns hergeleitet, das, edler Held, bedenkt,
In's Hunnenland zu Etzel, wie ſchön ihr uns beſchenkt."

32. „Wie gern ich euch das gönnte", ſprach Rüdiger, der Held,
„Daß ich euch meine Gabe wohl reichlich zugeſtellt
Mit alſo gutem Willen, wie ich gehegt den Wahn.
Hätt' ich von euch doch nimmer nur Schelten drum empfahn."

33. „Ab laſſet, edler Rüdiger", ſo fing auch Gernot an,
„Weil wohl ein Gaſt noch niemals ſolch einen Wirth gewann,
So recht voll treuen Herzens, wie wir an euch geſehn.
Das ſoll euch Früchte tragen, wenn wir nicht untergehn."

34. „Das wolle Gott", ſprach Rüdiger, „vieledler Gernôt,
Daß ihr am Rheine wäret, und ich, ich wäre todt

mit etlichen êren,
ez wart an ellenden
sid ich iuch sol bestàn.
von friunden noh nie wirs getàn.

Mit irgend kleinen Ehren, da ich euch soll bestehn.
Solch Leid ist keinem Fremdling von Freunden noch geschehn." u. s. w.

Hieran schließt sich:

2. die Klage, die den Jammer Etzels, Dietrichs und Hildebrands, so wie der Markgräfin Gotelinde von Bechelaren und ihrer Tochter enthält, wahrscheinlich jedoch älter ist, als die Nibelungen, obgleich sie dem Sinne nach als Fortsetzung derselben angesehen werden kann.

3. Der große Rosengarten vor Worms. Jünger als die beiden vorhergehenden, wahrscheinlich aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts. Chriemhild, noch Jungfrau, hegt einen prachtvollen Rosengarten vor Worms, und ladet Dietrich und seine Mannen (die Amelungen) zum Kampf in denselben ein. Rosenkränze und Küsse sollen die Sieger belohnen. Dietrich kommt mit König Etzel, es treten zwölf Amelungen in Zweikämpfen gegen zwölf Burgunden, die erstern siegen und König Gibech, Chriemhildens Vater, muß sich den Amelungen unterwerfen und empfängt sein Reich als Lehn von ihnen zurück.

Ferner gehören zur deutschen Heldensage:

4. Gudrun. Zweites Hauptwerk der Volkspoesie, ebenfalls aus Volksliedern entstanden, die sich bis ins neunte Jahrhundert hinauf verfolgen lassen. Im zwölften muß das Gedicht schon weit ausgebildet und durch ganz Deutschland bekannt gewesen seyn; es ist vollkommen heiter und dadurch das Gegenbild der Nibelungen.

5. Hörnen Siegfried.

6. Die Dietrichssagen; Ecken Ausfahrt; der kleine Rosengarten oder der Zwergkönig Laurin; Etzels Hofhaltung; Alpharts Tod und die Rabenschlacht (Ravennaschlacht).

7. Der lombardische Kreis: König Rother; König Otnits Meerfahrt und Tod; Wolfdietrich.

Sagenkreis Karls des Großen.

1. Flos und Blankflos (Flore und Blancheflur) von Konrad Flecke um 1230. Nur hierher zu ziehen, weil Flos und Blankflos für die Eltern Bertha's, der Mutter Karls des Großen gelten, sonst unabhängig.

2. Kaiser Karls Zug gegen die spanischen Sarazenen oder das Rolandslied, vom Pfaffen Konrad zwischen 1173 und 1177 abgefaßt.

3. Wilhelm von Oranse von Wolfram von Eschenbach zwischen 1215 und 1220; unvollendet, mit doppelter Ergänzung, der einen, dem sogenannten ersten Theile, von Ulrich von Türlein, der andern, dem dritten Theile, von Ulrich von Türheim; doch sind beide matt.

Sagenkreis des heiligen Grals und der Tafelrunde.

Der Gral ist die Schüssel, aus der Jesus das Abendmahl genossen, und mit der Joseph von Arimathia das Blut Jesu aufgefangen hat. Er ist aus einem Steine gebildet, der, als Lucifer zur Hölle gestürzt wurde, aus seiner Krone brach, und hat Joseph von Arimathia während seiner langjährigen Gefangenschaft in Jerusalem wunderbar getröstet und erhalten. Lange Zeit war er verloren, bis er endlich wieder aufgefunden wurde, und ihm Titurel eine prachtvolle Kapelle zu Montsalvatsch baute. Später wurde er von Parzival nach Indien geführt.

Die hierher gehörigen Gedichte sind:

1. Titurel, von Wolfram von Eschenbach angefangen, doch nur 170 Verse weit geführt (wahrscheinlich starb Wolfram darüber); um die Mitte des 13. Jahrhunderts von einem Unbekannten fortgesetzt und von einem sonst ebenfalls unbekannten Dichter Albrecht vollendet.

2. Parzival. Wolframs v. Eschenbach Hauptwerk, s. o.

3. Lohengrin; unbestimmt wann und von wem angefangen, nur in einer jüngern Abfassung erhalten und mit der Geschichte der sächsischen Kaiser zusammenhängend. Lohengrin ist Parzivals Sohn.

Aus Parzival.

(Herzeleide, König Gamurets Gemahlin, ist nach dessen Tode mit ihrem Sohne Parzival in die Wüste von Soltane gezogen, damit dieser nie von ritterlichem Leben erfahre. Er schießt mit einem Bogen die Vögel, doch sobald er einen getödtet hat, weint er heftig, und die Königin hat schon lange gesehn, wie er in Gedanken versinkt und ihm die Brust schwillt, wenn er der Vögel Lieder hört. Darauf gebietet sie, alle Vögel zu tödten, doch Parzival bittet für dieselben:)

Der knappe sprach zer künegin
„waz wizet man den vogelin?“
er gert in frides sâ zestunt,
sin muoter kust in an den munt:
diu sprach „wes wende ich sin gebot,
der doch ist der hoehste got?
suln vogele durch mich vreude lân?“
der knappe sprach zer muoter sân:
„ôwê muoter, waz ist got?“
„sun, ich sage dirz âne spot.
er ist noch lichter denne der tac,
der antlitzes sich bewac
nâch menschen antlitze.
sun, merke eine witze,
und flêhe in umbe dîne nôt:
sîn triuwe der werlde ie helfe bôt.

Zur Königin der Knabe sprach:
„Weßhalb stellt man den Vögeln nach?“
Er bat um Ruh für sie zur Stund'.
Die Mutter küßt ihn auf den Mund:
Sie sprach: „Wie kämpf' ich wider ihn an,
Der Gott doch ist und Alles kann.
Soll meinethalb verstummen der Wald?“
Der Knabe sprach zur Mutter bald:
„O wehe, Mutter, was ist Gott?“ —
„Das sag' ich, Sohn, dir sonder Spott.
Er ist noch lichter als der Tag,
Wenn der ein Antlitz nehmen mag,
Wie eines Menschen Angesicht.
Sohn, merke das, vergiß es nicht
Und fleh' ihn an in deiner Noth,
Der, treu, der Welt stets Hülfe bot.

sô heizet einr der helle wirt:
der ist swarz, untriwe in niht verbirt.
von dem kêr dîne gedanke,
und och von zwîvels wanke."

Sîn muoter underschiet im gar
daz vinster und daz lichtgevar.
dar nâch sîn snelheit verre spranc.
er lernte den gabilôtes swanc,
dâ mit er mangen hirz erschôz,
des sîn muoter und ir volc genôz.
ez waere aeber oder snê,
dem wilde tet sîn schiezen wê.
nu hoeret fremdiu maere:
swennerrschôz daz swaere,
des waere ein mûl geladen genuoc,
als unzerworht hin heim erz truoc.

Eins tages ging er den weideganc
an einer halden, diu was lanc;
er brach durch blates stimme en zwic.
dâ nâhen bî im gienc ein stîc:

Auch nennt man Einen der Hölle Herrn:
Schwarz iſt er, Untreu' ſucht ihn gern.
Von dieſem wende die Gedanken
Und auch von Zweifels Wanken."

Die Mutter lehrt' ihn ſondern ganz
Der Hölle Nacht, des Himmels Glanz. —
Dann ſprang er hin in ſchnellem Lauf.
Den Jagdſpeer lernt' er ſchwingen drauf,
Mit dem er manchen Hirſch erſchoß,
Den Mutter und Geſind genoß.
War frei das Feld und lag's voll Schnee,
Dem Wilde that ſein Schießen weh.
Nun hört ein Wort wohl wunderbar:
Wenn ſo viel Wild erſchoſſen war,
Als einem Maulthier Laſt genug,
Er's unzerlegt nach Hauſe trug.

So ging er einſt den Waidmannsgang
An einer Halde, die war lang;
Er lockte das Wild auf einem Zweig*).
Ihm nah zur Seite ging ein Steig:

*) Durch Pfeifen auf einem Zweige, Blatte.

dâ hôrter schal von huofslegen.
sîn gabylôt begunder wegen;
dô sprach er „waz hân ich vernomn?
wan wolt et nu der tiuvel komn
mit grimme zornecliche!
den bestüende ich sicherliche.
mîn muoter freisen von im sagt:
ich waene ir ellen sî verzagt.“

alsus stuont er in strîtes ger.
nu seht, dort kom geschûftet her
drî ritter nâch wunsche var,
von fuoze ûf gewâpent gar.
der knappe wânde sunder spot
daz ieslîcher waere ein got.
dô stuont ouch er niht langer hie:
in den phat viel er ûf sîniu knie.
lûte rief der knappe sân:
„hilf, got! du maht wohl helfe hân.“

der vorder zornes sich bewac
dô der knappe im phade lac:

Da hört' er Töne wie Hufſchlag klingen.
Den Wurfſpieß fing er an zu ſchwingen;
Er ſprach: „Was hab' ich hier vernommen?
O wollte jetzt der Teufel kommen
Mit ſeinem Grimme fürchterlich!
Ha, den beſtünd' ich ſicherlich.
Wie Grauſes auch die Mutter ſagt:
Ihr Muth nur, glaub' ich, iſt verzagt.“

So ſtand er da in Streitbegehr.
Nun ſeht, da ſprengten raſch daher
Drei Ritter ſchön, in vollem Glanz,
Von Fuß zu Haupt gewaffnet ganz.
Der Knabe meinte ſonder Spott,
Es ſei ein Jeglicher ein Gott.
Nicht länger ſchaut er ſtill auf ſie;
Im Wege fiel er auf die Knie
Und rief mit lauter Stimme bald:
„Hilf, Gott! Du haſt zu helfen Gewalt.“

Der Vordre ſprach von Zorn bewegt,
Da ſich der Knab' in Weg gelegt:

„dirre törsche Wâleise
unsich wendet gâher reise."
ein prîs den wir Beier tragn
muoz ich von Wâleisen sagn:
die sint toerscher denne beiersch her,
unt doch bî manlîcher wer.

Dô kom geleischieret
und wol gezimieret
ein ritter, dem was harte gâch.
er reit in strîteclîchen nâch,
die verre wâren von im komn:
zwên ritter heten im genomn
eine frouwen in sîm lande.
den helt ez dûhte schande;
in müete der juncfrouwen leit,
diu jaemerlîche vor in reit.
dise drî wârn sîne man.
er reit ein schoene kastelân:
sîns schildes was vil wênic ganz.
er hiez Karnahkarnanz

„Seht, dieſer thörichte Waleiſe,
Er ſtört uns auf der jähen Reiſe."
(Die Ehre, die wir Baiern tragen,
Muß ich auch von Waleiſen ſagen,
Sie ſind zwar thörichter, als wir,
Jedoch voll Kraft und Kampfbegier.)

Da kam, die Zügel tief verhängt,
Ein Ritter wild herangeſprengt,
In reichem Schmuck; er eilte ſehr;
Kampfmuthig ritt er hinterher;
Weit waren die Andern vorgekommen. —
Zwei Ritter hatten ihm genommen
Ein Mägdelein aus ſeinem Lande,
Das ſchien dem Helden große Schande.
Der Jungfrau Leiden ſchmerzt' ihn ſehr,
Voll Jammer ritt ſie vor ihm her. —
Die drei ſie waren von ſeinem Troß.
Er ritt ein ſchön und ſtreitbar Roß;
An ſeinem Schild war wenig ganz.
Er hieß Karnachkarnanz

leh cons Ulterlec,
er sprach „wer irret uns den wec?“
sus fuor er zuome knappen sân,
den dûhter als ein got getân:
ern hete sô liehtes niht erkant.
ûfem touwe der wâpenrock erwant.
mit guldîn schellen kleine
vor ietwederm beine
wârn die stegreife erklenget
unt ze rehter mâze erlenget.
sîn zeswer arm von schellen klanc
swar ern bôt oder swanc.
der was durch swertslege sô hel:
der helt was gein prîse snel.
sus fuor der fürste rîche,
gezimiert wünneclîche.

Aller manne schoene ein bluomenkranz
den vrâgte Karnahkarnanz
„junchêrre, sâht ir für iuch varn
zwên ritter die sich niht bewarn

Le comte Ulterlek *).
Er ſprach: „Wer ſperret uns den Weg?“
Hin eilt' er zu dem Knaben gleich;
Dem ſchien er ſchön wie ein Gott und reich.
Nie hatt' ihm ſolcher Glanz geleuchtet;
Sein Wappenrock ward vom Thaue befeuchtet.
Mit Schellen, goldnen, kleinen,
War ihm an beiden Beinen
Der Bügel beſetzt, die klangen,
Nicht zu lang, noch zu kurz durft' er hangen.
Sein rechter Arm von Schellen klang,
Wenn er ihn darbot oder ſchwang.
Er ſcholl bei Schwertesſchlägen ſo hell:
Der Held war Ruhm zu erwerben ſchnell.
So zog der reiche Fürſt durch die Auen,
Im vollen Schmuck gar wonnig zu ſchauen.

Der Mannesſchönheit Blüthenkranz (Parzival)
Den fragte nur Karnachkarnanz:
„Jungherr, habt ihr fliehn geſehn
Zwei Ritter, die nicht wohl verſtehn

*) Der Graf Ultra Lac, jenſeits des Sees.

kunnen an ritterlicher zumft?
si ringent mit der nôtnunft,
und sint an werdekeit verzagt:
si füerent roubes eine magt."
der knappe wânde, swaz er sprach,
ez waere got, als im verjach
frou Herzeloyd diu künegîn
do sim unterschiet den liehten schîn.
dô rief er lûte sunder spot
„nû hilf mir, hilferîcher got."
vil dike viel an sîn gebet
fil li roy Gahmuret.
der fürste sprach „ich pin niht got:
ich leiste ab gerne sîn gebot.
du maht hie vier ritter sehn,
op du ze rehte kundest spehn."
der knappe frâgte für baz,
„du nennest ritter: waz ist daz?
hâstu niht gotlîcher kraft,
sô sage mir, wer gît ritterschaft?"

Nach ritterlicher Zucht zu leben,
Die Frauenraube ſich ergeben;
Zu würd'ger That ſind ſie verzagt;
Sie führen als Raub hin eine Magd."
Der Knabe wähnte, der dies gefragt,
Es wäre Gott, wie ihm geſagt
Frau Herzeleid, die Kön'gin werth,
Als ſie vom Lichtglanz ihn belehrt.
Da rief er lant — es war kein Spott —
„O hilf mir, hülfereicher Gott!"
Es ſprach ein brünſtiges Gebet
Le fils du roi Gahmuret.*)
Drauf ſprach der Fürſt: „Nicht Gott bin ich,
An ſein Gebot nur halt' ich mich.
Du kannſt vier Ritter vor dir ſehn,
Vermöchteſt du nur recht zu ſpähn."

Der Knabe fragte weiter fort:
„Du ſprichſt von Rittern; welch ein Wort?
Und biſt du nicht voll Gotteskraft,
So ſag mir, wer giebt Ritterſchaft?" —

*) Der Sohn des Königs Gamuret.

„daz tuot der künec Artûs.
junchêrre, komt ir in des hûs,
der bringet iuch an ritters namn,
daz irs iuch nimmer durfet schamn.
ir mugt wol sîn von ritters art.“
von den helden er geschouwet wart:
dô lac diu gotes kunst an im.
von der âventiur ich daz nim,
diu mich mit wârheit des beschiet:
nie mannes varwe baz geriet
vor im sît Adâmes zît.
des wart sîn lob von wîben wît.

aber sprach der knappe sân,
dâ von ein lachen wart getân,
„ay ritter guot, waz mahtu sîn?
du hâst sus manic vingerlîn
an dînen lîp gebunden,
dort oben unt hie unden.“
aldâ begreif des knappen hant
swaz er îsers ame fürsten vant:

„Der König Artus theilt sie aus,
Kommt, Jungherr, ihr in dessen Haus,
Der macht euch wohl zum Ritter hold,
Daß ihr euch nimmer schämen sollt.
Ihr seid wohl recht nach Rittersart.“
Als er von den Helden betrachtet ward,
Ward Gottes Kunst an ihm erschaut.
Dies hat die Sage mir vertraut;
Sie giebt in Wahrheit den Bericht,
Daß keines Mannes Angesicht
So schön noch war seit Adam her.
Drum priesen ihn die Frauen sehr.

Gleich fing der Knabe wieder an,
Worüber man zu lachen begann:
„Ei, edler Ritter, was magst du seyn?
So viele Ringe trägst du in Reihn
Um deinen Leib gebunden,
Um Brust und Knie gewunden.“
Darauf begriff des Knaben Hand
Was er am Ritter eisern fand,

dez harnasch begunder schouwen.
„miner muoter juncfrouwen
ir vingerlîn an snüeren tragnt,
diu niht sus an einander ragnt.“
der knappe sprach durch sinen muot
zem fürsten „war zuo ist diz guot?“

der fürst im zeigete sâ sîn swert:
„nu sich, swer an mich strîtes gert,
des selben wer ich mich mit slegn:
für die sîne muoz ich an mich legn,
und für den schuz und für den stich
muoz ich alsus wâpen mich.“
aber sprach der knappe snel
„ob die hirze trüegen sus ir vel,
so verwunt ir niht mîn gabylôt;
der vellet manger vor mir tôt.“

Die ritter zurnden daz er hielt
bî dem knappen der vil tumpheit wielt.
der fürste sprach „got hüete dîn!
ôwî wan waer dîn schoene mîn!

Den Harnisch begann er zu beschaun:
„Meiner Mutter Jungfraun
Die Ringe nur an Schnüren tragen,
Die nicht so starr an einander ragen.“
Der Knabe sprach im thörichten Muth
Zum Fürsten: „Wozu ist das gut?“

Alsbald wies ihm der Fürst sein Schwert:
„Nun sieh, wer Kampf mit mir begehrt,
Dessen erwehr' ich mich mit Schlägen;
Muß gegen die seinen den Panzer anlegen.
Und für den Schuß und für den Stich
Hüll' ich in solche Waffen mich.“
Wieder sprach der Knabe schnell:
„Ja trügen die Hirsche solch ein Fell,
So brächte mein Jagdspeer keinen in Noth;
Doch nun liegt mancher vor mir todt.“

Die Ritter zürnten, daß er blieb
Bei dem Knaben, der solche Thorheit trieb.
Da sprach der Fürst: „Gott hüte dein!
O weh, wär' deine Schönheit mein!

dir hete got den wunsch gegebn,
ob du mit witzen soldest lebn.
diu gotes kraft dir virre leit."
160. die sine und och er selbe reit,
unde gâhten harte balde
zeinem velde in dem walde.

Vollkommenheit hätte dir Gott gegeben,
Wenn du mit Weisheit könntest leben.
Doch Gotteskraft ist nicht dein Hort." —
160. Er und die Seinen ritten fort,
Sie eilten sehr und kamen bald
Zu einem Felde in dem Wald.

Die Gralssagen sind ursprünglich von denen der Tafelrunde unabhängig gewesen und erst später mit ihnen verschmolzen worden, doch scheinen beide celtischen Ursprungs zu seyn. Mittelpunkt des Fabelkreises von der Tafelrunde ist König Artus von Brittanien (Arthur), der von 517—542 geherrscht und sich im Kampfe wider die Sachsen ausgezeichnet haben soll. Er stiftet auf den Rath Merlins des Weisen in seinem Sitze zu Karidol, die runde Tafel, einen Bund, etwa nach Art der späteren Ritterorden, und vereint in demselben den Kern der Ritterschaft, indem er selbst Allen als Muster voranleuchtet.

Gedichte:

1. Tristan und Isolde, von Gottfried von Straßburg, s. o.

2. Iwein, der Ritter mit dem Löwen, von Hartmann von der Aue, s. o.

3. Wigalois, der Ritter mit dem Rade, von Wirnt von Grafenberg, um 1212.

4. Erek und Enite von Hartmann von der Aue.

5. Lanzelot vom See, von Ulrich von Zetzighofen, einem Baiern; am Ende des 12. oder Anfang des 13. Jahrhunderts.

6. Daniel von Blumenthal vom Stricker.

Aus Tristan und Isolde.

(Tristan führt Isolden, um die er im Namen seines Oheims, Königs Marke von Cornwall, geworben hat, über's Meer zu diesem. Isoldens Mutter hat ihr einen Liebestrank für Marke mitgegeben.)

Hie mite strichen die kiele hin;
sî beide heten under in
guoten wint und guote var.
nu was diu frôuwîne schar,
Îsôt und ir gesinde,
in wazer unde in winde
des ungevertes ungewon:
unlanges kômen sî dâ von
in ungewoneliche nôt.
Tristan ir meister dô gebôt
daz man ze lande schielte
und eine ruowe hielte.
nu man gelante in eine habe,
nu gie daz volc almeistic abe
durch banekîe ûz an daz lant.
nu gie ouch Tristan zehant
begrüezen und beschouwen
die liehten sîne frouwen;

So strichen die Kiele hin übers Meer.
Still waren die Wellen rings umher;
Der Wind war gut und gut die Fahrt.
Wie nun die Frauen dichtgeschaart,
Isold und ihr Gesinde,
Hinfuhren in Wasser und Winde,
Sie waren zur See gefahren noch nie,
Nicht lange denn, so kamen sie
Davon in ungewohnte Qual.
Tristan, ihr Herrscher, da befahl,
Daß man zum Lande stieße,
Die Wandrer rasten ließe.
Nun, als man im Hafen gelandet war,
Da war zumeist des Volkes Schaar
Zu Scherz und Spiel ans Land geeilt.
Nun ging auch Tristan unverweilt,
Nach seiner Frau, der süßen,
Zu schaun und sie zu grüßen.

und als er zuo zir nieder gesaz,
und redeten diz und daz
von ir beider dingen,
er bat im trinken bringen.
nune was dâ nieman inne
âne die küniginne
wan kleiniu juncfröuwelîn.
der einez sprach: „seht hie stât wîn,
in disem vezelîne.“
nein ezn was niht mit wîne,
doch ez im glîch waere:
ez waz diu wernde swaere,
diu endeslôse herzenôt
von der sî beide lâgen tôt.
nu was ab ir das unerkant:
sî stuont ûf und gie zehant
dâ daz tranc und daz glas
verborgen und behalten was.
Tristande ir meister bôt si daz;
er bôt Îsôte für baz:
si tranc ungerne und über lanc,
und gap dô Tristand, unde er tranc,

Und als er zu ihr niederſaß,
Und als ſie ſprachen dies und das
Von ihrer beider Leben,
Bat er, ihm zu trinken zu geben.
Fern waren die Diener alle,
Die Königin nur in der Halle
Und mit ihr kleine Jungfräulein.
Die Eine ſprach: „Seht, hier ſteht Wein,
In einer kleinen Schale.“
Nicht Wein war im Pokale,
Doch war's ſo anzuſehen,
Es waren die langen Wehen,
Die endesloſe Herzensnoth,
Von der ſie beide lagen todt.
Das wußte nicht des Mägdleins Sinn;
So ſtand ſie auf und eilte hin,
Wo Trank und Becher auf der Fahrt
Verborgen ſtand und aufbewahrt.
Triſtan, dem Herren, bot ſie das,
Er bot Iſolden zuvor das Glas:
Nur ungern trank ſie, ſäumte lang,
Drauf gab ſie es Triſtan und er trank,

und wânden beide ez waere wîn.
iemitten gieng ouch Brangaen în,
unde erkande daz glas
und sach wol wie der rede was:
si erschrac sô sêre unde erquam,
daz ez ir alle ir kraft benam,
unt wart reht als ein tôte var.
mit tôtem herzen gie sî dar,
si nam daz leide veige vaz
si truog ez danne und warf daz
in den tobenden wilden sê.
„ouwê mir armen“ sprach si, „ouwê
daz ich zer werlt ie wart geborn!
ich arme, wie hân ich verlorn
mîn êre und mîne triuwe!
daz ez got immer riuwe,
daz ich an dise reise ie quam!
daz mich der tôt dô niht ennam,
dô ich an dise veige vart
mit Îsôt ie bescheiden wart!
ouwê Tristan und Îsôt!
diz tranc ist iuwer beider tôt.“

Und beide wähnten, es ſeie Wein.
Inzwiſchen trat auch Brangäne herein,
Und hatte bald das Glas erkannt,
Die ſah wohl, wie die Sache ſtand.
Sie ſtand entſetzt, ſo ſchreckensbang,
Daß alle Kraft ihr ſchnell entſank:
Recht wie ein Todter ward ſie bleich,
Mit todtem Herzen kam ſie gleich,
Nahm das Gefäß, das ſchnöde, feile,
Und trug es fort und warf's in Eile
In die tobende, wilde See.
„O weh mir Armen,“ ſprach ſie, „o weh,
Daß ich zur Welt geboren bin,
Verloren iſt es, Alles hin,
Ich Arme, meine Ehr' und Treue!
O daß es Gott im Himmel reue,
Daß ich zu dieſer Fahrt gekommen!
Daß mich der Tod nicht hingenommen,
Als ich zu dieſer ſchnöden Fahrt
Einſt mit Iſold beſchieden ward!
O wehe Triſtan und Iſot!
Der Trank iſt euer beider Tod!“

Nu daz diu maget und der man,
Îsot unde Tristan,
den trank getrunken beide, sâ
was ouch der werlde unmuoze dâ,
minne, aller herzen lâgerîn
und sleich zir beider herzen în
ê sis ie wurden gewar:
dô stiez si ir sigevanen dar
und zôch sî beide in ir gewalt.
sî wurden ein und einvalt,
die zwei und zwivalt wâren ê;
sî zwei enwâren dô niht mê
widerwertic under in:
Îsôte haz der was dô hin.
diu suonerinne minne
diu hete ir beider sinne
von haze alsô gereinet,
mit liebe alsô vereinet,
daz ietweder dem andern was
durchlûter als ein spiegelglas.
sî heten beide ein herze,
ir swaere was sîn smerze,

Wie nun das Mägdlein und der Mann,
Isold und Tristan,
Den Trank getrunken beide, schnell
War auch der Erde Müh zur Stell'.
Die Wegelag'rin aller Seelen
Mußt' in ihr beider Herz sich stehlen,
Die Liebe, eh sie's noch gesehn:
Sie ließ die Fahne siegreich wehn
Und zog sie beid' in ihre Macht.
So waren sie auf Eins gebracht,
Die doppelt früher waren und zwei.
Auch waren beide des Hasses frei,
Den sie gehegt in ihrem Sinn;
Isoldens Haß, der war dahin.
Die Allversöhn'rin Minne,
Die hatte beider Sinne
Von Hasse so gereinigt,
Mit Liebe so vereinigt,
Daß Jeder für den Andern war
Hell wie ein Spiegel, rein und klar.
Sie hatten beid' ein Herze,
Ihr Weh ward ihm zum Schmerze,

sîn smerze was ir swaere.
sî wâren beide einbaere
an liebe und an leide,
und hâlen sich doch beide,
und tet daz zwîvel unde scham:
sî schamte sich, er tet alsam;
sî zwîvelte an im, er an ir.
zwie blint ir beider herzen gir
an einem willen waere,
in was doch beiden swaere
der urhap und der begin:
daz hal ir willen under in.

Tristan, dô er der minne enphant,
er gedâhte sâ zehant
der triuwen und der êren
unde wolte dannen kêren.
„nein" dâht er allez wider sich,
„lâ stân, Tristan! versinne dich,
nimmer genim es keine war."
sô wolt eht ie daz herze dar.
wider sînem willen krieget er,
er gerte wider sîner ger:

Sein Schmerz ſchuf ihr zu klagen;
Sie hatten gleich zu tragen
An Liebe und an Leide,
Und bargen ſich's doch beide.
Das kam von Scham und Zweifel her,
Sie ſchämte ſich, ſo that auch er.
Sie zweifelte an ihm, er an ihr,
Und ob auch beide Herzen hier
Nach einem Ziele rangen,
Sie konnten nicht gelangen
Zum Anfang und zum erſten Streich,
Und bargen es ſich beide gleich.

Als Triſtan fühlte der Liebe Macht,
War er der Ehre ſchnell bedacht,
Der Treue, die er verpfändet
Und ſtand hinweggewendet.
„Nein," dacht' er immer wieder ſich,
„Bleib, Triſtan, bleib, beſinne dich,
Laß ab und achte nicht auf ſie."
Und dennoch ließ ſein Herz ſie nie.
So lag er mit ſich ſelbſt im Streit,
Was er begehrte, war ihm leid:

er wolte dar und wolte dan.
der vergangene man
versuocht ez in dem stricke
ofte unde dicke,
und was des lange staete.
der getriuwe der haete
zwei nâhe gêndiu ungemach.
swenn er ir under ougen sach
und im diu süeze minne
sîn herze und sîne sinne
mit ir begunde sêren,
so gedâht er ie der Êren:
diu nam in danne dervan.
hie mite sô kêrten aber an
minne sîn erbevogetîn:
der muose er aber gevolgic sîn.
in muoten harte sêre
sîn triuwe und sîn êre:
sô muot in aber diu minne mê;
diu tet im wirs danne wê,
sî tet im mêr ze leide
dan triuwe unde êre beide.

Er wollte fort und blieb doch stehn,
So mußt' er in der Irre gehn;
Er suchte sich den Schlingen
Gar emsig zu entringen,
Und that dies oft aufs Neue.
Zwei Leiden hatte der Treue,
Die gingen seinem Herzen nah:
Wenn er ihr unter die Augen sah,
Und ihm die süße Minne
Nun anhub Herz und Sinne
Durch sie so zu versehren,
Gedacht' er stets der Ehren,
Die hielten ihn fern von ihrem Schooß;
So stürmte wieder auf ihn los
Die Liebe seine Erbherrscherin:
Und ihr gehorsam schaut' er hin.
Es macht ihm große Schmerzen
Treu' und Ehre zu verscherzen:
Mehr traf die Liebe noch sein Herz,
Die war noch schmerzlicher als Schmerz,
Sie that ihm mehr zu Leide
Als Treu' und Ehre beide.

sîn herze sach sî lachend an,
und nam sîn ouge dervan:
als er ir aber niht ensach,
daz waz sîn meistez ungemach.
dike besazt er sînen muot,
als der gevangene tuot,
wie er ir möhte entwenken,
und begunde ôfte denken
„kêre dar oder her,
verwandele dise ger,
minn unde meine anders wâ.“
sô was ie dirre stric aldâ.
er nam sîn herze und sînen sin
und suochte anderunge in in:
sone was ie niht dar inne
wan Îsôt unde minne.
Alsam geschach Isôte.
si versuocht ez ouch genôte.

* * *

sî seit im, und er seit ir.
„â“ sprach Îsôt, „do ez sich mir

So war sein Herz von Lieb' entbrannt,
Und hielt das Aug' von ihr gewandt;
Doch sah das Auge sie nicht mehr,
Das war dem Herzen doppelt schwer.
Er schärfte heftig seinen Muth,
Wie man es als Gefangner thut,
Wie er ihr möcht' entrinnen,
So fing er an zu sinnen:
„Hier oder dorthin wende dich,
Des Herzens Sehnen kehre sich,
O Lieb' und Lust, auf andre Spur!“
Die Schling' umwand ihn dichter nur.
Und blickt er nun auf Herz und Sinn,
Und sucht' er andern Geist darin,
Nichts war darin geblieben,
Nichts als Isold und Lieben.
Isolden traf dasselbe Leid,
Sie war zum Fliehen auch bereit.

(166 Verse später:)

Sie sprach zu ihm, er sprach zu ihr.
„Ach“, sprach Isold, „wie es sich mir

ze alsô guoten staten getruoc,
daz ich iuch in dem bade niht sluoc!
got herre, wie gewarb ich sô!
daz ich nu weiz, wiste ich ez dô,
benamen sô waer ez iuwer tôt."
„war umbe" sprach er, „schoene Isôt?
waz wirret iu? waz wizet ir?"
„swaz ich weiz, daz wirret mir;
swaz ich sihe, daz tuot mir wê.
mich müejet himmel unde sê;
lîb unde leben daz swaeret mich."
si stiurte und leinde sich
mit ir ellenbogen an in:
daz was der belde ein begin;
ir spiegelliehten ougen
diu volleten vil tougen;
ir begunde ir herze quellen,
ir süezer munt ûf swellen;
ir houbet daz wac alles nider.
ir friunt begunde ouch si dar wider
mit armen umbevâhen,
ze verre noch ze nâhen,

Zu gutem Glücke zugetragen,
Daß ich im Bad euch nicht erschlagen.
Gott Herr, was regte mir die Brust!
Was ich nun weiß, hätt' ich's gewußt,
Fürwahr so wurd' es euer Tod."
„Weßwegen", sprach er, „schöne Isot?
Was bringt euch Schmerz? was wisset ihr?" —
„Das, was ich weiß, bringt Schmerzen mir,
Das, was ich sehe, thut mir weh.
Mich verdrießet Himmel und See;
Leib und Leben schmerzet mich."
Sie stützte und sie lehnte sich
Mit ihrem Ellenbogen an ihn,
Wollt' ihn nicht länger schüchtern fliehn.
Die Augen, die spiegelklaren,
Voll heimlicher Thränen waren;
Ihr Herz begann zu quellen,
Ihr süßer Mund zu schwellen;
Ihr Haupt sank ganz zur Erde nieder.
Ihr Freund begann auch sie hinwieder
Mit Armen zu umfahen,
Ihr nicht zu sehr zu nahen,

niuwan in gastes wîse.
er sprach suoz und lîse
„ei schoene süeze, saget mir:
waz wirret iu? waz klaget ir?“
Der Minnen vederspil Îsôt,
„*lameir*“ sprach sî „daz ist mîn nôt,
lameir daz swaeret mir den muot,
lameir ist daz mir leide tuot.“
dô sî *lameir* sô dicke sprach,
er bedâhte und besach
anclîchen unde kleine
des selben wortes meine:
sus begunde er sich versinnen,
l'ameir daz waere minnen,
l'ameir bitter, *la meir* mer.
der meine der dûht in ein her;
er übersach der dri er ein,
und frâgete von den zwein,
er versweic die minne,
ir beider vogetinne,
ir beider trôst, ir beider ger:
mer unde sûr beredet er.

Nur wie in Fremdlings Weiſe.
So ſprach er ſüß und leiſe:
„Ei, ſchöne, ſüße, ſaget mir
Was ängſtet euch? was klaget ihr?“
Der Liebe Falk', Iſolde ſprach:
„Lameir, das iſt mein Ungemach,
Lameir beſchweret mir den Muth,
Lameir iſt, was mir wehe thut.“
Da ſie Lameir ſo häufig ſprach,
Beſchaut' er es und dachte nach
Gar ängſtlich und von Sorgen voll,
Was wohl das Wort bedeuten ſoll;
So fing er an ſich zu beſinnen,
L'ameir das wäre Minnen,
L'ameir bitter, la meir Meer.
Der Deutungen ſchien ihm ein Heer:
Eins überſah er von den drein,
Und fragte ſie nur von den zwein.
Nichts wollt' er ihr von Liebe ſagen,
Die beid' in Feſſeln doch geſchlagen,
Die beider Troſt war und Begehr;
Von Meer und ſauer redet' er.

„ich waene“ sprach er, „schoene Îsôt,
mer und sûr sint iuwer nôt;
iu smeket mer unde wint:
ich waene iu diu zwei bitter sint.“
„nein, herre, nein! waz saget ir?
der dewederez wirret mir;
mir ensmeket weder luft noch sê:
lameir aleine tuot mir wê.“
dô er des wortes zende quam,
minne dar in vernam,
er sprach vil tougenliche zir:
„entriuwen, schoene, als ist ouch mir:
lameir und ir, ir sit min nôt.
herzefrouwe, liebe Îsôt,
ir eine und iuwer minne,
ir habt mir mîne sinne
gar verkêret und benomen:
ich bin ûzer wege komen
sô starke und alsô sêre:
ich erhol mich nimmer mêre.
mich müejet und mich swaeret,
mir swachet unde unmaeret

„Ich glaube,“ ſprach er, „ſchöne Iſot,
Meer und ſauer ſind eure Noth.
Ich glaube, daß euch Meer und Wind
Mit ihrem Dunſt zuwider ſind.“
„Nein,“ ſprach ſie, „Herr, was ſagt ihr? nein,
Keins widerſteht mir von den zwein;
Ich rieche weder Luft noch See:
Lameir alleine thut mir weh.“
Als er zur letzten Deutung kam,
Und Lieb' im Worte nun vernahm,
Sprach er verſtohlen ſtill zu ihr:
„Traun, Schöne, traun, ſo iſt's auch mir,
Lameir und ihr ſeid meine Noth.
Herzliebes Weib, theure Iſot,
Ihr nur und eure Minne,
Ihr habt mir meine Sinne
Verkehrt ganz und benommen,
Ich bin vom Wege kommen,
Mag wohl ſo fern ſchon von ihm ſeyn:
Was ich verſäumt, nie hol' ich's ein.
Mich ſchmerzt, mich ärgert und es geht
Zu Herzen mir und widerſteht

215. allez daz min ouge siht:
in alder werlde enist mir niht
in minem herzen liep wan ir.“
Îsôt sprach: „herre, als sit ir mir.“

215. Alles, worauf mein Auge fällt:
Es iſt mir nichts in all' der Welt
In meinem Herzen lieb als ihr.
„Herr,“ ſprach Iſold, „ſo ſeid ihr mir.“

Aus Iwein.

Dô vrâgete mich vrou Minne
des ich von mineme sinne
niht geantwurten kan.
sî sprach „sage ane, Hartman,
5. gihestû daz der künic Artûs
hern Îwein vuorte ze hûs
unt liez sin wîp wider varn?“
done kunde ich mich niht baz bewarn,
wan ich seitez vür die wârheit:
10. wandez waz mir vür wâr geseit.
sî sprach unt sach mich twerhes an
„dune hâst niht wâr, Hartman.“
„Vrouwe, ich hân entriuwen.“ sî sprach „nein.“
der strît was lanc under uns zwein,

(Iwein zieht mit König Artus nach Karidol; ſeine Frau bleibt zurück.)

Da fragte mich Frau Minne,
Worauf nach meinem Sinne
Ich nichts erwiedern kann.
Sie ſprach: „Nun, Hartmann, ſag' mir an,
5. Meinſt du, daß König Artus dort
Herrn Iwein führte mit ſich fort
Und daß ſein Weib ſich heimgewandt?
Kein beſſer Wort war mir bekannt,
Ich ſprach, es ſei, wie ſie gefragt,
10. Weil man als wahr es mir geſagt.
Sie ſah mir ſeitwärts ins Geſicht;
„Nein, Hartmann, alſo iſt es nicht.“ —
„Traun, Frau, es iſt.“ — „Nein,“ ſprach ſie, „nein.“
Lang war der Streit nun unter uns zwein,

unz sî mich brâhte ûf die vart
daz ich ir nâch jehnde wart.
er vuorte daz wîp unt den man,
und volget ime dewederez dan,
als ich iu nû bescheide.
sî wechselten beide
der herzen under in zwein,
diu vrouwe unt her Îwein:
ime volget ir herze unt sin lîp,
unt bleip sin herze unt das wîp.

Dô sprach ich „vrou Minne,
nû bekunket mîne sinne,
daz mîn her Îwein sî verlorn,
sît er sîn herze hât verkorn.
wan daz gap ime ellen unde kraft:
waz touc er nû ze rîterschaft?
er muoz verzagen als ein wîp,
sît wibes herze hât sîn lîp,
unt sî mannes herze hât,
sô üebet sî manlîche tât
unt solde wol turnieren varn
under dâ heime daz hûz bewarn.

Bis sie ihn endlich so gewandt,
Daß ich den Sieg ihr zugestand.
Er führte Weib und Ritter fort,
Und keins von beiden folgt' ihm dort,
Wie ich euch nun bescheide.
Es wechselten beide
Die Herzen unter ihnen zwein,
Die Frau und Herr Iwein.
Es folgt' ihr Herz ihm und sein Leib,
Und blieb sein Herz hier und das Weib.

Da sprach ich: „Frau Minne,
Nun dünkt es meine Sinne,
Herr Iwein muß zu Schaden kommen,
Seit ihm die Liebe das Herz genommen.
Denn dies verlieh ihm Muth und Kraft:
Was taugt er nun zur Ritterschaft?
Er muß verzagen wie ein Weib,
Weil er des Weibes Herz im Leib,
Und da sie Mannes Herz gewann,
So übt sie Thaten wie ein Mann,
Und sollte zum Turniere fahren,
Und er daheim das Haus bewahren.

mir ist zwâre starke leit,
daz sich ir beider gwonheit
mit wehsel sô verkêret hât,
wan nune wirt ir deweders rât.“
Dô zêch mich vrou Minne,
ich waere kranker sinne.
si sprach „tuo zuo dinen munt:
dir ist diu beste vuore unkunt.
dichn geruorte nie mîn meisterschaft:
ich bin ez Minne unt gibe die kraft
daz ofte man unde wip
habent herzelôsen lîp
unt hânt ir kraft doch deste baz.“
done torst ich vrâgen vürbaz:
wan swâ wip unde man
âne herze leben kan,
daz wunder daz gesach ich nie:
doch ergienc ez nâch ir rede hie.
Ichn weiz ir zweier wehsel niht:
wan als diu aventiure giht,
sô was her Îwein âne strît
ein degen vor des unde sit.

Mir iſt es wahrlich heftig leid,
Daß ſtille Zucht und Tapferkeit
Sich ſo vertauſcht, wie hier geſchehn,
Weil beide nun verloren gehn.“
Da zieh mich Frau Minne,
Ich wäre ſchwacher Sinne.
Sie ſprach: „Thu zu deinen Mund:
Die beſte Weiſ' iſt dir nicht kund.
Nie traf dich meine Meiſterſchaft:
Ich bin's, die Lieb' und gebe die Kraft,
Daß oft Mann und Weib
Ohne Herzen haben den Leib,
Und minder jedem die Kraft gebricht.“
Sie mehr zu fragen wagt' ich nicht:
Denn wie Weib und Mann
Ohne Herz leben kann,
Das Wunder hab' ich nie geſehn:
Doch, wie ſie ſagt, iſt's hier geſchehn.
Ich weiß von ihrem Tauſche nicht;
Ich weiß nur, wie die Sage ſpricht,
So war Herr Iwein ohne Streit
Ein Held vordem und nach der Zeit.

Außer den Gedichten, die bestimmten Sagenkreisen angehören, sind zu nennen:

1. die historischen, wie die Reimchronik von Ottokar von Hornek (um 1300); die Weltchroniken von Rudolf von Hohenems und Johann dem Enenkel; das Annolied; die Kaiserchronik.

2. die geistlichen, z. B. Barlaam und Josaphat von Rudolf von Hohenems; Leben der heiligen Jungfrau Maria vom Pfaffen Wernher (1173).

3. kleinere poetische Erzählungen, wie der arme Heinrich von Hartmann v. d. Aue; der Pfaffe Amis vom Stricker.

4. Gedichte nach antiken Stoffen oder Vorbildern, wie die Eneit von Heinrich v. Veldek; Alexander vom Pfaffen Lamprecht; der trojanische Krieg von Konrad von Würzburg.

c) didaktische.

Spruchgedichte und Fabeln.

1. der welsche Gast von Thomasin v. Zercläre, gedichtet 1215—1216, der Dichter war aus Friaul gebürtig.

2. Freidanks Bescheidenheit, 1229 abgefaßt. (Bescheidenheit ist gleich Verständigkeit, Einsicht.) Der Dichter ist, nach der Vermuthung W. Grimms, dieselbe Person mit Walther v. d. Vogelweide.

3. Der Renner von Hugo von Trimberg (zwischen 1260—1309 Magister und Rektor der Schulen am Collegiatstifte der Theuerstadt, einer Vorstadt Bambergs).

4. Der Winsbecke und die Winsbeckin, zwei Gedichte von unbekannten Verfassern aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts; sie enthalten Lehren eines Vaters an den Sohn und einer Mutter an die Tochter.

5. Der Edelstein von Ulrich Bonerius, einem Predigermönch aus Bern in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts. Eine Sammlung von Fabeln.

6. Beispiele (Thierfabeln, Mährchen, Allegorien u. dgl.) vom Stricker u. A.

Aus Freidanks Bescheidenheit.

(Von Gott.)

Gote dienen âne wanc
deist aller wisheit anevanc.
Swer umbe disc kurze zit
die êwigen vröude glt,
der hât sich selben gar betrogen,
unt zimbert ûf den regenbogen.
swenn der regenboge zergât,
sone weiz er wâ sîn hûs stât.
Swer got minnet als er sol,
des herze ist aller tugende vol.
Selten mir ie liep geschach,
mir geschaehen drîzec ungemach.
Swer niht rehte mac geleben,
der sol doch nâch rehte streben.
War umb ein mensche si verlorn,
daz ander si ze gnâde erkorn,
swer des vrâget, deist ze vil:
got mac unt sol tuon swaz er wil.
Swaz got mit sinre geschephde tuot,
daz sol uns allez dunken guot.

Gott dienen ohne Wank
Ist aller Weisheit Anfang.
Wer um dies kurze Leben
Will die ew'ge Freude geben,
Der hat sich selber sehr betrogen
Und zimmert auf den Regenbogen.
Wenn dann der Regenbogen zergeht,
So weiß er nicht, wo sein Haus steht. —
Wer Gott liebet, wie er soll,
Deß Herz ist aller Tugenden voll. —
So oft was Liebes mir geschehn,
Geschahn zugleich mir dreißig Wehn. —
Wer nicht recht vermag zu leben,
Soll doch nach dem Rechte streben. —
Warum der eine Mensch verloren,
Der andere zum Heil erkoren,
Wer danach fragt, das ist zu viel,
Gott kann und soll thun, was er will. —
Was Gott mit dem Geschöpfe thut,
Das soll uns Alles dünken gut.

waz mac der haven sprechen,
wil in sîn meister brechen?
noch minre muge wir wider got
sprechen, kumt uns sîn gebot.
swie der haven vellet,
vil lihte er wirt zerschellet,
er valle her oder hin,
der schade gât ie über in.

Hat das Gefäß zu sprechen,
Will es der Meister brechen?
Noch minder haben wir zu klagen,
Was Gott uns auch bestimmt zu tragen.
Wie das Gefäß auch fällt,
Gar leicht wird es zerschellt;
Mag hierhin oder dorthin fliegen,
Es muß in Scherben liegen.

(Von Königen und Fürsten.)

Tiuschiu lant sint roubes vol:
gerihte voget münze zol
diu wurden ê durch got erdâht:
nu sint si gar ze roube brâht.

Swaz ieman guotes ûf geleit
ze bezzerne die kristenheit,
die hoesten und die hêrsten
die brechent ez zem êrsten.

Die vürsten twinget mit gewalt
velt, steine, wazzer unde walt,

Die deutschen Lande sind Raubes voll:
Gerichte, Vögte, Münze, Zoll,
Die wurden zu Gottes Ehr' erdacht,
Nun sind sie ganz zum Raub gebracht. —

Ist uns ein gut Gesetz gekommen
Der ganzen Christenheit zum Frommen,
Die Höchsten und die Hehrsten,
Die brechen es am ersten. —

Die Fürsten besteuern mit Gewalt
Gebirge, Flüsse, Feld und Wald,

dar zuo wilt unde zam;
si taeten lufte gerne alsam:
der muoz uns noch gemeine sin.
möhtens uns der sunne schîn
verbieten, wint unde regen,
man müesen zins mit golde wegen.

Sô den wolf mûsen gât,
unt der valke keveren vât,
unt der künic bürge machet,
so ist ir êre geschwachet.

Dazu auch zahm und wild Gethier,
Und selbst die Luft verlören wir,
Müßte sie uns nicht gemeinsam seyn.
Vermöchten sie der Sonne Schein
Uns zu verbieten, Wind und Regen,
Man müßte Zins mit Golde wägen.

Wenn der Wolf nach Mäusen geht,
Und der Falke Käfer fäht,
In Burgen der König sich versteckt,
So ist ihre Ehre befleckt.

(Von Rom.)

Wâ sint si nu, der Rôme ê was?
in ir palasen wehset gras.
dâ nemen die fürsten bilde bî
wie staete ir lop nâch tôde sî.

Daz der bâbest niht gesünden müge,
swer des giht, daz ist ein lüge.
der bâbest hât gewaltes vil:
noch mac er sünden, ob er wil.

Wo sind, die einst in Rom gethront?
Nun wächst das Gras, wo sie gewohnt.
Die Fürsten sehn ein Bild hierbei,
Wie fest ihr Ruhm im Tode sei.

Der Pabst sei aller Sünden frei,
Wer also spricht, der lügt dabei.
Des Pabstes Macht ist hoch und hehr,
Doch wenn er will, so sündigt er. —

Zwei swert in einer scheide
verderbent lihte beide:
als der bâbest rîches gert,
sô verderbent beidiu swert.

Daz neze quam ze Rôme nie,
mit dem Sant Pêter vische vie.
daz neze ist nu versmâhet:
roemisch neze vâhet
silber golt bürge unde lant:
daz was Sant Pêter unrekant.

Sant Pêter was ze rehte ein degen:
den hiez got sîner schâfe pflegen:
er hiez in niht schâf beschern:
nu wil man schernes niht enbern.

Zwei Schwerter in einer Scheide,
Gar leicht verderben beide:
Und wenn der Pabst das Reich begehrt,
Verdirbt das ein' und andre Schwert. —

Nie mochte das Netz nach Rom gelangen,
Mit dem St. Peter Fische gefangen.
Das Netz ist nun verschmähet,
Das Netz zu Rom, das fähet,
Nur Gold und Silber, Burg und Land,
Das war St. Peter unbekannt. —

St. Peter war ein Kämpe gut,
Drum gab ihm Gott die Schaaf' in Hut;
Er gab die Schaaf' ihm nicht zur Schur:
Nun denkt man an das Scheren nur.

Eine Fabel aus Boners Edelstein.

Von einem pfaffen und von einem esel.

(Von üppekeit der stimme.)

Ein pfaff was jung und dâ bî kluog,
als noch pfaffen ist genuog;

Ein Pfaff war jung und dabei klug,
Wie noch der Pfaffen sind genug;

er was stolz und hôch gemuot.
sîn stimme dûcht in harte guot;
ûf singen er geflizzen was;
er wând daz nieman sunge baz
denn er: des was er gar gemeit.
mit singen hât er erebeit:
iedoch was er gesanges vol.
wie ez doch niht geviele wol
den liuten, doch er dicke sang;
des in sîn narrekeit bezwang.
nu kam es von geschicht alsô,
daz er sang âne mâze hô
ûf dem altâr. Dô stuont dâ bî
ein frouw; diu hât ir eselî
verlorn vor an dem dritten tage:
si wênde vast, grôz was ir klage.
dô si der pfaffe weinen sach,
vil güetlich er dô zuozir sprach
„saget, frouwe, waz weinent ir?
waz mag ez sîn? daz sagent mir."
er wând ir waer gevallen în
ein andâcht von der stimme sîn,

Er war ſtolz und hochgemuth;
Seine Stimme dünkte ihm ſehr gut.
Des Singens er befliſſen war;
Er wähnt', es ſänge ſo wunderbar
Niemand wie er: das freut' ihn ſehr.
Das Singen macht' ihm viel Beſchwer:
Doch hielt er feſt an ſeinem Brauch.
Und ob es ſeinen Leuten auch
Nicht ſehr gefiel, er immer ſang;
Dazu ihn ſeine Narrheit zwang.
Nun kam es einſt von Ungefähr,
Hoch ſang er über die Maaßen ſehr
An dem Altar. Da ſtand am Chor
Ein Weib, das hatte verloren zuvor
Ihr Eſelein am dritten Tage;
Sie weinte ſehr, groß war ihre Klage.
Als ſie der Pfaffe weinen ſah,
Mit milden Worten ſprach er da:
„Saget, Frau, was weinet ihr?
Was mag es ſeyn? das ſaget mir."
Er wähnte, ſeiner Stimme Macht
Hätt' ſo in Andacht ſie gebracht

und sprach „Soll ich iu singen mê?“
„nein ir, hêrre: ez tuot mir wê.“
„wâ von? daz solt ir mir nu sagen.“
„gern, hêr“ sprach si: „ich muoz iu klagen
wâ von ich geweinet hân.
mîn esel der mir vil wol kan,
den hânt die wolf verezzen:
des mag ich niht vergezzen.
wenne ir singt so hêrlîch,
sô ist iuwer stimme gelîch
der stimme die mîn esel hât:
sô manent ir mich uf der stat
an mînen esel. Hêrre mîn,
mich wundert wie daz müge sîn,
daz iuwer stimme sô gelîch
mîs esels ist; des wundert mich.“
der üppig pfaffe wart geschant:
sîn eselstimme wart erkant,
doch er geviel im selber wol,
als billîch noch ein esel sol.

Wer waent daz er der beste sî,
dem wont ein tôr vil nâhen bî. . . . . .

Und sprach: „Soll ich euch singen mehr?“ —
„Nein“, sprach sie, „Herr, ihr quält mich sehr.“ —
„Womit? das sollt ihr mir nun sagen!“ —
„Gern“, sprach sie, „Herr, ich muß euch klagen,
Woher die Thränen mir gekommen.
Mein Esel war mir sehr zum Frommen,
Den haben die Wölfe gefressen;
Deß kann ich nicht vergessen.
Wenn ihr nun singt so wunderreich,
So ist eure Stimme gleich,
Wie meines Esels Stimme klang,
So mahnt zur Stelle mich der Gesang
An meinen Esel. Herre mein,
Mich wundert doch, wie mag das seyn,
Daß eure Stimm' ist ganz und gar
Wie meines Esels Stimme war.“
Das traf des stolzen Pfaffen Ehr';
Die Eselstimme belachte man sehr,
Doch er erschien sich wundervoll,
Wie billig noch ein Esel soll.

Wer wähnt, daß er der beste sei,
Dem wohnt die Thorheit nahe bei. u. s. w.

Ein Beispiel des Stricker.

Hie vor quâmen zwelf man
in einen vinsteren tan,
und wurden irre dar inne:
daz quam in ze ungewinne.
si gâhten vür sich über maht,
und wurden verre in der naht
eines viures gewar:
balde huoben si sich dar.
dâ funden si ein hûs stân,
dar inne ein wîp wol getân.
dô si in daz hûs quâmen,
einen türsen si vernâmen
verre ineme walde:
der lief dar vil balde.
„ouwê“ sprach daz wîp:
„mîn man nimt iu den lîp.
stiget ûf dize gaden.
ich gan iu übel iuwers schaden.“
do der türse in daz hûs lief,
daz wîp er vaste an rief,
wâ die menschen waeren?
sine wolde si niht vermaeren:
si sprach „hien ist niemen“
er sprach „ist hie iemen,
des wirde ich schiere gewar.“
er lûhte her unde dar,
und sach si dort ûfe stân.
„ich muoz iuwer einen hân“

Vordem kamen zwölf Männer in einen finstern Tannenwald und wurden irre darin: das geschah ihnen zum Unheil. Sie eilten über Macht vorwärts und wurden fern in der Nacht ein Feuer gewahr; schnell wandten sie sich dorthin. Da fanden sie ein schönes Haus stehn, darin ein schönes Weib. Da sie in das Haus kamen, vernahmen sie einen Riesen fern in einem Walde; der lief gar bald herbei. „O weh“, sprach das Weib, „mein Mann nimmt euch das Leben. Steiget auf diesen Boden. Ich wünschte nicht, daß ihr zu Schaden kämet.“

Als der Riese in das Haus lief, schrie er das Weib stark an, wo die Menschen wären. Sie wollte sie nicht verrathen; sie sprach: „Hier ist Niemand.“ Er sprach: „ist Jemand hier, den werde ich leicht gewahr.“ Er leuchtete her und hin, und sah sie dort oben stehn. „Ich muß Einen

sprach er: „dan ist niht wider;
den werfet balde her nider:
ez ist anders iuwer aller tôt.“
dô tâten si daz er gebôt:
den swachesten under in
den wurfen si dem türsen hin.
den het der ungehiure frâz
in vil kurzen zîten gâz.
zorneclichen sprach er
„gebt mir aber einen her.“
den wurfen si im aber dar.
den selben az er ouch gar,
und hiez im aber einen geben.
alsô nam er in daz leben,
unde leibet ir keinen,
unz ez quam an einen:
den hiez er her abe gân.
„daz wird nimmer getân“
sprach er dort oben iesâ.
„sô hol ich dich aber dâ“
sprach der türse: „ich wil dich verzern.“
„des wil ich mich vaste wern“
sprach der man vil drâte.
„du werst dich nu ze spâte“
sprach der gîtesaere.
„dô du selbe zwelfte waere,
hetet ir iuch dô gewert,
sô möhtest du dich hân ernert:
dîn wer ist nu dâ hin.“
dô gienc er dar und az ouch in.

von euch haben,“ sprach er, „dawider hilft nichts, den werfet bald hernieder; es ist sonst euer aller Tod.“ Da thaten sie, was er gebot; den schwächsten unter ihnen, den warfen sie dem Riesen hin. Den hatte der unheimliche Fresser in gar kurzer Zeit verzehrt. Zornig sprach er: „Gebt mir wieder einen her.“ Den warfen sie ihm wieder hin. Denselben aß er auch ganz, und gebot ihm wieder Einen zu geben. Also nahm er ihnen das Leben, und ließ ihrer Keinen übrig, bis es kam auf Einen: den hieß er herab kommen. „Das wird nimmer geschehn,“ sprach der dort oben alsbald. — „So hol' ich hingegen dich dort,“ sprach der Riese, „ich will dich verzehren.“ — „Dagegen will ich mich heftig wehren,“ sprach der Mann gar schnell. — „Du wehrst dich nun zu spät,“ sprach der Gierige; „als du zusammen mit zwölfen warst, hättet ihr euch da gewehrt, so könntest du dich gerettet haben: jetzt ist dein Wehren dahin.“ Da ging er hin, und aß auch ihn.

Dem türsen tuot geliche
ein übel herre riche
der ein geslehte vertriben wil:
sô hebet er daz nîtspil
an dem swachesten manne;
verzagent die andern danne
unde lâzent den vertriben,
daz sî dester baz beliben,
so vertribet er aber einen,
und leibet ir keinen,
unz si alle daz selbe erkiesent.
sô si danne ie mê verliesent,
sô si sich ie wirs mugen erwern.
swer sich welle ernern,
der wer sich bezite.
jener beite mit dem strîte
unz in der türse überwunden hâte:
dô wert er sich ze spâte.

Dem Riesen gleich handelt ein arger mächtiger Herrscher, der ein Geschlecht vertreiben will. Da hebt er den Kampf bei dem schwächsten Manne an; verzagen die Andern dann und lassen den vertreiben, damit sie desto besser bleiben, so vertreibt er wieder Einen, und läßt ihrer Keinen übrig, so lange Alle dasselbe erwählen. Wenn sie dann immer mehr verlieren, so können sie sich immer weniger erwehren. Wer sich will erhalten, der wehre sich bei Zeiten. Jener wartete mit dem Streite, bis ihn der Riese überwunden hatte; da wehrte er sich zu spät.

---

2. Prosa.

Die Prosadenkmäler sind bei weitem nicht so bedeutend wie die poetischen.

1. Gesetzsammlungen, Urkunden, Land- und Stadtrechte, wie der Sachsenspiegel (von dem sächsischen Ritter Eike von Repgow zwischen 1215—1218 abgefaßt); der daraus hervorgegangene Schwabenspiegel u. a. m.

2. Predigten, Gebete, Erbauungsbücher, worunter besonders Bruder Bertholds Predigten sich auszeichnen. Bruder Berthold, gebürtig aus Winterthur in der Schweiz, war Franziskaner, durchzog Deutschland nach allen Richtungen, und predigte auf freiem Felde. Seine Wirksamkeit fällt zwischen 1247—1272.

Vierter Zeitraum.

Von der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts bis zur Reformation (1517).

Seit dem Sturze der Hohenstaufen (Konrad IV. † 1254) verfiel das deutsche Reich mehr und mehr und mit ihm die Poesie. Kein großartiges Ereigniß, kein gemeinsames Streben regte das Volk auf; Päpste und Kaiser hatten ihre Macht im gegenseitigen Kampfe zerstört; an die Stelle des Ritterthums trat das Faustrecht und die Fehden; die Fürsten thaten wenig für die Dichtkunst, und wenn auch einzelne, wie Kaiser Karl IV., der unter Anderm die Universität Prag 1348 gründete, das geistige Leben begünstigten, so geschah dies mehr zum Vortheil der Wissenschaft, als der Kunst. Und gerade darin, daß sich jetzt eine deutsche Wissenschaft und mit ihr eine deutsche Prosa zu bilden anfing, ist mit ein Hauptgrund zum Verfall der Poesie zu suchen; der Geist bildete sich in der Richtung des Verstandes aus, und so trat das Gefühl und mit ihm die Poesie in den Hintergrund. Sie flüchtete sich von den Fürsten- und Ritterhöfen in die Werkstätten der Handwerker, und wurde handwerksmäßig betrieben, indem man aus der großen vorangegangenen Zeit nichts als das Aeußere, die Sorgfalt der Form, zu retten suchte, und der Geist ganz verloren ging, während die Zeit auf der andern Seite an Erfindungen reich war, und Handel und Baukunst blühten.

Die Sprache verflachte sich theils durch die fortgesetzte Abschwächung der Flexionssylben, theils litt sie durch Vermischung der Dialekte, bis sich am Anfang des folgenden Zeitraums besonders durch Luthers Bibelübersetzung unsere moderne Sprache, die neuhochdeutsche, bildete.

Wir zerfällen die Schriften wieder in poetische und prosaische, und die ersteren in lyrische, epische, dramatische und didaktische.

---

1. Poesie.

a) lyrische.

Die lyrischen Gedichte dieser Zeit sind die zunftmäßigen der Meistersänger und Volks-, besonders Kriegslieder. Die Meistersänger, die sich als Beschützer und Erhalter der höfischen Poesie der vorigen Periode ansahen, bildeten Gesellschaften oder Singschulen, in denen Gedichte nach gewissen Regeln, welche die Tabulatur vorschrieb, verfertigt wurden. Ein Gesang hieß Bar, eine Versart Gebäude, mit der Melodie zusammen Ton oder Weise; die Töne bezeichnete man theils mit dem Namen der Erfinder, theils mit andern meist auffallenden und wunderbaren Benennungen, wie Meister Konrads von Würzburg Aspis, die geblümte Paradiesweis, die Gelblöwenhautweis, der lange Regenbogenton, die schwarze Tintenweis, die Schneckenweis, die verschlossene Helmweis, des Cupidinis Handbogenweis, Apollinis Harfenweis, Clios Posaunenweis, der frische Ton Hans Vogels u. s. w. Wer zu einer Gesellschaft gehörte, hieß Gesellschafter; wer die Tabulatur noch nicht recht verstand, ein Schüler; wer sie ganz auswendig wußte, ein Schulfreund; wer einige Melodieen singen konnte, ein Singer; wer nach den Melodieen Anderer Gedichte machte, ein Dichter; wer aber selbst eine Melodie oder eine eigne Versart erfand, ein Meister. Es gab Singschulen in Mainz, Frankfurt am Main, Würzburg, Augsburg, Straßburg, Colmar, Memmingen, Ulm, Heilbronn, Prag, Breslau und anderwärts, die bedeutendste aber war in Nürnberg. Bei den großen angesagten Zusammenkünften mußte jedes Mitglied erscheinen; das Freisingen machte den Anfang; darauf folgte der Chor der Meister; zuletzt das Hauptsingen, ein Wettgesang; bei diesem wachten besonders dazu erwählte Richter über der Beachtung der Tabulatur, bestraften die Verletzungen derselben, und theilten den Würdigsten die Preise zu, deren erster aus einer silbernen Kette, gewöhnlich mit dem Bilde Davids be-

stand (daher der Name König-Davidgewinner), der zweite aus einem Kranze von seidnen Blumen.

Meistergesang vom ernsten König Eginhard.

(In dem langen regen bogen don.)

uns sagt die gschrift er wer gesessen:
in king [1]) in franckereich der hochen eren pflag:
er was gehaissen eggenhart:
er lachet nie sagt uns die gschrift furware :: —
daran het er sich nie vergessen:
gar stetter ernst in seines hertzen grunde lag:
sein bruoder nie so weiser wart:
sein ritterschaft pflag nie solicher vare [2]) :: —
Der edel king der was also cluog:
das sich das volck darab nam grosser wunder:
das er so stet [3]) im hertzen truog
den ernst sein yetlicher [4]) bat besunder,
den junge furste umbe das:
das er in solte fregn [5]),
warumb dem king sein lachen wer gelegn [6]):
der junge furst was wol berait:
wie bald sein hertz hin zuo dem alten san:
er fragt in das es was jm lait:
da antwurt im der weise cluoge man:
das wil ich dich berihten schier:
ob du niht gottes furcht hie soltest pflegn:
in todes zil er zuo im sae:
er sprach es wirt dir gsagt du tumer tegn [7]) ::: —

Der edel king von franckenreiche:
ains [8]) morgens fruo hies er erschöllen ir sein horn:
all vor des jungen fursten sal:
das da erschrack vil manger werder ritter :: —
er sprach ich clage clegeleiche:
ich furcht ich hab den jungen leibe mein verlorn:
ich han gehört ges hornes hal :: —
er ward gefangen da zehand [9]):
man fuort in in ein balast von vier ecken:
jm ward sein frag fraislich [10]) bekand:
damit man ainen risen möcht erschrecken:
man sach vier wunder scharfe sper:

---

1) König. 2) Sitte, Benehmen, Lebensweise (vuore). 3) stetig, stets. 4) jeglicher. 5) fragen. 6) warum der König sein Lachen abgelegt habe. 7) Degen, Held. 8) eines. 9) zur Stelle, alsbald. 10) schrecklich, grausig.

da gen ain ander gan:
da zwischen muost der junge furste stan:
ob seinem haubt hieng jm ain schwert:
clain an aim har scharpf raisam [11]) wart sein ort:
sein hocher mut ward jm erstert:
sein hertz in traurigkait sich da bekort [12]):
der king sprach bruoder ich beger:
das du dein sunders [13]) trauren hie solt lan:
er sprach mein hertz das leide schwer:
seid ich eur ungenad gewunnen han : : : —

Der edel king was also weise:
das er zuo seinem bruoder sprach: sich an das sper:
das hin zuo seinen augen ge:
die gottes martter sech wir alle tage : : —
das ander sper das sol man breise:
und das got in sein seitten stach so ser:
mein lieber bruoder das verste:
das sol wir billich wainen unde klage : : —
das dritte sper o we der nott:
sinder es halt dir hinder deim gericke [14]):
es deut den bitterlichen tott:
wir wissen nit wan er mit seinem schricke [15]):
auch kumen wil und nimpt uns hin:
da wir sind ewig sein:
das vierde sper das send [16]) die schulde mein:
nun dencken eben adams val:
wen danck wir got der seine wunde rot:
alhie in diesem jamertal:
darmit er uns erlöset hat aus not:
der king zuo seinem bruder sprach:
also bist du bericht de frage dein:
wie mir betruebet ist mein sinn:
das han ich dir erzaigt in forchtes schein [17]) : : : : —

---

11) wohl gleich vreissam, vreislich, ſ. 10). 12) verkehrte, verwandelte. 13) beſonderes, ſonderbares. 14) Da er es hinter deinem Rücken hält. 15) Schrecken. 16) ſind. 17) im Bilde von Furcht; in ſcheinbarer, erheuchelter Furcht.

Aus Veit Webers Liede vom Siege bei Murten. Veit Weber war gebürtig aus Freiburg im Breisgau, focht gegen Karl den Kühnen, und dichtete ſeine Lieder (fünf oder ſechs) ſeit 1474.

Min hertz ist aller fröwden voll,
darumb ich aber [1]) singen sol
und wie es ist ergangen;
mich hat verlanget tag und nacht
biss sich der schimpf nun hat gemacht,
nach dem ich han verlangen.

Der hertzog von Burgunn genant
der kam für Murten hin gerant:
sin schaden wolt er rechen,
den man ihm von Granson hat getan;
sin zelten spien [2]) er uff den plan:
Murten wolt er zerbrechen.

Thurn und muren [3]) schoss er ab;
darumb man ihm gar lützel [4]) gab:
sy liessen es gott walten.
darin so warent mannlich lüht;
umb den Burgunnern gabents nüt; [5])
die statt hand sy behalten.

* * *

Sy warten [6]) sich ein kleine fast:
darnach sach man sie fliechen fast;
gar vil die wurden erstochen
der fussknecht und der kürisser.
das feld lag voller glen [7]) und sper
die an ih wurden zerbrochen.

Einer floch her, der ander hin,
do er meint wol verborgen sin:
man thoet sy in den hursten [8])
kein groesser not sah ich nie me:
ein grosse schar luf in den see,
wiewol sy nit was dürsten.

Sy wuten drin bis an das künn:
dennocht schos man fast [9]) zu ihn
als ob sy enten weren;
man schifft zu inen und schlug sy zu tod:
der see der wart von blute roht;
jemmerlich hort man sy pleren [10]).

---

1) abermals, wiederum. 2) spannte. 3) Mauern. 4) wenig. 5) mannhaft. Leute waren darin, die gaben nichts auf die Burgunder, waren ihretwegen unbesorgt. 6) wehrten. 7) Lanze. 8) Büschen, Hecken. 9) stark, heftig. 10) plärren, schreien.

Gar vil die klummen uff die böwm [11]),
wiewol ir nieman moht haben göwm [12]).
man schoss sy als die kregen;
man stachs [13]) mit spiessen über ab:
ir gefider inen kein hilff gab;
der wind mocht sy nit wegen [14]).

---

11) Bäume. 12) wiewohl ihrer niemand begehrte. 13) stach sie. 14) Der Wind konnte sie nicht fortbewegen.

---

b) epische.

Die epische Poesie begnügte sich mit Umarbeitungen älterer Werke oder mit meist allegorisch behandelten Stoffen aus der Zeitgeschichte. Als Umarbeiter ist besonders Caspar von der Röhn, aus Münnerstadt in Franken, zu nennen, der in seinem Heldenbuch (1472) den Otnit, Wolfdietrich, den großen Rosengarten, Laurin und viele andere Gedichte des vorigen Zeitraums in roher, vollkommen geistloser Umdichtung wiedergab. — Unter den eignen Produktionen der Zeit hat den größten Ruhm erlangt: der Theuerdank, der, wahrscheinlich nach dem Plan und unter der Leitung Kaiser Maximilians I., von Melchior Pfinzing, seinem Geheimschreiber, später Probst zu St. Sebald in Mainz († 1535) ausgeführt wurde; er enthält die Jugendgeschichte Maximilians I. und seine Brautwerbung um Maria von Burgund; Alles in allegorischer Form und ohne allen poetischen Werth; „die Geurlichkeiten und eines Theils der Geschichten des löblichen strytparen und hochberümbten Helds und Ritters Herrn" u. s. w.

c) dramatische.

Das deutsche Drama, welches sich erst jetzt zu bilden anfängt, ist aus den Mysterien und Fastnachtsspielen (aus den theatralischen Aufführungen in den Klöstern bei gewissen Kirchenfesten, besonders zu Ostern, und den mimischen Darstellungen bei Fastnachtslustbarkeiten und anderen Volksfesten) hervorgegangen. Von einer künstlerischen Behandlung ist noch nicht zu reden. Hauptdichter sind: Hans Volz, aus Worms gebürtig, Barbier und Meister-

sänger zu Nürnberg in der Mitte des 15. Jahrhunderts; Hans Rosenblüt, genannt der Schnepperer (oder Schwätzer), lebte meist zu Nürnberg, und dichtete von 1431—1460, doch nicht bloß Dramen, sondern auch epische Gedichte und Sprüche.

Theoderich Schernberg, ein Priester; von ihm: Ein schön Spiel von Frau Jutten (der Päbstin Johanna) um 1480; herausgegeben von Magister Tilesius, Eisleben 1565.

d) didaktische.

Die didaktischen Gedichte dieser Zeit sind die bedeutendsten, und unter ihnen zeichnet sich besonders ein episch-satyrisches aus:

Reineke Vos, niederdeutsch, nach einem alten Stoffe in dieser Gestalt wahrscheinlich zwischen 1470—1490 gedichtet. Der Verfasser scheint ein Niedersachse an der untern Elbe nach der Ostsee zu gewesen zu seyn, doch hat man wohl mit Unrecht Nikolaus Baumann (Prof. in Rostock, † 1526) oder gar Heinrich von Alkmar, der am Hofe des Herzogs Renatus von Lothringen lebte, dafür gehalten. — Das Gedicht stellt im Gewande von Thiernamen und Thierstreitigkeiten das Thun und Treiben der Gewalthaber und ihrer Vasallen und Räthe, so wie das sittenlose, ränkevolle Leben der höhern Geistlichkeit dar.

Außer diesem sind zu nennen:

1. Das Narrenschiff oder Schiff aus Narrigonien von Sebastian Brant, erschien zuerst 1494 zu Basel. Sebastian Brant war geboren zu Straßburg 1458, und starb daselbst 1520 als kaiserlicher Rath und Syndikus. Sein Gedicht schildert die Gebrechen seiner Zeit in ernstem und strengem Tone, und hat seinen Namen davon, daß es die verschiedenen Gattungen von Narren nach Schiffsladungen aufführt.

2. Moralische Reden von Heinrich dem Teichner, einige ähnliche Stücke von Peter Suchenwirth (lebt in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts) und Priameln (eigentlich Präambeln) d. i. einzelne Sprüche, etwa nach Art unserer Epigramme, die in mehren gleichartigen Vordersätzen den Gedanken des Ganzen vorbereiten, der in der Schlußzeile gegeben wird.

Aus Reineke Vos.

Erstes Buch. Erstes Kapitel.

Wo de louwe, konnink aller deren, lêt ûtkrejêren unde vasten vrede ûtropen unde lêt beden allen deren to synem hove to komen.

It geschach up enen pinkstedach,
dat men de wolde uñ velde sach
grone stân mit lôf uñ gras,
uñ mannich vogel vrolik was
mit sange in hagen uñ up bomen;
de krüde sproten uñ de blomen,
de wol röken hier uñ dâr:
de dach was schone, dat weder klâr.
Nobel de konnink van allen deren
hêlt hof uñ lêt den ûtkrejêren
syn lant dorch over al.
dâr quemen vele heren mit grotem schal,
ôk quemen to hove vele stolter gesellen,
de men nicht alle konde tellen:
Lütke de krôn uñ Marquart de hegger,
ja, desse weren dâr alle degger;
wente der konnink mit synen heren
mênde to holden hof mit eren,

Wie der Löwe, König aller Thiere, ließ ausrufen und dauernden Frieden verkünden, und ließ gebieten allen Thieren zu seinem Hofe zu kommen.

Es war an einem Pfingstentag,
Daß Felder rings und Waldeshag
Grün standen von Laub und Grase voll,
Und manches Lied gar fröhlich scholl
Von Vögeln in Hagen und auf Bäumen;
Die Kräuter sproßten an Waldessäumen
Und Blumen rings mit süßem Duft:
Der Tag war schön und klar die Luft.
Nobel der König von allen Thieren
Hielt Hof und ließ in seinen Revieren
Es laut verkünden überall.
Viel Herren kamen mit großem Schall,
Manch' stolzer Gesell auch mochte nicht fehlen,
Unmöglich war es, sie alle zu zählen:
Lütke, der Kranich, und Markwart, der Häher,
Sie drängten sich näher zusammen und näher;
Weil der König mit seinen Herrn
Hof halten wollte mit Ehren gern,

mit vrouden uñ mit grotem love,
uñ hadde vorbodet dâr to hove
alle de dere grôt uñ klene
sunder Reinken den vos allêne.
he hadde in dem hof so vele misdân,
dat he dâr nicht en dorfte komen noch gân.
de quât deit, de schuwet gêrn dat licht,
also dede ôk Reinke de bosewicht,
he schuwede sere des konninges hof,
darin he hadde sêr kranken lof.

Mit Freuden und großer Herrlichkeit,
Drum sandt' er Boten weit und breit
An alle Thiere groß und klein,
Nur an Reineke nicht, den Fuchs, allein.
Der hatte am Hofe so viel versehn,
Daß er nicht durfte hinkommen noch gehn.
Wer Böses thut, scheut gern das Licht,
So that auch Reineke, der Bösewicht,
Des Königs Hof den scheut' er sehr,
Dort war er angeschuldigt schwer.

(Reineke wird von allen Seiten angeklagt und zum Henkertode verdammt, doch er befreit sich durch List.)

Dasselbe Buch. Einunddreißigstes Kapitel.

Wo Reinkens wedderparte sik vorschreckeden unde untovreden weren, do Reinke lôs wart, unde wo Ysegrim unde Brûn gevangen worden unde ovel gehandelt.

Hinze sprak van goteme tôrn:
al unse arbeit is verlôrn!
to Ysegrime uñ ôk to Brune;
ik wolde, dat ik were to Lundertune:

Wie Reinekens Widersacher erschraken und unzufrieden waren, da Reineke los ward, und wie Isegrimm und Braun gefangen wurden und übel behandelt.

Hinze sprach in Zornesglüh'n:
„Verloren sind all' unsre Müh'n!"
Zu Isegrimm und auch zu Braun;
„Ich wollt', ich wäre zu Lundertaun!*)

*) Lundertûn nach Gottsched gleich london town (Stadt London).

is Reinke wedder in des konninges gunst,
he wert brûken al syne kunst,
alle drê werde wy nu bet geschendet.
he heft my rede ên oge geblendet,
dat ander oge steit nu eventür. —
Brûn sprak: gût rât is hier nu dür. —
Ysegrim sprak: dit is seltsen dink!
ga wy hen vor den konnink! —
se gingen hen mit drovigen sinnen
Ysegrim uñ Brûn vor de konniginnen,
se spreken up Reinken mannich wôrt.
de konnink sprak: hebbe gy it nicht gehôrt?
ik hebbe Reinken tô gnaden entfangen. —
de konnink wart tornich uñ lêt se vangen,
Brunen uñ Ysegrim mit der hast,
he lêt se binden uñ sluten fast;
he was em doch quât umme de wôrt,
de he van Reinken hadde gehôrt,
alsus krêch up den sulven dach
Reinkens sake enen ummeslach;
syne wedderparten de fus vorrêt,
uñ vorwerf ôk, dat men do snêt

Ist Reineke wieder in Königes Gunst,
Wird er gebrauchen all' seine Kunst,
Wir alle drei werden noch mehr geschändet.
Ein Aug' hat er mir schon geblendet,
Nun kommt mein andres Aug' in's Feuer." —
Braun sprach: „Ja, guter Rath ist theuer." —
Isegrimm sprach: „Es ist seltsam geschehn;
Kommt, laßt uns vor den König gehn." —
Sie gingen hin mit traurigem Sinn
Isegrimm und Braun vor die Königin,
Sie hatten auf Reineke viel zu klagen.
Der König sprach: „Wie oft soll ich es sagen?
Ich habe Reineke zu Gnaden empfangen." —
Der König ward zornig und ließ sie fangen,
Braun und Isegrimm da zur Stell',
Er ließ sie binden und schließen schnell;
Sein Zorn war bei dem Wort entglommen,
Das er von Reineke hatte vernommen.
So hob sich Reinekens Sache den Tag,
Die kaum noch ganz darniederlag;
Viel hatten die Feinde durch ihn gelitten,
So setzt' er es durch, es ward geschnitten

van Brunen rugge ên vel af,
dat men em to eneme renzel gaf,
votes lank uñ votes brêt:
allentelen wart sus Reinke berêt.
Reinke bat de konniginnen do,
dat se eme wolde schaffen twe scho,
uñ sprak: vruwe, ik bin juwe pelegrim;
hier is myn overhere Ysegrim,
de heft vêr scho vast uñ gût,
der sulven ik twe hebben môt;
bestellet my dat by myneme heren.
ôk mot vruwe Gyremôt twe entberen,
se blift doch to hûs in ereme gemak. —
To hant de konniginne sprak:
scholdet ôk kosten erer beder lyf,
Ysegrimen mene ik uñ syn wyf,
se moten malk twe scho entbern. —
Reinke sprak: ik danke ju gêrn,
nu krygge ik vêr gude scho.
ja, al dat gude, dat ik do,
des schole gy mede dêlaftich syn,
gy uñ ôk de here myn;

Ein Stück Fell von Braunens Rücken ab,
Das man ihm zu einem Ränzel gab,
Lang einen Fuß und einen breit:
Allmälig ward so Reineke bereit.
Drauf setzt' er noch der Königin zu,
Verschaffen sollte sie ihm zwei Schuh,
Und sprach: „Frau, euer Pilger bin ich,
Nun findet mein Oberherr Isegrimm sich,
Der hat vier Schuhe fest und fein,
Die sollen zur Hälfte die meinen seyn;
Bestellet das bei meinem Herrn.
Zwei giebt mir auch Frau Giremut gern,
Sie bleibt doch zu Haus in ihrem Gemach." —
Worauf alsbald die Königin sprach:
„Und sollt' es auch kosten beider Leben,
Isegrimms und des Weibes, sie müssen sie geben,
Zwei Schuh zu entbehren wird keinem schwer."
Reineke sprach: „Ich dank' euch sehr,
Nun krieg' ich doch vier gute Schuh.
Ja, all' das Gute, was ich thu,
Deß sollt ihr mit theilhaftig seyn,
Ihr und auch der Herre mein;

wente it is islikes pelegrimen recht,
dat he vor de to bidden plecht,
de em helpen mit ichteswes:
dat do gy vlytich, god lone ju des! —

Denn es iſt jedes Pilgers Sitte,
An die zu denken mit frommer Bitte,
Die für ihn ſorgen durch irgend was:
Das thut ihr eifrig, Gott lohn' euch das!" —

Zweiunddreißigſtes Kapitel.

Wo Ysegrime syne vorvöte unde syneme wyve ere achtervöte worden afgestrepet, dàr Reinke scho af krêch, unde wo Brunen ên stucke van syneme velle wart gesneden Reinken to eneme renzele.

Reinke, de valsche pelegrim,
vorwerf, dat her Ysegrim
van beden vorvöten ton knyen to
heft verloren syne scho;
des gelyk syn wyf, vruw Gyremôt,
worden êr achtersten vöte blôt,
dat vel al mit den klouwen af:
desse scho men vôrt Reinken gaf.
sus worden den beden gestrepet de bên:
nywerlde worden armer wichte gesên
alse Brûn, Ysegrim uñ syn wyf,
se hadden vilna gelaten êr lyf;

Wie Iſegrimm ſeine Vorderfüße und ſeinem Weibe ihre Hinterfüße abgeſtreift wurden, wovon Reineke Schuhe bekam, und wie Braun ein Stück von ſeinem Felle geſchnitten ward Reineken zu einem Ränzel.

Reineke, der falſche Pilgerim,
Bewirkte, daß Herr Iſegrimm
Sich ließ von den Vorderfüßen beiden
Bis an die Knie die Schuh abſchneiden;
Frau Giremut ſein Weib desgleichen,
Sie mußte die Hinterfüße reichen,
Man ſchnitt ihr das Fell mit den Klauen ab,
Die Schuh ſofort man Reineken gab.
So wurden den beiden die Beine geſchunden:
Nie wurden größere Leiden gefunden:
Als Iſegrimms, Brauns und des Weibes Noth,
Sie hätten faſt erlitten den Tod;

wente Brunen was ôk de reise nicht gût,
he vorlôs ên stucke van syner hût.
sus brachte echt Reinke desse drei to plas.
he gink dâr de wulwinne was
uñ sprak: sêt doch hier, myn leve moje,
ik mot nu dregen juwe schoje!
gy hebben vaken uñ mannichwerf
grote moje gehat umme myn vorderf,
dat is my altomalen sêr leit.
men so alse juwe sake nu steit,
dâr hebbe ik vele umme gedân,
van ganseme herten ik ju des gan;
wente gy syt van mynen levesten magen,
darumme wil ik juwe schoe dragen.
vordêne ik aflât, weinich efte vele,
dârvan kryge gy alsus juwe dele,
wente ik mot wanderen over de se. —
Vruwe Gyremôt lach in groteme we,
so dat se nouwe konde spręken;
doch sprak se: ach, Reinke! god mote uns wręken,
dat sus vôrtgeit juwe wille! —
Ysegrim lach uñ swêch pûr stille,

Denn ſchlecht war auch Braun die Reiſe bekommen,
Man hatt' ihm ein Stück aus der Haut genommen.
So richtete Reineke dieſe zu Grunde.
Zur Wölfin ging er drauf zur Stunde
Und ſprach: „Lieb Mühmlein, was muß ich euch ſagen,
Ich ſoll nun eure Schuhe tragen!
Ihr wart wohl oft in großen Sorgen,
Daß ihr vor Unglück mich geborgen;
Das Alles mir ſehr zu Herzen geht.
Doch ſo wie nun eure Sache ſteht,
Hab' ich für euch bemühet mich,
Und gönn' euch das recht inniglich;
Vor allen Verwandten könnt ihr mir behagen,
Drum will ich eure Schuhe tragen.
Kann ich durch Thränen Ablaß erlangen,
Sollt ihr euren Theil davon empfangen,
Denn ich wandere über die See." —
Frau Giremut lag in großem Weh,
So daß ſie kaum vermochte zu ſprechen,
Doch ſprach ſie: „Ach, Reineke! Gott woll' uns rächen,
Daß alſo durchdringt euer Wille!" —
Iſegrimm lag und ſchwieg ganz ſtille,

115. he hadde de seven vroude nichtal,
Brûn, syn geselle, ôk also wal.
se weren gebunden uñ vorwunt;
Reinke bespottede se, dâr he stunt.
hadde Hinze dâr gewest, de wilde kater,
120. Reinke hadde êm ôk gewermet dat water.

115. Die sieben Wunder im himmlischen Licht
Hatte er und auch Braun, sein Geselle, nicht.
Sie wurden vor Reinekes Augen gebunden,
Er höhnte sie laut ob ihren Wunden.
Hätte Hinze, der Kater, sich hier noch gespreizt,
120. Dem hätt' er auch das Bad geheizt.

---

2. Prosa.

Die Prosadenkmäler dieses Zeitraums, die, wie schon oben angedeutet, weit bedeutender, als die aller vorhergehenden sind, zerfallen 1. in Romane, kleinere Erzählungen, Fabeln, prosaische Bearbeitungen älterer Gedichte; 2. in geschichtliche; 3. in rhetorische; 4. in didaktische Prosa.

1. Von den Romanen, die fast alle mehr oder minder treue Uebersetzungen aus dem Französischen und Lateinischen sind, sind die bekanntesten: Melusina (durch Thüring von Ringelfingen aus Bern 1470, aus dem Französischen; gedruckt in Augsburg 1477), Fierabras (aus dem karolingischen Sagenkreise, gedruckt Simmern 1533), die Haimonskinder (ebendaher, Simmern 1535), die schöne Magelone (aus dem Französischen von Veit Warbeck 1535), Kaiser Oktavianus (1535, übersetzt von Wilhelm Salzmann, das französische Werk soll aus einem ältern lateinischen entstanden seyn). — Selbstständig sind Tyll Eulenspiegel (Geschichte eines Bauern, vielleicht, wie Einige angeben, aus der Gegend von Schöppenstädt im Braunschweigischen gebürtig und gestorben in Mölln bei Lübeck 1350, wahrscheinlicher aber nur die Zusammentragung vieler im Volke einzeln vorgekommener Streiche und Schwänke auf eine einzige Person. Das Werk, welches ursprünglich niederdeutsch war, ist abgefaßt um 1483, zuerst gedruckt 1519). Die tragische Geschichte des

Schwarzkünstler Faust und die komisch-satyrische von den Schildbürgern oder das Lalenbuch. — Unter den prosaischen Bearbeitungen älterer Gedichte sind die werthvollsten die des Wigalois und Tristan.

2. Geschichtswerke sind: Die elsassische Chronik von Jakob Twinger von Königshofen (geb. Straßburg 1346, gest. daselbst als Domherr 1420), thüringische Chronik von Johannes Rothe (um 1442), Geschichte der burgundischen Kriege von 1468—1480 von Diebold Schilling aus Solothurn (Schilling hatte selbst an den Kriegen Theil genommen) u. a. m.

Zwischen Roman und Geschichte steht der Weiß-Kunig, die Geschichte Kaiser Friedrichs III. und seines Sohnes Maximilian I. in allegorischem Gewande, nach Maximilians Entwurfe von seinem Geheimschreiber Marx Treizsauerwein von Ehrentreiz ausgeführt 1512 (vgl. Theuerdank), doch von geringem Werthe.

3. Rhetorische Werke sind: Predigten und kleinere ascetische Schriften von Johann Tauler (geb. wahrscheinlich 1294, Predigermönch zu Straßburg, † daselbst 1361). Seine Predigten wurden von Luther sehr geschätzt. — Predigten von Johann Geiler von Kaisersberg (geb. zu Schafhausen 1445, Doktor der Theologie, gest. zu Straßburg 1510). Außerdem Schriften meist religiösen Inhalts von Heinrich Suso, Herrmann von Fritzlar, Otto von Passau u. A.

4. Unter den didaktischen Schriften ist hervorzuheben: Die deutsche Theologie, von einem sonst unbekannten Geistlichen aus Frankfurt a. M. abgefaßt, gedruckt 1516 zu Wittenberg und von Luther ebenfalls hoch geschätzt; und das Ehestandsbüchlein von Albrecht von Eybe.

Aus einer Predigt von Tauler.

(Ueber 2 Corinth. 3, 6: der Buchstabe tödtet, aber der Geist macht lebendig.)

„Die geschrift [1]) die toetet, vnd der geist machet lebende.“ Es sint zwo wisen [2]) des volkes vnd der friunde [3]) gottes. Die eine das was

---

1) Schrift, das Geschriebene, der Buchstabe. 2) zwei Weisen. 3) Freunde.

die alte e [4]), das alte gesetzede. Die ander die niuwe [5]) e, das niuwe gesetzede. Die alte gesetzde die muosten alle menschen halten, die behalten [6]) solten werden, bitz [7]) das christus geborn wart, vnd mit allen iren ampten, bitz die niuwe e kam mit iren gesetzeden vnd iren ampten. Vnd ist dise alte gesetzede gewesen ein weg, ein gantze figure der niuwen gesetzede, vnd siht [8]) ein ieklich disem niuwen rechte under die ougen Vnd würt mit dem alten bereit zuo dem niuwen [9]). Wan ein ieglich ding das enphohen [10]) sol, das muos zuo dem ersten enphenglich werden. Die alte gesetzede die hatte vil vntregenliche [11]) bürden, vnd hatte griuweliche [12]) vrteile vnt strenge bewegunge der gerechtikeit göttes vnd ein vinstere verre hoffenunge einre erloesunge: wanne die pforten warent in gar vnd zuo mole beslossen, das siu mit alme irme lidende vnd iren werken niut hin en mohten [13]). Aber siu begerten sere, vnd muostent lange vnd swerliche beiten e danne [14]) die niuwe e keme: Das ist fride vnd fröide [15]) in dem heiligen geiste.

---

4) Satzung (der alte Bund). 5) neue. 6) erhalten, gerettet. 7) bis. 8) sieht. 9) wer das neue Gesetz erfassen will, kann nur durch Erfassung des alten dazu bereit, geschickt werden. 10) empfangen. 11) unerträgliche. 12) gräuliche, grausame, grausenerregende Urtheile. 13) daß sie mit allen ihren Leiden und mit ihren Werken nicht hinein (durch die Pforten) kommen konnten. 14) ehe daß, bevor als. 15) Freude.

Fünfter Zeitraum.

Von der Reformation bis auf Opitz, 1517—1618.

Im vorigen Zeitraume war die vaterländische Poesie immer mehr verfallen. Die Deutschen brachten wenig von Bedeutung hervor. So war es auch in diesem 5ten Zeitraume. Es war nichts da, was den Geist der Dichter aufregen konnte, keine große Unternehmung nach außen, keine Großthat im Innern, kein Held, der die Augen Aller auf sich gezogen hätte. Zwar fällt die Reformation in den Anfang dieses Zeitraums; aber die Kämpfe und Streitigkeiten, die daraus hervorgingen, und Deutschland in zwei große Hälften theilten, waren so wenig erfreulicher Art, daß eher ein Mißbehagen, als eine Begeisterung entstand. Jeder, der als Freund oder Feind lebhaft an der Reformation Theil nahm, mußte alles aufbieten, durch Gründe für seine Meinung seine Gegner niederzuschlagen, so daß nur der Verstand in Thätigkeit gesetzt wurde, die Phantasie aber nicht Zeit hatte, sich dabei zu entwickeln. Diese Spannung zwischen beiden Partheien dauerte auch nach Luthers Tode fort; mißtrauisch und gerüstet standen sie einander gegenüber, und Keiner hatte recht Zeit und Lust, sich den Ergötzlichkeiten der Poesie hinzugeben. Es war eine ernste Zeit, die mehr den Verstand, als das Gefühlsvermögen, in Anspruch nahm. Daher war es sehr natürlich, daß die Prosa größere Fortschritte machte, als die Poesie.

Auch das hielt das Fortschreiten der Literatur auf, daß weder, wie im Mittelalter, die Fürsten und der Adel, noch die Gelehrten sich viel mit der deutschen Sprache befaßten, und andere gebildete Stände gab es ja damals nicht. Den Gelehrten war es unter ihrer Würde, anders als lateinisch zu schreiben, und wenn sie sich

ja einmal so weit herabließen, sich der deutschen Sprache zu bedienen, um vom Volke verstanden zu werden, so war ihr deutscher Ausdruck in der Regel so schlecht, daß man ihm die wenige Uebung, die sie darin hatten, bald ansah. Von den niedrigen Ständen war aber nicht viel zu erwarten.

So sah es im Allgemeinen aus. Indessen haben sich einzelne Männer allerdings durch wohlklingende Dichtungen und kräftige Prosa ausgezeichnet. Oben an steht Martin Luther, geb. 1483, gest. 1546, der nicht nur als Begründer der Reformation, sondern auch als kräftiger, tieffühlender Dichter und als gewandter Prosaist unsere Bewunderung verdient. Er mußte mit der ganzen Kraft seines Verstandes gegen seine Gegner ankämpfen; wie konnte es anders seyn, als daß alle Kräfte seines hohen Geistes vielfach angeregt und ausgebildet wurden. Er mußte, indem er für die reinere Verehrung Gottes und Jesus stritt, von hoher Begeisterung für die erhabenen Wahrheiten, die er lehrte, erfüllt werden. Er mußte, da mächtige Menschen ihm drohten, seine Kraft durch den Gedanken an den allmächtigen Beistand Gottes stärken; kein Wunder, daß seine Bewunderung Gottes, sein frommes Vertrauen auf ihn, seine Ueberzeugung, daß Gott mit ihm sei, sich in begeisterten Liedern aussprach. Keine religiösen Lieder vor ihm und hundert Jahre nach ihm sind so kräftig, so voll Begeisterung und Frömmigkeit als die seinigen. Keiner sprach so klar über die hohen Wahrheiten der Religion, von denen sein Herz erfüllt war; keiner so eindringlich; keiner verstand das Herz seiner Leser und Zuhörer so zu überzeugen und zu erschüttern, wie er. Durch ihn machte die Poesie und die Prosa einen Riesenschritt vorwärts; nur leider schritt sie nach seinem Tode wieder zurück, weil der mächtige Geist fehlte, der Alle erregte, und weil man sich lieber mit leeren Streitigkeiten, als mit dem Geiste der Worte Luthers beschäftigte. Durch seine meisterhafte Bibelübersetzung hatte er ein Muster des prosaischen Ausdrucks hingestellt; man brauchte auf diesem Wege nur weiter fortzugehen; aber das geschah nicht, weil Luthers kräftiger und unbefangener Sinn der protestantischen Geistlichen nach ihm fehlte.

Wenn uns die Sprache, die wir in Luthers Liedern und in seiner Prosa finden, gegen die jetzige Sprache gehalten, hier und da auffällt, so ist das nicht zu verwundern; denn es fehlte da-

mals noch sowohl an bestimmten Regeln der Grammatik, als der Verskunst. Bei den Versen wurde noch wenig nach regelmäßiger Abwechselung langer und kurzer Sylben gefragt, und in der Prosa sprach und schrieb Jeder so, wie er es gewohnt war.

Auch hier wollen wir nach einander 1. von der Poesie, a) von der lyrischen, b) von der epischen, c) von der dramatischen, d) von der didaktischen Poesie, und 2. von der Prosa reden.

1. Poesie.

a) Lyrische Poesie.

Wenn wir die Zahl der Lieder betrachten, welche in dieser Zeit gedichtet wurden, so müssen wir diesen Zeitraum sehr fruchtbar nennen; aber sehr wenige waren nur von einigem Gehalt. Denn die Poesie wurde eben so handwerksmäßig betrieben, als im vorigen Zeitraum. Die Singschulen der Meistersänger dauerten noch fort, und ebenso wurden die Gedichte der Meister nach den Regeln der Tabulaturen verfertigt.

Unter diesen Meistersängern war keiner fruchtbarer, und vielleicht auch keiner talentvoller, als der ehrliche Schuhmacher Hans Sachs in Nürnberg. Sein Vater war ein Schneider. Während der Jüngling bei einem Schuhmacher in der Lehre war, besuchte er in den Freistunden den poetischen Leineweber Leonhard Nunnenbeck, welcher der Vorsteher einer Singschule gewesen zu seyn scheint, und ihm die erste Anweisung zum Dichten gab. Als er ausgelernt hatte, wanderte er einige Jahre umher, suchte überall die Meistersänger auf, und benutzte jede Gelegenheit, sich Kenntnisse zu erwerben. Nach seiner Rückkehr in die Vaterstadt ließ er sich hier häuslich nieder, und trieb das Schuhmacherhandwerk als Broterwerb. In seinen Nebenstunden dichtete er, und zwar versuchte er sich in fast allen damals üblichen Dichtungsarten. Er dichtete weltliche und geistliche Lieder, Fabeln, Erzählungen, Schwänke, Fastnachtsspiele, Lust- und Trauerspiele, und bewies darin nicht nur ein recht poetisches Talent, sondern auch so viele Kenntnisse, selbst von der Geschichte, dem Alterthum und der Mythologie, wie in unsern Tagen wohl nicht leicht ein Handwerker haben wird. Als er im Alter einst seine poetischen Werke

Bayerische Staatsbibliothek München

überzählte, fand er mehr als 6000 größere und kleinere Stücke. Daß unter so vielen Gedichten vieles sehr Gewöhnliche und selbst Schlechte sei, ist nicht zu verwundern; aber Manches zeugt auch von vielem Witze und nicht gemeinem Talente. Ein geregeltes Versmaaß muß man bei ihm nicht erwarten; er schrieb in Knittelversen. Fast jedes Gedicht endigt mit seinem Namen: „dies sagt Hans Sachs; dies spricht Hans Sachs; dies wünscht Hans Sachs," u. dgl. Er stand bei seinen Landsleuten und Zeitgenossen in großen Ehren, und scheint auch wirklich ein sehr achtungswerther Mann gewesen zu seyn. Er starb 1576 im 82. Jahre.

Der Dichter Puschmann, sein Schüler, beschreibt ihn, wie er im hohen Alter war, in einem angeblichen Traum:

Mich daucht', ich reist' aus rüstig
Und kam in Meyens Zeit
In ein stat groß, schön, lustig,
Von schönen Heußern bereit,
Wie Wonung der gedürsten
Reichsfürsten.
Mitten in dieser Stat

War ein hoher Berg grüne,
Darauf ein schüner Gart.
In Freuden wart ich küne,
Weil darin gepflantzet wart
Mancher Baum voll Früchte,
Gezüchte,
Pomeranzen, Muscat.

Mehr fand ich fein
Auch Rosinlein,
Mandeln, Feygen, allerlei rein
Wol schmeckend Frücht, als groß und klein;
Der genoße viel Volks gemein,
Das darin spatzirt hat.

Mitten im Garten stunde
Ein schönes Lusthenslein;
Darin sich ein sal funde,
Von Marmor pflastert fein,
Mit schön lieblichen Schilden
Und Bilden,
Figuren frech (frei) und kün.

Bayerische Staatsbibliothek München

Rings herum der Sal hatte
Fenster geschnitzet aus,
Durch die man all Früchte thate
Sehen im Garten draus.
In dem Sal stund ohnecket (rund)
Bedecket
Ein Tisch mit seiden grün.

An selben saß
Ein alt Mann, was
Grau und weis, wie ein Taub' dermas,
Der het ein großen Bart fürbas,
In ein schönen großen Buch las,
Mit Gold beschlagen schön.

Das lag auf ein Buld eben
Vor ihm auf dem Tisch sein,
Und an Banken darneben
Viel großer Bücher fein,
Die alle wol beschlagen
Da lagen,
Die der alt Herr ansach.

Wer zu dem alten Herren
Kam in den schönen Sal,
Und ihn grüßet von ferren,
Den sach er an dismal,
Sagt nichts, sondern tet neigen
Mit schweigen
Gegen ihn sein Haupt schwach.

Dan sein Red und
Gehör begunt
Ihm abgehen, auch Sinnes Grund u. s. w.

Hans Sachs hat das Schicksal gehabt, zu verschiedenen Zeiten sehr verschieden beurtheilt zu werden; bald wurde er überschätzt, bald verachtet. So lange er lebte, wurden seine Gedichte sehr viel gelesen und in hohen Ehren gehalten; aber bald nach seinem Tode wurde man kälter gegen sie, und dieser Kaltsinn nahm so zu, daß man zuletzt nichts mehr von ihm lesen mochte, und sich über ihn lustig machte. Das dauerte bis nach der Mitte

des 18ten Jahrhunderts, wo sich Wieland und Göthe seiner annahmen, sein poetisches Talent anerkannten, und die Deutschen auf den Undank aufmerksam machten, den sie an dem alten Dichter begingen.*) Seitdem ist er wieder zu Ehren gebracht. Wie viel hätte er bei seinen schönen Anlagen gewiß nicht geleistet, wenn er unter günstigeren Umständen und in unserer Zeit gelebt hätte!

Aus seinen Gedichten leuchtet überall ein frommes, redliches und heiteres Gemüth hervor. In seinen religiösen Gesängen spricht sich sein gottergebenes Herz, in den übrigen seine frohe Laune aus. Als Luther als Reformator auftrat, war er ein junger Mann von 23 Jahren. Sein gerader, vernünftiger Sinn zeigte ihm die Wahrheit der neuen Lehre, und er bekannte sich zu ihr von ganzem Herzen. Er hatte die Freude, daß in Nürnberg bald die Reformation eingeführt wurde, und nun dichtete er mehrere Lieder, die beim Gottesdienste gesungen werden konnten. Das bekannteste darunter, das auch noch in unsern Gesangbüchern gefunden wird, ist:

Warum betrübst du dich, mein Herz,
Und quälest dich mit bangem Schmerz
Blos um ein zeitlich Gut?
Vertraue dem nur, der die Welt
Erschaffen hat und noch erhält.

Er will und kann dich lassen nicht.
Er weiß gar wohl, was dir gebricht;
Die ganze Welt ist sein.
Er ist dein Vater und dein Gott,
Und hilft dir gern in aller Noth.

Weil du mein Gott und Vater bist,
So weiß ich, daß mich nie vergißt
Dein väterliches Herz.

*) Wieland sagt im deutschen Merkur 1776, wo er ein Gedicht Puschmanns, eines nürnberger Dichters und Hans Sachsens Schülers mittheilt: „Guter, glücklicher alter Mann! Nimm diese Thräne der Liebe, die mir, indem ich dieses abschreibe, über die Wange rollt — der Liebe und auch der Freude, daß die Natur so gerecht gegen dich war, und dich den Freudenbecher, den sie dir voll eingeschenkt hatte, so rein bis auf den letzten Tropfen ausschlürfen ließ! Wer hätte je verdient glücklich zu seyn, wenn du nicht!“

Ich, Staub und Asche, habe hier
Ja keinen Trost als nur bei dir.

Der Stolze trotzt auf Ehr' und Geld,
Und ich, verachtet von der Welt
Und arm, vertraue Gott,
Und bin der frohen Zuversicht,
Wer Gott vertraut, den läßt er nicht.

Ach Gott, so reich bist du noch heut',
Als du es warst von Ewigkeit!
Zu dir steht mein Vertrau'n.
Mach mich an meiner Seele reich,
So gilt mir alles andre gleich.

Des Zeitlichen entbehr' ich gern,
Hab' ich das Ew'ge nur vom Herrn,
Das er auch mir erwarb
Durch seinen herben, bittern Tod.
Das, das gieb mir, mein treuer Gott.

Denn alles, was die eitle Welt
Allein für Glück und Freude hält,
Gold, Ehre, Lust und Pracht,
Das währt nur eine kurze Zeit,
Und hilft doch nicht zur Seligkeit.

Dir, Jesus, Gottes Sohn, sei Preis,
Daß ich aus deinem Worte weiß,
Was ewig selig macht!
Gieb, daß ich nun auch fest und treu,
In diesem meinem Glauben sei.

Lob, Ehr' und Preis sei dir gebracht,
Daß du es immer wohl gemacht!
In Demuth bitt' ich dich,
Verwirf von deinem Angesicht
Mich, Herr, mein Gott, nur ewig nicht.

Auch ging aus seiner Liebe für Luther und die Reformation ein witziges allegorisches Gedicht hervor: „Die wittenbergisch Nachtigall, die man yetz höret überall." Es ist eine Satyre auf das Unwesen des Pabstthums. „Luther selbst tritt als Haupt=

person unter dem Bilde einer Nachtigall auf. Schon seit mehreren Jahrhunderten hatte die römische Kirche die verirrte Heerde der Christen während der Nacht der Unwissenheit bei dem Mondschein sophistischer Menschensatzung in einer undurchdringlichen Wildniß umhergeführt. Aber nun ließ die Nachtigall sich hören, und lockte durch ihren schönen, hellen Gesang die irrenden Schafe zum Sonnenlicht der reinen evangelischen Wahrheit hin. Indessen hielt der Löwe (Pabst Leo X) die armen Schafe in der Wüste der Hierarchie zurück, wo sie sich auf der dürren Weide des römischen Gottesdienstes ihr sparsames Futter suchen sollten, und während er sie mit dem Mordstrick der geistlichen Gesetze fesselt, helfen die Wölfe (die hohe Geistlichkeit sammt und sonders) ihm, die ausgehungerten Thiere melken, scheeren und schinden. Den Wölfen zur Seite treiben Marktschreier und Gaukler aller Art, und besonders die Ablaßkrämer, das edle Handwerk des Scheerens und Schindens, und saugen mit dem harten Pönitenzwesen ihre unglücklichen Opfer bis aufs Blut aus. Was diesen ja noch von Kraft und Saft übrig gelassen wird, eigenen die Schlangen (die Mönche und Nonnen) sich zu, die sich für ihre unnützen Liebesdienste auf Unkosten der armen Christen fett machen. Aber immer lauter und heller tönt das Lied der wittenbergischen Nachtigall, und dem Löwen wird für sein Reich bange. Darum sendet er in der Noth das wilde Schwein (Dr. Eck) und den Bock (Dr. Emser, einen andern Feind der Reformation) gegen sie aus; die Frösche (die römischen Theologen) brüsten sich in dem Sumpf ihrer eingebildeten Weisheit, und die Jagdthiere (die einfältigen blinden Laien) wollen sich durchaus nicht aus dem dichten Gehege vertreiben lassen, das Dummheit und Aberglauben um sie gezogen haben, u. s. w."*)

Mehr als die weltlichen Lieder zeichneten sich die Kirchenlieder aus. Hierin trat Luther zuerst als Muster auf, und dichtete mit einer Kraft, die man vorher noch nicht gekannt hatte. Wenn auch seine Lieder noch manche Gebrechen seiner Zeit an sich tragen, wenn manche darin geäußerte Ansichten nicht die unseren sind, und wenn auch seine Sprache nicht die Rundung hat, die wir jetzt verlangen: so ragte er doch weit über alle Lieder-

*) Aus Heinsius Literatur, da uns das Gedicht selbst nicht zur Hand war.

dichter hinweg, die vor ihm waren und die hundert Jahre nach ihm folgten. Am ausgezeichnetsten ist sein Lied:

Eine veste Burg ist unser Gott,
Eine gute Wehr und Waffen.
Er hilft uns frei aus aller Noth,
Die uns jetzt hat betroffen.
Der alte böse Feind
Mit Ernst er's jetzt meint;
Groß Macht und viel List
Sein grausam Rüstung ist;
Auf Erd' ist nicht seines Gleichen.

Mit unser Macht ist nichts gethan,
Wir sind gar bald verloren.
Es streit für uns der rechte Mann;
Den Gott hat selbst erkohren.
Fragst du, wer der ist?
Er heißt Jesus Christ,
Der Herr Zebaoth,
Und ist kein ander Gott;
Das Feld muß er behalten.

Und wenn die Welt voll Teufel wär,
Und wollt uns gar verschlingen,
So fürchten wir uns nicht so sehr,
Es soll uns doch gelingen.
Der Fürst dieser Welt,
Wie sauer er sich stellt,
Thut er uns doch nicht;
Das macht, er ist gericht't;
Ein Wörtlein kann ihn fällen.

Das Wort sie sollen lassen stahn,
Und kein Dank dazu haben.
Er ist bei uns wohl auf dem Plan
Mit seinem Geist und Gaben.
Nehmen sie den Leib,
Gut, Ehr, Kind und Weib:
Laß fahren dahin!
Sie haben's kein Gewinn;
Das Reich muß uns doch bleiben.

Noch ein Mann muß hier genannt werden, ein würdiger Zeitgenosse und Freund Luthers, Ulrich von Hutten. In dem kleinen, aber gedrungenen Körper dieses Mannes war eine Feuerseele. Bald zog ihn sein Kriegsmuth zu ritterlichen Thaten, bald die Liebe für die Wissenschaften zu den Büchern hin. Ein eifriger Wahrheitsfreund trotzte er überall mit dem Schwerte und der Schärfe seiner Satyre der frechen Gewalt, der Dummheit und dem Aberglauben, und fragte, im Gefühl seines Rechts, nicht nach der Macht seiner Feinde. Ohne Rücksicht der Person strömte er überall, wo er Schlechtigkeiten und Uebermuth sah, die Gluth seiner Gefühle aus. Dabei war er ein biedrer, zuverlässiger Freund, edelmüthig und voll inniger Liebe für sein Vaterland. Er war auf dem Familienschlosse seines Vaters in Franken wenige Jahre nach Luther geboren, diente unter Kaiser Maximilians Heere in Italien, lebte, von Krankheit und Armuth verfolgt, bald hier, bald dort, und hielt sich mehrere Jahre bei dem Kurfürsten von Mainz, Albrecht von Brandenburg, auf, der den kühnen und gelehrten Mann aufrichtig schätzte. Auch hatte er die Ehre, daß Maximilian ihn in Augsburg eigenhändig zum Ritter schlug und als Dichter krönte, und zwar hatte den Lorbeerkranz das schönste Mädchen in Augsburg, Constanze Peutinger, gewunden. Als nun die Reformation begann, nahm er den lebhaftesten Antheil daran, wurde Luthers Freund von ganzer Seele, und da er hörte, daß Luther vom Pabste bedroht würde, schrieb er ihm, er solle nur zu ihm kommen; er und sein Freund, der gleichgesinnte Ritter von Sickingen, würden ihn schon vertheidigen. Dreist schrieb er für Luthern an den Kaiser Karl V. und an den Pabst, und sagte besonders dem letztern so empfindliche Dinge, daß Leo X. dem Kurfürsten Albrecht befahl, ihm den Hutten an Händen und Füßen gebunden nach Rom zu schicken. Das that nun zwar Albrecht nicht, aber er konnte doch den gar zu kühnen Mann nicht länger schützen. Hutten mußte zu seiner Sicherheit, überall von Feinden umlauert, sich zu seinem Freunde Sickingen flüchten, und von dessen Burg aus schrieb er noch kecker als zuvor gegen den Pabst und die Mönche, gegen Dummheit und Aberglauben, und jedes seiner Worte traf wie ein zweischneidiges Schwert. Es konnte nicht fehlen, daß er sich dadurch überall Feinde machte, und als Sickingen starb, drang das Unglück von allen Seiten

auf ihn ein: Verfolgungen, Armuth und Krankheit. Aber sein unbeugsames Herz widerstand männlich. Je heftiger er bedrängt wurde, desto heftiger wurden seine Worte, desto beißender seine Satyren. Endlich sah er sich in Deutschland nicht mehr sicher; er erhielt vom Rathe in Zürich einen Zufluchtsort auf der reizend gelegenen kleinen Insel Ufnau im Zürchersee. Aber die Gluth seiner Leidenschaften hatte bereits seine Lebenskraft verzehrt; mit Krankheit und Armuth kämpfend kam er auf der Insel an, und starb bald darauf, 1523, erst 36 Jahre alt. Einige seiner Bücher und Sachen werden noch in Zürich zum Andenken aufbewahrt. Seine Gedichte und Briefe sind theils deutsch, theils lateinisch. Zeichnen sie sich auch nicht durch Eleganz aus, so tragen sie doch alle das Gepräge seines kräftigen, originellen Geistes.

Aus Huttens Lied: „ich hab's gewagt."

Von Wahrheit ich will nimmer lan (lassen);
Das soll mir bitten ob kein Mann.
Auch schafft zu stillen mich kein Wehr,
Kein Bann, kein Acht, wie fest und sehr
Man mich damit zu schrecken meint,
Wiewohl mein' fromme Mutter weint,
Do ich die Sach' hätt' g'fangen an.
Gott wöll sie trösten! es müß gahn,
Und sollt es brechen auch vorm End.
Wills Gott, mag's nit werden g'wend.
Darum will brauchen Füß' und Händ.
Ich hab's gewagt!

---

b) Epische Poesie.

Auch hiervon ist nicht viel Gutes zu berichten. Der epische Geist schien von den Deutschen ganz gewichen zu seyn. Mit einer einzigen Ausnahme hat dieser Zeitraum kein einziges größeres Epos aufzuweisen, dagegen viele Erzählungen und Schwänke. Unter den Verfassern derselben sind am ausgezeichnetsten: Hans Sachs und Burkhard Waldis.

Burkard Waldis war Kaplan einer Landgräfin von

Hessen, und ein eifriger Freund der Reformation. Von seinen Lebensumständen weiß man weiter nichts, als daß er ungefähr 1560 gestorben sein mag.

Das erwähnte größere Epos ist der Froschmäuseler von Georg Rollenhagen. Dieser war Rector in Magdeburg, wo er 1609 starb. Homer hatte ein Gedicht geschrieben: Der Kampf der Frösche und Mäuse. Rollenhagens Lehrer hatte einst geäußert, keine Sprache könne diesen oder einen ähnlichen Stoff so anmuthig darstellen, als die griechische. Um ihm nun zu beweisen, daß die deutsche das auch vermöchte, dichtete er jenes Gedicht, welchem er den Titel gab: „Froschmeuseler, von Marx Hupfinsholz von Mäuseloch, der jungen Frösche Vorsinger und Calmäuser.“ *) Mäuse, Frösche, Katzen und Füchse sind darin die handelnden Personen. Einzelne Stellen darin sind sehr wohl gerathen und recht launig, aber das Ganze ist ungemein breit; denn während Homers Gedicht aus noch nicht 300 Versen (Zeilen) besteht, enthält dies mehr als 10,000.

Warum die Bauern nicht gern Lanzknecht' herbergen.

Ein Schwank von Hans Sachs.

Mich thät eines Tages ein Pfaff fragen,
Ob ich nicht wahrhaft wüßt' zu sagen,
Warum die Bauern unwillig wär'n,
Und herbergten die Lanzknecht' nicht gern?
Ich sagt': es liegt im Schwabenland
Ein Dorf, Gersthofen ist genannt,
Da hat die Ursach sich angefangen
Im kalten Winter nächst vergangen.
Da loff ein alter Lanzknecht hart (sehr)
Zerrissen, frostig, auf der Gart (in der Gegend)
In großer Kält für einen Galgen.
Drauf hört er die Raben balgen,
Und sah einen Dieb hangen daran,
Der hatte zwei gute Hosen an.
Da dacht' ihm der arme Lanzknecht:
„Die Hosen kommen mir gleich recht!“

---

*) Kalmäuser ist ein Mensch, der sich in der Einsamkeit anhaltend mit Nachdenken beschäftigt.

Und streift dem Dieb die Hosen ab.
An Füßen wollten sie nicht rab;
Wann (denn) sie waren daran gefroren.
Der Lanzknecht flucht, und thät im Zoren (Zorn)
Und hieb dem Dieb ab beide Füß',
Sammt den Hosen int Ermel stieß.
Nun war es etwas spät am Tag;
Gerstlhofen, das Dorf, vor ihm lag.
Da trabet er gar frostig ein,
Zu suchen da die Nahrung sein.
Als er nun herumgartet (herumgeht) spat,
Zuletzt er dann um Herberg bat
Ein Bauren; der sagt' ihm zu willig,
Gab ihm ein Schüssel voll warm Millich,
Trug ihm in die Stuben ein Schütt Stroh;
Deß war der frostig Lanzknecht froh.
Nun hätt diesem Bauern eine Kuh
Diesen Abend geboren ein Kalb dazu.
Nun war es eine grimm kalte Nacht;
Drumm mans Kalb in die Stuben bracht,
Daß es in Kält keinen Schaden empfing.
Als jedermann nun schlafen ging,
Und still wars in dem ganzen Haus,
Zog der Lanzknecht die Hosen raus,
Die er dem Dieb abzogen hätt;
Die Füß' er ledig machen thät,
Und zog des Diebes Hosen on,
Und machet sich vor Tag davon,
Ganz still, daß sein kein Mensch wahrnahm,
Ließ liegen die Diebsfüß' beisamm.

Als früh die Bauermäd aufston,
Und ward hinein die Stuben gon (gegangen),
Trug mit ir (sich) ein großes Spanlicht.
Als sie den Lanzknecht nicht mehr sicht,
Allein das Kalb dort in der Ecken
Höret gar laut schreien und blöcken,
Indem sie die Diebsfüß' ersicht,
Vermeinet gänzlich anders nicht,
Denn das Kalb hätt' den Lanzknecht fressen.
Erst wurd' mit Furchten sie besessen.
Säumt in der Stuben sich nicht lang,
Und zu der Stubenthür aus sprang,
Schreit am Tennen Zeter und Mord.
Der Bauer ihr Mordgeschrei erhort,

Erschrack, und aus der Kammer schrier:
„Was ist dir?“ — Sie antwort: „weh mir,
„O Bauer! es hat unser Kalb
„Den Lanzknecht fressen mehr denn halb;
„Allein liegen noch da seine Füß'.“
Der Bauer zucket sein Schweinspieß,
Fuhr in rostigen Harnisch sein,
Und wollt' zum Kalb in die Stuben nein.
Die Bäurin schrie: „o lieber Mann!
„Mein und deiner klein Kinder verschon!
„Das Kalb, das möcht' zerreißen dich.“
Der Bauer trat wieder hinter sich;
Die Kinder weinten allesamm.
Der Knecht auch aus dem Stadel (Scheune) kam.
Sie konnten des Lanzknechts nicht vergessen,
Meinten, das Kalb, das hätt' ihn fressen.
In sie kam ein solch Furcht und Graus,
Und loffen alle aus dem Haus.
Der Bauer zum Schultheiß sagt böse Mähr,
Wie's mit seinem Kalb ergangen wär
Des Lanzknechts halb; darob wurd' heiß
Dem Schultheiß, ging aus der Angstschweiß,
Hieß bald läuten die Sturmglocken.
Die Bauern liefen all erschrocken
Auf den Kirchhof zitternd und frostig
Mit ihrer Wehr und Harnisch rostig.
Da sagt' der Schultheiß in (ihnen) die Mähr,
Wie daß ein grausames Kalb da wär;
Das hätt' einen großen Mord gethon,
Es hätt' ein Lanzknecht gefressen schon
Bis an die Füß. „Mit diesem Wurm (Ungeheuer)
„Da müssen wir thun einen Sturm,
„Daß man es von dem Leben thu;
„Wann würd' das Kalb groß wie eine Kuh,
„So fräß' es uns all nach einander.“
Die Bauern erschraken allsander (allzumal)
Und zogen für das Haus hinan.
Der Schultheiß, der war ihr Hauptmann,
Der sprach zu ihnen: „Nun stoßets auf!“

Die Bauern stunden all zu Hauf,
Und sahen das Haus alle an.
Doch wollt' ihr keiner voren dran,
Furchten, das Kalb möcht' ihn zerreißen;
Deshalb thäten sich all' spreißen.

Ein alter Bauer den Rath gab:
„Ich rath', wir ziehen wieder ab,
„Und fristen vor dem Kalb unser Leben.
„Wir wollen eine g'meine Steuer geben
„In dem ganzen Dorfe durchaus,
„Dem guten Manne bezahlen sein Haus,
„Und wollen darin stoßen ein Feuer,
„Verbrennen sammt dem Kalbungeheuer."
Die Bauern schrien: „fürwahr: jo, jo!
„Das ist der beste Rath also!"
So zündeten an das Haus die Bauern,
Mit gewohnter Hand stunden die Lauern
Darum, furchten, das Kalb möcht' entrinnen,
Und in dem Feuer nit verbrinnen.
Doch lag das Kalb, konnt' noch nicht gehn;
Das wollt' kein närrischer Bauer verstehn.
Jetzt nahm das Feuer überhand,
Daß ihm das ganze Dorf abbrannt.
Deß kamen die Bauern zu großem Schaden,
Haben seit (seitdem) die Lanzknecht kein Gnaden,
Und vermeinen des Tages noch heut:
Lanzknecht' sind unglückliche Leut.
Deshalb herbergens die Bauern nicht gern,
Thun ihr Beiwohns sich beschwern,
Daß ihnen nicht weiter Schaden wachs.
Von solchen Gästen spricht Hanns Sachs.

Aus dem Froschmäuseler (von G. Rollenhagen).

Fünftes Kapitel. (Erstes Buch.)

(Wie die Stadtmaus zur Feldmaus zu Gaste gekommen.)

— Als Gutkäse, die Stadtmaus,
Zur Lust einmal spatzieret aus,
Und hier ans Wasser gegangen kam,
Das die Feldmaus, Warnfried, vernahm,
Der ging mit Freud' auf halbem Wege
Mit Ehrerbietung ihm entgegen,
Hieß ihn freundlich willkommen seyn,
Bat, wollte zu ihm kehren ein,
Weil es gar sehr gefährlich wär',
Am See so zu spatzieren her.

Gutkäse das Erbieten annahm,
Und ging mit zu der Eiche Stamm,
Wo Warnfried in der Wurzel hatt'
Durch ein Löchlein seines Lagers Statt.
Bald kam Warnfriedens Weib gegangen,
Den fremden Gast wohl zu empfangen,
Und ihre lieben Kinderlein
Reichten ihm ihre Händelein.
Sie nöthigte ihn zum Niedersitzen;
Gutkäse fürchtete seinen Pelz zu beschmitzen,
Und sah sich um nach reiner Stätte,
Ob man nicht hier Ruhpolster hätte,
Wie er in der Stadt es war gewöhnt,
Wodurch er die Hausfrau sehr verhöhnt.
Sie legt ihm hin frisches Moos,
Fein gereinigt und weich und los,
Bis nach vielem Besehen zuletzt
Gutkäse sich zärtlich niedersetzt.

Der Sohn, nach seiner Mutter Geheiß,
Lief in die Nachbarschaft mit Fleiß
Zu seinem Schwager Fürchteschnee,
Der seine Schwester hatte zur Eh',
Ihm zu verkünden den neuen Gast;
Der säumte auch nicht, und kam in Hast,
Den lieben Gast zu ehren an.
Er zeigte sich als ein höflicher Mann,
Setzte selber hinzu Stühle und Bänke,
Trieb dabei viel Possen und Schwänke,
Den Gast damit fröhlich zu machen,
Und ihm abzugewinnen ein Lachen.

Warnfried brachte ein Tischlein glatt,
Gemacht aus einem Schulterblatt
Der todten Katze, weiß polirt,
Mit Krausemünze eingeschmiert,
Daß es frisch röche dem Gast.
Frau Sparkrümlein eilte fast,
Legte auf ein Tischtuch ganz neu,
Gewirkt aus mattem Flachs im Heu.
Die Kinder brachten Teller und Brot herbei
Und etlichen harten Käse, dabei
Reis, Erbsen, Bohnen, Waizenähren,
Alles dem lieben Gast zu Ehren.
Sie wuschen die Hände, hielten's Gebet,
Welches der Hauswirth selber thät;

Dann legte er dem Gaste fröhlich vor,
Und sprach: „wollt frisch zugreifen nur,
Hausmannskost euch lassen wohl schmecken;
Wir wollen Honig dazu lecken.“
Bot ihm dazu eine Nußschal',
Worin der Honig überquoll.
Der Stadtjunker den Honig leckt,
Die Speise ihm aber gar nicht schmeckt.
Der Wirth fragt, ob er nicht vom Käse
Zur Lust ein kleines Bißchen esse?
Denn daß man Käs' halte für ungesund,
Hätte bei Gesunden keinen Grund,
Weil bei der Milch, bei Käse und Quark
Die Hirten blieben gesund und stark,
Bedürften weder Pillen noch Fontanellen,
Die sonst die Bratenesser quälen.
Der Gast erwiedert: „ich esse ihn wohl;
Doch wenn ich will, nicht wenn ich soll.
Umsonst ich nicht Gutkäse heiße;
Die besten ich am liebsten beiße.“

Da holt der Wirth noch andres mehr,
Hafer und Gerstenkörnlein her,
Linsen, Schoten, frischen Hanfsamen,
Des Vorraths mancherlei ohne Namen.
Es warten auf zwei schöne Jungfrauen,
Ob etwas mangelt, aufzuschauen,
Bis der ält'ste Sohn, Mäuselmann,
Von seiner Jagd nach Hause kam.
Der brachte ein Säcklein voll Haselnüsse,
Wusch sich erstlich Hände und Füße,
Hieß die Jungfrauen, wie's will der Wohlstand,
Dem Gaste immer zur linken Hand,
Zur Mutter an die Seite gehen;
Dann blieb er zum Dienst am Tische stehen
Mit seinem Bruder, Wettelauf,
Der Alles half mit tragen auf.
Die Mutter sprach dann zu dem Gast:
„Mein Junker, bitte, euch gefallen laßt
„Unsre Armuth, so gut wir's haben.
„Wollt euch mit den Hanfkörnlein laben!
„Sie sind sehr heilsam für die Brust.“
Der Junker hatt' dazu keine Lust.

Noch trug man her zum dritten Male
Vielerlei Nüßlein in der Schale,

Von Haseln, Buchen, Eichenbäumen,
Kastanien, Kerne von Pflaumen,
Die schlaubten (klaubten aus) die Kinder schon rein,
Zerlegten sie dem Gast fein klein.
Der hatte einen Ekel vor dem Allen,
Was ihm geschah zum Wohlgefallen,
Wollte auch nichts von dem genießen,
Was die Kinder hatten zerbissen,
Sagte, die Nüsse wären ihm nicht recht,
Die Kerne davon verdauten sich schlecht.
Endlich nahm er, wie aus Spielerei,
Von den Buchnüssen eine oder zwei,
Und aß dann doch noch etliche mehr,
Was die Eheleute erfreute sehr.
Sie brachten noch etwas Speck herbei,
Das sie, als besondre Leckerei,
Für einen Kranken wollten sparen,
Und auf die letzte Noth bewahren.
Zuletzt trug man noch auf Weintrauben;
Davon sollte auch der Junker klauben,
Und etliche teige Holzbirnen,
Die fast wollten den Geschmack verlieren.

Als nun dastand das Geringste und Beste,
Und nichts mehr übrig war im Neste,
Sprach der Wirth: „allerliebster Freund,
„Wenn ich etwas vermöchte und könnt',
„Das besser wär', ich gönnt's euch gern.
„Ihr seht, wir sind keine großen Herrn;
„Darum nehmt so fürlieb!
„Es ist euch gegönnet gern und lieb." —

Der Gast antwortete endlich prächtig:
„Unser Aller Gast ist allmächtig,
„Der Alles kann, was er nur will.
„Sonst achte ich die Mäuse nicht viel,
„Die solche Macht und Herrlichkeit
„Nicht haben, wie mir die Stadt sie beut.
„Und wenn ihr das wollt selbst anschauen
„Mit euren Kindern und den Frauen,
„Zieht mit mir in die Stadt hinein;
„Da wollen wir erst recht fröhlich seyn,
„Essen und Trinken her verlangen;
„Da soll es anders glänzen und prangen,
„Als diese arme Bettelei,
„Wo ihr meint, daß nichts besser sei.

„Darum kommt mit, schaut selber zu;
„Und wollet ihr euch schaffen Ruh,
„So zieht mit Allen zu mir ein;
„Was ich habe, soll auch euer seyn,
„Weil ihr so freundlich thut mit mir,
„All euren Vorrath tragt herfür.
„Denn es jammert mich wahrlich recht,
„Daß ihr hier leben müßt so schlecht.
„Hat's in der Stadt nicht beff're Gestalt
„Bei Menschen wie bei Thieren im Wald?
„Und wenn ihr gleich der Nahrung Pracht
„Nach der Gewohnheit wenig acht't,
„So sollt ihr doch wohl haben Acht,
„Was zu der bösen Zeit ihr macht,
„Wenn aus der Luft oder aus Unfall
„Euch Krankheit übereilt einmal;
„Wo wollt für euch oder eure Kinder
„Ihr einen Arzt dann schnell wohl finden?
„Und wenn ihr ihn wollt holen lassen,
„So fordert er Geld über die Maaßen,
„Oder nimmt sich so viele Zeit,
„Bis ihr alle gestorben seid.
„Wir in der Stadt haben solche Leut'
„Vor allen Thüren zu jeder Zeit.
„Wenn euch weh thut Haupt oder Zahn,
„Was wollt ihr dann wohl fangen an?
„Wo habt ihr Freunde, die zu euch gehn,
„In Leid und Freuden bei euch stehn?
„Ueberdies ist zu aller Zeit
„Im Felde große Unsicherheit
„Vor Feuer, vor Dieben, vor Kriegesknecht'
„Und vor der grimmigen Thiere Geschlecht,
„Wogegen eine geringe Anzahl Mann
„Sich in der Noth nicht schützen kann.
„Die Stadt aber hat viel Rath, viel Hände,
„Thüren und Wächter, Mauern und Wände;
„Da schläft man sicher bei dem Braten;
„Drum zieht mit mir, ist euch zu rathen!"

Warnfried antwortete: „gäb's eine Stätte,
„Die für den Tod Versicherung hätte,
„Wollten wir alle daselbst wohnen;
„Aber der Tod will Niemand verschonen.
„Sonderlich in eurer Stadt
„Man täglich viel zu begraben hat,

„Wie ich vernehme aus dem Geläute;
„Die Arznei giebt dem Tode seine Beute,
„Und ein junger Doctor muß haben
„Einen neuen Kirchhof zum Begraben u. s. w.“

„Jedoch ich will nun mit dir ziehen hinein,
„Und die Gelegenheit selbst beschauen;
„So weiß ich, wem ich soll vertrauen.“

Sechstes Kapitel.

(Die Feldmaus geht in die Stadt zu Gaste.)

Es war die Zeit um Mitternacht,
Da keines von den Mannthieren (Menschen) wacht;
Es schwiegen auch die Vögelein,
Die in dem Wald und Wasser seyn,
Und alle Thiere im ganzen Land.
Der Mond, der voll am Himmel stand,
Ging in der Stille, sammt seinen Sternen,
Daß man nichts hörte, nah noch fernen.
Da wanderten die Mäuslein beide
An der Stadtmauer nach der Seite,
Wo das Thor war verschlossen fest,
Und krochen unten durch zuletzt.
Die Wächter sie nicht vernahmen.
Zum Haus sie auch noch zeitig kamen,
Wo Gutkäse war daheim, —
Zum Fenster schlüpften beide hinein.

Der Hausherr aber hatte den Tag,
Wie er auch sonst gemeiniglich pflag,
Mit großen Herren bankettirt,
Gegessen, getrunken, jubilirt.
Auf dem Tische war groß und breit
Eine rothe Sammetdecke ausgebreit't.
Darauf standen in Silber rein
Mancherlei Eierküchelein,
Rosinlein, Zucker, Mandelkerne,
Zybeben, hergebracht aus der Ferne,
Lebkuchen, Aepfel, Birnen, Nüsse,
Kastanien, gebratne, süße,
Und dabei waren Becherlein
Mit dem allerlieblichsten Wein:

Muscateller, Bastard, Alicante,
Und viele andre ungenannte,
Was die Gäste hatten übrig gelassen,
Nachdem sie die Schmauserei verlassen.
Dahin sprangen die Mäus' auf die Bank,
Auf gewirkte Polster, kurz und lang;
Da fand Warnfried von ungefähr ein Stück
Von Kuchen; das hielt ihn zurück.
Gutkäse aber sprach voll Freuden:
„Mein Gast, du sollst keinen Mangel leiden,
„Die Bröcklein nicht von Bänken lesen;
„Was soll das arme Bettelwesen?
„Springe zu mir auf den Herrentisch;
„Da ist alles köstlich und frisch,
„Was nur des Herzens Lust begehrt;
„Ich schenk' dir Alles unbeschwert."

Warnfried sprang sogleich herbei,
Wunderte sich über die Leckerei,
Nahm Zuckermandeln und Zybeben,
Und sprach: „dies ist ein herrlich Leben!
„Wie lieblich schmeckt der edle Wein!
„Im Himmel kann's nicht besser seyn." —
„Ja freilich," sprach Gutkäs' mit Pracht;
„Darum hab' ich oftmals gedacht,
„Ihr Bauersleute seid in Aberwitz,
„Daß ihr liebet den Ackersitz,
„Und könntet in Städten in Ehren
„Und Freuden leben wie die Herren."

Indeß erwacht der Kaufmann wieder,
Der sich unlängst geleget nieder,
(Denn derselbe war der Hausherr).
Der viele Trunk war ihm zu schwer.
Ueber Herz und Haupt er jämmerlich klagt,
Ruft seine Frau, den Knecht und die Magd. — —
Da sie nun den Lärmen machten,
Daß alle Thüren im Hause krachten. —
Da quoll unsern Mäuslein der Bissen im Mund.
Die Stadtmaus sprang zu ihrem Loch,
Die Feldmaus hin und wieder froch,
Wußte nicht, was sie doch nehme zur Hand;
Sie war ganz und gar unbekannt.

Endlich, als wider alles Hoffen
Wieder ein Stillstand ward getroffen,

Daß man überall Niemand hört,
Kroch Gutkäs hervor aus seinem Ort,
Und rief seinen Gast mit leiser Stimm,
Daß er wieder herkäme zu ihm,
Die angefang'ne Freude zu vollenden.
Warnfried fragte mit zitternden Händen,
Ob sichs auch mehrmals so begebe,
Daß dieser Lärmen sich erhebe.
Gutkäs antwortete: „das acht' ich nicht,
„Weil es fast täglich hier geschicht.
„Davor mußt dir nicht grauen lassen,
„Dagegen desto besser prassen.
„Hofsuppen sind lieblich zu lecken,
„Werden aber gewürzt mit Schrecken."

Warnfried antwortete: „ist's täglich so,
„So bin ich des Prassens nicht froh;
„Da ist mehr Galle denn Honig dabei.
„Davon bin ich zu Hause frei.
„Gott ehre mir mein armes Käsebrot;
„Das bringt mir keinen Schrecken zum Tod,
„Läßt mich mit gutem Gewissen
„Friedlich meiner Arbeit genießen. —
„Ade, mein Freund, zu guter Nacht!
„Ich muß nach Haus, eh' man erwacht." —

Also kam Warnfried voller Sorgen
Wieder nach Haus am frühen Morgen. —

Achtunddreißigstes Kapitel des zweiten Buches.

(Der Frösche König bittet den Mäuseprinzen zu Gaste.)

(Bausback, der König der Frösche, ladet den Sohn des Mäusekönigs Parteckfresser, Prinzen Bröseldieb, ein, mit ihm in seine Residenz zu kommen, um die Herrlichkeit derselben anzuschauen, und erbietet sich, ihn auf seinem Rücken über das Wasser dahin zu tragen. Bröseldieb will anfangs nicht daran, weil er sich vor dem Wasser fürchtet; aber endlich willigt er ein, indem Bausback seine Feigheit verhöhnt.)

Bröseldieb sprang ihm auf den Rücken,
Schlug um den Hals ihm beide Hände,
Und seine Füß' um des Königs Lende,
Und sprach: „das walte Gott, Amen!"
Gar bald sie in das Wasser kamen,
Und fuhren vom Lande fröhlich dahin.

Als das die Fröschlein wurden inn',
Schickte sich jeder an an seinem Ort,
Und zog mit seinem König fort.
Ihrer etliche waren im Vortrab,
Andere zogen zur Seite ab;
Der helle Haufen zog hinten nach,
Wie man den Alexander sah
Nach Babylon mit seinem Heere
Einherziehen mit Pracht und Ehre.

Neununddreißigstes Kapitel.

Bröseldieb sah mit Freuden an,
Wie um ihn her schwammen so viele Mann.
Es war ihm selbst auch seine Lust,
Wovon er nie zuvor gewußt.

Als nun Bausback geschwind fortrückte,
Und sich also in's Wasser drückte,
Stieß das Wasser an allen Enden
Zusammen über seine Lenden,
Daß seine Hosen wurden naß.
Der Schwanz bezeichnete auch die Straß',
Und schleifte in dem See einher,
Als ob's des Schiffmanns Steuerholz wär'.
Da er nun kein Land mehr konnt' sehen,
Und's Wasser ihm über den Kopf wollt gehen,
Bekam er Reue, doch viel zu spät.
Er klagt', er flucht', er weint', er betet',
Er rauft in Ungeduld Haar und Bart;
Vor Schrecken war sein Herz erstarrt,
Daß er nicht wußte, wo aus noch ein,
Und was der beste Rath sollte seyn,
Und schrie: „o Zeter Mordio!
Das Wasser läuft mir schon in's Ohr!"
Der Frosch ihn wieder trösten wollte,
Schwamm oben her, wie er auch sollte;
Es währte aber der Trost nicht lange;
Denn eine schreckliche Wasserschlange
Ließ sich da nahe bei ihnen sehen,
Ihren Kopf und Hals aus dem Wasser stehen,
Ihre Augen wie Feuerflammen leuchten,
Zunge und Zähne zum Biß sich richten.
Sie will plötzlich in die Frösche fahren,
Wovon sie alle erstarret waren.

Als wenn Blitz und Donner zugleich
Leuchtet und schlägt auf einen Streich.

Sobald nun Bausback sie anblickt,
Wollt' er den Kampf erwarten nicht,
Sondern that zu Augen und Mund,
Und fuhr mit seinem Volk zu Grund.
Da sollte man erst das Elend sehen
Ueber den Bröseldieb ergehen.
Er fiel rücklings in den See hinein,
Wie ein gefangenes Mäuselein,
Streckte aus die Hände, zerbiß die Zähn',
Daß er nicht konnte das Ufer sehn.
Oftmals er auch zu Boden ging,
Und kam wieder hervor gering (ein wenig),
Spie aus das Wasser und soff es wieder,
Wenn er auffuhr oder hernieder,
Daß ihm der Schaum lag um den Mund,
Und die Nase voll Bläslein stund;
Händ' und Füße werden lahm und kalt,
Die Sonne scheint ihm schwarz gestalt't,
Daß er kein Licht kann mehr ersehen.
Der Athem will ihm auch entgehen,
Und das Herz im Leibe ersticken,
Kann bald nicht mehr aufblicken. —

Wie ist das Leben so süß, o Gott!
Wie bitter ist der leidige Tod!

Jedoch nahm er in solchem Leid
Mit diesen Worten seinen Abscheid:
„Wohlan, du wirst Gott nicht entlaufen,
„Bausback, daß du mich läss'st ersaufen.
„Sollt'st du mich auf dem Land bestehen,
„Es sollte dir an dein Leben gehen,
„Es wäre mit Fechten oder Ringen,
„Mit Laufen oder auch mit Springen.
„So hast du mich zu dieser Frist
„In's Wasser gebracht durch falsche List,
„Und meine lieben Aeltern beid'
„Gebracht in großes Herzeleid.
„Gott hat ein Auge, das Alles sicht (sieht),
„Und alle Bosheit ernstlich richt't;
„Es wird die Strafe dir werden schwer,
„Kömmt über dich der Mäuse Heer,
„Und bringt dich und deine Leute in Noth — —"

Mit diesen Worten war er todt.
Das Leben fuhr in Zorn und Grimm
Mit ängstlichem Seufzen dahin.

c) Dramatische Poesie.

Die dramatische Dichtkunst machte bei den Deutschen sehr langsame Fortschritte, so daß es damals schien, als wenn sie gar kein Talent dazu hätten. Zwar las man die dramatischen Gedichte der alten Griechen und Römer, aber der Geist der Alten ging nicht in die neueren Werke über. Vom eigentlichen Schauspiel wußten die Deutschen noch gar nichts; sie kannten bloß Trauer- und Lustspiele, und zwar herrschte in allen diesen Stücken wenig Geschmack. Der meiste Geist ist noch in den Fastnachtsspielen, an denen sich das Volk ergötzte.

Der Unterschied zwischen Trauer- und Lustspielen beruhte darauf, daß in jenen Ermordungen vorkamen, in diesen nicht. Der Akte gab es manchmal sehr viele, aber sie waren dann kürzer; ein Dichter schrieb einmal ein Stück mit 19 Akten. Auch setzte man etwas darein, recht viele Personen auftreten zu lassen. Einst wurde ein Stück gegeben, in welchem 100 redende und 500 stumme Personen vorkamen. Ebenso abenteuerlich und geschmacklos war der Stoff. Man fand es nicht unschicklich, biblische Geschichten aufs Theater zu bringen, und ließ Schauspieler sogar die Rollen von Gott und Jesus übernehmen. Ein Dichter machte aus der ganzen Apostelgeschichte eine Tragicomödie, in welcher 246 Personen mitspielten.

Auch in dieser Dichtkunst hat Hans Sachs das Meiste geleistet. Er hat 208 Stücke geschrieben, die aber zum Glück nicht alle gedruckt sind.

Von der Geschmacklosigkeit der damaligen dramatischen Poesie folgende Proben:

Aus den ungleichen Kindern der Eva, von Hans Sachs.

Aufzug 2.

(Abel geht ein, red't mit sich selbst und spricht:)

Wo soll ich nur den Kain finden?
Er ist etwa unter den Kinden;
Hab' ihn lang gesucht hin und her;
Könnt' nicht wohl wissen, wo er wär'.
Schau! schau! wer läuft so g'schwind herein?
Es wird wahrlich mein Bruder seyn.
Er ists; es ist nicht recht zugegangen;
Er hat wieder Unglück angefangen.
Kain! Kain! woher so g'schwind?

Kain. Wer ruft mir? Schau, du Mutterkind,
Bist du's! ich hätt 'ne Lust zu wagen,
Die Faust dir an den Kopf zu schlagen.

Abel. Kain, komm herein schnelliglich;
Die Mutter die muß waschen dich.

Kain. Ich hab jetzund einen gewaschen.
Hätt'n mich die Buben thun erhaschen,
Sie hätten wieder g'waschen mich.

Abel. Du fleißt allmal des Haders dich.
Ich mein', du wollst ein Mörder werden.

Kain. Ich will's einmal versuchen auf Erd'n
An dir, du Schalk! Hast du's vernommen?

Abel. Gott der Herr wird morgen zu uns kommen
Mit den lieben Engelein sein;
Drum mach dich auf und komm herein,
Daß du dich badest, schmückst und zierest,
Auf das Fest des Herrn gloriereſt.

Kain. Das Fest sei gleich hoch oder nieder,
Ficht mich nicht an; ich will gehn wieder
Zum Spiel und meinen Spielgesellen.

Abel. Ei komm! du mußt dich auch darstellen
Dem Herrn als ein gottselig Kind.

Kain. Ich will mich wohl listig und geschwind
Stellen, sam (als wenn) ich gottesfürchtig sei,
Doch bleiben wohl ein Schalk dabei.
Wer sagt's, daß Gott werd zu uns kommen?

Abel. Ich habs von der Mutter vernommen.

Kain. Der Herr blieb mir viel lieber draußen.

Abel. Ach, wie magst (kannst) du gottlos hausen!
Bet'n wir nicht: Gott, komm zu uns hier,
Und uns behüte für und für!

Kain. Hab' so gebetet heur und ehr,
Doch seine Herkunft nie begehr.
Ich nähm' dies Leben, das Gott gegeben,
Und ließe Gott sein ew'ges Leben.
Wer weiß, wie es dort zu wird gehn.

Abel. Wie magst du also gottloß stehn? —
Der Vater sagt, du sollt bald kommen.

Kain. Ich hab' es wohl von dir vernommen.

(Sie gehen beide ab. Adam und Eva kommen.)

Adam. Wenn kommen unsre Söhn' herein?

(Abel geht ein.)

Eva. Da kommt unser Abel allein.

Adam. Abel, wo bist du gewes'n so lang?

Abel. Ich hab' gethan 'nen weiten Gang,
Und sucht' Kain; der lief daher
Und brummet wie ein wilder Bär,
Hatt' sich mit den Buben geschlagen.

Eva. Ach! lieber Gott, ich muß dir's klagen;
Was soll'n wir mit dem Lecker thun?

Adam. Wo ist der Ungerathne nun?

Abel. Er sitzet draußen vor der Thür,
Und schauet gar tückisch herfür.

Adam (schreit hinaus): Kain! Kain! wo bist du?
Komm rein zu mir und hör' mir zu.

Kain (redet mit sich selbst): Du rufest wohl noch dreimal mir,
Eh' daß ich geb' ein' Antwort dir.

Adam. Wo bleibst, Kain? Komm rein zu mir!

Eva. Komm, Kain: der Vater rufet dir!

Kain. Ich sitz' allhie; wo sollt' ich seyn?

Adam. Laß baden dich und komm herein,
Kammen und putzen auf den Festtag,
Dich zieren nach des Herren Sag' (Anmeldung),
Zu opfern, beten, Predigt hör'n.

Kain. Ach! was willt mich damit bethör'n!
Ich wollt', daß Opfer, Predigt, Gebet
Nie wär' erdacht; denn ich wollt' spät
Viel lieber Füchs und Hasen jagen,
Denn hören viel vom Glauben sagen,
Od'r mit bösen Buben laufen,
Spielen, mit ihn'n schlag'n und raufen.

Adam. Ach! du läßt von der Schalkheit nicht;
Du bist gottloß, ein böser Wicht.
Gott wird morg'n kommen, verhör'n fast,
Was du Gutes gelernet hast.

Kain. Des Guten wird nicht gar viel seyn.
Ich will dem Herren wohl allein
Opfern ein' große Garbe Stroh
Für mein Gebet; drob wird er froh.
Adam. Unserm Herren ist mehr allwegen,
Viel mehr am Gehorsam gelegen,
Denn an Opfern wahrhaftiglich.
Drum laß auf das Beste baden dich,
Daß du erscheinst vorm Herren rein.
Kain. Ich will wohl ungewaschen seyn
Wenn mich die Buben thun erhaschen,
Werd' ich wohl um den Kopf gewaschen.
Eva. So komm, Abel! laß waschen dich
Sammt andern Kindern gehorsamlich,
Wenn der Herr morgen ein wird gehn,
Daß ihr sauber vor ihm thut stehn.
So wird der Herr den Kain finden
Mit andern ungehorsam'n Kinden
Unlustig, zottig wie die Säu,
Wenn sie gelegen in der Streu,
Eine wüst' zerhaderte Rott'.
Abel. Ja, Mutter, ich will dir und Gott
Gar willig und gehorsam seyn,
Dieweil ich hab' das Leben mein
Sammt andern frommen Kinderlein.

Aufzug 3.

Adam. Eva, ist das Haus geziert?
Auf daß, wenn der Herr kommen wird,
Daß es all's schön und lustig steh',
Wie ich dir hab' befohlen eh'?
Eva. All' Ding war schon zubereit't
Ja Nächten um die Vesperzeit.
Adam. Ihr Kinderlein, ich seh den Herrn
Mit seinen Engeln kommen von fern.
Nun stellt euch in die Ordnung fein,
Und bald der Herre tritt herein,
Neigt euch, und bietet ihm die Händ'.
Schau zu, wie stellt sich an dem End'
Der Kain und sein Galgenrott',
Als wollten sie fliehen vor Gott!

(Der Herr geht ein mit zwei Engeln, giebt ihnen den Segen und spricht:)

Der Fried' sei euch, ihr Kinderlein!

Adam (hebt seine Hände auf): O himmlischer Vater mein,
Wir danken in unserm Gemüt,

Daß du uns Sünder durch dein' Güt
Heimsuchst in unsrer Angst und Noth.

Eva (hebt ihre Hände auf): Ach! du treuer Vater und Gott,
Wie soll'n wirs verdienen um dich,
Daß du kommst so demütiglich
Zu uns Elenden an den Ort u. s. w.

Aus dem Trauerspiel: Von der Schöpfung, Fall und Austreibung Adams aus dem Paradiese, von Hans Sachs.

Aufzug 2.

Adam. Geliebtes Weib, ein Trost mein'm Leben,
Du bist zu Hülf' von Gott mir geben;
Schau, wie lieblich lustiger Weis'
Ist die Wohnung im Paradeis;
Hör' wie lustig die Vögel singen,
Schau, wie die kühlen Brünnlein springen,
Welches der Herr uns eingegeben,
In Ruh, gar ohn' Arbeit zu leben.
Ei! was möcht' nur Lustiger's seyn,
Denn die Herrlichkeit mein und dein;
Durch Gottes günstig Gnad und Segen
Also leb'n wir in Freud allwegen,
Und haben ein einig's Gebot,
Das uns gab unser Herre Gott!
Da soll'n wir immer denken d'ran.

Eva. Sag' an, mein herzens lieber Mann,
Was ist dasselb' einig Gebot,
Das uns gegeben unser Gott,
Auf daß ich halt auch dermaßen?

Adam. Alle Bäum' sind uns frei gelassen,
Davon zu essen, was wir wollen;
Nur einen Baum wir meiden sollen,
Des Gut und Bösen, in der Mitt',
Von dem sollen wir essen nit;
Sonst werden wir des Todes sterben,
An Leib und Seel ewig verderben.
Drum denk des Baums müßig zu geh'n,
Weil sonst viel edler Frücht' da steh'n;
Versuch den Apfel von den allen;
Ich weiß, er wird dir wohlgefallen.

(Adam bricht einen Apfel ab, giebt ihn Eva, die versucht ihn und spricht):

Eva. Wie süß und wohlschmeckend dabei;
Ich glaub', daß nicht ein süß'rer sei.

(Adam nimmt Eva bei der Hand und spricht:)

Adam. Wohlauf, nun wollen wir spazieren,
Und geh'n in diesen Gartrevieren.
Liebes Weib, wohin wir kommen, schau,
Ist Rosen, Liljen und Blumen-Au.
Welch Wohlgeruch erfreut hier nicht!
Hier ist ein Tag, der ewig licht,
Kein Finsterniß, Dampf oder Duft;
Hier ist die allerg'sünd'ste Luft,
Kein Sturmwind, Hagel, Ungewitter,
Kein Donner oder Blitzen bitter,
Hie ist ein' Freud' ohn' alles Leid
Und eine ew'ge Sicherheit;
Auch redet Gott mit uns allein,
Sein' Engel unser Diener seyn.
Was hätt' göttliche Majestät
Thun mögen, daß sie nicht g'than hätt'
Uns, dem menschlichen G'schlecht, itzunder?

Eva. Herzlieber Mann, es nimmt mich wunder,
Der Gott's Geschöpf, dadurch sein Güt'
So hoch erfreut unser Gemüt,
Sind ganz zu Kindern aufgenommen.
Wie werden all' unsre Nachkommen
Ererben so köstlich'n Reichthum;
Herr Gott allein, dir dank'n wir drum,
Weil du umsonst aus Gnad' gegeben
Uns so ein glückseliges Leben,
Darin jetzunder wohnen wir.

Adam. O siehst du denn die wilden Thier,
Wie sie auf ihrer Weid' umlaufen
Außerhalb, gar mit großem Haufen;
Da g'sellt sich allmal Paar und Paar,
Und mehren sich mit großer Schaar
Auf Erdreich in allerlei Art.
Was je von Gott erschaffen ward,
Geht also draußen in der Nähen.

Eva. Herzlieber Adam, laß mich's sehen,
Der wilden Thier' allerlei Geschlecht,
Davon mein Herz nimmt Freude recht.
Wohlauf, du meine ein'ge Zier!

(Adam nimmt sie bei der Hand und spricht:)

So komm und schau allerlei Thier';

Wir brauchen kein's Geleits noch Schutz,
Gott hüt' uns und thu' uns all's Gut's,
Durch sein' günstige Lieb' und Gnad',
Daß uns kein wildes Thier thu Schad';
Denn ich ihn'n zu gebieten hab'.

Eva. Ich folg' dir, nun so geh'n wir ab.

(Sie gehen beide fort.)

(Eva die kommt, so spricht die Schlange zu ihr:)

Weib, wo willt du hingeh'n allein?
Sage, wo ist der Gemal dein?
Wie siehst du dich im Garten um?

Eva. Ich geh' da spazieren hinum,
Beschau' des Gartens Schmuck und Zier;
Mein Mann hat das erlaubet mir;
Jetzt geh' ich heim, er thut mein warten.

Die Schlange. Sag', wie g'fällt dir der lust'ge Garten,
Mit diesen ed'len Früchten allen?

Eva. Ach! er könnt' mir nicht bas gefallen,
Der von uns wird mit Lust besessen.
Macht hab'n wir alle Früchte zu essen;
Allein vom Baumen in der Mitt'
Von dem dürfen wir essen nit;
Sonst würd'n wir beide sterben todt.

Die Schlange. Wie, daß euch Gott den Baum verbot,
Der doch der edelst' ist im Garten,
Sollt ihr ihn sehen und sein warten,
Sollt doch der Frucht dürfen nicht essen?
Gott hat's aus Neid euch zugemessen;
Er weiß, bald ihr der essen thät't,
Daß ihr dann Gut's und Böß versteht,
Und würd't auch Götter, ihm ganz gleich.

Eva. Es ziemt uns nicht dem Schöpfer reich
Gleich zu werden, seine Kreatur.

Die Schlange. Ach, wie kann euch der Schöpfer pur
Werden so feind und gar abhold?
Und daß er euch berauben sollt'
Göttliches Verstand's und Weisheit!

Eva. Es ist wohl wahr, doch allezeit
Warnt er uns treulich vor Verderben.

Die Schlange. Ihr werd't mit nichten davon sterben,
Sondern erst seliglicher leben;
Eur' Augen werden g'öfnet eben,
Und versteh'n Böß und Gut's zuletz.

Eva. Ich aber bräch' Gottes Gesetz,
Wenn ich dein'm Rath wollt' seyn folgsam,

Wär auch mein'm Mann ungehorsam,
Der mir die Frucht auch hart verbot.

Die Schlange. Ach, du Närrin, meinst du, daß Gott
An euch so hart würd' strafen die That?
Er alle Bäum' doch erschaffen hat,
Euch der edelsten Kreatur,
Die ihr tragt sein Bild und Figur,
Ob all'm Geschöpf aus lauter Gnaden.
Was möcht' die edle Frucht euch schaden?
Folg' mir, ich bin dein guter Engel,
Mich erbarm'n deiner Thorheit Mängel,
Daß ihr im Unverstand thut leben.

Eva. Dies G'setz ist uns zum G'horsam geben,
Uns liegt an dem Apfel nicht viel,
Der Aepfel Meng' hab'n wir ohn' Ziel,
Besser denn der, von allen Arten.

Die Schlange. O! der Frucht gleich ist nichts im Garten,
Von Farben, süßem Schmack und Saft,
Von inwendiger Tugendkraft,
Du könnt'st dir deß nicht essen satt.
Du Närrin, folg' mein'm treuen Rath,
Iß die Frucht, was verzeuchst du lang?

Eva. O! du verführst mich, du Schlang';
Ich stürb', äß' ich den Apfel frei.

Die Schlange. Ei, meinst, daß Gott so grausam sei?
Daß er dich um 'nen Apfel tödt'?
Solch deine Furcht ist nicht vonnöth.
Drum iß, thus unverzaget wagen.

Eva. Wenn ich soll gleich die Wahrheit sagen,
Glaub' ich, er sei lustig zu essen.

Die Schlange. Das wirst du mit der That ermessen,
Daß ich die Wahrheit sag' gewiß.

Eva. Das will ich in dem ersten Bis
Erfahren, sagst mir Wahrheit zu.

Die Schlange. Ja, geh' hin, Weib, dasselbig thu',
Je eh' je beßer das vollstreck'.

Eva. Ich will geh'n, kosten wie er schmeck'. (Geht ab.)

(Luzifer kommt, die Schlange spricht:)

Es geht dahin das thöricht Weib,
Zu verderben ihr Seel' und Leib
Mit dem Apfel allhie auf Erden,
Durch den sie meint Göttin zu werden.

Luzifer. Ich will geh'n dem Anschlag nachschauen.
Ich hoff', den Mann sammt seiner Frauen
In den ewigen Tod zu fällen,

Daß wir sie haben zu Gesellen.
Dort kommt Adam, ich muß geh'n hör'n,
Ob ihn auch werd' sein Weib bethör'n.

(Luzifer und die Schlange gehen ab. Eva kommt und redt zu sich selber:)

O! ich kann es erwarten kaum,
Bis daß ich komm zu diesem Baum.
Wie ist mein G'müt so gar verkehrt?
Die Schlang' hat mein Begier vermehrt.

(Sie bricht einen Apfel ab, und beißt darin.)

Ich muß 'nen Apfel herabbrechen.
Ach Gott! wer mag gänzlich aussprechen
Die Süße dieser edlen Frucht,
Daß ich die nicht längst hab' versucht!
Ich seh' doch wohl, ich sterb' nicht d'ran.
Sobald ich komm zu meinem Mann,
Will ich ihm auch essen geben.
Schau, da kommt er im Garten eben.

Adam. Mein liebes Weib, was machst du hie?
So lang bist ausgewesen nie.

Eva. Du bist doch mein herzlieber Mann;
Ich bitt' dich, schau den Baum hier an,
Der hat die allersüßte Frucht,
Dergleich du vor nie hast versucht;
Ich bitt', du wollst auch kosten ihn.

(Sie beut ihm den Apfel.) Hast du mich so lieb, so nimm ihn hin,
Er schmeckt so überlustig wol.

Adam (stößt ihr den Apfel zurück): Was sagst, Weib? bist du worden toll?
Weißt nicht, die Frucht uns Gott verbot
Zu essen bei dem ew'gen Tod?
Und heißt du mich jetzt selber essen?

Eva. Ei nichts, ich hab' doch selbst gegessen,
Und bin doch gleich wohl nicht gestorben,
Sondern hab' groß' Weisheit erworben.
Is, so wirst du Gott auch gleich werden.

Adam. Wer gab dir diesen Rath auf Erden?

Eva. Das hat gethan die treue Schlang'.
Mein Mann, is auch, säum' dich nicht lang',
Er wird dir auch bekommen wol.

(Sie reicht ihm den Apfel, Adam nimmt ihn:)

Wenn ich den Apfel essen soll,
So ess' ich ihn nur durch dein Bitt';
Von mir selbst ess' ich ihn gar nit.

(Adam beißt in den Apfel.)

Eva. Is ihn, du darfst nicht haben Sorgen;
Groß' Kraft im Apfel ist verborgen,

Der du von Stund' an wirst gewahr
In deinem Leibe ganz und gar.
Adam (spricht kläglich): O! wie ist mein Gemüt verwandelt!
O Weib, du hast übel gehandelt.
Weh' daß ich hab' gefolget dir!
Wir haben uns versündet groß,
Daß wir brachen Gottes Gebot;
Darum wird uns hart strafen Gott.
Der größte Jammer hat uns getroffen,
Auf kein' Erlösung ist zu hoffen.
Nun werden wir elenderweis'
Getrieben aus dem Paradeis,
Von wegen kleiner Wollust schnöd
O! wie bin ich g'wes'n so blöd',
Daß ich dir folgt' der Uebelthat;
Mein Tod schon angefangen hat;
Denn ich werd' hart in mein'm Gewissen
Gemartert, gequält und gebissen,
Ich fah' schon an ewig zu sterben,
Weil ich kein' Gnad' weiß zu erwerben.
Was soll'n wir thun? weißt du kein'n Rath?

---

d) Didaktische Poesie.

Schon im vorigen Zeitraum moralisirten die Dichter gern, und kleideten gute Lehren in Verse ein; in diesem geschah das noch mehr, da durch die Reformation das Nachdenken mehr geweckt war. Dabei war ihnen aber ganz gleich, ob das, was sie vortrugen, eine poetische Seite hatte oder nicht. Z. B. gab ein Dichter eine Anweisung zur Instrumentalmusik in Versen; ein andrer dichtete einen „Bericht, wie sich ein Hausvater halten soll." Also auch in dieser Dichtungsart bestätigte sich das, was oben von geringen Leistungen der Poesie in diesem Zeitalter gesagt worden ist. Das Beste waren noch die Fabeln von Luther, Hans Sachs und Burkard Waldis. Theils waren es eigen erfundene, theils Nachahmungen der Fabeln des altgriechischen Fabeldichters Aesop.

Fabel von Hans Sachs.

Die Füchsische Gesellschaft.

Ein's Tags in einem alten Fuchs
Groß' Reu' von seiner Sünd' erwuchs;

Auf daß er möcht' dieselben büßen,
So wollt' er mit barfußen Füßen
Gen Rom und gen St. Jakob fort.
Als diese neue Zeitung dort
Für all' Thier im Wald kam besunder,
Hatten sie darob großes Wunder.
Zu dem Fuchs kam auf Waldes Platz
Erstlichen gar 'ne alte Katz',
Und sprach mit heuchlerischer Stimm':
„Heiliger Fuchs, mich mit dir nimm,
„Ich will dir dienen auf der Fahrt."
Der Fuchs sprach: „dein' schmeichelnde Art
„Läßt nicht sein' böse Hintertück',
„Vor Augen gut, falsch hinter Rück;
„Du bist eine der falschen Katzen,
„Die vorne lecken, hinten kratzen:
„Red'st all's, was der Mann gern höret;
„Damit da würd' ich auch bethöret.
„Weich! du gehörst nicht in mein'n Bund."
Nachdem kam auch der bellend' Hund
Und wollt' auch mit dem Fuchse traben.
Der Fuchs sprach: „ich mag dein nicht haben,
„Weil du die Leut' stäts thust anbellen,
„Henkst ihnen an viel Narrens-Schellen,
„Mit Hinterreden, Ehr' abschneiden,
„Des Spottens kannst auch nicht vermeiden,
„Gen jedermann dein' Zähn thust blecken:
„Du würd'st viel Feindschaft mir erwecken."
Mit dem abzog der Hund mit Schaam.
Nachdem auch der Waldesel kam
Und sprach: „o Fuchs, laß mich mit dir."
Der Fuchs antwort't hinwieder schier:
„Esel, mit dir so geh' ich nicht,
„Weil du trauerst in klarem Licht,
„In der Dunkel so freust du dich.
„Dabei gar wohl kann merken ich,
„Daß gar voll Neides steckt dein Herz,
„Weil du hast ob dem Guten Schmerz,
„Und fröhlich ob dem Bösen bist;
„Deshalb dein' Art feindselig ist.
„Dein Neid brächt mich in Angst und Nöth."
Nachdem watschelt daher die Krot',
Und wollt' auch mit dem Fuchs von dann.
Der sprach: „niemand dich füllen kann;
„Du glaubst, das Erdreich wird zerrinnen,

„Du wucherst mit Hand, Herz und Sinnen,
„Du bist so geizig, g'nau und karg,
„Du sparst das Gut' und frißt das Arg'.
„Weich! du brächt'st nur Gefahr mir mehr."
Nachdem zum Fuchse kam der Bär,
Wollt' auch mit ihm durch große Bitt'.
Der Fuchs sprach: „ich will dein auch nit;
„Denn du steckest voll grimmem Zorn,
„Dein' Art ist stäts nur zu rumorn;
„Du bist kühn, grimmig und jäch (jähzornig),
„Rachgierig, verwegen und frech;
„Du richtetst an viel Haders mir,
„Wär' auch selbst nicht sicher vor dir.
„Darum dich nur bald von mir heb'."
Nachdem kam auch der g'waltig Löw',
Und wollt' auch mit dem Fuchse wallen.
Der sprach: „du bist König ob allen
„Thier'n, und thust dein Ding mit Gewalt,
„Beschädigst beide, Jung und Alt.
„So jemand dich darob will dämpfen,
„Thust du mit Gewalt durchhin kämpfen,
„Und ließ'st mich in der Patsche stecken;
„Bei dir nähm' ich ein gar viel Schrecken.
„Darum zeuch gütlich von mir fort."
Der spieglicht' Pfau kam auch zum Ort',
Wollt' auch zur Wallfahrt mit von dann.
Der Fuchs sprach: „ich nehm' dich nicht an.
„Weil durch dein'm vergüldeten Schwanz
„Dich stellst ruhmreich und prächtig ganz;
„Hoffart und Hochmuth stäts nachbrachtst,
„All' andre neben dir veracht'st.
„Drob thätst mich und dich überladen
„Mit Neid und verderblichem Schaden.
„Drum, stolzer Pfau, weich' von mir ab."
Nachdem kam auch der schwarze Raab',
Und wollt' sich auch zu ihm gesellen,
Der Fuchs thät ihn mit Worten schnellen,
Und sprach: „ich geh' mit keinem Dieb;
„Grappeln und Mausen ist dir lieb,
„Du bist berüchtigt, verunehret,
„Deiner Freundschaft niemand begehret;
„Du nährest dich von Schelmenstück
„Und darzu aller bösen Tück',
„Deshalben flieht dich jedermann;
„Du brächt'st am Galgen mich hinan:

„Dafür kein Panzer mir nicht holf.“
Indem kam auch getrollt der Wolf,
Und wollt' ihm ein'n Gefährten geben.
Der Fuchs sprach: „du bist mir nicht eben,
„Du thust lügen, trügen und rauben,
„Du hältst weder Treuen noch Glauben;
„Müßig nährst du im Stegreif (im Raube) dich,
„Auf den Rabenstein brächt'st du mich.
„Darum mag ich dein Gefährt nicht seyn.“
Nachdem kam auch das feiste Schwein,
Und sprach zum Fuchs: „mich mit dir las.“
Der Fuchs sprach: „zeuch' nur hin dein Straß',
„Denn du bist ein rechter Unlust,
„Du sielest dich in allem Wust,
„In Saufen, Fressen und Unkeusch,
„In Faulheit und dergleich Gemeusch,
„Thätst mir Leib, Ehr und Gut ertränken,
„In alle Laster tief versenken.
„Troll dich! du bist gefräßig, faul.“

Nachdem zum Fuchse kam das Maul,
Und wollt' auch mit dem Fuchse laufen.
Der Fuchs sprach: „bleib nur bei dem Haufen;
„Denn du bist an Sinn und Vernunft
„Aus grober eselischer Zunft,
„Und kannst auch weder Scherz noch Schimpf,
„Verstehst auch weder Recht noch Glimpf.
„Wo ich mit dir hinkäm' im Land,
„Würd' ich mit dir zu Spott und Schand;
„Man hielt uns alle beid' für Narren;
„D'rum will ich beß'rer G'sellschaft harren,
„Oder will allein gehen dar.“
Als das Maul abgewiesen war,
Da erwählt ihm der Fuchs schier
Ein' Gesellschaft von Vogelthier,
Guter und tugendsamer Art;
Mit dem verbracht' er seine Wallfahrt;
Wie der natürlichen Weisheit
Das erste Buch nach Läng' bescheid't.

Der Beschlus.

Aus der Fabel ein junger Mann
Lern' weislich, auch zu nehmen an
Nicht jeden zu Freund und Gesellen;
Der sich freundlich zu ihm thu' stellen,

Erört're vor sein G'schäft und Handel,
Sein Leben, Art, Gewohnheit, Wandel,
Und thu' zu einer G'sellschaft meiden
Heuchler, Klaffer und die Neiden (Neidische),
Wer geizig, zänkisch und unsauber,
Hoffärtig, Dieb, Trüger und Rauber,
Spieler, Schlemmer, Raufbold, voll Schanden,
Auch alle Grob und Unverstanden (Unverständige).
Mit den allen käm' er in Noth,
Er würd' zu Schanden und zu Spott,
Weil man acht't einen Mann allein
Gleich wie seine Gesellen seyn.
Denn bei den Bösen wird man bös',
Muß bei ihn'n leiden viel Anstöß',
Auch wird man bei den Frommen frumm,
Durch ihre Tugend. Und darum
Auswähl' er zur Gesellschaft
Getreue Freund', still und wahrhaft,
Holdselig, mild, gütig, sein's gleich,
Demüthig, Gerüchts ehrenreich,
Arbeitsam, mäßig, ehrbar und züchtig,
Verständig, zu den Leuten tüchtig.
Einer solchen G'sellschaft hat er Ehr',
Mit den er hie sein' Zeit verzehr'.
Dadurch sein Lob grün', blüh' und wachs'
Bei treuer G'sellschaft, spricht Hans Sachs.

1557 am 20. November.

Eine Fabel von Burkard Waldis.

Wie einer einem Freunde Gelt zu behalten gab.

Viel gelts ein Kaufmann zsamen legt;
Das hett' er mannich Jar gehegt,
Und eingemahnt von sein Bezahlern
An dicken Groschen, groben Talern.
Wie er wolt ziehen auß dem Land,
Legt er dasselb zu treuwer Hand,
Daß jens zu weg kein Feind möcht rauben,
Bei seinem Wirt auf guten glauben.
Damit er seinen urlaub nam,
Und über ein halb Jar wiederkam
Und fordert also bald sein Gelt.
Der Wirt sein angsicht gar verstellt,
Sprach: „hie ist nit wol zugesehen;

„Groß schad ist bei dem Gelt geschehen,
„Ich meint, ich hetts gar wohl verwart;
„In mein Kasten beschloß ichs hart (fest),
„Daß sicher blieb und unverletzt;
„Da han die Mäuß hindurch gefretzt (gefressen),
„Den Seckel gar zu stücken g'rissen,
„Das Gelt zunaget und zerbissen,
„So gar vertragen und vertrieben,
„Ist nit ein Pfenning uberblieben;
„So ist verfressen und verschwunden,
„Hab nicht denn eitel Unrath funden."

Der Kaufmann, wie er war gar klug,
Bald wie er merkt des Wirts betrug,
Er sprach: „was hör ich immer sagen,
„Pflegen die Meuß auch Gelt zu nagen?
„Das hab ich warlich nit gewußt,
„Daß sie zu solcher speiß han lust;
„Fressen solch grosse harte Stück,
„So hast du warlich sehr groß glück,
„Weil du bist in der mitt gesessen,
„Daß sie dich nit han auch gefressen."
Damit schwieg still, und ging dahin.
Der Wirt freuwt sich in seinem sinn,
Daß er den Kauffmann hett gefazt (zum Besten gehabt),
Mit solcher List das Gelt abgeschwatzt.
Dieweil der Kauffmann ging hinauß,
Findt auff der Gassen für dem Hauß
Des Wirtes Sohn, ein Knaben klein,
Der spielt, und war nun gar (ganz) allein;
Den bracht er, bei der Hand geführt,
Heimlich zu seinem andern Wirt,
Hielt jn dieselbig nacht verborgen.
Da kam der Wirt am andern morgen,
Und klagt demselben Mann sein sachen,
Und sprach: „gebt rath, wie sol ichs machen?
„Mein einig Kind ist mir entkommen;
„Wißt jr nit, wers hat weg genommen?
„Habs in der Kirchen, auff den strassen
„Abkündigen und suchen lassen."

Der Kaufmann stund dabei und horts.
Er sprach: „Freund, glaub mir nur eins worts:
„Nechten (gestern Abend) sahe ich einen großen Raben,
„Der führt hinweg ein kleinen Knaben,

„Floh drauffen auf ein Baum damit.
„Ist er euer gweſt, das weiß ich nit.“

Er ſprach: „wie mag das müglich ſeyn,
„Daß jn ein Rab ertrüg allein?
„Er iſt beinahe vierdthalbjährig;
„Es wer eim Wolff überſchwärig (zu ſchwer).“

Er ſprach: „Laßt euch nit wunder nemmen;
„Es ſeyn wohl gröſſer Ding geſchehen.
„Habt jr doch Meuß und kleine Ratzen,
„Die harte Taler könn zu knatzen (zernagen),
„Daß man kein ſchart (Stück) nit wider find.
„Solt denn ein Rab nit tragen ein Kind?“

Da merkt der Wirt der ſachen gſtalt,
Daß ern mit gleicher Müntz hett zalt,
Und legt jm bald ſein Gelt da nider;
Da gab er jm das Kind auch wider,
Und huben mit ein ander auff,
Gaben gleiche wahr in gleichem Kauff.

Wo einr mit böſem maß außmiſt,
Finantzet (betrügt), rencket (Ränke treibt) alls mit Liſt,
Der darff kein anders nit gedenken,
Denn das man zal mit gleichen rencken,
Brengs jm mit ſolcher maß zu Hauß,
Wie er ſelb hat gemeſſen auß.
Wer ſeine Feder ſo will ſcherffen,
Mit faulen Fratzen aufzuwerffen,
Der denck nicht, das mans jm verhebt (zu Gute hält).
Mit Regeln man Regel ausgrebt,
Und wirt ſtäts liſt bezalt mit liſt;
Ein Fuchß auch wohl den andern friſt.

---

2. Proſa.

Auch hier iſt Luther vor allen Proſaiſten dieſes Zeitalters zu rühmen. Schrieb er auch nicht ſo geregelt als wir, weil die deutſche Sprache überhaupt noch nicht nach Regeln geſprochen und geſchrieben wurde, ſo ſind doch ſeine Reden, Briefe und anderen Aufſätze ſo kräftig, natürlich und eindringlich, daß ſie das Gemüth ſtark ergreifen. Wie ergreifend mögen nun erſt ſeine

Predigten für die gewesen seyn, denen er sie mit dem ganzen Feuer seiner Beredtsamkeit vortrug! Aber nach ihm wurden die Predigten spitzfindig und trocken. Die Geistlichen zogen es vor, auf die Andersdenkenden zu schimpfen und ihre, oft sehr mangelhaften Ansichten der Nachachtung bestens anzuempfehlen, als den Verstand der Zuhörer aufzuklären und ihr Herz zu Gott zu erheben.

Proben aus Luthers prosaischen Schriften.

Wie solls doch Gott mit uns machen? Gute Tage können wir nicht ertragen, böse können wir nicht leiden. Giebt er uns Reichthum, so stoltziren wir und werden hoffärtig, daß schier niemand kann mit uns auskommen, und wollen nur auf den Händen getragen seyn, und als Götter angebetet werden; giebt er uns aber Armuth, so verzagen wir, werden ungeduldig und murren wider ihn. Darum ist nichts besser, denn nur bald mit den Schaufeln uns zum Tanze geläutet. Daher hat jener recht gesagt, der gesprochen hat: Unglück in und von der Welt wollt ihr nicht leiden, und von ihr wollt ihr euch doch nicht scheiden. Wie solls denn Gott mit euch machen? Was soll er thun, der seinen einigen Sohn für euch dahin gegeben hat? Warum fürchtet ihr euch denn, zu ihm aus der Welt zu ziehen, der euch geliebet hat und für euch gestorben ist? Meynet ihr, der Teufel oder die Welt werde das für euch und um eurentwillen thun, was Gott für euch gethan hat? O nein, lange nicht.

Wo findet man ein tugendsam Weib? Ein fromm, gottesfürchtig Weib ist ein seltsam Gut, viel edler und köstlicher denn eine Perle; denn der Mann verlässet sich auf sie, vertrauet ihr alles. Da wirds an Nahrung nicht mangeln. Sie erfreuet und macht den Mann fröhlich und betrübt ihn nicht. Thut ihm Liebes und kein Leides sein Lebenlang. Gehet mit Flachs und Wolle um, und arbeitet und schafft gern mit ihren Händen. Und ist wie ein Kaufmannsschiff, das aus fremden und fernen Landen viel Waar und Gut bringet. Frühe stehet sie auf, speiset ihr Gesinde und giebt den Mägden ihren bescheidenen Theil, was ihnen gebührt. Denkt nach einem Acker und kauft ihn; und lebet von der Frucht ihrer Hände; pflanzet Weinberge und richtet sie fein an. Wartet und versorgt mit Freuden, was ihr zustehet. Sie stärkt ihre Arme, ist rüstig im Haus. Sie merkt, wie ihre Händel Frommen bringen, verhütet Schaden, und siehet was Frommen bringet. Ihre Leuchte verlöscht nicht des Nachts. In der Noth hat sie Nothdurft; sie streckt ihre Hand nach dem Rocken und ihre Finger fassen die Spindel, arbeitet gern und fleißig. Sie breitet ihre Hände aus zu den Armen, und reicht ihre Hand den Dürftigen, giebt und hilft gern armen Leuten. Sie fürchtet ihres Hauses nicht vor dem Schnee; denn ihr ganzes Haus hat zwiefache Kleider; hält ihr Haus im baulichen Wesen, mit Dachung und andern. Sie macht ihr selbst Decken; weiße Seiden und Purpur ist ihr Kleid; hält sich reinlich und ihre Kleider werth, gehet nicht schlammig und

beschmutzt daher. Ihr Schmuck ist, daß sie reinlich und fleißig ist. Sie thut ihren Mund auf mit Weisheit, und auf ihrer Zunge ist holdselige Lehre; zeucht ihre Kinder fein zu Gottes Wort. Sie schauet, wie es in ihrem Hause zugehet, und isset ihr Brod nicht mit Faulheit; nimmt sich fremder Händel nicht an. Ihre Söhne kommen auf und preisen sie selig. Ihr Mann lobet sie. Viele Töchter bringen Reichthum; aber ein tugendsam Weib übertrifft sie alle. Lieblich und schön sein ist nichts. Ein Weib, das den Herrn fürchtet, soll man loben. Sie wird gerühmt werden von den Früchten ihrer Hände, und ihre Werke werden sie loben in den Thoren u. s. w. Also sagt Salomo in seinen Sprüchen am letzten Capitel 10 sqq. Redet wohl, wie es seyn solle und weislich: hat eine holdselige, liebliche Zunge, schilt nicht.

Da Luthers Tochter noch sehr krank lag, sprach er: „Ich habe sie sehr lieb, aber, lieber Gott, da es dein Wille ist, daß du sie dahin nehmen willt, so will ich sie gern bei dir wissen.“ Und da sie also im Bette lag, sprach er zu ihr: „Magdalenichen, mein Töchterlein, du bleibest gerne hier bei deinem Vater, und zieheſt auch gerne zu jenem Vater;“ sprach sie: „Ja, hertzer Vater, wie Gott will.“ Da sagte der Vater: „Du liebes Töchterlein, der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach.“ Und wandte sich herum und sprach: „Ich hab sie ja lieb; ist das Fleisch so stark, was wird denn der Geist seyn!“ Und unter andern sagte er: „Gott hat in tausend Jahren keinem Bischoffe so große Gaben gegeben, als mir; denn Gottes Gaben soll man sich rühmen. Ich bin zornig auf mich selbst, daß ich mich ihrer nicht von Herzen freuen, noch danken kann; wiewol ich unterweilen unserm Herrn Gott ein Liedlein singe, und danke ihm ein wenig dafür.“

„Wohlan, wir leben oder sterben, so sind wir des Herrn. Herr Magister, seid guter Ding!“ Da sprach M. Georg Rörer: „Ich habe etwan ein Wort von Ew. Ehrwürden gehört, das mich sehr oft tröstet, nämlich: „Ich habe unsern Herrn Gott gebeten, daß er mir ein seliges Stündlein geben wollte, daß ich dahin fahren möge, und er wirds auch thun, das weiß ich gewiß; ich werde noch an meinem letzten Ende mit Christo, meinem Herrn, reden, und wenns noch so kurz werden sollte.“ Ja sagte M. Rörer: „Ich habe Sorge, ich werde einmal plötzlich dahin gehen, stillschweigend, daß ich kein Wort reden werde.“ Da sprach Luther: „Wir leben oder sterben, so sind wir des Herrn; wenn ihr gleich die Treppe hinab fielet, oder säßet und schriebet und stürztet plötzlich dahin. Es schadet nichts, wenn ich schon von der Leiter fiele, und bliebe so da todt liegen; denn der Teufel ist uns feind.“

Da nun Magdalenichen in Zügen lag und jetzt sterben wollte, fiel der Vater vor dem Bette auf seine Knie, weinte bitterlich und betete, daß sie Gott wolle erlösen. Da verschied sie und entschlief in des Vaters Händen. Die Mutter war auch wol in der Kammer, doch weiter von dem Bette, um der Traurigkeit willen. Das geschah ein wenig nach neun Uhr, am Mittwoche des siebzehnten Sonntags nach Trinitatis, Anno 1543.

Der Doctor wiederholte oft, wie droben angezeigt, und sprach: „Ich wollte gerne meine Tochter behalten; denn ich habe sie ja sehr lieb, wenn mir sie unser Herr Gott lassen wollte; doch geschehe sein Wille. Ihr kann zwar nichts besseres geschehen.“ Da sie noch lebte, sprach er zu ihr: „Liebe Tochter, du hast noch einen Vater in dem Himmel, zu dem wirst du ziehen.“ Da sprach M. Philippus: „Der Aeltern Liebe ist ein Gleichniß und ein Bild der Gottheit, so menschlichen Herzen eingedruckt ist. Ist nun eine so grosse Liebe Gottes gegen das menschliche Geschlecht, wie groß der Aeltern ist gegen ihre Kinder, wie die Schrift sagt, so ist sie fürwahr groß und hitzig.“

Da sie nun in Sarg gelegt ward, sprach er: Du liebes Lenichen, wie wohl ist dir geschehen!“ Sahe sie also liegend an und sprach: „Ach, du liebes Lenichen, du wirst wieder aufstehen und leuchten wie ein Stern, ja, wie die Sonne.“ Da man ihr aber den Sarg zu enge und zu kurz gemacht hatte, sprach er: „Das Bette ist zu klein, weil sie nun gestorben ist. Ich bin ja fröhlich im Geist, aber nach dem Fleisch bin ich sehr traurig; das Fleisch will nicht heran, das Scheiden veriret über die Maaßen sehr. Wunderding ist es, wissen, daß sie gewiß im Frieden und ihr wohl ist, und doch noch so traurig seyn.“

Und da das Volk kam, die Leiche helfen zu bestatten, und den Doctor, nach gemeinem Brauch und Gewohnheit, geredten und sprachen: Es wären ihnen seine Betrübniß leid; sprach er: „Es soll euch lieb seyn; ich hab' einen Heiligen gen Himmel geschickt, ja einen lebendigen Heiligen. O hätten wir einen solchen Tod! Einen solchen Tod wollte ich auf diese Stunde annehmen.“ Da sagte einer: „Ja, es ist wol wahr, doch behält ein jeder gerne die Seinen.“ Luther antwortete: „Fleisch ist Fleisch, und Blut ist Blut; ich bin froh, daß sie hinüber ist, keine Traurigkeit ist da, denn des Fleisches.“ Abermal sprach er zu andern, die da kamen: „Lasset euch nicht Leid seyn, ich habe einen Heiligen gen Himmel geschickt; ja, ich habe ihrer zween hingeschickt.“

Unter andern, die zur Leiche kamen, da man singet: Herr, gedenke nicht unsrer vorigen alten Missethat; sagte er: „Ich spreche, o Herr, Herr, nicht allein der vorigen und alten, sondern auch der jetzigen und gegenwärtigen Sünden, denn wir sind Wucherer, Geitzhälse u. s. w. ja, da ist noch der Greuel der Messen in der Welt.“

Da man sie einscharrte und begrub, sprach er: „Es ist die Auferstehung des Fleisches.“ Und da man wieder von der Begräbniß kam, sprach er: „Meine Tochter ist nun beschickt, beides an Leib und Seele u. s. w. Wir Christen haben nichts zu klagen, wir wissen, daß es also seyn muß, wir sind je des ewigen Lebens auf das allergewisseste; denn Gott, der es uns durch und um seines lieben Sohnes willen zugesagt hat, der kann je nicht lügen. Zween Heiligen hat unser Herr Gott aus meinem Fleisch, aber nicht aus dem Geblüte.“

Unter andern sagte er weiter: „Man muß die Kinder doch versorgen, und sonderlich die armen Mägdelein; wir dürfen nicht sorgen, daß sich ein andrer ihr annehmen wird. Ich habe mit dem Knaben keine Barmherzigkeit; ein Knabe ernährt sich, in welches Land er kommt, wenn er nur arbei-

ten will. Will er aber faul seyn, so bleibt er ein Schlingel. Aber das arme Mägdevölklein muß einen Stab in der Hand haben. Ein Knabe kann in der Schule laufen nach Partecken, daß darnach ein feiner Mann aus ihm werden kann, wenn ers thun will. Das kann ein Mägdlein nicht thun, es kann bald zu schanden werden. Item: Ich gebe diese Tochter unserm Herrn Gott sehr gerne, nach dem Fleische aber hätte ich sie gern noch länger behalten: weil er sie aber weggenommen hat, so danke ich ihm."

Als Magdalene, Luthers Tochter, Anno 1542 gestorben war, da hatte Luthers Frau die Nacht zuvor einen Traum gehabt, daß sie gedeucht hatte, daß zween schöne, junge, wohlgeschmückte Gesellen kommen wären, und hätten ihre Tochter wollen zur Hochzeit führen. Als nun Philippus Melanchthon des Morgens ins Kloster kam und sie fragte: Was ihre Tochter machte, da hat sie ihm den Traum erzählet. Aber er war darüber erschrocken und zu andern gesaget: „Die jungen Gesellen sind die lieben Engel, die werden kommen, und diese Jungfrau in das Himmelreich, in die rechte Hochzeit führen." Und am selbigen Tage war sie auch gestorben.

Nachmals sprach Luther: „Wenn meine Tochter Magdalena wieder sollte lebendig werden, und sollte mir das türkische Königreich mitbringen, so wollte ichs nicht thun. O, sie ist wohlgefahren."

Von der Musica.

Musica ist der besten Künste eine. Die Noten machen den Text lebendig. Sie verjagt den Geist der Traurigkeit, wie man am Könige Saul siehet. Etliche vom Adel und Scharrhansen (Schmeichlern) meinen, sie haben meinem gnädigen Herren jährlich 3000 Gülden ersparet an der Musica, indeß verthut man unnütz dafür 30,000 Gülden. Könige, Fürsten und Herren müssen die Musicam erhalten; denn großen Potentaten und Regenten gebührt, über guten freien Künsten und Gesetzen zu halten. Und da gleich einzelne gemeine und Privatleute Lust dazu haben und sie lieben, doch können sie die nicht erhalten.

Musicam habe ich allezeit lieb gehabt. Wer diese Kunst kann, der ist guter Art, zu allem geschickt. Man muß Musicam von Noth wegen in Schulen behalten. Ein Schulmeister muß singen können, sonst sehe ich ihn nicht an. Man soll auch junge Gesellen zum Predigtamt nicht verordnen, sie haben sich denn in der Schule wohl versucht und geübt.

Die Musica ist eine schöne, herrliche Gabe Gottes, und nahe der Theologie. Ich wollte mich meiner geringen Musica nicht um was großes verzeihen (verzichten). Die Jugend soll man stets zu dieser Kunst gewöhnen; denn sie machet feine, geschickte Leute. Die schöne, treffliche Gabe Gottes, zu reden, ist sehr seltsam in der Welt; denn obwohl allen Menschen sonderlich das Reden angeboren ist und viel die Sprachen können: doch ist das Reden eine seltsame Gabe.

An einen vornehmen Mann. Bittschrift für eine arme Pfarrwittwe und ihre kleinen Kinder.

Gnade und Friede im Herrn. Mag. N., Pfarrherr zu N., seliglich in Christo entschlafend, hat uns gesegnet, eine arme Wittwe und drei kleine unerzogene Kindlein hinter sich gelassen, wie ihr, lieber Herr N., ohne Zweifel wohl wisset. Dieselbe ist nun mit ihren Wäißlein arm, elend, und von jedermann verlassen, suchet derohalben Trost und Förderung alhie bey uns; ich für meine Person, kann der guten Frauen durch eine schriftliche Fürbitte an euren Landesfürsten nicht hülflich seyn, denn ich bei mir gänzlich beschlossen, ich wolle mich hinfort eures Hofs gar äussern, und nichts damit zu thun haben, vieler Ursachen halben.

Bin derohalben zu Rath worden, der armen Wittwen und ihrer Kindlein Noth euch anzuzeigen, der vor andern ein Ansehen, Gunst und Zutritt bei S. F. G. hat, daß ihr doch schriftlich, oder, wenns sich schicken wollt, mündlich eine Fürbitte für sie thätet, daß S. F. G. sich doch der armen Wittwen und Wäißlein wollten erbarmen, eine Zeit lang um Gottes Willen Hülfe thun, daß sie enthalten würden, bis die Mutter wieder möchte zu einer ehelichen Heirath kommen. S. F. G. wollten auch ansehen, daß ihr Hauswirth, Magister N., dem Predigtamt und Seelsorge in seiner F. G. Land, zu N., mit allen Treuen und der Leute Besserung etliche Jahr vorgestanden und das Wort hat helfen fortsetzen.

Christenleute sind gewißlich schuldig, daß sie ihres Pastors und Seelsorgers, in Gott verstorben, Weib und Kindlein nicht liessen Noth leiden, das dritte, oder ja zum wenigsten vierte Theil seines vorigen Einkommens ihnen reichten. Aber die Welt liegt so tief im Argen, daß sie lieber zu ihrem Nutz wendet, was zu Förderung des Worts und Besserung der Kirchen, Trost und Enthaltung der armen verlassenen Wittwen und Wäisen, von den Alten gegeben ist, denn daß sie Christo zu Ehren und Danksagung einen aus den Geringsten, die ihm angehören, einen Heller liessen zukommen. Es ist, Gott Lob! das Ende nahe herbey kommen, kann nicht länger also stehen, weil das große, herrliche, göttliche Licht, das jetzt so hell und klar scheinet, mit solchem grossen Undank vernicht wird.

Thut ihr bey der Sach, lieber Herr N., so viel euch müglich, und will sichs leiden, so nehmet zu Gehülfen Herrn Magister N., der noch zu Zeiten an eurem Hofe ein Ansehen hat. Kann aber eure Fürbitte nicht statt noch Raum finden, so wollen wir unserm Herrn Christo die Sach befehlen und ihn bitten, daß er, seinem Namen und Titel nach, sich wolle erzeigen einen Richter der Wittwen und Vater der Wäisen, in welchem gehabt euch wohl. Montags nach Urbani, 1543.

Martinus Luther, D.

An D. Benedict Paulli, Trostschreiben über den Tod eines Sohnes.

Es ist nicht in der Schrift verboten, über seine verstorbene Kinder zu klagen und Leide zu tragen. Denn wir haben viele Exempel der heiligen

Patriarchen und Könige, die den Tod ihrer Söhne aufs heftigste betrauert haben. Aber doch muß Maaß im Trauren gehalten werden. Also thut ihr recht, daß ihr euren Sohn betrauret, aber müsset auch im Trauren den Trost zulassen, welcher darin bestehet, daß der Herr ihn gegeben, und jetzo den Sohn auch wiedergenommen habe, da ihr ihm nicht widerstehen könnet. Darum ahmet lieber dem Hiob nach, welcher sagte, da er sein Vermögen und Kinder verloren hatte: Haben wir das Gute empfangen, müssen wir das Böse auch nehmen. Dieser hat das Gute und Böse recht betrachtet, und eine Vergleichung angestellet zwischen dem Guten, das er von Gott empfangen, und dem Bösen, das ihm zugestossen. Thut ihr nur ein gleiches, so werdet ihr finden, daß ihr viel grösseres Gutes und mehr Geschenke von Gott geschenket bekommen, als das Böse ist, welches ihr fühlet. Allein zu dieser Zeit sehen die Augen steif allein auf dieses Uebel, daß der Sohn auf diese Art des Todes umgekommen ist, (denn er ist oben vom Hause herab gestürtzet und todt aufgehoben worden,) und ihr vergesset also der grossen und vortreflichen Güter und Geschenke Gottes, nehmlich daß ihr habet die Erkenntniß des Wortes, die Gnade Christi, ein gutes Gewissen, welches auch allein ein solcher Schatz ist, daß er billig alles andere Böse, das uns zustossen kann, in Vergessenheit bringen sollte, und niemand kann glauben, wo er nicht erfahren hat, was vor ein Creutz es sey, ein böses Gewissen zu haben, welches eigentlich der Tod und die Hölle selbst ist. Da ihr nun ein gutes Gewissen habet, was habt ihr Ursache, euch über des Sohnes Tod so sehr zu betrüben?

Aber laß uns zugeben, daß das Uebel, das euch betroffen hat, sehr schwer sey: so ist es doch nicht gantz neu und euch allein zuerst begegnet. Ihr habt viele Brüder in diesem Unglücke. Abraham hat einen grösseren und hefftigeren Schmerz über seinen lebenden Sohn empfunden, als ihr über euren todten Sohn, weil ihm vom Herrn anbefohlen war, daß er selbst seinen Sohn und sogar denjenigen, in dessen Nachkommen alle Völcker sollten gesegnet werden, schlachten sollte. Was meynet ihr, wie ihm zu Muthe gewesen, als er das Schwerdt ergrif, seinen Sohn zu tödten. Jacob fühlete einen unendlichen Schmerz, als ihm angesagt wurde, daß sein lieber Sohn Joseph von den Thieren zerrissen sey. Endlich, wer ist jemals mehr betrübet worden, als David, da er von seinem eigenen Sohne Absalom, den er einzig liebete, aus dem Reiche vertrieben ward? Wenn ihr euch diese und ähnliche Exempel vorhaltet, werdet ihr sehen, daß euer Unglück und Schmertz noch gar nicht einmal dem kleinsten Theile nach dem Unglück und Schmertz dieser gleich komme, und daß euer Schmertz durch diese Vergleichung sehr gelindert und schwächer werde. Aber ihr werdet sagen: Mein einiger Sohn ist gestorben, und zwar durch eine erschreckliche Todes-Art. Warum bekümmert euch dieses denn so sehr? Gott ist allmächtig; er kann euch nicht einen, sondern viele wiedergeben. Gesetzt aber, daß er nicht allein nicht wolle einen andern geben, sondern daß ihr auch eure Ehegattin, eure Güter und alles das eurige verlöret: würdet ihr doch nicht Ursach haben, euch so gar sehr zu betrüben. Denn ihr hättet noch einen euch liebenden Christum, und durch denselben einen gnädigen Vater, den Herrn, und viele geistliche Gaben, die auch nach unserm Tode unverderbet und beständig bleiben.

Aber er ist auf eine erschreckliche Art gestorben? Gleich als wenn nicht eine jede Todesart erschrecklich sey. Der Tod ist zwar erschrecklich denen, die Gott nicht haben, uns aber, die wir Kinder Gottes sind, muß auch das traurigste Bild des Todes erfreulich seyn, weil wir einen Gott haben, der uns also tröstet: Ich lebe und ihr sollt auch leben. Aber ihr fürchtet, daß Gott aus Zorn euch euren Sohn entrissen habe? Diese Einbildung kommt nicht von Gott; das ist der rechte Grif. Es ist gewiß, daß es Gottes guter Wille sey, daß euer Sohn sterbe, obgleich die menschliche Natur dawider schreyet, und Gott als einen Zornigen vorstellet, da sie so beschaffen ist, daß sie meynet, ihr Wille sey allzeit der beste, und was Gott thut, ihr mißfällt. Es wär nicht alle Wege gut, daß unser Wille sollt geschehen, weil wir dadurch sicher gemacht würden. Es muß uns genug seyn, daß wir einen gnädigen und guten Gott haben. Warum er uns aber dieses oder jenes Uebel zustossen lasse, das muß uns nicht bekümmert machen.

Martinus Luther, D.

Alle eure Sorge werfet auf ihn; denn er sorget für euch.

Das ist ein kleiner Spruch des 55. Psalms, 23., und heisset also: Wirf dein Anliegen auf den Herrn, der wird dich versorgen, und wird den Gerechten nicht ewiglich in Unruhe lassen, u. s. w. Also thut ihr auch, lasset euer Anliegen nicht auf euch selbst liegen; denn ihr könnet's nicht ertragen, und müsset darunter endlich untergehen, sondern gebt und werft es von euch Gott heim, getrost und mit allen Freuden, und sprecht: Himmlischer Vater, du bist je mein Herr und Gott, der mich geschaffen, da ich nichts war, dazu mich erlöset hast durch deinen Sohn. Nun hast du mir diß oder jenes Amt und Werk befohlen und aufgeleget, da gehet es nicht, wie ich will, und ist so viel, das mich drücken und ängsten will, daß ich bei mir selbst weder Rath noch Hülfe finde; darum lasse dir auch solches befohlen seyn, gib du Rath und Hülfe, und sey selbst alles in diesen Sachen u. s. w. Solches gefället Gott wohl, und sagt uns, daß wir sollen nur thun, was uns befohlen ist, und ihm lassen die Sorge, wie es hinaus gehen soll, und was wir ausrichten werden. Wie auch andere dergleichen Sprüche sagen, als Ps. 37, 5: Befiehl dem Herrn deine Wege, und hoffe auf ihn, er wirds wohl machen u. s. w. Denn kein Heyde, Philosophus, Jurist, so er nicht auch Gottes Wort hat, kann seine Sorge und Anliegen von sich auf Gott werfen, sondern meynet alle Welt, sonderlich die Grossen, Weisen, die da regieren sollen, sie müssen selbst mit ihren Sorgen und Fürsichtigkeit alles ausrichten; und wo es nicht geräth, wie es denn gemeiniglich auch den allerhöhesten, weisesten Leuten gefehlet hat, so wollen sie toll und thöricht werden, fahen an, wider Gott und sein Regiment zu murren und disputiren, als regiere er nicht recht u. s. w. Darum heißt diß der Christen Kunst und Tugend vor allen Leuten auf Erden, daß sie wissen, wo sie ihre Sorge sollen lassen und legen, da die andern sich selbst damit zermartern und kränken, und doch zuletzt darob verzagen müssen. Das muß wohl folgen aus dem Unglauben, der da keinen Gott hat,

und will sich selbst versorgen. Aber der Glaube fasset diß Wort, so St. Petrus aus der Schrift führet: „denn er sorget für euch," und erweget sich darauf fröhlich, thut und leidet, was er soll; denn er weiß, daß er dazu beruffen ist, aber die Sorge Gott heim gibet, und also auch frisch hindurch gehet wider alles, was ihn anfichtet, kann Gott anruffen, als einen Vater, und spricht: Ich will thun, was mir Gott befohlen hat; aber, wo es hinaus soll gehen, da will ich ihn für sorgen lassen. O, wie viel Gutes würde Gott durch uns ausrichten, wenn man die Leute, sonderlich die grossen, weisen Herren und Regenten, deß bereden könnte, daß es wahr sey, so hier St. Petrus sagt: daß Gott für uns sorget, und nicht also durch eigene Weisheit und Gedanken suchten, sich selbst mit menschlicher Macht, Hülfe, Freundschaft und Verbündniß zu rüsten, stärcken und fassen, ihr Ding hinaus zu führen und zu erhalten, weil man doch siehet, daß solches alles fehlet und allezeit gefehlet hat, und damit nicht mehr thut, denn Gott nur sein Werck hindert und wehret, weil man ihm nicht vertrauen will, daß er auch kein Glück noch Gnade kann geben zu solchem, das auf menschliche Weisheit und Vertrauen angefangen und gesetzet ist, daß man es zuletzt doch erfahren und beklagen muß, weil man es zuvor nicht hat gläuben wollen. Wer nun ein Christ seyn will, der lern solches gläuben, und den Glauben üben und erzeigen in seinen Sachen, beyde, leiblichen und geistlichen, im Thun und Leiden, Leben und Sterben, daß er sich der Sorge und ängstlichen Gedanken entschlage, und dieselbigen frisch und getrost von sich werfe, nicht in einen Winckel, wie etliche vergeblich meynen zu thun, (denn die lassen sich nicht also hinwegwerfen, wo sie im Herzen stecken) sondern, daß er beyde, sein Herz mit seinen Sorgen, Gott auf seinen Rücken werfe; denn er hat einen starcken Hals und Schultern, daß er es wohl tragen kann, dazu solches geboten hat, daß man sie ihm auftrage, und kannst so viel nicht auf ihn legen und werfen, er hat es noch viel lieber, und verheisset dir auch, daß er will die Sorgen tragen für dich, und alles, was dir anliegt. Denn es ist ein schöner güldener Spruch, wenn mans nur gläuben wollte. Wann uns solches zusagte ein gewaltiger Kayser, König und Herr auf Erden, und forderte, wir sollten ihn sorgen lassen für Gold und Silber und Nothdurft dieses Lebens, wie fröhlich und ohne alle Sorge würde sich jedermann darauf verlassen? Nun saget ja dieß ein viel trefflicherer Herr, der da allmächtig und wahrhaftig ist, Macht hat über Leib und Leben, und uns will und kann geben alles, was wir bedürfen, beyde, zeitlich und ewiglich, und hätten daran, wenn wirs gläubten, ein halb Himmelreich, ja ein völlig Paradies auf Erden. Denn was ist besser und edlers, denn ein still, friedlich Hertz, darnach alle Menschen ringen und arbeiten, wie wirs bisher auch gethan haben, hin und wieder darnach gelauffen, und doch nirgend gefunden wird, denn in Gottes Wort, das uns heisset unsere Sorge und Anliegen auf Gott werfen, und so daselbst Frieden und Ruhe suchen: also, daß wir alles, was uns drücken und ängsten will, auf ihn werfen; denn er will die Sorge in unserm Hertzen nicht haben, wie sie auch nicht drein gehöret, sondern vom Teufel darein gesetzet wird. Darum kann ein Christ, wenn er gleich allerley Hinderniß, Anfechtung und Unglück leiden muß, fröhlich hindurch gehen,

und spricht: Lieber Herr Gott, du hast mir so befohlen, zu gläuben, zu lehren, regieren und zu thun; das will ich auf deinen Namen wagen, und dir lassen befohlen seyn, was mir darob widerfahren mag u. s. w. — und ist also ein Mensch, der da tüchtig ist zu allen Sachen, und kann viel Gutes schaffen und thun. Denn er ist des grossen Unglücks los, und hat den schwesten Stein Gott auf seinen Hals gelegt, da ein anderer dagegen nichts schaffet, denn daß er sein Hertz voll Angst und Unmuths machet, kann zu keinem guten Werck kommen, wird ein untüchtiger Mensch, beyde, zu thun und zu leiden, fürchtet sich vor allen Büschen, oder aus Verdruß oder Ungeduld nichts rechts thun kann. Wie jetzt die Welt thut, da Fürsten, Herren, Räthe, Bürger und Bauern nur wollen Gewalt, Ehre und Gut haben, aber niemand nichts thun will, fürchtet ein jeder, es möchte ihm das oder jenes widerfahren, so doch nie keines ernstern Regiments die Welt bedurft hat, denn jetzt, und sie darum da sitzen, mit dem schönen Krantz geschmückt, daß sie Herren und Fürsten u. s. w. heißen, und die Ehre von Gottes wegen haben, daß sie auch ihr fürstlich Amt und Regiment üben sollen. Denn die Welt will gleichwohl regieret, die Tugend gezogen, die Bösen gestraft seyn. So du aber nur willst die Ehren haben, und nicht auch in den Koth treten, Unlust leiden, und darin lernen, Gott vertrauen und um seinetwillen alles thun: so bist du auch nicht der Gnaden werth, etwas Gutes und Heilsames auszurichten, und mußt zur Strafe aus Gottes Zorn zu allem guten Werk untüchtig bleiben.

Besser stand es mit den Geschichtsschreibern. Bisher hatten diese in lateinischer Sprache geschrieben; aber nun fingen einige auch an, deutsch zu schreiben. Freilich war der Ausdruck noch ungeschickt, aber man konnte es mehreren wohl ansehen, daß sie Luthers Prosa vor Augen gehabt hatten. Auch an deutschen Selbstbiographieen fehlte es nicht. Die ausgezeichnetsten und interessantesten sind die der beiden Zeitgenossen Luthers, Götz von Berlichingen und Sebastian Schärtlin.

Götz von Berlichingen

war wenige Jahre vor Luther geboren, und zwar auf dem Schlosse seines Vaters in Franken. Er wurde, wie junge Edelleute damaliger Zeit, erzogen, d. i. er genoß kurze Zeit — ein Jahr lang, — Schulunterricht, wurde bei einem seiner Verwandten Knappe, diente dann als Ritter in mehreren Kriegen, und führte überhaupt ein kriegerisches, sehr bewegtes Leben. In einem dieser Kriege wurde ihm die Hand abgehauen; dafür ließ er sich eine eiserne machen. Nun zog er sich zwar auf sein Schloß zu-

rück, aber seine Verstümmelung hinderte ihn nicht, sich mit seinen Nachbaren in viele Händel einzulassen. Einmal wurde er gefangen, und mußte für seine Loslassung eine große Summe bezahlen. Endlich brach der Bauernkrieg aus. Götz wollte gern daheim bleiben; aber die Bauern lockten ihn an sich, und zwangen ihn, ihr Anführer zu werden. Das war sein Unglück, denn der Adel nahm ihn gefangen; man sperrte ihn 2 Jahre lang in Augsburg ein, und er erhielt nur gegen das Versprechen, sich nun ganz ruhig zu verhalten, die Freiheit wieder. Jetzt beschrieb er am Abend seines Lebens mit der noch gesunden Hand seine Schicksale, und starb 1562, 82 Jahre alt. Bekanntlich hat Göthe das Leben des ehrlichen Götz zum Stoff seines trefflichen Ritterschauspiels: Götz von Berlichingen, gewählt.

Sebastian Schärtlin

war nur 16 Jahre jünger als Götz, und wurde in Schwaben geboren. Seine Jugend brachte er mit Studiren zu, ohne die ritterlichen Künste zu versäumen, studirte auf der Universität Tübingen, und wurde hier gar zum Magister ernannt. Von nun an aber zog er bloß dem Kriege nach, und zeichnete sich durch seine Tapferkeit so aus, daß ihn Kaiser Maximilian zum Ritter, Oberst und kaiserlichen Rathe ernannte. Am Bauernkriege nahm er lebhaften Antheil, und rühmt sich, viele Bauern erschlagen zu haben. Ueberhaupt war er zu jedem Kampfe bereit, und überall that er sich hervor; denn er war nicht nur ein sehr tapferer, sondern auch ein sehr großer, starker Mann*). Bald focht er in Deutschland, bald in Italien, bald in Frankreich, bald gar gegen die Türken. Im schmalkaldischen Kriege führte er die schwäbischen Städte gegen den Kaiser Karl V. an; aber die Augsburger vertrugen sich mit dem Kaiser, und dieser verlangte durchaus, daß sie den tapfern Schärtlin aus ihrem Dienst entlassen sollten. Er verließ die undankbare Stadt, verlor seine Güter, suchte Schutz in der Schweiz, und nahm endlich französische Dienste. Hier blieb er nur einige Jahre. Der Kaiser versöhnte sich mit ihm wieder, und hielt ihn fortan in großen Ehren. Nach einem höchst ruhmvollen Leben starb Schärtlin endlich 1577, 81 Jahre alt.

---

*) In Wien steht in der Ambraser Sammlung seine herrliche Rüstung, und zeigt, was für ein Mann er gewesen sei.

Aus Götz's v. Berlichingen Selbstbiographie.

Wie ich in meinem Hause war, da brachen die Bauern zu Gundelsheim wieder auf, und schickten die Hauptleute meinen Schultheißen zu mir, ich sollte zu ihnen kommen, sie hätten was mit mir zu handeln. Wußt' ich doch nicht, wie oder wann, furchte mich auch, sie möchten mich übereilen, daß es meinem Weib und Kindern und den Meinigen zum Nachtheil möchte gereichen; denn ich hatte kein wahrsames Volk in meinem Haus; so waren die Bauern all voll Teufel, und wollten Knecht' und Mägd' auch nicht gut thun. Also zog ich mit dem hinauf, und saß vorm Wirthshaus ab, und will hineingehen, als ich auch that, so gehet Marx Stumpf von den Bauern die Stiegen herab, und spricht: „Götz, bist du da?" — Da sagt ich: „ja! was ist die Sach', was sollt' ich thun, oder was wollen die Hauptleute mein?" — Da hebt er an: „Du mußt Ihr Hauptmann werden?" Da sagt ich: „Gott! mir nicht! das thue der Teufel! Warum thust du es nicht? Thue du es an meiner Statt!" — Da sagt' er: „Sie haben mir's zugemuthet, ich habe mich aber von ihnen geredt; und wann ich es meines Dienst's halb thun könnte, so wollt' ichs thun." — So sagte ich wie vor: „So will ichs nicht thun, viel ehe selbst zu den Hauptleuten gehen, versehe mich, sie werden mich nicht dazu zwingen oder nöthigen." — Da sagte er: nimms an, meinem gnädigen Herrn und andern Fürsten und uns allen, dem gemeinen Adel, zu Gut." — Da sagt' ich: „ich will's nicht thun." Und ging darauf zum Hauptmann selbst, und erlangte guten Bescheid (Aufnahme), als daß sie mir das anhängten, ich sollte zu den andern Hauptleuten auch gehen, die unterm Haufen draußen vorm Thor wären, wie ich sie dann im Feld sehen würde, und sollt's ihnen auch anzeigen, und sie, wie ich's ihnen angezeigt hätte, bitten. Das that ich, ritt hinaus, und sprach sie an, eine Rotte nach der andern, wie sie denn in allen Fähnlein hauffenweis bei einander waren. Da fand ich aber guten Bescheid bei allen Fürsten, Grafen und Herrn*), Verwandten und Unterthanen, die im Haufen waren; ausgenommen bei den Hohenlohischen; die nahmen meinen Gaul bei dem Zügel, und umringten mich, mit Vermelden: ich sollt mich gefangen geben, geloben und schwören, den andern Tag bei ihnen zu Buchen (Buchau) im Lager zu seyn; da würd' ich sie finden und ohne ihr Wissen nicht abziehen.

Die Gelübd' zwang mich, daß ich mich zu ihnen gen Buchen stellte, damit nicht mein Weib und Kind und andere darunter vom Adel beschädigt würden, und that es mit traurigem, betrübtem und bekümmertem Herzen; denn ich ließ mich nicht gerne erwürgen, wie sie denn neulich vielen Frommen vom Adel zu Weinsberg gethan hatten. Und ich hoffte noch immer, ich wollt' etwas Gutes erlangt haben, und zog also des andern Tags mit traurigem Herzen zu ihnen ins Lager, und wünscht' mir vielmal dafür, daß ich in dem bößten Thurn läge, der in der Türkei wäre, oder auf Erdreich, es wäre wo es wollt. Nun, ich kam zum Haufen; Gott weiß wie mir war.

---

*) Nämlich den Bauern der Fürsten, Grafen und Herren.

Da nahmen sie den Gaul beim Zügel, als mußt' ich abstehen (absteigen) zu ihnen in den Ring (Kreis). Da redten sie mit mir der Hauptmannschaft halben; das schlug ich ihnen nun frei und gut rund ab; ich konnt' und wußt' es meiner Ehre und Pflichten nach nicht zu thun. Dazu verstand ich mich nicht ihres Handels; denn ihre Handlung und meine Handlung, und ihr Wesen und mein Wesen war also weit von einander, als der Himmel von der Erden. Ich bat, sie sollten mich dessen erlassen. Aber es war verloren; kurzum, ich sollt' ihr Hauptmann seyn. Da sagt' ich: ehe ich sollt' ihr Hauptmann seyn und so tyrannisch handeln, wie sie zu Weinsberg gethan und gehandelt hätten, oder auch dazu rathen und helfen sollt', ehe müßten sie mich zu Tod schlagen wie einen wüthenden Hund. Da sagten sie, es wäre geschehen; wo nicht, geschähe vielleicht nimmer.

Nun kamen die mainzischen Räth' auch gen Buchen ins Feld zum Gespräch und Marx Stumpf mit ihnen. Diese baten mich auch, ich sollte solche Hauptmannschaft, ihrem gnädigen Herrn zu gefallen, auch allen Fürsten und dem Adel, hohen und niedern Ständen im Reich zu Gut, annehmen. Da sagt' ich darauf: wenn die Bauern von ihrem Fürnehmen wollten abstehen, und der Obrigkeit und ihrer Herrschaft gehorsam seyn, so wollt' ich es 8 Tag mit ihnen versuchen. Da schlugen sie mir eine lange Zeit für; aber kam letzlich auf einen Monat.

(Die Bauern hielten das Versprechen nicht, brannten und mordeten wie zuvor, ohne daß Götz es hindern konnte, und wurden endlich vom schwäbischen Bunde geschlagen. Indessen hatten die Fürsten dem Götz seinen Antheil am Kriege sehr übel genommen, und ihm das Versprechen abgefordert, sich zu stellen, wo es der Kaiser verlangen würde.)

Da kam ich gen Werthheim zu meinem gnädigen Herrn Grafen Georgen von Werthheim, der denn gar mein vertrauter und gnädiger Herr war. Nun, Graf Georg schickte gegen den Abend ganz spät, da wir schon zur Nacht gessen hatten, einen zu mir in die Herberge, daß ich sollt' am Morgen zum Frühessen droben im Schloß bei Ihro Gnaden seyn. Das that ich, fand auch schon Ihro Gnaden auf mich wartend, wie sie mich beschieden hatten, und bot mir die Hand, empfing mich, und fragte mich in allem Guten und treuer Meinung, wie ich mich halten wollte, ob ich mich gen Augsburg stellen wollt' oder nicht. Da sagte ich: „ja!" — Da widerrieth er mirs wahrlich aus treuer Meinung, und sagt': ob ich mich doch stellen wollte? — Da sagt ich: „Ich will mich stellen, sollt' ich auch wissen, daß sie mich zu unterst in Thurn werfen; denn ich weiß mich der Sachen des bäuerischen Aufruhrs halben unschuldig." Da fuhr er weiter heraus, und sagt': er wollt mir in guter treuer Meinung nicht vorhalten, daß Befehl verordnet wäre von den Bundesständen, sobald ich vor der Herberg' (in Augsburg) absäße, sollte man mich dennächsten nehmen und in den Thurn werfen. Und wie der gute fromme Graf sagt', also ging mir's auch, allein, daß ich oben drauf und nicht unten in den Thurn kam. Da lag ich zwei Jahre und mußte das Meine verzehren, das mir alle Zeit sauer worden

war. Und bin darnach von des Herzogs von Würtemberg wegen vierthalb Jahr zu Heilbronn gefangen gelegen, habe das Meine daselbst auch verzehrt, und ihnen Geld dazu geben müssen.

Aus Sebastian Schärtlins Selbstbiographie.

Als ich, wie mir gewohnet war, zu Morgen gegen Tag um 2 Uhr in meiner Zelt aufstund, ließ mir ein Licht anzünden durch meinen Vetter, Hans Conrad Schärtlin, und das Liecht uff ein Tisch gestellt, ließ die Trabanten aufwecken, und stunden 10 Doppel-Söldner vor meiner Zelt wachen, Wagen, Knecht' und Kuchen (Küchen) rings um mich herum, und mitten zwischen allen Regimentern. Wie ich den Nestel (Schnalle) oben in dem Wammes einthäte, so schleicht ein Mörder, ein Bößwicht, genannt Pantaleon Ebner von Lindau, in einer Kleidung als meine Trabanten, mit seiner Helleparten zu mir alleine hinein. Den sprach ich an und hielt ihn für meiner Trabanten einen: „was wiltu mit der Helleparten herinnen thun?" Dann ich stund hinter dem Fürzug (Vorhang) bei dem Bett, mocht (konnte) ihn sehen und er mich gar nicht, hat eine lange Wehr neben mich auf die Truchen (Bank?) gelegt. Da er mich erhört und vernahm, daß ich ein'ger alleine wäre, schleicht er stillschweigend zu mir hinter den Umhang, und sicht mir eben grimm in das Gesicht; den sprach ich rauh an: „was wiltu thun? wiltu mich morden?" In selben sticht er in mich auf den linken Bug oben am Schenkel mit dem Platt ganz hart. Indem greiff' ich nach meiner Wehr, so giebt er mir noch einen Stoß nach dem Halß, vermeint mir den Halß abzustechen, traf mich aber auf die rechte Achsel, daß mir das Wehr entfiel, that darnach wohl 10 oder 12 Stich in mich, dem ich die Stich mit beiden Fäusten ausgeschlagen, ihm die Helleparten bei der Spitzen ergriff, und hat mich auch die Säule, darauf der Himmel des Betts gestanden, und die Runde des Gezeltes, davor er mit der Helleparten nicht völlig zu mir kommen möcht, und zuvörderst Gott, mein Schöpfer und Heyland, errettet. Und als ich ersahe, daß ich mich nicht mehr erwehren möchte, mir auch Niemand zu Hülff wollt kommen, bin ich um das Bett herum geflohen und zu der Zeltthür hinaus mit einem Geschrey. Mir ist der Bößwicht nachgelauffen, vermeint mich vor der Zelt umzubringen; aber mein Sohn Hanß Sebastian sammt den Trabanten seind aufgewest und ihn durch das Zelt wieder hindurch gejagt, welcher die Flucht unter die Knecht und zwei Fähndlein Schweizer, so unter mir lagen, genommen und Lermen geschrien, vermeint im Geschrei davon zu kommen, haben ihn ereylet und niedergeschlagen, denen ich zugeschrien, sie sollten ihm nicht tod schlagen, habe ihn also gefänglich dem Profosen lassen überantworten.

Als es nun Tag ward, bin ich zu ermeldtem Mörder im Beiseyn vieler Fürsten, Graffen, Herren vom Adel und sonst Kriegsvolcks, welcher unter dem freien Himmel in Eisen lag, gangen. Bald er mich ansahe, schlug er die Augen nieder und erschrak. Hab' ihn offentlich angesprochen, was er

mich geziehen, daß er mich alſo jämmerlich wollen morden, und was ich ihme mein Tag Leids gethan, ob er mich kenne? — antwortet er: ja, er hätte mich in Braunſchweig bei Wolffenbüttel geſehen, und wäre eines (Soldaten) Junge geweſt unter meinem Regiment. Ob er von Jemand wär angerichtet worden? Ob er Geld darum empfangen hätte? Wer es ihme geheißen? Und wann er das ſaget offentlich, ſo wolt ich ihm ſein Leben friſten: antwortet er: „Niemand hätte ihm das geheißen; auch hätte er nichts empfangen; er wüßte nicht, was er gethan hätte. Nachmals aber hat er bekannt: daß er alle Wochen von denen von Lindau 1 Gulden zu Sold gehabt; Wolff Kauz, der Amtmann zu Bregenz, ſeye zu ihm gekommen, und ihme befohlen, daß er ſich in Schärtlins Lager verfüge und zu ihm thue, daß er möcht ſein Trabant ſeyn, und ſehen, wie er ihm am gelegenſten ſeye, ſoll dann den gemeldten Oberſten erſtechen und umbringen, und ſo er ſolches vollendet und ausgericht, ſo ſolle ihm 3000 Gulden gereicht werden. Darauf iſt ihm mit Urthel und Recht erkennet worden, daß man ihn zu 4 Stück hauen ſoll, und aber auf ſein hoch Bitten hat man ihme ſein Haupt abgeſchlagen, danach geviertheilt, und ſeinen Kopf auf einen Galgen geſteckt. Der Allmächtige ſey der Seele und uns gnädig!

Romane wurden auch geſchrieben; die meiſten waren aber Ueberſetzungen aus dem Franzöſiſchen, und Ritterabenteuer und Zauberei durften darin nicht fehlen. Der Amadis von Gallien, die ſchöne Magelone, der Kaiſer Octavianus, die vier Haimonskinder wurden vielfach überarbeitet und gedruckt. Aber auch ein ächtdeutſcher Roman gehört dieſer Zeit an: die Sage vom Doctor Fauſt. Ob man darunter den Miterfinder der Buchdruckerkunſt, Johann Fuſt, zu verſtehen habe, iſt ungewiß. Faſt ſcheint es, als ſei jener Dr. Fauſt ein andrer, ein Gelehrter, der ſich mit Aſtrologie und Zauberei abgegeben habe, und daher vom Volke für einen Freund des Teufels gehalten worden ſei. Von ihm hatte man die Sage, er habe ſeine Seele dem Teufel verſchrieben; dafür hätte ihm dieſer einen ſeiner Unterteufel, Mephiſtopheles, zum Diener gegeben, mit welchem Fauſt viele Länder durchreiſt ſei, und viele Wunder gethan habe.

Sechster Zeitraum.

Von Opitz bis zu Friedrichs des Großen Thronbesteigung, 1618—1740.

Wenn ein Volk durch Wort und Schrift etwas Tüchtiges und Großes leisten soll, so muß es von Selbstgefühl durchdrungen seyn, seine Kraft fühlen, große Thaten gethan haben, und dadurch begeistert worden seyn. Von dem allen war in dem sechsten Zeitraum nichts vorhanden; daher konnte auch jetzt noch die deutsche Literatur nichts Großes hervorbringen. Denn der dreißigjährige Krieg, der gleich zu Anfange des Zeitraums ausbrach, verwüstete den größten Theil von Deutschland; Schweden und Franzosen kamen ins Land; Katholiken und Evangelische wurden von bitterem Hasse getheilt, und das allgemeine Elend drückte die Flügel des Geistes nieder. Endlich wurde es zwar Frieden: aber das unglückliche Deutschland erholte sich nur langsam. Zugleich hatten die Deutschen nicht Kraft genug, sich vom Einfluß der Franzosen loszumachen, und waren sogar so schwach, sich dieselben in Literatur, Sprache und Sitte zum Muster zu nehmen. Wohl warnten manche edle Männer vor dieser Franzosensucht; wohl traten Andre zusammen, um dem Einschwärzen französischer Wörter in die deutsche Sprache entgegen zu arbeiten; vergebens! Das französische Wesen hatte die Deutschen so geblendet, daß sie nur das, was aus Frankreich kam, begehrungswerth fanden. Bald wollte alles galant seyn, wie die Franzosen sich kleiden, sich betragen, sprechen und schreiben, wie die Franzosen. Die Vornehmsten reisten, wenn es sich irgend thun ließ, nach Frankreich, um dort französische Sitte und Sprache zu ler-

nen, und merkten nicht, daß die Franzosen die eiteln und doch plumpen Deutschen — auslachten. An den Höfen der deutschen Fürsten wurde alles auf französischen Fuß eingerichtet und die französische Sprache wurde Hofsprache. Der Adel machte das nach, und gebehrdete und kleidete sich nach französischer Weise. Die Gelehrten und Beamten wollten doch auch zeigen, daß sie vornehm wären, und — thaten dasselbe. So kam es, daß alles einen französischen Anstrich bekam. Die Herren nannten sich nun Monsieur, die Frauen Madame, die Fräulein Demoiselle u. s. w., und sprach und schrieb man ja deutsch, so wurde die Sprache mit einer Menge französischer Wörter vermengt, damit ja jeder gleich merken möchte, daß man auch — vornehm wäre.

So ging die deutsche Volksthümlichkeit immer mehr verloren. Selbst die bessern Schriftsteller ahmten mehr oder weniger die benachbarten Völker nach, und dadurch entstand ein unglückliches Schwanken, so daß die meisten selbst nicht wohl wußten, was sie eigentlich wollten. Dieser nahm sich die Zierlichkeit der Franzosen, jener die Steifigkeit der Holländer, ein Dritter die Schwülstigkeit der Italiener zum Muster.

Dieser Mangel an ächt poetischem Geist konnte nicht durch größere Regelmäßigkeit der Sylbenmessung ersetzt werden. Der bisher übliche Knittelvers kam nun immer mehr aus der Mode, und der steife Alexandriner trat an seine Stelle.

Man beobachtet in diesem Zeitraum drei verschiedene Richtungen, welche der Geschmack nahm:

1. Die erste schlesische Schule, deren Stifter Martin Opitz war, zeichnete sich durch verständige Betrachtung und Correktheit des Ausdrucks aus; aber es fehlte den meisten Dichtern derselben an ächt poetischem Feuer; es war mehr eine Poesie des Verstandes, als der Phantasie.

2. Um die Mitte des 17ten Jahrhunderts nahm dieser Geist eine unglückliche Richtung durch die Geschmacklosigkeit der 2ten schlesischen Schule, deren Häupter Hoffmannswaldau und Lohenstein waren. Diese Männer waren mit Opitz's und seiner Nachfolger Vernünftigkeit und Ruhe nicht zufrieden, und meinten, die wahre Poesie müsse weiter gehn. Die französische Galanterie und der italienische Schwulst fehle, und diese Mängel wollten sie ersetzen. Unglücklicherweise fanden ihre geschmacklosen

Gedichte Beifall, und nun wurde die Sache noch ärger. Sie glaubten, nun immer weiter gehen, und die Franzosen und Italiener noch überbieten zu müssen. Ihre Uebertreibungen, ihre Schwulst, die Breite ihres Geschwätzes waren von der Art, daß man sich jetzt nur wundern kann, wie ihre Gedichte, statt Lachen zu erregen, Beifall finden konnten. Aber dies eben ist ein Beweis von dem tiefen Verfall des Geschmacks. Sie fanden natürlich viele Nachahmer, die nur mit Entzücken von ihren Vorbildern sprachen, und in der That in ihren Gedichten zuweilen alle Fesseln der Vernunft abwarfen. Selten trat einmal ein vernünftigerer Dichter auf, der seinen eigenen Weg ging, und sich von jenen Verirrungen frei zu erhalten suchte.

3. Ein Extrem erzeugt ein anderes. So auch hier. Nachdem die Dichter der zweiten schlesischen Schule es eine Zeit lang recht arg getrieben hatten, kam dieser und jener zur Besinnung, und erkannte die unnatürlichen Uebertreibungen. Diese Männer lebten theils im nördlichen Deutschland; man pflegt sie daher unter dem Namen der niedersächsischen Schule zu begreifen. Neukirch wird als ihr Haupt betrachtet. Statt nun zu dem Wege, den Opitz betreten hatte, zurückzukehren, fielen sie in das entgegengesetzte Extrem, und gaben sich Mühe, alles recht fein nüchtern und prosaisch darzustellen, entkleideten ihre Gedanken und Empfindungen alles poetischen Schmuckes, und glaubten ihre Sachen recht gut gemacht zu haben, wenn nur alles recht verständlich war und sich gut reimte. Es waren ihre Verse also keine Poesie, sondern matte, nüchterne Reime, gereimte Prosa.

So schwankten also die meisten Dichter dieses Zeitraums von einer Verirrung zur andern über, und erst der folgenden Periode war es vorbehalten, tüchtigere Leistungen hervorzubringen.

Indessen dürfen wir nicht verschweigen, daß sich das 17te Jahrhundert zwei große Verdienste um die Dichtkunst und die ganze Literatur erworben hat, welche besonders dem trefflichen Opitz zuzurechnen sind: 1) Man bemühte sich, in einer reinen, wohlklingenden Sprache zu schreiben, und vermied, fehlerhafte Formen und ungewöhnliche Wörter zu gebrauchen. Nur diejenigen wichen davon ab, die sich der unseligen Sucht hingaben, französische Wörter einzumengen. 2) Opitz schrieb ein Werk: „von der deutschen Poeterei," und setzte darin zuerst die Regeln des Sylben-

maßes und Versbaues fest. Dadurch wurden die Knittelverse verbannt, und nun erst erhielt man wohlklingende Verse.

Wir folgen auch hier der oben angegebenen Eintheilung, und reden 1. von der Poesie und zwar a) von der lyrischen, b) von der epischen, c) von der dramatischen, d) von der didaktischen Poesie; 2. von der Prosa.

---

1. Poesie.

a) Lyrische Poesie.

So wie die ganze Poesie im 17ten Jahrhundert große Fortschritte machte, weil die gebildeten Stände sich damit wieder beschäftigten, so war das besonders mit der lyrischen der Fall, und wirklich haben Einzelne schon recht viel Treffliches geleistet.

Schon vor Opitz zeichneten sich zwei Dichter aus: Friedrich von Spee und Rudolf Weckherlin.

Friedrich von Spee

war aus Kaiserswerth am Rhein, wurde Jesuit in Cöln, war ein tüchtiger Lehrer und ein recht aufgeklärter Mann; denn er eiferte schon gegen die damals noch allgemein üblichen Hexenprozesse. Dabei verläugnete er aber freilich nicht den Charakter seines Ordens, und suchte, wo er konnte, Evangelische zur katholischen Kirche zurückzuführen. Ungeachtet dieser Proselytenmacherei muß er ein wackerer Mann gewesen seyn. Denn bei einer Belagerung von Trier begab er sich ins Lager, um den Verwundeten und Kranken als Arzt und Seelsorger beizustehen, wurde aber dabei ein Opfer seiner Menschlichkeit; denn er strengte sich dabei so an, daß er 1635 daselbst starb, erst 44 Jahre alt. Daß er ein recht frommer Mann war, zeigen auch seine geistlichen Lieder, in denen ein recht zartes, religiöses Gefühl vorherrscht. Auch in seinen weltlichen Liedern offenbart sich eine große Empfänglichkeit für die Schönheiten der Natur. Er nannte die Sammlung seiner Lieder: Trutznachtigall, „weil das Büchlein trotz allen Nachtigallen süß und lieblich singt.“

Weihelied zum Ziel und End.

Herr Gott, dich will ich preisen,
So lang mein Odem weht.
O hör' auf meine Weisen,
O sieh auf mein Gebet!
Bin ich im Himmel oben,
Da lern' ich andern Sang,
Da will ich hoch dich loben
Mein ewig Leben lang.

Jetzt laß dir wohlgefallen
Mein treu einfältig Lied;
Muß doch ein Kindlein lallen,
Wann es die Mutter sieht.
Nun hab ich auch gesehen
Wie du so väterlich;
Will nun nichts mehr verstehen,
Als dich, mein Vater, dich!

Ich saß in meiner Kammer,
Sah trüb' ins Leben hin;
Die Seele rang in Jammer,
Voll Sorge war mein Sinn.
Da floß ein heilig Sehnen
Mir in das trübe Herz;
Da brach mein Blick in Thränen,
Und schaute himmelwärts.

Da war dein Himmel offen,
Stern traf in Augenstern;
Mein Glauben, Lieben, Hoffen
Fand Gnade vor dem Herrn.
Das Lied, das ich verschwiegen,
Das Lied, das leis' ich sang,
Sah ich die Engel wiegen
In David's Harfenklang.

Und sah, den ich gerühret
Mit meinem Lerchensang,
Zum Herrn von mir geführet
Auf einem Dornengang;
Er sang mit mir zusammen
Mit seel'gem Flug und Fall
In Gottes Liebesflammen
Trotz Lerch, trotz Nachtigall!

Lob Gottes.

Aus Beschreibung der fröhlichen Sommerzeit. (Abgekürzt.)

Jetzt wickelt sich der Himmel auf,
Jetzt b'wegen sich die Räder;
Der Frühling rüstet sich zum Lauf,
Umgürt't mit Rosenfeder.
O wie so schön, so frisch und kraus!
Wie glänzend Elementen!
Nit mögens gnügsam streichen aus
Noch Redner, noch Scribenten.
O Gott! ich sing' von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer seyn.

Für uns die schöne Nachtigall
Den Sommer laut begrüßet;
Ihr Stimmlein über Berg und Thal
Die ganze Luft versüßet.
Die Vöglein zart in großer Meng'
Busch, Heck' und Feld durchstreifen;
Die Nester schon seyn ihn'n zu eng;
Die Luft klingt voller Pfeifen.
O Gott! ich sing' vom Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer seyn.

Wer legt nun ihn'n den Ton im Mund
Dann laut und dann so leise?
Wer zirkelt ihn'n so rein und rund
So mannigfaltig Weise?
Wer messet ihn'n den Athem zu,
Daß mögen's vollentführen
Den ganzen Tag fast ohne Ruh
So freudig's Tütelüren?
O Gott! ich sing' vom Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer seyn.

Jetzt öffnet sich der Erde Schooß,
Die Brünnlein fröhlich springen;
Jetzt Laub und Gras sich geben bloß,
Die Pflänzlein anher bringen.
Wer wird die Kräuter mannigfalt
In Zahl und Ziffer zwingen,
Welch' uns der Sommer mit Gewalt
Ans Licht wird stündlich bringen?
O Gott! ich sing' von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer seyn.

Die Blümlein schön wie treten's an
Und wunderschön sich arten:
Violen, Rosen, Tulipan,
All Kleinod stolz im Garten,
Jacynthen und Gamanderlein,
Dann Safran und Lavendel,
Auch Schwertlein, Gilgen, Nägelein,
Narciß und Sonnenwendel.
O Gott! ich sing' von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer seyn.

Ey da, du gülden Kaisers-Kron,
Aus vielen auserkohren,
Auch Tausenschön und Wiederton,
Nasturz und Rittersporen,
Jelängerlieber, Sonnenthau,
Basilien, Brunellen,
Agleien auch und Bärenklau,
Dann Mohnsaam, Glock' und Schellen.
O Gott! ich sing' von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer seyn.

Nein! saget an, ihr Blümlein zart,
Und laßt mich's ja doch wissen,
Weil ihr an euch kein Farb' gespart,
Wer hat euch vorgerissen?
Wo nahmet ihr das Muster her,
Davon ihr euch copeiet?
Das Vorbild wollt' ich schauen ger',
Welch's ihr habt conterfeiet.
O Gott! ich sing' von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer seyn.

Wer treibet aus Getreid' und Gras,
Wer locket's an die Sonnen?
Weil's in der Erd' verwirret saß,
Wer hat's hinausgesponnen?
Wer schärft den Aehren ihre Spitz'?
Wer thut die Körnchen zählen?
Wo nehmens doch die Kunst und Witz,
Daß nie der Art verfehlen?
O Gott! ich sing' von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer seyn.

Des Obst's ich schier ohn' Zahl erblick',
Und thut sich immer mehren,

Citronen, Quitten, Pflaumen dick,
Fast alle Aest' beschweren.
Pomranzen, gülden von Gestalt,
Sind viel in warmen Landen;
Da leucht't mit Gold wol mancher Wald,
Als neulich hab' verstanden.
O Gott! ich sing' von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer seyn.

Wo nur das Aug' man wendet hin,
Mit Lüsten wird ergötzet;
Ergötzet wird fast jeder Sinn,
Und alles Wunder schätzet.
Ohn' Maaß ist alle Welt geschmückt;
Wer Künstler möcht's erdenken?
Wer's recht bedenkt, wird gar verzückt,
Das Haupt thut niedersenken.
O Gott! ich sing' von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer seyn.

Drum lobet ihn, ihr Menschenkind,
Bei nun so schönen Zeiten!
All Traurigkeit nun schütt't in Wind,
Spannt auf die besten Saiten!
Auf Harf und Lauten tastet frei,
Greift an die süße Geigen;
Mit einer Stimm' und Orgelschrei
Thut ihm all Ehr' erzeigen.
O Gott! ich sing' von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer seyn.

Rudolf Weckherlin, war sein Zeitgenosse, in Stuttgart 13 Jahre vor Opitz geboren. Er ging — man weiß nicht warum — nach England, und wurde da in der deutschen Kanzlei angestellt, wo er um das Jahr 1650, ungefähr 66 Jahre alt, starb. Er genoß das Vertrauen der Könige Jakob I. und Karl I., und wurde von ihnen zu mehreren Gesandtschaften gebraucht. Wenn er auch nicht so gut wie Opitz die Sprache zu handhaben verstand, so hatte er dafür eine lebhaftere Einbildungskraft und ein tieferes Gefühl. Mit großer Kraft suchte er sich durch die Schwierigkeiten hindurch zu arbeiten, welche damals die Unge-

fügigkeit der Sprache dem Dichter in den Weg legte. Er gehört zu den geistreichsten Dichtern jener Zeit, und hat zuerst die Ode, das Sonett, das Epigramm und die Idylle in Deutschland eingeführt.

Tugend und Tugendschein.

Nein, es ist nicht der Tugend Schein,
So uns die wahre Freud' kann geben,
Sondern die Tugend selbst allein
Kann uns glückselig machen leben.
Die Tugend selbst hat das Vermögen,
Müh' und Verdruß von uns zu legen.

Die Tugend giebt Ruhm, Adel, Ehr';
Wer sie hat, der ist wohlgeboren.
Ob er wohl weder Fürst noch Herr,
Ist er von Gott doch auserkoren.
Denn über sein Herz er regieret,
Und über die Welt triumphiret.

Des Leibs Gesundheit ist die Gab',
Damit uns die Natur erlabet;
Viel besser aber dessen Hab',
Der mit gesunder Seel begabet,
Seel', die kein Zufall kann erschrecken,
Bekränken, schwächen, noch beflecken.

Was hilft es, daß in meinem Hirn
Der Plato selbst und Zeno*) stecket,
Daß witzig scheinet meine Stirn,
Daß mein Mund stets von Weisheit gecket,
Wenn in der Einfalt reinen Seelen
Die Tugend sich pflegt zu verhehlen?

Was hilft es, daß ich geb' Bericht
Von Allem, was jemals gewesen,
Daß alle künstliche Gedicht'
Ich der Poeten wohl gelesen,
Wann sie durch ihr kunstreiches Lügen,
Mein' Zeit verkürzend, mich betrügen?

---

*) Zeno aus Cypern war ums Jahr 300 vor Christus ein griechischer Philosoph in Athen, der Stifter der stoischen Schule, die von der Stoa, einer Säulenhalle, in welcher er lehrte, den Namen führt.

Was hilfts, Gemälde und Gesang,
Die Zahl' und Maß' wohl zu verstehen,
Der Sterne Lauf, der Welt Fortgang,
Und alle Länder zu besehen,
Wenn in sich selbst mein Herz verblindet,
Kein Ziel, Maß, Zahl, noch Regel findet?

Nein, der bemühet sich umsunst,
Sein Herz vergnüget zu befinden,
Er sey gleich, wie er woll', voll Kunst,
Der sich selbst nicht kann überwinden,
Und der sein Freud' und sein Vergnügen
Will außerhalb sich selbst erkriegen.

Denn es ist nicht der Tugend Schein,
So uns die wahre Freud' kann geben,
Sondern die Tugend selbst allein
Kann uns glückselig machen leben,
Sie selbst, die einig sich verbindet
Mit Gottesfurcht, stets überwindet.

An sein Buch.

Wohl, Büchlein, willst du es ja wagen,
So zeuch hinaus mit gutem Muth;
Denn demnach dein Gewissen gut,
So gilt es gleich, was man wird sagen.

Gefallen kannst du gar nicht Allen;
Gefallen Vielen, ist zu viel;
Hast also dein gewisses Spiel,
Daß du wirst wenigen gefallen.

Jedoch wie wenig dieser seyen,
Sind sie gnug, weil sie gut und fromm;
Und sie, bei denen du willkomm,
Vor Unfall werden dich schon freien (befreien).

Wann du dann so wohl aufgenommen,
Vor andern kämest auch herfür,
So wollen fröhlich bald nach dir
Mehr schönere Geschwister kommen.

Erste schlesische Schule.

Jetzt trat Martin Opitz von Boberfeld auf, und gab der deutschen Poesie eine neue Richtung. Dies scheint um so wunderbarer, da es ihm an Lebhaftigkeit der Phantasie fehlte. Dennoch wird er mit Recht nicht nur der Stifter der ersten schlesischen Schule, sondern auch der Vater der neuen deutschen Poesie genannt.

Opitz wurde 1597 in Bunzlau, wo sein Vater Rathsherr war, geboren, besuchte die Schulen in Bunzlau, Breslau (das Magdalenengymnasium) und Beuthen, und dann die Universität in Frankfurt an der Oder. Er sollte hier die Rechte studiren, aber die Poesie zog ihn mehr an, und schon als Jüngling versuchte er sich als Dichter. Nach vollendeter Universitätszeit ging er nach Heidelberg, damals Residenz des Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz, desselben, der als König von Böhmen nachher ein so unglückliches Ende nahm. In Heidelberg wurde Opitz Erzieher der Kinder eines angesehenen Staatsbeamten, und hatte die Ehre, dem Kurfürsten vorgestellt zu werden. Nun zog sich der dreißigjährige Krieg hierher, und das bewog ihn, Heidelberg zu verlassen, und mit einem jungen reichen Dänen eine Reise nach Holland zu unternehmen. Hier machte er die Bekanntschaft einiger holländischer Dichter, die einen entschiedenen Einfluß auf seine damalige Art zu dichten hatten. Die nüchterne Verständigkeit und die glatte Zierlichkeit, die damals unter den französischen und holländischen Dichtern gefunden wurden, sprachen ihn sehr an, obgleich jene Zierlichkeit oft in Steifheit ausartete. Durch Opitz ist nachmals dieser französisch-holländische Geschmack in der deutschen Poesie herrschend geworden. Um den Unruhen des Kriegs ferner zu entgehen, lebte Opitz dann eine Zeit lang auf dem Gute seines jungen Reisegefährten, und schrieb hier sein: Trostgedicht in Widerwärtigkeit des Krieges. Aber die Gegend gefiel ihm nicht; darum kehrte er in sein Vaterland zurück, und erhielt von dem Herzoge von Liegnitz Erlaubniß, sich an seinem Hofe aufhalten zu dürfen. Damals suchte der Fürst von Siebenbürgen, Bethlen Gabor, gelehrte Männer für seine hohe Schule in Weißenburg, und Opitz war einer von denen, die dazu berufen wurden. Er begab sich hin, und wurde vom Fürsten sehr ausgezeichnet.

Dennoch fühlte er sich in diesem damals noch rohen Lande unglücklich, und sehnte sich nach seinem Vaterlande zurück. In diesem Zustande von Mißbehagen dichtete er sein Gedicht: Zlatna oder von der Ruhe des Gemüths. Den Namen führt es von der siebenbürgischen Bergstadt Zlatna, wo sich Opitz gern aufzuhalten pflegte. Schon nach einem Jahre forderte er seine Entlassung, und eilte nach Schlesien zurück, wieder an den Hof von Liegnitz. Der Herzog wünschte, daß Opitz die Sonntagsepisteln in Verse brächte, und war mit der Arbeit so wohl zufrieden, daß er ihn dafür zu seinem Rath ernannte. Sein wichtiges Werk: von der deutschen Poeterei wurde auch damals ausgearbeitet, und mit großem Beifalle aufgenommen. Eine Reise nach Wittenberg, wo er ein ganzes Jahr bei einem Freunde lebte, nach Dresden und Cöthen, verschaffte ihm neue Freunde und Bewunderer. Ueberall wurde er mit Auszeichnung aufgenommen. Bald nach seiner Rückkehr reiste er nach Wien. Er benutzte den Tod des jüngsten Bruders Kaiser Ferdinands II., dem Kaiser ein Trauergedicht zu überreichen. Ferdinand nahm das sehr gut auf, und überreichte ihm dafür einen Lorbeerkranz. Darauf lebte er abwechselnd bald in Liegnitz im Glanze des Hoflebens, bald auf dem Lande bei seinen Freunden, bald in Breslau, Bunzlau und Brieg. Der gelehrte Burggraf von Dohna hatte von ihm gehört, und nahm ihn als Secretär in seine Dienste. Hier lebte er sehr angenehm; bald unternahm er in Geschäften seines Herrn kleine Reisen, bald dichtete er in ländlicher Muße. Ganz unaufgefordert überschickte ihm Kaiser Ferdinand einen Adelsbrief, und ernannte ihn zum Opitz von Boberfeld. Aber Opitz war zu vernünftig, um von der vermeintlichen Ehre Gebrauch zu machen, und schrieb sich auch fernerhin schlechtweg Opitz. Auch schickte ihn sein Herr nach Paris. Diese Reise war für ihn eine neue Quelle von Ehre und Vergnügen. Ueberall wurde er mit Auszeichnung empfangen und festgehalten; selbst der große Staatsmann Hugo de Groot, der damals in Paris lebte, würdigte ihn seiner Freundschaft. Nach Schlesien zurückgekehrt, lebte er noch einige Jahre beim Burggrafen Dohna, bis dieser starb. Jetzt wollte sich Opitz ins Privatleben zurückziehen; aber die Unsicherheit, die der dreißigjährige Krieg hervorbrachte, bewog ihn, sich bald an den Herzog von Liegnitz, bald an dessen Bruder, den

Herzog von Brieg, anzuschließen, und da der letztere nach Preußen reiste, um den Kriegsunruhen zu entgehen, so nahm er Opitz mit. Dieser ließ sich nun in Danzig nieder. Hier lernte ihn der König von Polen kennen, und bot ihm an, in seine Dienste zu treten. Nach langem Weigern fügte sich Opitz, und wurde polnischer Secretair und Historiograph. Bald war er in Thorn, bald in Königsberg, am meisten aber in Danzig. Von seiner ungestörten Muße erwartete man jetzt die schönsten Früchte, als sein unerwarteter Tod diese Hoffnungen zerstörte. Es war nämlich 1639 die Pest in Danzig ausgebrochen; schon wollte er sich fortbegeben, da sprach ihn eines Tages auf der Straße ein mit Eiterbeulen bedeckter Bettler um eine Unterstützung an. Indem Opitz ihm etwas darreichte, entsetzte er sich so vor dem Anblicke, daß er schon in der folgenden Nacht erkrankte, und 2 Tage darauf war er todt, am 20sten August 1639, erst 42 Jahre alt.

Um die Dichtkunst, ja um die ganze deutsche Sprache, hat Opitz große Verdienste. Er hatte die Alten fleißig studirt, und dadurch seinen Geschmack gebildet, nur freilich durch die Nachahmung der französisch-holländischen Dichter sich ein etwas steifes Wesen zu eigen gemacht. Seine Phantasie war zwar nicht feurig; aber er war reich an Gedanken, und diese verstand er in einer edlen, reinen und ungekünstelten Sprache darzulegen. Finden wir nun auch, daß viele seiner Wörter ungebräuchlich, seine Perioden oft schleppend und unbehülflich sind, so bedenke man, daß seine Vorgänger tief unter ihm standen, daß er einen ganz neuen Weg einschlagen und daß die Sprache erst neu gebildet werden mußte. Wie Luther hatte er mit unendlichen Schwierigkeiten zu kämpfen, und hat wie jener der Nachwelt sehr vorgearbeitet. Besonders aber stellte er durch sein Buch über die deutsche Poeterei zuerst bestimmte Grundsätze des Versbaues auf, und eiferte darin mit Recht gegen den Gebrauch fremder Wörter*). Am gelungensten sind seine Lehrgedichte, z. B. Trost in Widerwärtigkeiten des Krieges; Zlatna oder von der Ruhe des Ge-

*) „So stehet es auch zum hefftigsten unsauber, wenn allerlei lateinische, französische, spanische und welsche Wörter in den Text unserer Rede geflickt werden. Wie seltzam dieses nun klinget; so ist nichts desto weniger diese Thorheit innerhalb kurzen Jahren so eingerissen, daß ein jeder, der nur 3 oder 4 ausländische Wörter, die er zum öfftern nicht versteht, erwischt hat, bei aller Gelegenheit sich bemühet, dieselben herauszuwerfen."

müths; Vesuvius, in dem er von den Ursachen des Feuerspeiens spricht; Vielgut (ein Dorf in der Gegend von Oels) oder vom wahren Glück. Auch unter seinen lyrischen Gedichten sind einige sehr gelungene Lieder; aber den meisten fehlt das poetische Feuer.

Segen der Einfalt.

Wohl dem, der weit von hohen Dingen
Den Fuß stellt auf der Einfalt Bahn!
Wer seinen Muth zu hoch will schwingen,
Der stößt gar leichtlich oben an.

Ein hohes Schloß wird von den Schlägen
Des starken Donners mehr berührt;
Wer weit will, fällt oft aus den Wegen,
Und wird durch seinen Stolz verführt.

Auf großer See sind große Wellen,
Viel Klippen, Sturm und harter Wind.
Wer klug ist, bleibet bei den Quellen,
Die in den grünen Wäldern sind.

Hat Phyllis gleich nicht Gold und Schätze,
So hat sie doch, was mir gefällt.
Womit ich mein Gemüth ergötze,
Wird nicht erkauft um Gut und Geld.

Man steht bei reicher Laube Pforte
Sehr oft, und kömmt doch selten ein.
Bei ihr bedarf es nicht der Worte;
Was ihr ist, ist nicht minder mein.

Glänzt sie gleich nicht mit theuern Sachen,
So glänzt doch ihrer Augen Licht.
Gar viel muß Hoffart schöne machen;
Ihr schlichter Sinn betrügt mich nicht.

Ist sie gleich nicht von hohem Stande,
So ist sie dennoch aus der Welt.
Hat sie gleich keinen Sitz im Lande,
Sie selbst ist mir ein weites Feld.

Wer will, mag in die Lüfte fliegen;
Mein Ziel erstreckt sich nicht so weit.
Ich lasse mich an dem begnügen,
Was nicht bemüht und doch erfreut.

Das gute Ziel.

Wer Gott das Herze giebet,
So nie sich von ihm trennt,
Und eine Seele liebet,
Die keine Falschheit kennt:
Dar mag ohn' Sorgen wachen,
Mag schlafen, wie er will,
Weil seine rechten Sachen
Gehn auf ein gutes Ziel.

Laß böse Zungen sprechen,
Was ihnen nur gefällt,
Laß Neid und Eifer stechen,
Laß toben alle Welt,
So wird er dennoch machen,
Was sein Gemüthe will,
Weil seine rechten Sachen
Gehn auf ein gutes Ziel.

Ich lege Neid und Hassen
Beständig unter mich,
Und stelle Thun und Lassen,
O Gott, allein auf dich.
Du wirst es alles machen,
Thun, was mein Herze will,
Weil seine rechten Sachen
Gehn auf ein gutes Ziel.

Was vergeht und was bleibt.

Derselbe, welcher diese Nacht
Erst hat sein Leben hingebracht,
Ist eben auch wie die gestorben,
Die längst zuvor verblichen seyn,
Und deren Leichnam und Gebein
Vor tausend Jahren sind verdorben.

Der Mensch stirbt zeitig oder spat:
Wann er die Welt gesegnet hat,
So wird er in den Sand versenket,
Und legt sich zu der langen Ruh.
Wann Ohr und Auge schon ist zu,
Wer ist, der an die Welt gedenket?

Die Seele doch, allein und bloß,
Fliegt, wann sie wird des Körpers los,
Zum Himmel auf, woher sie rühret.
Was diesen schnöden Leib betrifft,
An ihm wird nichts, als Dunst und Gift,
Wie schön er vormals war, gespüret.

Es ist in ihm kein Geist mehr nicht,
Das Fleisch fällt ab, die Haut verbricht,
Ein jeglich Haar das muß verstieben,
Und was mir scheinet mehr zu seyn,
Diejenige kömmt keinem ein,
Die er vor Allem pflag zu lieben.

Der Tod begehrt nichts um und an;
Drum weil ich jetzt noch wünschen kann,
So will ich mir nur einzig wählen
Gesunden Leib und rechten Sinn.
Hernachmals, wenn ich kalt schon bin,
Da will ich Gott den Rest befehlen.

Homerus, Sappho, Pindarus,
Anakreon, Hesiodus,
Und Andere sind ohne Sorgen,
Man red' auf sie, was man nur will.
So, sagt man jetzt gleich von mir viel,
Wer weiß, geschieht es übermorgen?

Wo dient das Wünschen aber zu,
Als daß ein Mensch ohn' alle Ruh'
Sich Tag und Nacht nur selbst verzehret?
Wer wünschet, kränkt sich jederzeit;
Wer todt ist, ist ohn' alles Leid.
O wohl dem, der nichts mehr begehret!

An Herrn Heinrich Schütze über den Tod seiner Gattin.

O du Orpheus alter Zeiten,
Den Thalia hat gelehrt,
Dessen Lied und güldne Saiten
Phöbus selbst mit Freuden hört:
Wozu dienet denn das Klagen?
Kann die Angst den Tod verjagen?

Stimme deine Laute wieder,
Laß die Orgel besser gehn,
Laß erschallen deine Lieder,
Soll dein Lieb noch bei dir stehn,
Soll sie dir aufs Neue leben,
Und sich selbst dir wiedergeben.

Gieb ihr durch dein lieblich Singen,
Was der Tod hat hingebracht.
Laß den süßen Ton erklingen,
Wie es Orpheus einst gemacht,
Der so künstlich hat gesungen,
Daß er Nacht und Tod bezwungen.

Die berühmten Lieder bleiben,
Wenn wir längst gestorben sind.
Was durch diese nicht kann bleiben,
Fährt dahin, wie Rauch und Wind.
Nur wer so stirbt, der muß sterben,
Und sein Lob mit ihm verderben.

Preise deiner Gattin Tugend,
Sage von der Freundlichkeit,
Von der Anmuth ihrer Jugend,
Von der angenehmen Zeit,
Welche du mit ihr genossen,
Ehe sie die Zeit beschlossen.

Wir auch wollen mit dir stimmen,
Wollen eifrig neben dir
Nach den blauen Wolken klimmen,
Daß sie lebe für und für
Durch die Kunst gelehrter Saiten,
O du Orpheus unsrer Zeiten!

Sonett am ersten Januar 1625.

Die Jahre pflegen zwar ihr rechtes Ziel zu finden,
Und werden fortgeführt als eine schnelle Fluth,
Die eher fleugt als kömmt. Der Menschen rauher Muth
Wird, ist und bleibt versteckt in mehr als tausend Sünden.

Der Geist will öfters zwar sich etwas unterwinden,
Dem Himmel zuzugehn; doch was er macht und thut,
Ist schwach, und wird gehemmt durch unser Fleisch und Blut.
Der Geist von oben her muß einig uns entzünden

Mit seiner starken Brunst, muß dämpfen unsern Wahn,
Der keine Frömmigkeit und Tugend fassen kann.
O Gott, nimm mit der Zeit des alten Jahres hin

Mein' alte große Schuld! Gieb, daß ich Reu' und Schmerzen
Hinüber tragen mag, und schicke meinem Herzen
Mit diesem neuen Jahr auch einen neuen Sinn!

Aus dem Lehrgedichte Zlatna.

O wohl dem Manne, wohl, der kann in Ruhe leben,
Und seine ganze Zeit den Feldern hat gegeben,
Liebt nicht der Städte Lust und ihren falschen Schein,
Da oft zwar pflegt mehr Geld, doch auch mehr Schuld zu seyn!
Er darf sein Hütlein nicht stets in der Hand behalten,
Wenn er nach Hofe kömmt, und vor der Thür erkalten,
Eh' als er Audienz — Gehör ist viel zu schlecht —
Zu Wege bringen kann, und ungerechtes Recht.
Da prahlet Einer her mit großen weiten Schritten,
Der, wenn ein guter Mann ihn hat um was zu bitten,
Der besser ist als er, und viel mehr weiß und kann,
So siehet er ihn kaum halb über Achsel an,
Und fertigt ihn kahl ab. Bald trifft sich eine Stunde,
Wenn Niemand drauf gedenkt, so geht er selbst zu Grunde,
Und seine Pracht mit ihm. Es pflegt nun so zu gehn;
Man muß hier, wie es kömmt, bald liegen und bald stehn.
Noch blähen sie sich auf und dürfen sich erheben,
Ob Jeder, gebe Gott, müßt' ihrer Gnade leben.
Verbringen mit Banket und Spielen ihre Zeit,
Und mangelt ihnen nichts als bloß die Frömmigkeit. —

Das weiß ein Landmann nicht. Die grausame Trompete,
Noch auch der Trommel Schall jagt ihn nicht aus dem Bette,
Daß er noch halb voll Schlaf müss' auf die Wälle gehn
Aus seines Weibes Arm, und in der Rüstung stehn.
Er schwebt nicht auf der See, da Himmel, Wind und Wellen
Ein armes schwaches Schiff fast stürzen zu der Höllen
Und stoßen an den Grund. Er ehrt den Herren nicht,
Der oftmals wenig hält und dennoch viel verspricht.
Sein Thun ist schlecht und recht; man sieht ihn niemand neiden,
Noch an des Nächsten Noth die falschen Augen weiden.
Nicht wünschen, was ihm fehlt, ist seine ganze Lust,
Lebt außer Furcht und Noth und ist sich sein bewußt.

Er liebt das grüne Feld vor allen andern Sachen,
Kann in der freien Luft sich etwas größer machen,
Und faßt sich frischen Muth. Da gehen seine Küh',
Mit Lämmern untermischt, ins Gras, bis an die Knie. —
Dann geht er ferner auch zu seinen Bienen hin,
Schaut, wie zwei grimme Heer' oft an einander ziehn,
Und um des Nachbars Klee sich bei den Stöcken zanken,
Die voll von Honig sind, — führt nachmals seine Ranken
Und junge Reben auf. Indessen kömmt sein Weib,
Die nicht nach Bisam riecht, und ihren schnöden Leib,
Wie falscher Waar' geschieht, vollauf an allen Enden
Hat prächtig ausgeputzt. Sie trägt in ihren Händen,
Die grob durch Arbeit sind, von grünem Majoran
Und Rosen einen Kranz, und krönet ihren Mann.
Bald setzt sie sich mit ihm bei einem Walde nieder,
An dem ein schöner Quell mit Rauschen hin und wieder
Fließt, heller noch als Glas. Der leichten Vögel Schaar
Springt auf den Aesten um, der grüne Specht, der Staar,
Der oftmals reden lernt. Die Nachtigall vor allen
Singt dem, der sie ernährt, und ihnen zu gefallen.
Die Lerche wirbelt auch — Dir, lieber Gott allein
Singt alle Welt; Dir, Dir, Dir will ich dankbar seyn.

Indessen schleicht der Schlaf, der Mittler aller Sachen,
Durch ihre Glieder ein, und wenn sie dann erwachen,
Daß nun die Sonne fast zu Gold vergehen soll,
So führet sie ihn heim, und setzt den Tisch bald voll
Mit Speisen, die sein Hof und Landgut selber träget,
Zwei Eyer oder drei, die jetzt erst sind geleget;
Ein Lamm, das heute noch lief neben seiner Mutter,
Den feisten Rahm der Milch und quittengelbe Butter,
Und Käse nebenbei, wie Holland selbst kaum hat,
Auch Obst, das sonsten ist so theuer in der Stadt.
Dies hat er und noch mehr, ißt, was er kann verdäuen,
Legt fein sich selber vor, darf sich mit nichten scheuen. —

Dann macht der Wirth sich erst aus Müdigkeit zu Bette;
Sie spinnt mit dem Gesind' indessen um die Wette,
Und netzt die Finger wohl, bis sie auch allgemach
Das Haupt senkt auf die Brust, und folgt dem Manne nach.
So ruhen sie mit Lust, ist schon ihr Lager nicht
Verhangen mit Damast und ob das Stroh gleich sticht
Durch ihren Unterpfühl, bis daß es jetzt will tagen,
Und auf den Hügeln sich der Morgenröthe Wagen
Von Ferne sehen läßt; dann dehnen sie sich aus,
Und sind zusammen beid' auf einen Sprung heraus.

Der funfzehnte Psalm.

O Herr, wer wird so selig seyn,
Daß er in deinen Zelten bleibe?
Wer nimmt durch deinen Gnadenschein
Den heilig schönen Berg doch ein,
Da er bei dir die Zeit vertreibe?

Der ist es, dessen Herz und Geist
Wohl wandelt; der, was recht ist, übet;
Der das, was gut und ehrbar heißt,
Zu treiben einig sich befleißt,
Und herzlich sehr die Wahrheit liebet;

Der nie begehet Ungemach;
Nicht schlägt den Nächsten mit der Zungen;
Sagt nicht dem Nachbar Böses nach;
Und lässet ihm erdachte Schmach
Und falschen Spott unaufgedrungen;

Der nie dem Bösen Gunst verleiht;
Ehrt den, der Gott ehrt aller Dingen;
Der nimmer ändert seinen Eid,
Und sollt' es ihm schon anderweit
Den höchsten Schimpf und Schaden bringen;

Der niemals Geld vom Wucher hebt;
Nicht an Geschenken Urtheil heget;
Nicht wider Recht und Unschuld strebt; —
Wer also redet, also lebt,
Der bleibet stets und unbeweget.

Unter den lyrischen Dichtern der ersten schlesischen Schule — so nennt man die, welche Opitzen nachahmten — waren die berühmtesten folgende:

Paul Flemming,

unstreitig der trefflichste Liederdichter dieser Schule. Er wurde im sächsischen Voigtlande, 12 Jahre später als Opitz, geboren, wo sein Vater Prediger war. Während er in Leipzig Medicin studirte, verfertigte er schon mehrere Gedichte, die so viel Beifall erhielten, daß er mit dem poetischen Lorbeer beehrt wurde. Die

Kriegsunruhen des 30jährigen Krieges bewogen ihn, nach Holstein zu gehen. Als er hier ankam, wollte der Herzog v. Holstein gerade eine Gesandtschaft an seinen Schwager, den russischen Czar, schicken. Flemming bat, ihn mitreisen zu lassen. Seine Bitte wurde gewährt; er reiste nach Moskau, für jene Zeit ein großes Unternehmen, und kam glücklich wieder zurück. Gleich darauf rüstete der Herzog eine zweite Gesandtschaft aus, die dies Mal zum Schach nach Persien ziehen sollte, um mit demselben einen Handelsvertrag zu schließen. Auch an dieser Unternehmung nahm Flemming Theil. Die Reise ging wieder über Moskau, dann über das caspische Meer, wo wenig fehlte, daß nicht ein Sturm die ganze Gesellschaft in den Wellen begraben hätte. Mit großer Beschwerde erreichte man Ispahan. Auf der Rückreise lernte Flemming in Reval die Tochter eines Kaufmanns kennen, und verlobte sich mit ihr. Voll schöner Lebenshoffnungen eilte er nun nach Deutschland zurück, und wollte sich in Hamburg als praktischer Arzt niederlassen; aber eine heftige Krankheit, die ihn in Hamburg befiel, machte 1640, im 31sten Jahre seines Alters, seinem blühenden Leben ein Ende.

In seinen Liedern findet man eine ungewöhnliche Zartheit der Gefühle, und mehr poetische Kraft als bei Opitz, nach dem er sich bildete. Nur fehlt ihm Korrektheit. Hätte er länger gelebt, so würde er wahrscheinlich alle gleichzeitige Dichter übertroffen haben. Das schöne Lied: „In allen meinen Thaten" ist von ihm.

Vor seiner Reise nach Persien.

In allen meinen Thaten
Laß' ich den Höchsten rathen,
Der alles kann und hat;
Er muß zu allen Dingen,
Soll's anders wohl gelingen,
Selbst geben Rath und That.

Nichts ist es, spat und frühe,
Um alle meine Mühe;
Mein Sorgen ist umsunst.
Er mag's mit meinen Sachen
Nach seinem Willen machen;
Ich stell's in seine Gunst.

Es kann mir nichts geschehen,
Als was er hat versehen,
Und was mir selig ist.
Ich nehm' es, wie er's giebet;
Was ihm von mir geliebet,
Das hab' ich auch erkiest.

Ich traue seiner Gnaden,
Die mich vor allem Schaden,
Vor allem Uebel schützt.
Leb' ich nach seinen Sätzen,
So wird mich nichts verletzen,
Nichts fehlen, was mir nützt.

Er wolle meiner Sünden
In Gnaden mich entbinden,
Durchstreichen meine Schuld.
Er wird auf mein Verbrechen
Nicht stracks das Urtheil sprechen,
Und haben noch Geduld.

Ich zieh' in ferne Lande,
Zu nützen einem Stande,
An den er mich bestellt.
Sein Segen wird mich lassen,
Was gut und recht ist, fassen,
Zu dienen seiner Welt.

Bin ich in wilden Wüsten,
So bin ich doch bei Christen,
Und Christus ist bei mir.
Der Helfer in Gefahren,
Der kann mich doch bewahren,
Wie dorten, so auch hier.

Er wird zu diesen Reisen
Gewünschten Fortgang weisen,
Wohl helfen hin und her,
Gesundheit, Heil und Leben,
Zeit, Wind und Wetter geben,
Und Alles nach Begehr.

Sein Engel, der getreue,
Macht meine Feinde scheue,
Tritt zwischen mich und sie.
Durch seinen Zug, den frommen,
Sind wir so weit nun kommen,
Und wissen fast nicht wie.

Leg' ich mich späte nieder,
Erwach' ich frühe wieder,
Lieg' oder zieh' ich fort,
In Schwachheit und in Banden,
Und was mir stößt zu Handen,
So tröstet mich sein Wort.

Hat er es denn beschlossen,
So will ich unverdrossen
An mein Verhängniß gehn.
Kein Unfall unter allen
Wird mir zu harte fallen;
Ich will ihn überstehn.

Ihm hab' ich mich ergeben,
Zu sterben und zu leben,
Sobald er mir gebeut;
Es sey heut' oder morgen,
Dafür laff' ich ihn sorgen;
Er weiß die rechte Zeit.

Gefällt es seiner Güte,
Und sagt mir mein Gemüthe
Nicht was Vergeblich's zu,
So werd' ich Gott noch preisen
Mit manchen schönen Weisen
Daheim in meiner Ruh'.

Indeß wird er den Meinen
Mit Segen auch erscheinen,
Ihr Schutz wie meiner seyn,
Wird beiderseits gewähren,
Was unsre Wünsch' und Zähren
Ihn bitten überein.

So sey nun, Seele, seine,
Und traue dem alleine,
Der dich geschaffen hat!
Es gehe, wie es gehe,
Dein Vater aus der Höhe
Weiß allen Sachen Rath.

Danklied nach der Schlacht bei Lützen.

Billig ist's, daß wir uns freuen
Und mit lautem Jauchzen schreien:
Lob sey Gott und seiner Macht,
Der die stolzen Feinde beuget,
Und mit seiner Allmacht zeuget,
Daß er uns noch nimmt in Acht.

Zweimal kamen sie gezogen,
Zweimal sind sie auch geflogen,
Nicht ohn' mächtigen Verlust.
Schreit, ihr Jungen! Ruft, ihr Alten!
Zweimal hat das Feld behalten
Gott und unser Held August. *)

Held August, du kühner Krieger,
O du glückesvoller Sieger,
Vor und in und nach dem Fall!
Auf was Arten, auf was Weisen
Soll man deine Thaten preisen
Hier und da und überall.

Held, du kamest her von weiten,
Daß du für uns möchtest streiten,
Held, du kamest, Held, du strittst,
Held, du siegtest auch im Sterben:
Held, wie können wir verderben,
Weil du jetzt noch vor uns trittst!

Deine Räthe, deine Werke,
Deine ritterliche Stärke
Ruft aus, was nur rufen kann.
Die bezwung'nen Ströme brausen,
Die verbundnen Lüfte sausen,
Was du, Helfer, hast gethan.

Elbe, Fürstin unsrer Flüsse,
Mach' dich auf die feuchten Füße,
Eile, laufe Nacht und Tag,
Meld' es auf beredten Wellen,
Daß die Ufer widerschällen,
Wie der Feind vor dir erschrak!

---

*) Gustav Adolph.

Die erblaſſeten Illyrer
Wichen mitſammt ihrem Führer
Hinter ſich, und fielen hin
Wie vor Jovis Donnerkeilen,
Wie vor Herkul's heil'gen Säulen,
Die man nicht ſoll überziehn.

Schöne Stadt! der fromme Himmel,
Der erſchuf ein ſolch Getümmel,
Ein ſolch Schrecken in dem Feind,
Daß er ſchändlich mußte fliehen,
Der dich grimmig auszuziehen
Und zu plündern war gemeint.

Seyd nun froh, ihr frommen Bürger!
Er iſt todt, der wilde Würger,*)
Er iſt todt, und ihr ſeyd frei.
Ihr und wir und Alle ſagen,
Daß ſich Gott für uns geſchlagen,
Daß die Ehre ſeine ſey.

Iſt ſchon unſer Heiland blieben,
Gott hat einen ſchon verſchrieben,
Der ihn rächen kann und ſoll,
Ihn und uns und alle Frommen.
Kömmt er? — Ja, er iſt ſchon kommen. —
Gläubige! gehabt euch wohl!

Auf den Tod eines Knaben.

Himmelauf und zu den Engeln,
Da man weiß von keinen Mängeln,
Himmelauf und ſelbſt zu Gott
Iſt der reine Geiſt geflogen;
Da, da wird er aufgezogen,
Da, da ißt er Engelbrot.

Süße Seele, ſoll ich klagen,
Und mit deinen Aeltern ſagen:
Allzu zeitlich kurzer Gaſt!

---

*) Pappenheim, der die Moritzburg in Halle eben belagerte, als er nach dem Schlachtfelde von Lützen berufen wurde, wo er fiel.

Nein! Selbst sie auch müssen sprechen,
Doch mit reichen Thränenbächen:
„Wohl dir, daß du Ruhe hast!“

Edle Eltern, seid's geständig:
Nichts ist unser eigenhändig,
Alles Unser ist erborgt;
Bevoraus*) die süßen Erben
Heißt der Höchste zeitig sterben,
Daß sie besser sei'n versorgt.

Gott, der wechselt stetig abe,
Untermenget Raub und Gabe,
Schenket, daß er nehmen kann.
Klaget, was ihr könnet klagen;
Dennoch müßt ihr endlich sagen:
„Es ist Alles wohlgethan!“

Laßt den höchsten Vater walten;
Der so lang hat Haus gehalten,
Der wird nun verderben nichts.
Christen lassen Christum handeln,
Folgen, wie er vor will wandeln;
Nur ein Heide widerspricht's.

Vorgeschickt ist unverloren.
Er hat einen Ort erkoren,
Da er bleibt, und ihr sollt hin.
Lasset denn nach eurem Schatze
Und nach seinem edlen Platze
Euren Muth und Herzen ziehn.

Tausend sind ihr', die dem Leben
Gerne wollten Urlaub geben,
Tausend Andre stehn in Noth,
Daß sie nicht zu bald verderben.
Euer Sohn hat sollen sterben,
Eh' er wünscht' und scheut' den Tod.

Uebel uns betagten Sündern!
O wie wohl geschieht den Kindern!
Die bald sagen gute Nacht,
Und so unbesorgt den Sachen,
Die uns alle bange machen
Vor des letzten Richters Macht.

---

*) Vorzugsweise.

Wenn das Wesen aller Sachen
In der letzten Gluth wird krachen,
Alles todt und nichts mehr seyn,
Dann so soll ein neues Leben
In verjüngter Erden weben,
Da uns Gott will setzen ein.

Rücket zu, ihr lieben Sterne!
Zeigt es, zeigt es uns von Ferne,
Zeigt uns stets das edle Bild!
Sein Gebeinlein soll hienieden
Um sich haben eitel Frieden,
Ganz in Blumen eingehüllt.

Andreas Gryphius,

war in Groß-Glogau in Schlesien, 19 Jahre später als Opitz, geboren. Sein Vater, den er schon im 5ten Jahre verlor, war Geistlicher. Andreas widmete sich der Rechtsgelehrsamkeit, und wurde nach zurückgelegten Universitätsjahren Hauslehrer in einem angesehenen Hause in Fraustadt. Aber der dreißigjährige Krieg bewog ihn, sein Vaterland zu verlassen, und zehn Jahre lang umherzureisen. Er sah Holland, England, Frankreich und Italien, lebte eine Zeit lang in Straßburg, und kehrte endlich nach Schlesien zurück, wo er Landsyndikus in Glogau wurde. Seiner Gelehrsamkeit und Berühmtheit wegen wurde ihm auch der Adel ertheilt, aber obgleich dieser damals viel galt, so meinte doch der aufgeklärte Gryph, daß derselbe einem verdienten Manne keinen höhern Werth geben könne, und machte nie Gebrauch davon. Er starb 1664, erst 48 Jahre alt, plötzlich mitten in der Versammlung der Stände am Schlage.

Wenn auch unter seinen vielen Gedichten seine Schauspiele die ausgezeichnetsten sind, so gehören doch auch seine Oden, Lieder, Sonette und Epigramme zu den besten der damaligen Zeit; nur muß man sich an unedle Ausdrücke, die nicht selten darin vorkommen, nicht stoßen. Der damalige Geschmack war noch nicht so geläutert, wie in unsrer Zeit. Fast alle seine Gedichte haben den Ausdruck der Traurigkeit, eine Folge der mancherlei Leiden, an denen sein Leben reich war.

Sein Sohn war Christian Gryph, der 1706 als Rector des Magdalenen-Gymnasiums in Breslau starb, und auch als Dichter bekannt ist, aber seinem Vater bei weitem nachsteht. Vom Vater Folgendes:

Rede eines Todten aus seinem Grabe.

O Mensch, du Grab der Eitelkeit,
Tritt her zu diesem Grabe!
Schau, was ich dir, du Raub der Zeit,
Darein geleget habe.
Was du jetzt bist und dann wirst seyn,
Nimm von mir, dir zur Warnung, ein.

Ich war ein Mensch, wie du auch bist,
Von Stand und von Verstande
Dein gleiches Bild, dein Nebenchrist,
Jetzt lieg' ich hier im Sande.
Kein Marmor darf mein Grab erhöhn,
Daß ich kann leichter auferstehn.

Was ist der Mensch? Des Todes Ziel,
Des Irrthums Wirbelwende.
Sein Thun? Der Eitelkeiten Spiel,
Ein Vorsatz sonder Ende.
Sein Geist? Ein halber Mund voll Luft,
Der so viel denkt und schafft und hofft!

Hier ist der Gränzstein aller Macht,
Das Zollhaus aller Sachen;
Kunst, Schönheit, Herrlichkeit und Pracht
Darf sich nicht drüber machen.
Ein Schwert, ein Buch, ein Pflug, ein Stab
Sucht unter einem Staub ein Grab.

Du hast, o Mensch, so weit zu mir,
Als dein Fuß zu der Erden;
Der Tod, dein steter Gast, winkt dir —
Folg' ihm, willst klug du werden!
Was du sonst suchest weit und breit,
Ist nichts als eitel Eitelkeit.

Ihr, die ihr Kunst und Wissenschaft
Erfunden und beschrieben,
Von deren Sinnen weiser Kraft
Nichts unentdeckt geblieben,
Sehr wenig hab' ich nicht gewußt,
Und doch an diesen Ort gemußt.

Drum, der du diese Grabschrift liest,
Und hörst mich unterm Sande,
Denk' an den Tod, wie hoch du bist
An Stand und an Verstande.
Du hast nicht einen Schritt zu mir,
Dein Grab steht unter'n Füßen dir.

Du wirst aus deiner Felder Raum
Ein Grab, darin zu liegen,
Gewand aus deinem Kasten kaum
Zum Sterbekleide kriegen.
Von denen, welche dich jetzt ehr'n,
Wird man dich nicht mehr nennen hör'n.

Nackt ein, nackt ziehn wir aus der Zeit,
Nichts folgt uns, wenn wir sterben,
Als des Gewissens Reinigkeit;
Das Andre bleibt den Erben.
Weib, Kind, Haus, Ansehn, Amt und Gut
Nimmst du nicht, noch sie dich in Hut.

Wenn es am letzten Abdruck*) ist,
So hilft dir nichts dein Wissen;
Die Künste, die du einst erkiest,
Und dein Verstand verfließen.
Gott sieht bloß deinen Glauben an;
Fehlt dieser dir, fehlst du der Bahn.

Gott fürchten, dieses übertrifft
All' andere Gesetze,
Und Christum lieben, alle Schrift
Und aller Weisheit Schätze;
Dem heil'gen Geiste geben Statt,
Der Menschen allerklügsten Rath.

Mein Pilgrim! Eines das ist Noth;
Dasselbe heißt: Wohl sterben.
Kannst du es, du siehst nicht den Tod —
Wo nicht, du mußt verderben.
Wohl sterben ist wohl auferstehn.
Drauf wart' ich — du magst förder gehn.

---

*) d. i. am letzten Athem; das Bild ist vom Abdrücken eines Gewehrs hergenommen.

Unbestand des Glücks.

Ei du Wechsel aller Dinge,
Immerwährend' Eitelkeit!
Läuft denn in der Zeiten Ringe
Nichts mit fester Sicherheit?

Gilt denn nichts als Fall und Stehen?
Nichts, denn Kron' und Henkerstrang?
Ist denn zwischen Tief' und Höhen
Kaum ein Sonnenuntergang?

Ewig wandelbares Glücke,
Siehst du keine Scepter an?
Ist denn nichts, das deiner Tücke
Auf der Welt entgehen kann?

Sterblicher! was ist dies Leben,
Als ein ganz vermischter Traum?
Das, was Fleiß und Schweiß uns geben,
Schwindet als der Wellen Schaum.

Fürsten, Götter dieser Erden,
Schaut, was vor euch knieen muß!
Oft, eh' es kann Abend werden,
Kniet ihr unter fremdem Fuß.

Auch ein Augenblick verrücket
Euern und der Feinde Thron,
Und ein enges Nun, das schmücket,
Die ihr haßt, mit eurer Kron'.

Ihr, die mit gehäuften Ehren
Sich ein Fürst verbunden macht,
Wie bald kann man von euch hören,
Daß ihr in die Ketten bracht!

Arme, sucht doch hoch zu steigen!
Eh' der Ruhm euch reich erblickt,
Müßt ihr Haupt und Augen neigen,
Und der Tod hat euch bestrickt.

Pocht, die ihr die Welt erschüttert,
Pocht auf eurer Waffen Macht!
Wenn die Luft was trübe wittert,
Wird die schwache Faust verlacht.

Dem Metalle zugeflossen,
Dem der Tag viel Schätz' anbot,
Bat oft, eh' der Tag geschlossen,
Um ein Stückchen schimmelnd Brot.

Schöne, die schneeweißen Wangen,
Die die Seelen nach sich ziehn,
Des Gesichtes edles Prangen,
Heißt ein schlechter Frost verblühn.

Indem wir die Jahre zählen,
Und nach hundert Erndten sehn,
Muß es an der Stund' uns fehlen;
Klotho ruft, es sey geschehn.

Zimmert Schlösser, baut Paläste,
Haut euch selbst aus hartem Stein!
Ach! der Zeit ist nichts zu feste —
Was ich bau', bricht Jener ein.

Nichts, nichts ist, das nicht noch heute
Könnt' in Eil' zu Trümmern gehn,
Und wir, ach! wir blinden Leute,
Hoffen für und für zu stehn!

An seinem Geburtstage.

Wenn ich die Zeiten überlege,
Wenn ich des Höchsten Gunst erwäge,
Die in der Zeit er mir erweist:
So sink' ich ehrerbietig nieder,
Und opfre Dank- und Freudenlieder
Ihm, den Luft, Erd' und Himmel preist.

Er hat mich frisch und unverletzet
Ins Daseyn und ins Licht versetzet,
Ins Licht, das mit hoch heiterm Schein
Durch seine Kirche strahlt und brennet;
Er hat mich für sein Kind erkennet,
Und schrieb ins Lebensbuch mich ein.

Er hat, als alles mir entsunken,
Als ich in Ach und Angst ertrunken,
Geboten Hülf' und treue Hand.

Als ich um Freund' und Eltern kommen,
Hat er mich in den Schooß genommen;
Er gab mir selbst sein Herz zum Pfand.

Daß ich auf so viel glatten Wegen,
Umringt mit Blitz und Donnerschlägen,
Noch unversehrt geh' nach dem Ziel,
Dem Zweck und Ende meiner Reise:
Dank ich nur ihm, der Straß' und Weise
Selbst zeigt und selbst mich führen will.

Hier bin ich, Herr! Beut deinem Knechte
Dein' ewig stark' und treue Rechte;
Mich schwindelt auf der steilen Bahn.
Wo du nicht hältst, so ist's geschehen.
O du, mein Leitstern, laß dich sehen!
Sonst, leider, ist's um mich gethan.

Du wirst mich ja durch Feind und Schrecken,
Wo Furcht' auf Furchten sich erwecken,
Wo keine Wehmuth ist zu groß,
Wenn ich dies Elend überstanden,
Befreit von Kerker, Ach und Banden,
Heimführen in dein Ehrenschloß.

Sonett auf die Taufe seines Sohnes Christian.

Geh, liebes Kind, geh hin, und schwöre zu der Fahn'
Des Königs, der für dich sich in den Tod verschworen!
Geh, liebes Kind, geh hin! Jetzt wirst du neu geboren,
Und setzest deinen Fuß auf Gottes Ehrenbahn.
Ach schwör' und bleib' getreu, wie Jesus selbst gethan,
Der dich zu seinem Glied hat durch sein Blut erkoren.
Er ist's, der dich erhöht; durch mich bist du verloren.
Wie sicher schifft, wer schifft in dieses Noah Kahn!
Gott müsse mehr dich *sein*, als ich dich *mein* erkennen,
Laß dich von deinem Haupt, von diesem Herren nennen *),
Dem dich dein Vater ganz zu eigen übergiebt.
Laß andern hohe Wort' und große Namen bleiben;
Für mich und dich sey groß, wenn du dich so magst schreiben,
Wie die berühmte Schaar, die ihren Christus liebt!

---

*) Nämlich Christian.

Andreas Tscherning

war 5 Jahre älter als Gryph, geboren in Bunzlau in Schlesien, wo sein Vater ein angesehener Bürger war, der ihm eine gute Erziehung gab. Erst 19 Jahre alt verließ er seine Vaterstadt wegen der Unruhen des dreißigjährigen Kriegs, und weil man damals die Evangelischen in Schlesien verfolgte. Um dem evangelischen Glauben treu bleiben zu können, ging er nach Görlitz, wo er, weil sein Vater ihn nicht hinlänglich unterstützen konnte, sich mit Kinderunterricht seinen Unterhalt erwarb. Als die Zeiten etwas ruhiger wurden, ging er nach Breslau, studirte hier mit großem Fleiße und fand so viele Unterstützung, daß er Breslau als seine zweite Vaterstadt ansah. Endlich konnte er auf die Universität Rostock gehen. Opitz, der seine ersten poetischen Versuche gelesen und ihn lieb gewonnen hatte, gab ihm Empfehlungen mit. Aber seine Armuth zwang ihn bald nach Schlesien zurückzugehen. Auch jetzt fand er in Breslau die liebevollste Unterstützung, indem ihm die angesehensten Familien den Unterricht ihrer Kinder übertrugen; aber er sehnte sich nach Rostock zurück, um da seine Studien fortzusetzen. Wirklich schossen auch seine Gönner so viel zusammen, daß er zum zweiten Male nach Rostock gehen konnte, und als hier bald darauf der Professor der Poesie starb, wurde Tscherning dessen Nachfolger. Als Professor hat er noch 15 Jahre in Rostock gelebt, wegen seiner Freundlichkeit und Sanftheit von Allen geliebt, bis er 1659, erst 48 Jahre alt, daselbst starb.

Seine meisten Gedichte sind Gelegenheitsgedichte, die damals sehr gewöhnlich waren; denn keine Hochzeit, keine Taufe, kein Todesfall, kein Geburts- und Namenstag durfte unbesungen bleiben. Er ahmte Opitz nach, und kann daher mehr als die übrigen Dichter jener Zeit dessen Schüler genannt werden. Ein ausgezeichneter Dichter voll Feuer und Originalität war er nicht, und hat Opitzens Tugenden und Fehler.

Auf ein Hündchen.

Freude des Herren und Liebe der Frauen,
Herzfänger, Zeitendieb, Störer der Pein,
Keiner kann lachenfrei jemals dich schauen,
Käme der Sauertopf Cato herein,
Er würd' in Gebehrden
Bald lustiger werden.

Sollte nicht Menschen die Weise behagen,
Wann du, sobald nur die Tafel gedeckt,
Bringest die eigene Schüssel getragen?
Lächerlich ist, wenn sie irgend versteckt,
Das eifrige Suchen,
Das hungrige Puchen.

Lobenswerth ist das behagliche Springen;
Wunder erwecket die artige Kunst,
Lieblich zu scherzen und freundlich zu ringen;
Jegliches Augenlicht faßt dich in Gunst,
Das etwa genossen
Der lustigen Possen.

Raben die müssen an Augen dir weichen;
Phöbus Geflügel, der singende Schwan,
Kann sich an Farbe mit deiner nicht gleichen;
Deine, Liebuschlin, die gehet voran.
Du prangest mit Gaben,
Die Wenige haben.

Laß dem Catullus den Sperling vor allen;
Statius sey auf die Tauben erhitzt;
Laß dem Petrarcha die Katze gefallen,
Welche die Schriften vor Mäusen beschützt:
Dich müssen die Weisen
Viel rühmlicher preisen.

Lipsius hätte vor seinem Saphire,
Liebes Liebuschlin, dich werther geschätzt.
Alles, was ich dir jetzt daktylisire,
Was mein geringer Verstand dir gesetzt,
Ist für dich, o König
Der Hunde zu wenig.

Soll ich es sagen, all wie ich gedenke?
Wenn du in Fröhlichkeit trunken und geil
Giebest zu sehen die künstlichen Ränke,
Wahrlich so hat die Natur dir ein Theil
Von Menschenverstande
Gegeben zu Pfande.

Cerberus müsse dich gnädig empfangen,
Wenn du wirst reisen in Acherons Haus.
Stille doch späte sein heißes Verlangen,
Atheme langsam den Flattergeist aus.
Du wirst mit dem Leben
Viel Freude begeben.

Wenn du verblichen, so wirst du begraben,
Wo Amaristlin und wo Servitor
Ihre gekammerte Grabesstatt haben,
Zwischen der Blumen gestirnetem Flor,
Als die in dem Garten
Schon deiner erwarten.

Die genannten Dichter verfertigten auch geistliche Lieder. Als geistliche Liederdichter zeichneten sich aber besonders aus: Simon Dach, Paul Gerhard und Georg Neumark.

Simon Dach,

war in Memel in Ostpreußen geboren, wo sein Vater Dolmetscher der lithauischen Sprache war. Nachdem er nach einander die Schulen in Memel, Königsberg, Wittenberg und Magdeburg besucht hatte, studirte er in Königsberg Philosophie und Theologie. Sein erstes Amt war eine Lehrerstelle an der Domschule in Königsberg, und hier arbeitete er mit solchem Fleiße, daß er häufige Ohnmachten bekam. Seine ersten Versuche als Dichter fanden solchen Beifall, daß er beschloß, sich ganz der Poesie zu widmen, und als der nachherige große Kurfürst Friedrich Wilhelm als Prinz 1638 nach Königsberg kam, übergab ihm Dach einen poetischen Glückwunsch, den der Fürst so gut aufnahm, daß Dach im folgenden Jahre die eben erledigte Professur der Dichtkunst an der Königsberger Universität erhielt. Friedrich Wilhelm liebte ihn überhaupt so, daß er ihm, als Dach ihn einst in Versen um ein Stück Feld gebeten hatte, ein ganzes Gut schenkte. Dach starb 1659 im 54sten Jahre.

Eine hohe Begeisterung waltet in Dachs Gedichten zwar nicht; dafür herrscht in seinen geistlichen Liedern ein wahrhaft frommer Geist und ein tiefes religiöses Gefühl. Seine fröhlichen Lieder sind voll gutmüthiger Laune und voll Heiterkeit. Er gehört zu Opitz's besten Schülern. Sein lieblichstes Gedicht ist wohl Aennchen von Tharau. Dach wollte um die Hand einer Predigers-Tochter aus Tharau bei Königsberg werben, aber ein Andrer kam ihm zuvor. Da dichtete er jenes Gedicht in plattdeutscher Mundart, und nannte es: Anke van Tharau ös de my

geföllt (das da mir gefällt). Von seinen geistlichen Liedern stehen mehrere in unsern bessern Gesangbüchern, z. B. „ich bin ja, Herr, in deiner Macht," u. s. w.

Anke van Tharau.

(Abgekürzt.)

Anke van Tharaw öß, de my geföllt,
So öß mihn Lewen, mihn Goet on mihn Gölt.
Anke van Tharaw heft wedder eer Hart
Op my geröchtet ön Löw' on ön Schmart.
Anke van Tharaw, mihn Rihkdom, mihn Goet!
Du mihne Seele, mihn Fleesch on mihn Bloet!
Quöm' allet Wedder glihk ön ons tho schlahn,
Wy syn gesönnt by een anger tho stahn.
Krankheit, Verfälgung, Bedröfnös on Pihn
Sal unsrer Löbe Vernöttinge syn.
Recht as een Palmen=Bohm äver söck stöcht,
Je mehr en Hagel on Regen anföcht:
So wardt de Löw' ön ons mächtich on groht
Dörch Kryhtz, dörch Lyden, dörch allerley Noth.
Wördest du glihk een mahl van my getrennt,
Leewdest dar, wor öm der Sönne kuhm kennt.
Eck will die fälgen dörch Wöler, dörch Mär,
Dörch Yhß, dörch Ihsen, dörch fihndlöcket Hähr.

Uebersetzung.

Aennchen von Tharau ist, die mir gefällt,
Sie ist mein Leben, mein Gut und mein Geld.
Aennchen von Tharau hat wieder ihr Herz
Auf mich gerichtet in Lieb und in Schmerz.
Aennchen von Tharau, mein Reichthum, mein Gut!
Du meine Seele, mein Fleisch und mein Blut!
Käm' alles Wetter gleich auf uns zu schlahn,
Wir sind gesinnt bei einander zu stahn.
Krankheit, Verfolgung, Betrübniß und Pein
Soll unsrer Liebe Verknotigung seyn.
Recht als ein Palmenbaum über sich steigt,
Je mehr ihn Hagel und Regen anficht;
So wird die Lieb' in uns mächtig und groß
Durch Kreuz, durch Leiden, durch allerlei Noth.
Würdest du gleich einmal von mir getrennt,
Lebtest da, wo man die Sonne kaum kennt:
Ich will dir folgen durch Wälder, durch Meer,
Durch Eis, durch Eisen, durch feindliches Heer.

Anke van Tharaw, mihn Licht, mihne Sönn,
Mihn Leven ſchluht öck ön dinet henönn.
Wat öck geböde, wart van dy gedahn,
Wat öck verböde, dat lätſtu my ſtahn.
Wat heft de Löve däch ver een Beſtand,
Wor nich een Hart öß, een Mund, eene Hand?
Wor öm ſöck hartaget, kabbelt on ſchleyht,
On glihk den Hungen on Katten begeyht?
Anke van Tharaw, dat war wy nich dohn;
Du böſt mihn Dyhfken, myn Schahpken, myn Hohn. —
Dit mahckt dat Lewen tom hämmliſchen Rihk;
Dörch Zanken wart et der Hellen gelihk.

Aennchen von Tharau, mein Licht, meine Sonn',
Mein Leben ſchließ' ich um deines herum.
Was ich gebiete, wird von dir gethan,
Was ich verbiete, das läßt du mir ſtahn.
Was hat das Leben doch für ein' Beſtand,
Wo nicht ein Herz iſt, ein Mund, eine Hand?
Wo man ſich ärgert, kabbelt und ſchlägt,
Und gleich den Hunden und Katzen beträgt?
Aennchen von Tharau, das werden wir nicht thun;
Du biſt mein Täubchen, mein Schäfchen, mein Huhn!
Dies macht das Leben zum himmliſchen Reich;
Durch Zanken wird es der Hölle gleich.

Die Furcht Gottes iſt die höchſte Weisheit.

O wie groß iſt doch der Mann,
Der durch hoher Weisheit Gaben
Alles das ergründen kann,
Was See, Erd' und Himmel haben,
Der in alle Fäll' und Sachen
Klüglich ſich zu ſchicken weiß,
Kriegt in Trauern oder Lachen
Der geehrten Tugend Preis!

Aber welcher ſeinen Gott
Fürchtet, hat nicht ſeines Gleichen;
Jedermann wird hier zum Spott,
Und muß Hoheit halben weichen,

Denn die Furcht des Herren stehet
Ueber alle Ding' empört;
Wer sie hat, wird auch erhöhet,
Und zugleich mit ihr beehrt.

Und wie wohl ist dem zu Muth',
Der, bis daß er muß erkalten,
Dieses rechte Himmelsgut
Feste kann im Herzen halten!
Weint, ihr Könige der Erden,
Und was sonst hier schwimmt empor!
Ihr müßt hier zu Schanden werden;
Wer Gott fürchtet, geht euch vor!

Bei Roberthin's Tode.

Ich bin ja, Herr, in deiner Macht;
Du hast mich an dies Licht gebracht,
Du unterhältst mir auch das Leben.
Du kennest meiner Monden Zahl,
Weißt, wann in diesem Jammerthal
Auch wieder gute Nacht muß geben,
Wo, wie und wann ich sterben soll,
Das weißt du, Vater, mehr als wohl.

Wen hab' ich nun, als dich allein,
Der mir in meiner letzten Pein
Mit Trost und Rath weiß zuzuspringen?
Wer nimmt sich meiner Seelen an,
Wenn nun mein Leben nichts mehr kann,
Und ich muß mit dem Tode ringen,
Wenn aller Sinnen Kraft gebricht:
Thust du es, Gott, mein Heiland nicht?

Mich dünkt, da lieg' ich schon vor mir,
In großer Hitz', ohn' Kraft, ohn' Zier,
Mit höchster Herzensangst befallen.
Gehör und Rede nehmen ab,

---

*) Sein Freund Roberthin war kurfürstlicher Rath in Königsberg, und starb 1618. Auch er ist als Dichter bekannt.

Die Augen werden mir ein Grab;
Doch kränkt die Sünde mich vor allen.
Des Satans Anklag' hat nicht Ruh',
Setzt mir auch mit Versuchung zu.

Ich höre der Posaunen Ton,
Und seh' auch den Gerichtstag schon,
Der mir auch wird ein Urtheil fällen.
Hier weiset mein Gewissensbuch,
Da aber des Gesetzes Fluch,
Mich Sündenkind hinab zur Höllen,
Da, wo man ewig, ewig: Leid!
Mord! Jammer! Angst und Zeter! schreit.

Kein Gold und Gut errettet mich;
Umsonst erbeut ein Bruder sich,
Den andern hier erst loszumachen.
Er muß es ewig lassen stehn,
Wir werden ewig nicht entgehn,
Kriegt einmal uns der Höllenrachen.
Wer hilft mir sonst in dieser Noth,
Wo du nicht, Gott, du Todes Tod?

Der Teufel hat nicht Macht an mir;
Ich habe bloß gesündigt dir,
Dir, der du Missethat vergiebest.
Was maßt sich Satan dessen an,
Der kein Gesetz mir geben kann,
Nichts hat an dem, was du, Herr, liebest?
Er nehme das, was sein ist, hin!
Ich weiß, daß ich des Herren bin!

Herr Jesu! Ich, dein theures Gut,
Bezeug's mit deinem eignen Blut,
Daß ich der Sünde nicht gehöre.
Was schont denn Satan meiner nicht,
Und schreckt mich durch das Zorngericht?
Komm! rette deine Leidensehre!
Was giebest du mich fremder Hand,
Und hast so viel an mich gewandt?

Nein, nein! ich weiß gewiß, mein Heil,
Du lässest mich, dein wahres Theil,
Zu tief in deinen Wunden sitzen.
Hier lach' ich aller Macht und Noth,

Es mag Gesetz, Höll' oder Tod
Auf mich her donnern oder blitzen.
Dieweil ich lebte, war ich dein;
Jetzt kann ich keines Fremden seyn.

Auf den Tod seines Freundes Georg Blum.

Also weichen und verbleichen
Meine guten Freunde mir!
Diese wandern nach den andern,
Und verlassen mich allhier.
Auch mein Blum eilt ihnen nach
In sein liebes Grabgemach.

Such' ich neue, die in Treue
Mir verpflichtet könnten seyn,
Eh' ich finde, sie ergründe,
Zehnmal geh' ich drüber ein.
Freund' und alte Münze sind
Sachen, die man selten find't.

Nein, ich werde in die Erde
Auch nach wenig Zeit gethan.
Die Geschäfte meiner Kräfte
Sagen mir es stündlich an.
Liebste Schatten, freuet euch!
Ich komm auch in euer Reich!

Die im Leben mich umgeben,
Sind im Tod' auch ungetrannt.
Alle Seelen in den Höhlen
Sollen rühmen unser Land.
Unterdessen macht mir dort
Raum an einem guten Ort.

Paul Gerhard,

war in Gräfenhaynichen in Sachsen geboren, nur 2 Jahre jünger als Dach, wurde zuerst Propst in Mittenwalde bei Berlin, dann Prediger an der Nicolaikirche in Berlin selbst. Schon hier zeich=

nete er sich als Dichter geistlicher Lieder aus, und verfertigte namentlich das schöne Lied: „Befiehl du deine Wege" u. s. w. Als der große Kurfürst Friedrich Wilhelm einige Edicte erließ, welche zwar wohl nur Nebensachen in der lutherischen Kirche betrafen, die dem gewissenhaften Gerhard aber nach dem damaligen Geiste der Zeit höchst wichtig erschienen, und die er daher nicht unterschreiben wollte, so wurde er abgesetzt, ohne zu wissen, wohin er sich zunächst wenden sollte, aber dem Beistande Gottes fest vertrauend. Und dieser verließ ihn auch nicht. Gerhard wurde als Prediger nach Lübben in der Niederlausitz berufen. Späterhin las einst der Kurfürst Friedrich Wilhelm jenes Lied, und fragte: „wer mag der Mann seyn, der das schöne Lied gemacht hat?" und da er hörte, daß Gerhard der Verfasser sei, so bot er ihm an, ihn ohne alle Bedingungen in sein Amt wieder einzusetzen, was dieser aber ablehnte. Er starb in Lübben 1676, 69 Jahre alt.

Die Geschichte seiner Auswanderung aus Berlin erzählte man sonst folgendermaßen: der Kurfürst entsetzte ihn seines Amtes, und wies ihn aus dem Lande. Voll Gottvertrauen dichtete Gerhard unter diesen Umständen das Lied: „ist Gott für mich, so trete gleich alles wider mich" u. s. w. Er wandte sich, ohne sichere Aussicht auf Unterkommen, nach Sachsen. Als er eines Abends in einem Wirthshause, wo er übernachten wollte, saß, weinte seine Frau über ihr und ihrer Kinder hartes Geschick. Da verwies sie der fromme Mann an die Worte des 37sten Psalms: „Befiehl dem Herrn deine Wege, und hoffe auf ihn, er wird's wohl machen." Dann ging er, dieser Tröstung voll, in den Garten des Wirthshauses, setzte sich in eine Laube, und dichtete jenes Lied: „Befiehl du deine Wege, und was dein Herz sonst kränkt, der allertreusten Pflege des, der den Erdkreis lenkt." Er las nun das Lied seiner Frau vor, die sich dadurch beruhigter fühlte. Spät am Abende fuhr ein Wagen vor; zwei Fremde traten ein, sprachen mit Gerhard, und erzählten, sie wären vom Herzoge von Sachsen-Merseburg abgeschickt, einen abgesetzten Prediger aus Berlin, Paul Gerhard, aufzusuchen. Gerhards Frau erschrak, denn sie fürchtete ein neues Unglück. Als aber ihr Gatte den Fremden sich zu erkennen gab, daß er eben der Gesuchte sei, übergaben sie ihm einen Brief des Herzogs, in wel-

chem dieser meldete, er habe von Gerhards unverdienter Absetzung gehört, und wolle ihm bis zu seiner anderweitigen Anstellung ein Jahrgehalt aussetzen. „Siehst du?“ sagte Gerhard, indem er sich gerührt zu seiner Frau wandte, „wie Gott für uns sorgt! Sagte ich dir nicht: befiehl dem Herrn deine Wege, und hoffe auf ihn; er wirds wohl machen?“ Allein neue Untersuchungen haben gezeigt, daß wenigstens nicht alles in dieser Erzählung wahr sei; denn er hat jenes Lied nicht bei dieser Veranlassung, sondern schon früher, gedichtet.

Nur allein Luthern ausgenommen, ist Paul Gerhard der beste Dichter geistlicher Lieder aller früheren und der zunächst nach ihm folgenden Zeiten. In seinen Liedern spricht sich ein von inniger Frömmigkeit begeistertes Herz aus, und noch heute lesen und singen wir viele derselben mit vieler Erbauung, z. B. „O Haupt voll Blut und Wunden,“ u. s. w. „Ich singe dir mit Herz und Mund“ u. s. w. „Wach' auf mein Herz und singe“ u. s. w. „O Welt! sieh hier dein Leben am Stamm des Kreuzes schweben“ u. s. w. Indessen ist nicht zu leugnen, daß manche auch die Fehler des Zeitalters an sich tragen, zu wortreich sind, und spielende Ausdrücke enthalten.

Christliche Sommerfreude.

Geh' aus, mein Herz und suche Freud'
In dieser lieben Sommerzeit
An deines Gottes Gaben.
Schau an der schönen Gärten Zier,
Und siehe, wie sie mir und dir
Sich ausgeschmücket haben.

Die Bäume stehen voller Laub,
Das Erdreich decket seinen Staub
Mit einem grünen Kleide.
Narzissus und die Tulipan,
Die ziehen sich viel schöner an,
Als Salomonis Seide.

Die Lerche schwingt sich in die Luft,
Das Täublein fleucht aus seiner Kluft,
Und macht sich in die Wälder.
Die hochbegabte Nachtigall
Ergötzt, und füllt mit ihrem Schall
Berg, Hügel, Thal und Felder.

Die Glucke führt ihr Völklein aus;
Der Storch baut und bewohnt sein Haus;
Das Schwälblein speist die Jungen;
Der schnelle Hirsch, das leichte Reh
Ist froh, und kömmt aus seiner Höh'
Ins tiefe Gras gesprungen.

Die Bächlein rauschen in dem Sand,
Und mahlen sich um ihren Rand
Mit schattenreichen Myrthen.
Die Wiesen liegen hart dabei,
Und klingen ganz vom Lustgeschrei
Der Schaf' und ihrer Hirten.

Die unverdross'ne Bienenschaar
Fleucht hin und her, sucht hier und dar
Ihr' edle Honigspeise.
Des süßen Weinstocks starker Saft
Gewinnet täglich neue Kraft
In seinem schwachen Reise.

Der Weitzen wächset mit Gewalt;
Darüber jauchzet Jung und Alt,
Und rühmt die große Güte
Des, der so überflüssig labt,
Und mit so manchem Gut begabt
Das menschliche Gemüthe.

Ich selber kann und mag nicht ruhn;
Des großen Gottes großes Thun
Erweckt mir alle Sinnen.
Ich singe mit, wenn Alles singt,
Und lasse, was dem Höchsten klingt,
Aus meinem Herzen rinnen.

Ach! denk' ich, bist du hier so schön,
Und läßt du uns so lieblich gehn
Auf dieser armen Erden:
Was will doch wohl nach dieser Welt
Dort in dem reichen Himmelszelt
Und güldnem Schlosse werden?

Welch' hohe Lust, welch heller Schein
Wird wohl in Christi Garten seyn!
Wie muß es da doch klingen,
Da so viel tausend Seraphim
Mit unverdross'nem Mund und Stimm'
Ihr Hallelujah singen!

O wär' ich da! O ständ' ich schon,
Ach! süßer Gott, vor deinem Thron
Und trüge meine Palmen!
So wollt' ich nach der Engel Weis'
Erhöhen deines Namens Preis
Mit tausend schönen Psalmen.

Doch gleich wohl will ich, weil ich noch
Hier trage dieses Leibes Joch,
Auch nicht gar stille schweigen;
Mein Herze soll sich fort und fort
An diesem und an allem Ort
Zu deinem Lobe neigen.

Hilf mir, und segne meinen Geist
Mit Segen, der vom Himmel fleußt,
Daß ich dir stetig blühe!
Gieb', daß der Sommer deiner Gnad'
In meiner Seelen früh und spat
Viel Glaubensfrücht' erziehe.

Mach' in mir deinem Geiste Raum,
Daß ich dir werd' ein guter Baum,
Und laß mich Blüthen treiben!
Verleihe, daß zu deinem Ruhm
Ich deines Gartens schöne Blum'
Und Pflanze möge bleiben!

Erwähle mich zum Paradeis,
Und laß mich bis zur letzten Reis'
An Leib und Seele grünen.
So will ich dir und deiner Ehr'
Allein, und sonsten Keinem mehr,
Hier und dort ewig dienen.

Vertrauen auf Gott.

Befiehl du deine Wege,
Und was dein Herze kränkt,
Der allertreusten Pflege
Des, der den Himmel lenkt!
Der Wolken, Luft und Winden
Giebt Wege, Lauf und Bahn,
Der wird auch Wege finden,
Da dein Fuß gehen kann.

Dem Herren mußt du trauen,
Wenn dir's soll wohlergehn;
Auf sein Wort mußt du schauen,
Wenn dein Werk soll bestehn.
Mit Sorgen und mit Grämen
Und mit selbsteigner Pein
Läßt Gott sich gar nichts nehmen;
Es muß erbeten seyn.

Dein ew'ge Treu' und Gnade,
O Vater, weiß und sieht,
Was gut sei oder schade
Dem sterblichen Geblüt;
Und was du dann erlesen,
Das treibst du, starker Held,
Und bringst zum Stand und Wesen,
Was deinem Rath gefällt.

Weg' hast du allerwegen;
An Mitteln fehlts dir nicht.
Dein Thun ist lauter Segen,
Dein Gang ist lauter Licht.
Dein Werk kann niemand hindern;
Dein' Arbeit darf nicht ruhn,
Wenn du, was deinen Kindern
Ersprießlich ist, willst thun.

Und ob gleich alle Teufel
Hier wollten widerstehn,
So wird doch ohne Zweifel
Gott nicht zurücke gehn;
Was er sich vorgenommen,
Und was er haben will,
Das muß doch endlich kommen
Zu seinem Zweck und Ziel.

Hoff', o du arme Seele,
Hoff' und sei unverzagt!
Gott wird dich aus der Höhle,
Da dich der Kummer nagt,
Mit großen Gnaden rücken;
Erwarte nur die Zeit,
So wirst du schon erblicken
Die Sonn' der schönsten Freud'!

Auf! auf! gieb deinem Schmerze
Und Sorgen gute Nacht!

Laß fahren, was das Herze
Betrübt und traurig macht!
Bist du doch nicht Regente,
Der Alles führen soll;
Gott sitzt im Regimente,
Und führet alles wohl.

Ihn, ihn laß thun und walten;
Er ist ein weiser Fürst,
Er wird sich so verhalten,
Daß du dich wundern wirst,
Wenn er, wie ihm gebühret,
Mit wunderbarem Rath
Die Sach' hinausgeführet,
Die dich bekümmert hat.

Er wird zwar eine Weile
Mit seinem Trost verziehn,
Und thun an seinem Theile,
Als hätt' in seinem Sinn
Er deiner sich begeben;
Und sollt'st du für und für
In Angst und Nöthen schweben,
So frag' er nichts nach dir.

Wird's aber sich befinden,
Daß du ihm treu verbleibst,
So wird er dich entbinden,
Da du's am mind'sten gläubst.
Er wird dein Herze lösen
Von der so schweren Last,
Die du zu keinem Bösen
Bisher getragen hast.

Wohl dir, du Kind der Treue!
Du hast und trägst davon
Mit Ruhm und Dankgeschreie
Des Sieges Ehrenkron'.
Gott giebt dir selbst die Palmen
In deine rechte Hand,
Und du singst Freudenpsalmen
Dem, der dein Leid gewandt.

Mach End', o Herr! mach' Ende
An aller unsrer Noth!
Stärk' unsre Füß' und Hände,
Und laß' bis in den Tod

Uns allzeit deiner Pflege
Und Treu' empfohlen seyn.
So gehen unsre Wege
Gewiß zum Himmel ein.

Georg Neumark

war aus Mühlhausen in Thüringen. In seiner Jugend und erstem Mannsalter hatte er mit vielen Nahrungssorgen zu kämpfen. Damals war er ohne Amt in Hamburg, und mußte aus Noth erst seinen Hausrath, dann seine Bücher, zuletzt sein Lieblingsinstrument, eine Gambe (eine Art Violoncell), auf welcher er Meister war, versetzen. In dieser Noth wurde er durch Empfehlungen mit dem schwedischen Gesandten bekannt, der ihm eine Probearbeit auftrug, und da sie wohl gerieth, wurde er zum Secretair des Gesandten mit einem Gehalt von 100 Thlr. ernannt. Ueber diese glückliche Wendung gerührt, dichtete er das bekannte schöne Lied: „Wer nur den lieben Gott läßt walten" u. s. w. Er wurde später Bibliothekar in Weimar, wo er 1681, sechzig Jahre alt, starb.

Seine meisten Lieder sind matt. Doch gehören einige zu den besten jener Zeit, namentlich außer jenem eben erwähnten auch: „Ich danke dir, mein Gott, von Herzen, daß du mich die vergangne Nacht" u. s. w.

Hoffnung auf Gott.

Wer nur den lieben Gott läßt walten,
Und glaubensvoll sich seiner freut,
Nur der kann Seelenruh' behalten
In jeder Widerwärtigkeit.
Wer Gott, dem Allerhöchsten, traut,
Der hat auf festen Grund gebaut.

Was hilfts, wenn unter Gram und Sorgen
Dein banges Herz zwar Trost begehrt,
Und doch vom Abend bis zum Morgen
Die unzufried'ne Klage währt?
Vermehrest du nicht selbst dein Leid
Durch Ungeduld und Traurigkeit?

Erwarte mit Geduld und Stille
Das Ende deiner Noth, o Christ!
Erwäge doch, daß Gottes Wille
Anbetungswerth und weise ist.
Er ist ja Vater, der dich liebt,
Der Alles, was dir nützet, giebt.

Er kennt die rechten Freudenstunden;
Er weiß wohl, was uns nützlich sei.
Wenn er uns nur hat treu erfunden,
Aufrichtig, ohne Heuchelei,
So kommt er, eh' wir's uns versehn,
Und lässet uns viel Gut's geschehn.

Denk' nicht in deiner Drangsalshitze,
Daß du von Gott verlassen seist,
Daß ihm nur der im Schooße sitze,
Den alle Welt für glücklich preis't.
Die Zukunft ändert oft sehr viel,
Und setzet Jeglichem sein Ziel.

Es sind ja Gott sehr leichte Sachen,
Und seiner Allmacht gilt es gleich,
Den Reichen klein und arm zu machen,
Den Armen aber groß und reich.
Er ist der rechte Wundermann,
Der bald erhöh'n bald stürzen kann.

Sing', bet' und geh auf Gottes Wegen,
Verricht' das Deine nur getreu,
Und trau des Himmels reichem Segen,
So wird er bei dir werden neu.
Denn wer nur seine Zuversicht
Auf Gott setzt, den verläßt er nicht.

Noch erwähnen wir hier den Dichter des allbekannten Lobliedes: „Nun danket alle Gott" u. s. w., Rinkert, der 1649, 64 Jahre alt, als Archidiakonus in Eilenburg in Sachsen gestorben ist.

Zweite schlesische Schule.

Gegen die Mitte des 17ten Jahrhunderts verließen mehrere, besonders schlesische Dichter, die bisherige Bahn, die Opitz eröff-

net hatte. Sie hatten die italienischen Dichter kennen gelernt, die sich damals theils durch leeres Wortgepränge, theils durch süßliche Ziererei auszeichneten. Je mehr es jenen Leuten, die man die zweite schlesische Schule nennt, an wahrer poetischer Begeisterung, an Geschmack, an Kenntniß des menschlichen Herzens und an tiefem Gefühl fehlte, desto mehr suchten sie diesen Mangel durch pomphafte Sprache, durch erzwungene Leidenschaftlichkeit, durch künstliche Perioden und durch die geschmacklosesten Uebertreibungen zu ersetzen. Die beiden Häupter dieser geschmacklosen Dichterzunft waren Hoffmannswaldau und Lohenstein.

Christian Hoffmann von Hoffmannswaldau,

war in Breslau, wo sein Vater kaiserlicher Kammerrath war, in dem Jahre, in welchem der dreißigjährige Krieg ausbrach, geboren. Schon als Knabe und Jüngling zeigte er hervorstechende Anlagen, und Opitz würdigte ihn daher, während Hoffmannswaldau in Danzig auf der Schule war, seiner Aufmerksamkeit. Dann studirte er in Leyden, und machte Reisen durch die Niederlande, England, Frankreich, Italien und Deutschland. Sein Vater verschaffte ihm eine Rathsherrnstelle in Breslau, und da er mehrmals vom Magistrat nach Wien an den kaiserlichen Hof gesandt wurde, so ernannte ihn der Kaiser zum kaiserlichen Rathe. Zuletzt wurde er Präses des Magistratscollegiums in Breslau. Als solcher starb er 1679, 61 Jahre alt, als Mensch von seinen Mitbürgern mit Recht hochgeachtet.

Seine Gedichte — er hat Oden, viele Gelegenheitsgedichte und Heroiden gedichtet — sind von sehr geringem Werthe. Die gewöhnlichsten Gedanken trägt er in einer schwülstigen, gezierten Sprache vor, und doch fanden sie zu seiner Zeit viele Bewunderer und Nachahmer. Selbst Andreas Gryph versichert, daß Hoffmannswaldau nichts als Wunder spreche, und bei seinem Begräbnisse stellte sich Lohenstein in der Leichenrede, die er seinem Freunde hielt, an, als wenn es nie einen größern Dichter gegeben hätte, noch geben könnte. Noch ärger machte es ein damals in Breslau lebender Gelegenheitsdichter, der in dem Klaggedicht auf Hoffmannswaldau sagt, daß bei seinem Tode die Najaden und Dryaden in Thränen geschwommen und sich die Brust zerschlagen hätten; Apollo

habe die Cither fortgeworfen, weil der Pindus nun seines besten Dichters beraubt sei. Hoffmannswaldau war übrigens der erste, welcher deutsche Heroiden dichtete.

Daniel Caspar von Lohenstein,

war 17 Jahre jünger als Hoffmannswaldau. Er war aus Nimptsch in Schlesien gebürtig, wo sein Vater Steuereinnehmer und Rathmann war. Er besuchte das Magdalenengymnasium in Breslau, dann die Universitäten Leipzig und Tübingen, reiste durch Deutschland, die Schweiz und die Niederlande. In Breslau wurde er kaiserlicher Rath und Obersyndikus, und starb, erst 48 Jahre alt, 1683.

Auch Lohenstein war als Mensch achtungswerther denn als Dichter, und durch das übertriebene, an Abgötterei grenzende Lob, das er seinem Freunde und Collegen Hoffmannswaldau spendete, trug er viel dazu bei, daß dessen schönes Talent irre geleitet wurde. Im Prunk der Worte, in Anhäufung witziger Anspielungen und in lächerlichen Uebertreibungen, kurz in Vermeidung alles Natürlichen, sucht er Hoffmannswaldau wo möglich noch zu überbieten. Außer unzähligen Gelegenheitsgedichten und Liedern hat er auch Trauerspiele geschrieben, die eben so langweilig wie unnatürlich sind. Nur ein Werk von ihm ist zu loben: der historische Roman Arminius und Thusnelda, das beste prosaische Werk dieser geschmacklosen Zeit.

Nur um einen Begriff von der schwülstigen Sprache jener Schule zu geben, mögen folgende Stellen aus Lohenstein einen Platz finden:

Aus seinem Trauerspiele Sophonisbe.

(Der König Massiniffa von Numidien hat seiner jungen Frau Sophonisbe durch Himilco und Micipsa ein Glas mit Gift geschickt, um sich damit zu tödten, damit sie nicht von den Römern, die sie gefangen genommen, in Rom im Triumph aufgeführt werde. Sie trinkt das Gift nebst ihren Söhnen Hiempsal und Hierbal).

Personen: Sophonisbe. Hiempsal und Hierbal, ihre Söhne. Himilco und Micipsa. Mehrere Frauen: Eleniffa, Dryntha, Agathe.

Sophon.: Auf! laßt uns nun den Trank von Massinissen schmecken!
Dies Gift ist uns kein Gift. Denn Heil und Freiheit stecken
In dieses Glas vermischt. Euch Kindern trink' ich's zu.

Hiempſ.: Sie glaube, daß ich Ihr vergnügt Beſcheid jetzt thu'.
Hierb.: Ich lechze, dieſes Gift als Nectar zu genießen.
Sophon.: Es ſchmeckt, weil Noth und Muth den bittern Trank verſüßen.
Hiempſ.: So reiche mir dies Glas nun auch, Frau Mutter, her!
Sophon.: Macht unſer Unglücks-Faß mit dieſem Glaſe leer!
Himilco: Micipſa, laſſen wir der Fürſten Fall geſchehen?
Hierb.: Wollt Ihr uns lieber nicht todt, als in Feſſeln ſehen?
Micipſa: Die Hülfshand iſt ja noch den Göttern nicht verkürzt.
Hiempſ.: Wer nicht gutwillig weicht, wird mit Gewalt geſtürzt,
Wenn das Verhängniß ſtößt. Laßt mich das Glas nun faſſen,
In dem du, Bruder, mir zu wenig haſt gelaſſen.
Sophon.: Recht ſo! wer herzhaft ſtirbt, lacht Feinde, Glück und Zeit,
Verwechſelt Ruh und Ruhm mit Angſt und Eitelkeit.
Kommt! Laßt, ihr Kinder! euch den Abſchiedskuß gewähren,
Auf euch die Sterbende, das Mutterherz ausleeren.
Die Augen ſtarr'n mir ſchon, ihr Licht verdüſtert ſich,
Die Glieder werden kalt!
Hiempſ.: Umarme ſie und mich,
Mein Bruder, daß allhier bei unzertrennten Leiben
Die Seelen unzertrennt auch nach dem Tode bleiben.
Hierb.: Ein Himmel ſchleußt die Seel'n, ein Sarg drei Leichen ein.
Sophon.: Soll eure erſte Wieg' auch eure Bahre ſeyn?
Drynthia: Hilf Himmel! ſie vergehn! ſie ſinken zu der Erden!
Sophon.: Wir ſterben — Gute Nacht! — mit uns Angſt und Beſchwerden.
Eleniſſa: Uns geht der Unglücks-Stern auf, nun die Sonnen fallen.
Himilco: Soll über uns allein der Römer Zornſturm knallen?
Micipſa, laß uns auch durch ein beherztes Sterben
Schimpf und Gefängniß fliehn, Ruh', Ehr' und Ruhm erwerben!
Micipſa: Micipſa lobt den Schluß. Laß unſer edles Schwert,
Eh' als durch unſern Hals ein knechtiſch Meſſer fährt,
Uns ſelbſt durch tapfern Kampf und purpurſchöne Wunden
Den Fürſten, denen wir bis auf den Tod verbunden,
Großmüthig opfern auf. Ein Knecht hat's höchſte Gut
Der Treu' und Ehr' erreicht, der durch verſpritztes Blut
Des Herren Leiche ſalbt. (Sie erſtechen ſich.)
Agathe: Ihr unbarmherz'gen Götter!
Was ſchüttet ihr auf uns nicht für ergrimmte Wetter,
Nun ſich jetzt Afrika durch eig'nen Stahl aufreibt,
Der Helden Fauſt das Schwert durch eigne Därmer treibt?
Sie fall'n — ach! Himmel! hilf! — jetzt fall'n des Reiches Säulen.
Laßt, Schweſtern, uns nun auch zu der Erlöſung eilen,
Der Kleider reines Weiß bepurpern durch dies Schwert!

Schlußscene aus dem Trauerspiele: Ibrahim Sultan.

(Der abgesetzte Sultan sitzt im Gefängniß. Hernach der Geist der von ihm ermordeten Ambra, der Tochter des Mufti.)

Soll'n wir lebendig seyn in diesem Sarg vergraben,
Wo wir Gespenster nur zu Mitgefährten haben?
Wo Angst das Herz uns frißt, und ein stets während Traum
Den Kopf uns wüste macht. Schaut, wie der Cederbaum,
Der Haupt und Gipfel hat im Himmel, dessen Füße
Im Abgrund wurzelten, von einem Schlage müsse
Zermalmt in dieses Thal zu einer Hölle falln!
Doch Ibrahim ist's werth, daß er ein blindes Knall'n,
Ein falsches Dräuen ihm ließ Aug' und Herze blenden,
Daß er die Knechte nicht mit Waffen in den Händen,
Mit Feuer im Gesicht, als Löw' und Bär fiel an!
Weil Zagheit doch nur Schimpf und Elend hecken kann. —
Auf! Ibrahim! laß uns ergreifen Strick und Messer!
Ein selbst erkiester Tod ist rühmlicher und besser,
Als der Tyrannen Spiel, der Henker Opfer seyn.
Stoß einen scharfen Dolch großmüthig in dich ein!
Doch es ist weder Strick noch Messer hier vorhanden.
Verdammte Raserei! die denen, die in Banden
Verschmachtend sterben, nicht des Todes Werkzeug läßt,
Daß er, stets sterbende, doch nicht die Seel' ausbläst.
Allein umsonst! Der Tod läßt Keinem sich verschließen:
Die Kleider werden uns zum Stricke dienen müssen.
Doch nein! laß uns die Nacht bepurpern durch dies Blut!
Die Pfosten sind hier schon zu Sterbespforten gut.
Laß, eh auf unsern Hals die Henker sich erboßen,
An diesen Mauern uns beherzt den Kopf zerstoßen.

(Ambra's Geist, die Geister sechs ermordeter Bassen und vier Stumme treten auf.)

Ambra's Geist: Halt! Bluthund! halt! Es steht ein andrer Schluß
In des Verhängnisses gestirntes Buch geschrieben. —
Auf! Bluthund! auf! nimm nunmehr wahr,
Daß, wie der Henker dir schon nach der Kehle greifet,
Der Abgrund auch sein Schwert auf deine Seele schleifet.
Auf! Stumme! fallet ihm ins Haar!
Greift den Verzweifelten an und werft ihn zur Erden,
Die nur von Blutschuld kann durch Blut gereinigt werden.

Ibrahim: Ich zitter', ich erstarr'! Ich weiß nicht, wo ich bin;
Ich beb'! Ach ich vergeh'! Ach! wo versink' ich hin?
Bin ich im Abgrund? In der Hölle? bei den Teufeln?
Ja leider! ach! ich muß verdammt seyn und verzweifeln!

Wie viel sind Henker und Gespenster um mich her?
Ich war im tiefen Sand, und schwimm im schwarzen Meer!
Ihr Stummen, ja, umschlingt den Hals mit euren Stricken,
Eh' als die Geister mich mit mehrer Qual erdrücken!
Lernt, Sterbliche, wie scharf des Höchsten Pfeile seyn,
Wenn er sie lange Zeit in Langmuths-Oel weicht ein!

Aus Lohensteins: Absterben des Herrn Andreas Gryphius.

Herr Gryphens Seele war ein Muster großer Geister,
Ein Bild, wie hoch der Sinn des Menschen klimmen kann;
Ja, da meist Einer dort nur spielt in Einem Meister,
So griff Herr Gryphens doch sich fast in Allem an,
Hielt für gelehrt-seyn nicht, in Einem etwas missen,
In Vielen etwas nur, in Einem Alles wissen.

Wer reden ihn gehört, der hat ihn donnern hören.
Die Honigzunge war mit Stacheln ausgerüst,
Der Zentner-Worte Trieb erfüllt mit klugen Lehren,
Der ernsten Sitten Art mit Anmuth angesüßt.
Rom rühmt den Cicero, Demosthenen die Griechen;
Er that es Beiden gleich, sind sie ihm nicht gewichen.

Er hat den Ruhm vermehrt, den Opitz hat erworben:
Es sey in Schlesien der Schwanen Vaterland.
Man klagt nicht mehr so sehr, daß der Petron verdorben,
Daß des Ovidius Medea sey verbrannt,
Weil sein Papinian, Stuart mit Katharinen,
Heinrich, Felicitas für die Verlohrnen dienen.

Ach! aber ach! wo ist Herr Gryph uns hingeschwunden?
Haucht denn der faule Tod auch solche Geister an?
Wird unter so viel Kunst nicht eine Kunst gefunden,
Die den vergiften Dampf des Sterbens dämpfen kann?
Muß sein gelehrtes Haupt voll Geist, voll Glut, voll Himmel,
Jetzt Speis'- und Saamhaus seyn für Fäule, Würmer, Schimmel?

Ja leider! er ist hin! der Tod hat kein Gehöre.
Er reißt wie Stammelnde, so auch die Redner hin:
Der Staats-Gelehrten Witz hält er für dumme Lehre,
Und keines Dichters Lied entsteinert seinen Sinn.
Ein Sternen-Seher mißt oft fremder Leute Jahre,
Und sieht nicht, daß er schon den Fuß hab' auf der Bahre.

Herr Gryphens schlechtes Theil, der Leib, fault und vermodert,
Zwei Drittel aber sind von der Verwesung frei.
Die Glut, die in der Seel' als himmlisch brennt und lodert,
Setzt die Vergänglichkeit nicht mit den Hülsen bei.
Sein Ruhm und Name wird bei Welt und Nachwelt bleiben,
So lange Schlesien wird gute Reime schreiben.

Sein gut Gedächtniß lebt in dankbaren Gemüthern,
Und seine Schätzbarkeit hat nur der Tod vermehrt.
Der Nachruhm ist der Kern aus allen ird'schen Gütern,
Weil Zeit, Blitz, Hagel, Flamm und Glut ihn nicht versehrt.
Der bleibt in tausend Seel'n als reinen Tempeln stehen,
Wenn Ehrenpfeiler fall'n, Denksäulen untergehen.

Wie sehr Herr Gryphens Seel' am Himmel hat geklebet,
Als sie noch in der Schaal' und an den Fesseln lag,
Wie sie die Welt verhöhnt, wie sie nach Gott gestrebet,
Giebt die geistreiche Schrift des Oelbergs an den Tag.
Wem fromme Seufzer nicht bei selbtens Lesung kommen,
In dem muß alles Oel der Andacht seyn verglommen.

Wie er, was eitel war, verächtlich ausgelachet,
Den Tand des Irdischen geschippt mit Füßen weg,
Aus Sarg und Grüften ihm ein Paradies gemachet,
Die Seele rein gebrennt durch Leichen, Stank und Fleck,
In Gräbern sich erhöht bis über Wolk und Sternen:
Kann man aus seiner Schrift der Kirchhofsreimen lernen.

Dies und wie viel er sonst Andächtiges gesungen,
Kann nicht mein schlechter Kiel in Reime schließen ein.
Sind seiner Leier hier die Saiten abgesprungen,
So wird sie doch bei Gott erst recht gestimmet seyn,
Und wir woll'n mit der Zeit für Gottes Stuhl zu Ehren
Dem Lamm ein Siegslied ihn vergeistert singen hören.

Ja, nach dem Eiteln wird die Harfe seiner Glieder,
Die Sünd' und Lust verstimmt, der Tod zerbrochen hat,
Mit neuen Saiten spiel'n dem Höchsten Lobelieder,
Die Haut wird seyn verkehrt in himmlischen Scarlat,
Der Sterbekittel wird ein Unschuldskleid abgeben,
Das faul und todte Fleisch unsterblich blühn und leben.

Niedersächsische Schule.

Wie leicht der Mensch aus einem Extrem in das andere verfällt, und wie schwer es hält, die Mittelstraße zu finden, zeigte die Entstehung der sogenannten niedersächsischen Schule gegen das Ende des 17ten Jahrhunderts. Einige gute Köpfe, die bisher dem lohensteinschen Ungeschmack gehuldigt hatten, fingen an einzusehen, daß sie auf unrechtem Wege gewesen waren. Sie verließen also den bisherigen Weg; statt aber das Vortreffliche der opitzschen Schule mit Vermeidung der Fehler derselben wieder anzunehmen, verfielen sie in das andere Extrem, und gaben sich nun Mühe, alle Gedanken recht klar auszudrücken, und sie alles poetischen Schmuckes zu entkleiden. Sie waren zufrieden, wenn sie nur den lohensteinschen Schwulst vermieden, und sich recht verständlich machten. So wurde die Poesie verwässert und sank zur bloßen Reimerei herab. Die bekanntesten dieser Dichter sind: Neukirch, Johann von Besser, Ulrich von König, Freiherr von Canitz und Brockes.

Benjamin Neukirch,

führte ein sehr bewegtes Leben. Er war geboren in Reinke, einem Oertchen in Schlesien, hart an der polnischen Gränze, wo sein Vater Notarius war. Nachdem er in Frankfurt an der Oder studirt hatte, lebte er als Advocat in Breslau. Aber diese Beschäftigung sagte ihm nicht zu; er gab sie daher auf, ging nach Frankfurt zurück, und hielt Vorlesungen über Poesie und Beredtsamkeit. Dann that er dasselbe auf der neuen Universität in Halle. Sein poetisches Talent und seine feinen Sitten machten ihn in der großen Welt bekannt; er erhielt Hofmeisterstellen in den angesehensten Häusern, lebte mit seinen Zöglingen bald in Dresden, bald in Berlin, und wurde endlich als Erzieher des Erbprinzen nach dem Hofe von Ansbach berufen. Hier erhielt er den Titel eines Hofraths, und starb daselbst 1729, 64 Jahre alt.

Er galt zu seiner Zeit für einen großen Dichter, der er in der That nicht war. Anfangs war er ein Lohensteinianer; dann widerte ihn der poetische Schwulst an, und nun wurde er ein platter Reimer, weil es ihm ganz an poetischem Feuer fehlte. Er hat viele Lieder, poetische Briefe und Satyren gedichtet, auch Fenelons Telemach in matte deutsche Reime übersetzt.

Johann von Besser

war in Curland geboren und studirte in Königsberg Theologie. Als er dann mit einem jungen reichen Curländer auf Reisen ging, hatte er das Unglück, daß sein Zögling in Leipzig im Duell erstochen wurde. Indessen hatte er hier die Tochter des Bürgermeisters Kühlewein, ein schönes und reiches Mädchen, kennen gelernt, ihre Zuneigung erworben und ein Eheversprechen erhalten. Dies bewog ihn, dem geistlichen Stande zu entsagen und die Rechte zu studiren. In Sachsen fand er keine Aussicht zu einer Anstellung; er begab sich daher nach Berlin, lernte hier den Fürsten von Dessau kennen, und dieser, der sonst kein Freund der Dichter und Gelehrten war, aber Bessers Muth kennen gelernt hatte, empfahl ihn dem großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm. Von nun an trat er in brandenburgische Hofdienste, und genoß hier solcher Auszeichnung, wie sich wenige Dichter an Höfen zu erfreuen haben. Er wurde Ceremonienmeister, in den Adelstand versetzt, zuletzt Geheimerrath, und für seine Gelegenheitsgedichte wurden ihm vom Könige und dessen Ministern bald 200, 300, 500, bald gar 2000 Thlr. ausgezahlt. Die Beschreibung der Krönung Friedrich I. brachte ihm ein Geschenk von 2000 Thlr. ein. Auch richtete er drei Jahre früher das Ceremoniell bei dem Empfange des Czar Peter des Großen in Königsberg ein. Kurz er stand in großen Gunsten, wurde mit Ehre überhäuft, war ein schöner Mann, und ein vollkommner Ceremonienmeister, der aufs Haar wußte, wie viel äußere Ehre jedem Fürsten, Prinzen und anderem Manne vom Stande erwiesen werden mußte. Seine geliebte Kühlewein hatte er zwar geheirathet, aber sie starb schon im sechsten Jahre ihrer Ehe. Als König Friedrich I. 1713 starb, und sein Nachfolger Friedrich Wilhelm I. den Hofstaat einschränkte, erhielt Besser seinen Abschied, und gerieth bald in Schulden und Noth, bis ihn nach einigen Jahren der prachtliebende König von Polen August II. als Geheimen Kriegsrath und Ceremonienmeister in seine Dienste nahm. August war mit seinen Talenten als Ceremonienmeister so zufrieden, daß er ihm auftrug, einen jungen Mann in der damals so überaus wichtig scheinenden Ceremoniellwissenschaft anzulernen. Besser wählte dazu den damaligen Hofpoeten König. Er starb im 75sten Jahre, 1729 in Dresden.

Bessers meiste Gedichte sind Gelegenheitsgedichte. Tiefe Empfindung, hohe Begeisterung sucht man in ihnen vergebens. Aber er hielt sich von dem Ungeschmack der zweiten schlesischen Schule entfernt, drückt seine Gedanken klar aus, und hat leichte, fließende Reime. Er hat durch seine Gedichte zur Verdrängung des lohensteinischen Schwulstes viel beigetragen.

Ulrich von König

war aus Eßlingen in Schwaben gebürtig, lebte eine Zeitlang in Schwaben, wo er mit den niedersächsischen Dichtern bekannt, und dadurch bewogen wurde, die lohensteinische Manier, welcher er bisher gehuldigt hatte, zu verlassen, und die wässerige Art zu dichten anzunehmen. Durch seine Verse war er dem Könige von Polen August II. bekannt worden, und als der bisherige Pritschmeister in Dresden gestorben war, ließ August König das Amt antragen. Ein solcher Pritschmeister war ein Mittelding zwischen einem Hofpoeten und einem Hofnarren. Er mußte bei Hoffesten die Gesellschaft mit allerhand Scherzen unterhalten, auf den König sowohl als auf den übrigen Hof Verse aus dem Stegereif dichten, und hatte eine Art von Narrentracht. König hielt sich für zu gut, um sich zu der Stelle eines solchen Halbnarren herzugeben; er schlug also einen andern Dichter, den Schlesier Günther, dazu vor, der sich auch dem Könige dazu präsentirte, aber betrunken vor ihm erschien, und also nicht angenommen wurde. Jetzt ließ sich König willig finden, doch unter der Bedingung, daß der Name Pritschmeister wegfiele, daß er dafür den Titel eines Hofpoeten erhielte, und ihm eine andere, würdigere Tracht gegeben würde. Als Besser 1729 gestorben war, wurde König sein Nachfolger als Ceremonienmeister, erhielt den Titel eines Hofraths, und wurde geadelt. Er starb 1745, 57 Jahre alt.

Seine Dichtergaben waren nicht groß. Fern von aller poetischen Begeisterung wußte er nur gereimte Prosa hervorzubringen, die aber als treffliche Poesie damals bewundert wurde. Sein berühmtestes Gedicht ist ein Heldengedicht: August im Lager. Hier schildert er das Lustlager, welches August II. zu Ehren des Königs Friedrich Wilhelm von Preußen, der ihn besuchte, bei Mühlberg hielt.

Der Freiherr von Canitz

war ein ausgezeichneter Dichter. Er wurde in Berlin geboren, wo sein Vater, der schon vor des Sohnes Geburt starb, Kammergerichtsrath war. Seine treffliche Großmutter leitete seine Erziehung. Sein Fleiß wurde durch gute Fähigkeiten unterstützt, so daß er schon mit 17 Jahren die Universität beziehen konnte. Er studirte in Leyden, dann in Leipzig, dichtete und arbeitete fleißig, und machte eine Reise durch Deutschland, Italien, Frankreich, England und Holland. Nach Berlin zurückgekehrt, genoß er die Gunst des großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm und des Kurfürsten Friedrich III., der ihn zu seinem Geheimen Staatsrath ernannte. Er wurde zu mehreren Gesandtschaften gebraucht, die er zu großer Zufriedenheit seines Kurfürsten ausrichtete. Er war mit einem Fräulein von Arnim, die eben so schön als tugendhaft und liebenswürdig war, 15 Jahre lang sehr glücklich verheirathet, bis sie 3 Jahre vor ihm starb. Sie ist von ihm unter dem Namen Doris besungen worden. Er starb 1699, 45 Jahre alt, allgemein geliebt und geachtet.

Canitz hatte zwar keine glänzende Einbildungskraft, und konnte sich zu keiner hohen Begeisterung erheben; aber die leichteren Gattungen der Poesie gelangen ihm vorzüglich gut. Sein guter Geschmack bewahrte ihn vor der Nachahmung Lohensteins, und so wurde er einer der ersten, welche einen besseren Geschmack einführten. Er bedient sich einer reinen, fließenden Sprache, und sein Versbau ist leicht und angenehm. Nur leidet auch er an den Fehlern seiner Zeit: an einer zu großen Nüchternheit der Gedanken und einer Breite des Ausdrucks. Er schrieb viele Gelegenheitsgedichte, Sinngedichte, Episteln und geistliche Lieder. Am berühmtesten sind mit Recht seine Satyren. Folgende zwei Gedichte sind von Canitz:

Die Welt läßt ihr Tadeln nicht.

Merk' auf, ich bitte dich, wie es dem Alten ging,
Der, um die Welt zu sehn, noch an zu wandern fing.
Ein Esel trug ihn fort, sein Sohn war sein Gefährte.
Als nun der sanfte Ritt kaum eine Stunde währte,
Da rief ein Reisender ihn unterweges an:
„Was hat euch immermehr das arme Kind gethan,
„Daß ihr's laßt neben euch auf schwachen Füßen traben?"
Drum stieg der Vater ab, und wich dem müden Knaben.

Doch als er dergestalt die Liebe walten ließ,
Sah er, daß man hernach mit Fingern auf ihn wies.
„Ihr könntet ja mit Recht," hört er von andern Leuten,
„Zum wenigsten zugleich mit eurem Buben reiten."
Er folgte diesem Rath, und als er weiter kam,
Erfuhr er, daß man ihm auch dies für übel nahm.
Es schrie der ganze Markt: „Ihr thut dem Thiere Schaden!
„Man pflegt nicht so wie ihr sein Thier zu überladen."
Der Alte, der noch nie die Welt so wohl gekannt,
Kehrt' eilig wieder um, wie ers am besten fand,
Und sagte: „Sollt' ich mich in alle Menschen schicken,
„So packten sie mir gar den Esel auf den Rücken."

Lob des Tabacks.

Sonn' und Licht hat sich verkrochen,
Und die Nacht ist angebrochen.
Soll ich nun des Tages Last,
Meine Sorgen und mein Grämen
Auf das Lager mit mir nehmen?
Nein, ich will, um meine Rast
Zu befördern, erst die Pfeifen,
Mit Taback gestopft, ergreifen.

Unter allen seltnen Waaren,
Die man uns in vielen Jahren
Hat aus Indien gebracht,
Wird bei Jungen und bei Alten
Dieses Kraut den Preis behalten,
Weil es frohe Geister macht.
Ja, bis sich die Welt wird trennen,
Wird sein stetes Opfer brennen.

Des Tabackskrauts goldne Blätter
Sind bei manchem Unglückswetter
Ein beliebtes Gegengift,
Wider Pest und Unmuthswunden
Sind sie schon bewährt gefunden,
Und wenn uns ein Kummer trifft,
Können wir durch sanftes Hauchen
Sie zu unserm Labsal brauchen.

Daß die Lust und Pracht der Erden
Und ich selbst zu nichts muß werden,

Hat mich der Taback gelehrt,
Wenn sein zarter Dampf sich zeiget,
Der hoch in die Lüfte steiget,
Und sich bald in nichts verkehrt.
Daß nun solch ein Kraut entsprossen,
Hat den Satan sehr verdrossen.

Er kann ohnedies nicht leiden,
Wenn ein Mensch in stillen Freuden
In sich selbst vergnüget ist.
Drum, des Vaters eitler Grillen
Bösen Wunsch nicht zu erfüllen,
Schmauch' ich, als ein frommer Christ.
Er und alle Welt mag toben!
Ich will doch den Taback loben.

B r o c k e s

war der Sohn eines angesehenen Kaufmanns in Hamburg, der schon früh starb, worauf seine Mutter seine Erziehung leitete. Sein Fleiß und seine Talente verschafften ihm viele Kenntnisse, so daß er die neu errichtete Universität Halle beziehen konnte, wo er die Rechte studirte. Nun machte er mehrere Jahre hindurch Reisen durch Deutschland, Italien, die Schweiz und Holland. Nach Hamburg zurückgekehrt, lebte er ohne öffentliches Amt von seinem Vermögen, und beschäftigte sich mit der Poesie und den Wissenschaften. Nachdem er Rathsherr geworden war, schickte ihn seine Vaterstadt mehrmals als Gesandten nach Kopenhagen, Wien, Berlin und Paris. Er starb in Hamburg 1747, 67 Jahre alt.

Er gehörte zu seiner Zeit zu den beliebtesten und gelesensten Dichtern. Er hatte zwar kein hervorstechendes Dichtertalent, aber die Gabe, schnell und geschickt zu reimen. Was ihm den Beifall seiner Zeitgenossen erwarb, war sein frommer Sinn und sein Gefühl für die Schönheiten der Natur. Diese Gemüthlichkeit liegt allen seinen Dichtungen zum Grunde, und giebt ihnen allein einen gewissen Reiz, während seine Breite, seine Ausführlichkeit und seine kleinlichen Schilderungen allerdings etwas ermüden. Seine besten Gedichte, in denen er die Natur besingt, und sein Dankgefühl gegen Gott für den Genuß derselben ausdrückt, führen den Titel:

irdisches Vergnügen in Gott, und enthalten zum Theil recht gelungene Schilderungen.

Der Frosch.

Indem ich nun an diesem schönen Ort
Beständig neue Wunder sehe,
Erheb' ich mich von meinem Sitz', und gehe
Mit sanften Schritten weiter fort,
Worauf ich bald hernach
In einem nah' gelegnen Bach
Ein nicht unangenehm Gewäsche
Geschwätziger und froher Frösche
Mit ungemeinen Freuden hörte,
Das, ob es gleich die Stille unterbrach,
Mich dennoch nicht in meinem Denken störte.

Ich dachte dem verwirreten Geschrei
Ein wenig nach,
Und fand, daß es nicht einerlei,
Wohl aber sehr verschiedlich sei.
Der Eine quakt, viel hundert quarren,
Hier murret Einer sanft, wenn dorten Tausend knarren.
Wreckeckekeckrcks schreit Der; dort Einer: merk es, merk's!
Merk's schrieen ihrer Viel'. Ich stutzte. Rufest du,
Sprach ich, du kleiner Frosch, dem Menschen: „merk' es!" zu?
Gewißlich, du hast recht; man macht zu wenig Werk's
Von aller Pracht und Schönheit, so die Welt,
Zumal im Frühling, in sich hält,
Von allen göttlichen Geschöpf- und Wunderwerken,
Daß wir nicht auf's Geschöpf, nicht auf den Schöpfer merken;
Daß man kaum einst daran gedenkt,
Sich ihrer nicht erfreut, noch weniger auf den,
Der aller Dinge Herr, den Allgewaltigen,
Der alles Herrliche geschaffen und uns schenket,
Nebst einem frohen Dank, die frohe Seele lenket.

Ach! möchte man doch einst, daß dieses Sünde, fassen,
Und sich sogar vom Frosch daran erinnern lassen.
Auf's wenigste will ich, bist du gleich noch so klein,
Beredter Frosch, dein aufmerksamer Hörer,
Du sollst, so oft du rufst, mein Lehrer,
Dein „merk's!" soll meine Lehre seyn.

Unter allen Liederdichtern dieses Zeitraums, und namentlich der letzten Hälfte desselben, ist ohne Zweifel der talentvollste

Johann Christian Günther,

aus Striegau in Schlesien, wo sein Vater Arzt war. Dieser bemerkte früh die schönen Anlagen des Sohnes, und schickte ihn auf die Schule nach Schweidnitz. Hier erwarb er sich durch Fleiß, Sittlichkeit und große Fortschritte allgemeine Liebe, und seine Gelegenheitsgedichte, deren er hier schon sehr viele machte, erregten Bewunderung. Aber eben diese allgemeine Aufmerksamkeit, die man ihm erwies, machte ihn übermüthig, er glaubte nicht mehr nöthig zu haben, sich auf die Wissenschaften zu legen, und wurde unordentlich. Er ging nach Wittenberg, um die Arzneiwissenschaft zu studiren. Aber sein Fleiß hatte hier bald ein Ende. Er dichtete, und ergab sich daneben allen möglichen Unordnungen; darüber gerieth er in Schulden, und wurde sogar festgesetzt. Sein Vater, der ihn bisher unterstützt hatte, erklärte nun, nichts mehr für ihn thun zu wollen. Als er wieder frei wurde, ging er auf die Universität Leipzig. Sein schönes poetisches Talent verschaffte ihm die Gunst des Hofraths Menke, eines geachteten Dichters, und dieser empfahl ihn dem Könige von Polen und Kurfürsten von Sachsen August II. Als aber Günther sich dem Könige vorstellte, war er so betrunken, daß er kein vernünftiges Wort reden konnte, und also weggewiesen wurde. Jetzt ging er nach Schlesien zurück, und sprach bei seinem Vater ein; aber dieser war über sein unordentliches Leben zu aufgebracht, wies ihn fort, und sagte sich ganz von ihm los. Von nun an irrte er mehrere Jahre in Schlesien umher, lebte von dem Ertrage seiner Gelegenheitsgedichte, und bat seine ehemaligen Gönner um Unterstützung. Wenn auch dann und wann sein besserer Sinn sich wieder erhob, und er sich selbst Besserung gelobte, so gingen die guten Vorsätze bald wieder in seiner Liebe zum Trunke unter. Ein neuer Versuch, von seinem Vater die Kosten der Doctorpromotion zu erhalten, scheiterte, weil dieser seinen Versprechungen nicht traute. In einer Art von Verzweiflung ging er endlich nach Jena, um da mit neuem Fleiße zu studiren. Aber er war schon zu sehr an das wüste Leben gewöhnt, um auf

dem bessern Wege sich erhalten zu können; bald gab er sich dem Trunke wieder so hin, daß er hier 1723, noch nicht 28 Jahre alt, an den Folgen seiner Ausschweifungen starb.

Günther hatte große Talente zur Poesie. Er folgte weder dem Geschmacke der zweiten schlesischen Schule, noch der nüchternen Art zu dichten der Niedersachsen, sondern überließ sich seinem eigenen Genius. Seine meisten Gedichte sind zwar in der damals beliebtesten Versart, dem Alexandriner, gedichtet; aber er wählte oft auch ein freieres Versmaaß. Unstreitig wäre er ein sehr ausgezeichneter Dichter geworden, hätte seine Liebe zum Trunke ihn nicht gewaltsam in die Sphäre der niedrigen Welt immer wieder herabgezogen, wenn sein poetisches Feuer seinen Geist aufwärts führen wollte. Daß ihm gute und fromme Regungen nicht fremd waren, daß er seine Fehltritte oft schmerzlich bereute, und eine innige Sehnsucht nach Besserung und nach Aussöhnung mit sich selbst fühlte, beweisen seine geistlichen Lieder. Nur fehlte es ihm an Kraft, seinen niedern Gewohnheiten zu entsagen, und so war sein ganzes Leben ein ohnmächtiger Kampf guter Vorsätze gegen eingewurzeltes Laster. Er dichtete vorzüglich Oden, geistliche und weltliche Lieder, Elegien und Satyren. Von ihm:

Reiselied an einen Freund, auf einer Reise nach Jauer.

Bruder! komm, und laß uns wandern!
Habe Leid und Lust gemein!
Kommt ein Wetter nach dem andern,
Hilf mir doch beständig seyn.
Der Verdruß vergang'ner Tage
Zeigt viel' süß' Erinnerung,
Wir erdulden schwere Plage,
Aber wir sind auch noch jung.

Gleiche Brüder, gleiche Kappen!
Einerlei Gefahr und Muth!
Sollt' uns auch der Feind ertappen,
Kämpfen wir für Ruhm und Blut.
Wir sind allzeit freie Leute,
Ob uns gleich die Armuth drückt;

Werden wir doch immer heute
Durch geschwinden Trost erquickt.

Jene, so in großen Städten
Unter Sammt und Seide gehn,
Müssen, wenn sie Pflaster treten,
Voller Furcht und Sorgen stehn.
Ihrer Aemter Schein und Würde
Ist ein Mantel der Gefahr,
Und sie werden bei der Bürde
Ihres Lebens kaum gewahr.

Sag' es, Bruder, unverholen,
Sind wir nicht weit besser dran?
Unser Schaden sind nur Sohlen,
Die man leicht ersetzen kann.
Nichts verwirrt uns die Gemüther,
Niemand zwingt uns in das Joch.
Raubt man uns so Ehr' als Güter,
Bleibet unsre Hoffnung doch.

Bei dem lustigen Erzählen
Wird uns keine Weile lang.
Wenn die Federn Manchen quälen,
Ruhn wir auf der harten Bank.
Wir durchgehn der Meisten Stände,
Sehn gemeiner Thorheit zu,
Lachen heimlich in die Hände,
Und befördern unsre Ruh.

Hat die Vorsicht ein Erbarmen,
Sieht sie Treu und Weisheit an,
O so ist es mit uns Armen
Noch zur Zeit nicht gar gethan!
Großmuth macht den Neid zu Schanden;
Naht sich doch wohl schon die Zeit,
Da uns, was wir ausgestanden,
Ungemeine Lust verleiht.

Bruder, fort! Es geht nach Jauer!
Bruder, fort, und laß uns gehn!
Wird uns Weg und Wetter sauer,
Soll es doch bald anders stehn.
Fort! Ich höre schon die Lieder
Auf dem nächsten Freudenschmaus.

Mertschütz*) sehn wir wohl nicht wieder;
Freund, wo geht der Weg hinaus?

*) Ein Dorf, 1 Meile von Jauer.

Als er sich aus der Welt wünschte.

Von der Welt!
Ist ein Wort, das mir gefällt.
Denn wer wollte bei dem Drachen
Länger hier Gesellschaft machen?
Drum der Schluß ist fest gestellt.

Herz und Sinn
Denkt nach Salems Freistatt hin,*)
Und die eingesperrte Seele
Lechzt in dieser Marterhöhle,
Wo ich ein Gefangner bin.

Drum wohlan!
Fort mein Fuß in Canaan!
Fleuch Aegyptens Brot und Schimmel!
Denn die Sehnsucht nach dem Himmel
Setzt dir schon die Flügel an.

Gute Nacht!
Grab und Gruft ist schon gemacht.
Müde Glieder, legt euch nieder!
Müde Augen, schließt die Lieder,
Bis der große Tag erwacht.

Komm, o Tod!
Komm, du Heiland aller Noth!
Komm! ich rufe nicht vergebens;
Denn die Sonne meines Lebens
Zeiget schon ihr Abendroth.

*) Salem oder Jerusalem. Salems Freistatt ist der Himmel.

Zuruf eines Kindes aus der Ewigkeit an seine Eltern.

Krönt, liebe Eltern, meine Leiche
Mit Myrthen, Rosen und Jasmin,
Und laßt die schönsten Blumensträuche
Auf meiner frühen Bahre blühn,
Nachdem der Engel Siegeswagen
Mich ins gelobte Land getragen.

An mir ersaht ihr mit Erbarmen
Den schwersten Kampf der letzten Noth.
Es rangen die geschwächten Armen
Mit Jammer, Unruh', Angst und Tod,
Und durch die abgezehrten Glieder
Lief Schmerz und Elend hin und wieder.

Riß damals euer Herz in Stücken,
Und wollt' euch aller Trost entfliehn,
Da meiner Finger starkes Zücken
Der Eitelkeit zu winken schien:
So gebt euch jetzo nur zufrieden,
Das Elend ist mit mir verschieden.

Laßt Perlen statt der Thränen fallen;
Die Unschuld braucht sie in mein Kleid.
Ach! hörtet ihr die Lieder schallen,
Woran sich jetzt mein Ohr erfreut,
Ihr würdet euch des Klagens schämen,
Und um mein Glück euch wohl nicht grämen.

Was hätt' ich euch für Müh' und Kummer
Vielleicht auf Erden noch gemacht,
Wofern mich nicht der letzte Schlummer
So zeitig in die Ruh gebracht!
Wie mancher Sorgen und Beschwerden
Entladet euch mein Grab auf Erden!

Jetzt bin ich der Gefahr entflogen,
Womit die List der bösen Welt,
So wie des wilden Meeres Wogen,
Die Jugend oft in Abgrund schnellt.
Jetzt kann mich weiter nichts verführen,
Ihr aber mich nicht mehr verlieren.

Legt also dem entseelten Leibe
Das Kleid der grünen Hoffnung an.
Denn weil ich euch zum Zeitvertreibe
Auf Erden nicht mehr dienen kann,
So werd' ich hier bei Salems Schätzen
Euch einmal desto mehr ergötzen.

Liegt irgendwo in eurer Kammer
Ein Spielwerk oder Kleid von mir,
So denkt dabei an meinen Jammer
Mit diesem Troste: weit von hier!
Von hier, wo Herrlichkeit und Leben
Mein nicht mehr schwaches Haupt umgeben.

Hier wird der eingefall'ne Scheitel
Mit Glanz und Klarheit angefüllt, —
Bei euch ist aller Reichthum eitel,
Da hier mein Wechsel ewig gilt,
Mein Wechsel, der nach wenig Tagen
Den besten Wucher eingetragen.

Es rührt mich weder Qual noch Schrecken
In Gottes weiser Allmachtshand.
Was wir hier hören, sehn und schmecken,
Ist euren Sinnen unbekannt.
Ach! gönnt doch eurem lieben Sohne
Die Freiheit hoch vor Gottes Throne.

Lobt den, durch dessen Vatergüte
Mein zeitlich Kreuz so bald vergeht,
Und glaubt, daß mein getreu Gemüthe
Vor Gott auch euer Lob erhöht.
Hier rühm' ich mit dem reinsten Triebe
Die Sorgfalt mir erwies'ner Liebe.

Mit diesem Danke nehmt für Willen,
Und seht mir in den Himmel nach,
So wird sich alle Wehmuth stillen,
Womit ich euch das Herz hier brach.
Lebt wohl, und wünscht ihr mehr zu hören,
So kommt recht bald zu unsern Chören.

An einen seiner ehemaligen Lehrer.

Getreuer Lehrer, nimm hiermit
Den schlechten Dank von armen Händen!
Denn da mich alles niedertritt,
So kann ich nichts als Worte senden.
Nur Worte? — Nein! das Herz dabei,
Das Herz, an dem sich Groll und Reu,
Verzweiflung, Haß und Rachlust schlagen,
Da fremder Neid und eigner Sinn
Den, dessen Fleisch und Blut ich bin,
Den Vater aus dem Herzen jagen.

Verwegenheit thut öfters mehr,
Zumal bei schon verderbtem Leben,
Als wenn wir der Vernunft Gehör
Und fauler Klugheit Zutritt geben.
O hätt' ich dies nur längst gethan!
Es kommt doch auf die Vorsicht an,
Die unsern Sinn nothwendig lenket.
Vielleicht verfolgt' ich jetzt die Schaar,
Die mich bei äußerster Gefahr
So sinnreich mit Verleumdung kränket.

Nun mag' ich dich um Hülf' und Rath
Und um kein Mitleid mehr beschweren.
Dies bitt' ich: wird mir eine That
Des Pöbels Haß und Fluch gebähren,
So rede weder schlimm noch gut,
Und schätze nur mein redlich Blut!
In übrigen Gewissenssachen
Darf doch kein Andrer für mich stehn.
Wem Fluthen durch das Stoßbrett gehn,
Der muß Verlust zum Vortheil machen.

An Gott.

Nun, lieber Gott, du bleibst ja lange;
Ich weiß nicht, was ich denken soll.
Der Zweifel macht der Hoffnung bange;
Ich weine Bett' und Bibel voll.
Ach! soll denn ich, nur ich allein
Ein Greuel meines Schöpfers seyn?

Ich mag mich schicken, drehn und winden,
Es ist mit allem nichts gethan.
Ein Sperling schläft in hohlen Linden,
Und findet, wo er füttern kann;
Mich jagt die Mißgunst hin und her,
Und macht mir noch die Armuth schwer.

Ich habe Freund' und hab' auch keinen
O wär' ich doch ein Rabenkind!
Der Kummer wühlt in Mark und Beinen,
Die schon von Krankheit mürbe sind.
Ja wem ich ehmals Gut's erzeigt,
Der sieht und hört mein Weh, und — schweigt.

Was helfen mir nun alle Gaben,
Verstand und Kunst und Ehrlichkeit?
O hätt' ich nur mein Pfund vergraben!
Es wäre doch wohl eine Zeit,
Da man ja aller Orten sieht,
Wie hoch der Thoren Glück oft blüht.

Die Strafe bessert sonst die Sünder;
Dies ist mehr Grausamkeit als Zucht.
Versuch's einmal und geh' gelinder;
Vielleicht gewinnt es eher Frucht.
Ein scharfer Streich und langer Grimm
Macht oft die besten Herzen schlimm.

Gefall' ich mir in Bosheits-Lastern,
Und bin ich eines Menschen Feind,
So soll mein Haupt die Hölle pflastern,
Auch eh' dein großer Tag erscheint.
Du kennst mein Herz, das sonder List,
Obgleich nicht ohne Schwachheit ist.

Ich räche mich am ärgsten Spötter
Mit Langmuth, Wohlthun und Geduld.
Mein Glaube steht im härtsten Wetter,
Und denkt: es ist verdiente Schuld.
Ach! aber bei so vieler Schmach
Läßt endlich auch die Hoffnung nach.

Geburt, Exempel, Noth und Jugend
Sind Ursach, daß ich fehlen muß.
Wer geht wohl stets den Weg der Tugend?
Ich strauchle selber mit Verdruß,
Und bin nach schneller Reu und Leid
Der erste, der mich straft und zeiht.

Was willst du mit dem Schatten zanken?
Beweis an Stärkern deine Macht!
Wer wird dir in der Hölle danken?
Ach! hast du dies noch nicht bedacht?
Du kommst mit Donner, Blitz und Sturm:
Wer ist der große Feind? — ein Wurm!

Zuversicht im Elend.

Laßt mich doch nur in der Still'
Ohne Licht und Zeugen weinen,
Weil der Himmel gar nicht will,
Daß mir beff're Tage scheinen:
Die Bekümmerniß der Brust
Wird durch Mitleid nicht zur Lust.

Meines Lebens schwerer Lauf
Ist fürwahr so kurz als böse.
Seh' ich gleich mit Sehnsucht auf,
Ob und wer mich bald erlöse,
Seh' ich gleichwohl allemal
Für den Stern — den Donnerstrahl.

Nicht verzweifeln ist ein Werk
Derer, die noch mäßig tragen.
Hier ein Abgrund, dort ein Berg,
Abends Jammer, Morgens Klagen.
Also wechselt bis ins Grab
Elend stets mit Elend ab.

Seufzer ist mein Zeitvertreib;
Brot und Trunk mischt Asch' und Thränen;
Kreuz und Schwachheit biegt den Leib,
Und die Seele lechzt mit Sehnen,
Wie ein matt und durstig Reh,
Nach der Hülf' aus Salems Höh'.

Freunde weichen, wie das Laub,
Welches Wind und Herbst verjagen.
Feinde treten mich in Staub,
Neider spotten meiner Klagen;
Alles lacht und flieht vor mir:
Nur die Unruh' bleibet hier.

Ach! wie schrei' ich! ach! wie viel
Werden mir der langen Nächte!
Sieht die Hoffnung gar kein Ziel,
Daß sie sich erholen möchte?
Soll, o Gott, denn meine Pein,
Wie dein Eifer, ewig seyn? —

Doch was überfällt mein Herz
Für ein innerlicher Frieden?
O wo ist's denn schon vor Schmerz?
Bin ich etwa gar verschieden?
Oder giebt ein Traumgesicht
Mir nur Schatten für das Licht?

Herr, verzeih' der Ungeduld!
Denn jetzt seh' ich deine Stärke,
Und die große Vaterhuld
Wird an mir zum Wunderwerke,
Und erquickt mich in der That,
Wie der Thau die welke Saat.

Sünden, greift mich grausam an!
Sorgen, kränkt mein schwach Gemüthe!
Ich verbeiße, was ich kann.
Feinde, raset! Mißgunst, wüthe!
Herr! mein Glaube und dein Wort
Stärkt mich hier und hält mich dort.

Noch eine Verirrung der Poesie müssen wir erwähnen, die Schäferpoesie, die um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts in Deutschland aufkam. Früher schon hatten die Spanier und Italiener diese Art der Dichtung bei sich eingeführt. In Liedern, Erzählungen und Gesprächen wurde das Schäferleben geschildert. Wäre dies nur auf eine natürliche Weise geschehen, hätte man nur die Schäfer und Schäferinnen so sprechen und handeln lassen, wie sie in völliger Abgeschiedenheit von der Welt als glückliche Naturmenschen sprechen und handeln konnten: so wäre dagegen nichts einzuwenden. Aber man gefiel sich in den lächerlichsten Uebertreibungen und Geschmacklosigkeiten. Alles, was die Hirten sprachen, war so gesucht, süßlich und matt, alles, was sie thaten, so geziert und unnatürlich, alle Empfindungen, die sie äußerten,

so überspannt, daß ein unverdorbner Geschmack das ganze Wesen hätte äußerst lächerlich finden müssen. Viele deutsche damals lebende Dichter fanden es aber ganz allerliebst, und ahmten es geschwind nach. Ja, zwei derselben, Klai und Harsdörfer, stifteten sogar eine besondere Gesellschaft, um diese tändelnde Art zu dichten zu verbreiten: die Gesellschaft der Pegnitzschäfer oder den gekrönten Blumenorden. Klai starb 1656 als Prediger in Kitzingen am Main, Harsdörfer 1658 als Rathsherr in Nürnberg. Der Name des Ordens wurde von dem Flusse Pegnitz, an welchem Nürnberg liegt, hergenommen. Jedes Mitglied nahm einen aus der Schäferwelt entlehnten Namen an: Daphnis, Myrtill, Amyntas, Damon u. dgl. m. Alle Schäfergedichte dieser Männer sind voll Lächerlichkeiten, Witzeleien und Plattheiten, und die Schreibart ist gesucht und matt.

Gegen Ende des 17ten Jahrhunderts ging eine wackere Veränderung im Religionswesen der Evangelischen vor, die auch auf den Geist der Kirchenlieder Einfluß hatte. Schon bald nach Luthers Tode waren unter den lutherischen Geistlichen Streitigkeiten entstanden. Ein Theil derselben hielt sich genau an Luthers Worte, Andre folgten ihren eigenen Einsichten, und erklärten die Bibel nach ihren Ansichten. Daraus war Streitsucht entstanden. Man vergaß die Hauptlehren der Religion, und stritt sich mit Heftigkeit über Nebensachen und Auslegungen. Wollte ein selbstdenkender Mann seiner eigenen Ansicht folgen, und wich er nur im geringsten von dem einmal angenommenen Lehrbegriff ab, so wurde er als ein Ketzer betrachtet. Statt auf tugendhaftes Leben, auf Besserung des Herzens und auf inniges Gottvertrauen zu dringen, schalten die Prediger von den Kanzeln auf die Andersdenkenden, und verlangten nur den wahren Glauben. Darunter verstanden sie aber nicht die reine Lehre Jesu, sondern die von ihnen angenommenen Lehrsätze, die zum Theil der Lehre Jesu und der Vernunft widersprachen. So konnte es unmöglich bleiben. Da ließ die Vorsehung einen Mann auftreten, der den Gemüthern eine bessere Richtung gab. Dieser Mann war

Philipp Jakob Spener.

Er war in Elsaß 1635 geboren, wo sein Vater Rath und Registrator bei einem Grafen von Rappolstein war. Vorzüglich

wirkte auf das junge Gemüth des Knaben die fromme Gräfin, die ihn wegen seines stillen, bescheidenen Wesens recht lieb gewonnen hatte, und sich oft mit ihm über Gott unterhielt. Als er 14 Jahre alt war, starb die Gräfin. Ihr Tod, bei dem er zugegen war, machte auf sein Gemüth einen tiefen Eindruck. Sie starb so freudig, so ergeben, daß er sich fest entschloß, auch so fromm und tugendhaft zu leben, um einst auch so ruhig sterben zu können. Nachdem er in Straßburg mit dem größten Fleiße Theologie studirt hatte, erhielt er die Erlaubniß, Vorlesungen zu halten. Endlich wurde er zum Prediger gewählt, und nun erbaute er durch seine Predigten alle, die ihn hörten; denn er schalt nicht, wie die anderen Geistlichen, auf die Andersdenkenden, sondern empfahl christliche Gesinnung und Heiligkeit des Lebens, und wies dabei immer auf das Beispiel Jesu hin. Bald wurde sein Name auswärts berühmt, und man berief ihn als ersten Geistlichen nach Frankfurt am Main, wo er solchen Beifall fand, daß seine Kirche die Zahl der Zuhörer nicht mehr fassen konnte. Denn er drang auf ein recht thätiges Christenthum, auf inniges Anschließen an Gott und strenge Sittlichkeit des Lebens; jeder Christ könne den andern belehren und erbauen, nicht blos der Geistliche; die heilige Schrift sei wichtiger als alle erst später von Menschen aufgestellte Glaubensregeln; aus ihr müsse der Mensch vorzüglich seinen Trost, seine Hoffnung, seine Stärkung und seine Belehrung suchen. Damit nicht zufrieden, hielt er in seiner Wohnung Zusammenkünfte mit frommen Leuten. Hier wiederholte er das, was er in seinen Predigten gelehrt hatte, unterhielt sich darüber mit den Anwesenden, und ging mit ihnen einzelne Abschnitte der Bibel durch. Dadurch stiftete er vielen Segen; seine Gemeine hing mit großer Liebe an ihm, und auch in andern Städten richteten wohldenkende Geistliche ähnliche Versammlungen ein. In einer Schrift machte er auf die Mißbräuche in der evangelischen Kirche aufmerksam. Man solle doch ja nicht glauben, daß der Prediger die Macht habe, Sünden zu vergeben; alle Vergebung hange nur von Besserung des Herzens ab; die evangelische Kirche sei so wenig, wie die katholische, von Irrthümern frei: daher müsse man sich an das Evangelium halten, nicht aber an die Lehren der Kirche, die oft von jenem abwichen; der bloße Glaube helfe nichts, wenn er nicht mit einem frommen Leben verbunden sei.

Viele fromme Gemüther gaben ihm ihren Beifall; aber die strengen Theologen waren mit ihm unzufrieden, verdrehten seine Worte, und schrieen, die reine Lehre sei in Gefahr; er aber ging ruhig seinen Weg fort. Nach 20jährigem Aufenthalte in Frankfurt wurde er als Oberhofprediger nach Dresden berufen. Hier fuhr er fort, segensreich zu wirken, ob es ihm gleich auch hier an Feinden nicht fehlte. Die durch ihn gebildeten jungen Geistlichen lehrten hier und da in seinem Sinne, besonders August Herrmann Francke in Leipzig, der nachher Stifter des großen Waisenhauses und Pädagogiums in Halle wurde. Die, welche ihnen anhingen, zeichneten sich durch Bescheidenheit und Anständigkeit aus; sie besuchten kein Tanzvergnügen, kein Theater, noch andere Vergnügungsörter, und zeigten in ihrem ganzen Wesen die in ihnen vorgegangene Gemüthsveränderung. Lag in ihrem Thun auch manche Uebertreibung, so war doch die gute Absicht nicht zu verkennen. Aber Viele fanden daran Anstoß; ihre Gegner nannten sie Fromme oder Pietisten. Ruhig ertrugen sie jede Beleidigung im Bewußtsein ihres reinen Willens. Bald erhielten die Pietisten einen größern Wirkungskreis. Spener hatte sich durch seine Offenheit die Ungnade seines Kurfürsten zugezogen, und nahm daher einen Ruf nach Berlin als Propst an der Nicolaikirche an. Hier wirkte er noch 14 Jahre lang, und starb 1705 80 Jahre alt.

Noch bei Speners Lebzeiten errichtete der Kurfürst von Brandenburg, Friedrich III., eine Universität in Halle. Spener empfahl ihm zu Lehrern Francken und andere junge Männer, die gerade von ihren Gegnern aus Leipzig vertrieben waren. So wurde Halle der Hauptsitz der Pietisten. Die Orthodoxen (Rechtgläubigen), zu denen besonders die wittenberger Theologen gehörten, suchten sie überall verdächtig zu machen, und das war freilich nicht christlich. Indessen ließen sich auch die Pietisten viele Uebertreibungen zu Schulden kommen. Daß sie alles auf Gott bezogen, mit recht kindlichem Vertrauen an ihm hingen, Religiosität zu verbreiten suchten, eine sanfte Duldung gegen Andersdenkende ausübten, und jede Gelegenheit, Gutes zu thun, mit Eifer ergriffen, war allerdings höchst achtenswerth. Aber ihre übertriebenstrenge Moral war keineswegs zu billigen. Sie verlangten eine gänzliche Enthaltung von allen Zerstreuungen des Lebens. Spiel,

Tanz, Schauspiel erschienen ihnen als grobe Vergehungen, als Werke des Teufels. Ferner spielten sie förmlich mit dem Gottesdienste. Es war ihnen nicht genug, sich täglich einige Mal zu Gott im Gebet zu wenden, sondern sie setzten etwas darein, Gott und besonders Jesus immer im Munde zu führen, und meinten, der gewöhnliche Gottesdienst reiche zur Frömmigkeit nicht hin; die Wiedergeborenen — so nannten sie sich — müßten sich besonders mit einander versammeln, und sich gemeinsam zu frommen Entschließungen erwecken. Die schlimmen Folgen dieser Uebertreibung zeigten sich bald. Viele, die Spenern nicht verstanden hatten, verfielen in Schwärmereien. Die ehrwürdige Frömmigkeit der ersten Pietisten ging bald in Kopfhängerei und Heuchelei über. Sie gaben sich ganz ihren dunklen religiösen Gefühlen hin, und spielten lieber mit biblischen Worten und Redensarten, als daß sie Handlungen der Menschenliebe ausübten.

Diese, den Pietisten eigene Richtung des Gemüths hatte auf den Geist der von ihnen gedichteten Kirchenlieder großen Einfluß. Man nennt diese — Jesuslieder, weil sie besonders das Lob Jesu besingen. Viele derselben athmen allerdings ein hohes religiöses Gefühl, eine ächt fromme Gesinnung; aber die meisten sind matt, spielen mit biblischen Worten und Gleichnissen, und zeugen von einer überspannten, durch dunkle Vorstellungen aufgeregten Phantasie. Daß die von Spener und Franke herrührenden Lieder von diesen Fehlern sich meist frei erhalten, braucht kaum gesagt zu werden.

Noch ein bekannter Dichter geistlicher Lieder muß hier genannt werden, Benjamin Schmolke, der zu seiner Zeit in großem Ansehen stand. Er war Prediger in Schweidnitz, wo er 1737, 65 Jahre alt, starb.

---

b) Epische Poesie.

Der Sinn für epische Poesie schien sich bei den Deutschen ganz verloren zu haben. So viel auch Lieder gedichtet wurden, so wenig zeigten die Dichter Neigung, ihr Talent auf die erzählende Poesie zu wenden, und was ja darin gedichtet wurde, war entsetzlich breit und langweilig. Auch nicht ein einziges Epos

aus dieser Zeit hat einen bleibenden Werth, und verdient genannt zu werden.

---

c) Dramatische Poesie.

Im vorigen Zeitraume klagten wir, daß die dramatischen Gedichte höchst unvollkommen und geschmacklos wären. Nicht viel besser wurde es in diesem Zeitraume. Schauspiele kannte man immer noch nicht. Man hatte Trauer- und Lustspiele, aber da der damalige Geschmack Musik und Gesang mit dem Theaterwesen verbunden haben wollte, so wurden weltliche und geistliche Stücke mit Gesängen durchflochten, und wenn sich etwa nicht genug Gesänge anbringen ließen, so wurde wenigstens ein musikalisches Nachspiel angehängt. So wurde also wo möglich in Trauer-, Lust- und Schäferspielen, wie in den eigentlichen Singspielen, wacker gesungen. Geschmacklos und unnatürlich waren alle diese Sachen, und zwar besonders darum, weil die Dichter nicht ihrem eigenen Sinne folgten, sondern die Franzosen, Italiener, Holländer und Spanier durchaus nachahmen wollten.

Unter den Trauerspieldichtern jener Zeit ist der talentvollste unstreitig Andreas Gryph. Aber sein Ausdruck ist gesucht, voll Uebertreibungen und Deklamationen, und er kann nicht genug des Gräßlichen und Entsetzlichen auf einander häufen. Dazu kommt der Mangel an Geschmack, daß er die Personen des Alterthums sprechen läßt, wie zu seiner Zeit die Menschen mit einander sprachen; so klingt es z. B. für unsere Ohren höchst sonderbar, wenn sie, selbst Könige und Königinnen, sich mit „Er" und „Sie" (in der 3ten Person des Singulars) anreden.*) Alle seine Trauerspiele sind in Alexandrinern.

Nach Gryph ist Lohenstein der ausgezeichnetste Tragiker. Er arbeitete ganz in Gryphs Manier, aber sein Styl ist noch gesuchter, noch steifer und ceremoniöser und noch mehr voll Bom-

---

*) Unter andern sagt einmal Antonius zur Kleopatra:

Mein Schatz! Nehm' Sie in Acht die Würde Ihres Standes,
Und faß' im tiefsten Fall Ihr diesen Muth im Sinn:
Sie starb Aegyptenlands geborne Königin.

Eine andere Königin sagt einst zu einem Könige:

Will Er um meine Gunst sein ganzes Reich verschwenden?

bast und Uebertreibungen, und doch fand man das damals ganz herrlich, und konnte die Pracht des Ausdrucks nicht genug bewundern.

Auch als Lustspieldichter zeichnete sich Andreas Gryph aus. Wenn man in seinen Stücken auch auf viele Geschmacklosigkeiten und Gemeinheiten stößt, so kommen doch auch wieder manche ächt komische Scenen vor. In keinem Lustspiele und in keiner Posse durfte der Hanswurst fehlen, der das Publikum mit allerhand zum Theil wohl plumpen Späßen unterhielt. Eins der Lustspiele Gryph's hieß: Horribilicribrifax; schon dieser Name zeigt, wie gesucht damals der Scherz war.

Noch mehr als Trauer- und Lustspiele wurden Singspiele verfertigt, gewöhnlich um irgend ein Fest zu feiern. Meist nahm man den Stoff dazu aus der Mythologie, und wandte ihn auf den Gegenstand des Festes an; oder es wurde eine Scene aus dem Schäferleben gegeben. Eine besondere Fertigkeit, dergleichen Singspiele zu entwerfen, besaß Andreas Gryph, der sich also in allen Arten der dramatischen Kunst versuchte. Auch Prediger Klai und Professor Simon Dach verfertigten viele solche Stücke.

Die Singspiele wurden meist von Dilettanten zur Feier irgend eines frohen Ereignisses aufgeführt, also nur für Privatzirkel. Aber es gab auch öffentliche Bühnen, auf denen Trauer- und Lustspiele gegeben wurden. Die Schauspielergesellschaften wurden damals noch nicht von Fürsten besoldet, sondern mußten sich durch Anschmiegen an den Geschmack der Zeit ihren kärglichen Unterhalt erwerben. Freilich mögen sie auch wohl noch höchst elend gewesen seyn. Folgende zwei Theaterzettel von der Gesellschaft, welche zu Anfange des 18ten Jahrhunderts in Breslau spielte, können einen Beweis von dem damaligen Zustande des Geschmacks geben:

„Auf hohen und gnädigsten Befehl wird heute von denen hier subsistirenden hochdeutschen Comödianten eine recht sehenswürdige und extraordinairlustige Comödie vorgestellt werden. Es werden dannenhero alle Lustige und Traurige invitiret, die Lustigen nach ihrem Humeur zu ergötzen, die Traurigen aber lustig zu machen, zu welchem Vorsatze die comische Freiheit von dem heutigen Lustspiele, zu beliebiger Nachricht vorgenommenes Intenti, folgenden ridiculeusen Titel setzet: das Reich der Todten, oder:

die von ihrem aus Imagination gestorbenen Vater Simplicio in das Reich der Todten an Alexandro Magno und dem französischen bekannten General Luxemburg versprochene Bürgertochter Isabella und Aurelia, mit dem aus dem Mondenreich angelangten Ambassadeur, in dem fingirten Todtenreich in verschiedenen Gestalten sich verwandelnden Proteo, und letztlich durch Betrug selbst todt persuadirten, viel Fatiquen ausstehenden Hanswurst, wobei Bell-Amour, ein französischer verruckter virtuöser Musikus, einen unwissenden Liebhaber seiner eigenen Braut abgiebt, und Riepel, sein Lakai, lustigste, theils listigste, theils tummeste Passagen, theils natürlich, theils durch Zauberei vorstellet." —

„Mit Bewilligung hoher Obrigkeit wird heute von denen hier anwesenden Comödianten was Galantes in Breslau vorgestellet, dergleichen Stücke man auf keinem Schauplatz zählet. Es ist mit Kurzen, neu, heut wird es produciret, und zu dem ersten Mal dem Gönner aufgeführet, betitult: Sie Mann und Er Weib, oder: wo die Weiber nach Regiment und Staatsintriguen zielen, da kann der Mann den Rock mit sammt dem Haupt verspielen."

---

d) Didaktische Poesie.

Opitz

war mit mehreren Lehrgedichten aufgetreten, die wir oben schon genannt haben. Man hätte glauben sollen, daß dem Beispiele dieses hochverehrten Dichters viele folgen würden. Aber dies war nicht der Fall. Im Allgemeinen wurden nicht viel eigentliche Lehrgedichte hervorgebracht, und die, welche erschienen, waren mit den opitzischen nicht zu vergleichen. Der Vortrag war matt und langweilig, und der Gegenstand oft so unpoetisch, daß beim besten Willen der Dichter ihm keine poetische Seite abgewinnen konnte. Rathsherr Brockes in Hamburg z. B. dichtete: die fünf Sinne; ein ander Mal: Betrachtungen über die Natur des Lichts und der Wärme.

Fabeln kamen fast gar nicht vor, und die wenigen, die gedichtet wurden, waren elend. Harsdörfer war fast der einzige Fabeldichter; die meisten seiner Fabeln sind aber nichts als matte Allegorieen und Parabeln.

Desto mehr Geschmack fand man an Epigrammen. Unter den zahlreichen Epigrammatikern steht oben an: Freiherr von Logau; außer ihm sind zu merken: Olearius, Zinkgref, Aßmann von Abschatz und Wernike.

Der Freiherr von Logau

war ein Schlesier von Geburt. Von seinen Lebensumständen wissen wir fast nichts, als daß er als Kanzleirath in den Diensten des Herzogs von Liegnitz stand. Er starb 51 Jahre alt, 1655 in Liegnitz. Kein Epigrammatiker vor ihm war so fruchtbar, so gewandt, so schalkhaft, so treffend, so zartfühlend wie er. Er dichtete 3553 Epigramme und Sinngedichte. Unter einer solchen Zahl können nicht alle von Werth seyn; viele sind schlecht gerathen; dafür sind aber wieder andere desto ausgezeichneter.

Hoffnung und Geduld.

Hoffnung ist ein fester Stab,
Und Geduld ein Reisekleid,
Da man mit durch Welt und Grab
Wandert in die Ewigkeit.

Geld.

Wozu ist Geld doch gut? —
Wer's nicht hat, hat nicht Muth;
Wer's hat, hat Sorglichkeit;
Wer's hat gehabt, hat Leid.

Armuth und Blindheit.

Ein blinder Mann ist arm, und blind ein armer Mann,
Weil jener Keinen sieht, und Keiner den sieht an.

Adel.

Die Tugend alleine giebt tüchtigen Adel.
Das Wappengemäld'
An Helm und an Feld
Bedecket vergebens den inneren Tadel.
Die Wiege des Cyrus und Irus*) ist Thon.
Ein leeres Geklänge,
Ein gläsern Gepränge
Sind Ahnen, wo Tugend ist ferne davon.

*) Irus war ein in der Geschichte des Odysseus vorkommender Bettler.

Heutige Weltkunst.

Anders seyn — und anders scheinen,
Anders reden — anders meinen,
Alles loben, Alles tragen,
Allen heucheln, stets behagen,
Allem Winde Segel geben,
Bös' und Guten dienstbar leben,
Alles Thun und alles Dichten
Blos auf eignen Nutzen richten:
Wer sich dessen will befleißen,
Kann politisch heuer heißen.

Augen, Ohren, Mund.

Aug' und Ohren sind die Fenster, und der Mund die Thür' ins Haus.
Werden diese wohl verwahret, geht nichts Böses ein und aus.

Reich und grob.

Wo der Geldsack ist daheim, ist die Kunst verreiset;
Selten, daß sich Wissenschaft, wo viel Reichthum, weiset.
Ob nun gleich ein goldnes Tuch kann den Esel decken,
Sieht man ihn doch immer zu noch die Ohren recken.

Ein Geiziger.

Wann ein Geizhals ist gestorben, fängt sein Schatz erst an zu leben;
Jeder will bei diesem Kinde willig einen Pathen geben.

Wein.

Kömmt Wein von Weinen nicht, so kömmt vom Weine Weinen;
Das Trinken bringet Weh; das kann mir Niemand neinen.

Heuchler.

Schmeichler sind wie Sonnenblumen, blicken nach dem Himmel hin,
Wurzeln aber in die Erde, suchen Vortheil und Gewinn.

Die deutsche Sprache.

Kann die deutsche Sprache schnauben, schnarchen, poltern, donnern, krachen.
Kann sie doch auch spielen, scherzen, liebeln, güteln, lallen, lachen.

Gelehrt.

Wenn Einer meint, er lerne noch, so kommt sein Witz empor.
Wenn Einer meint, er sei gelehrt, so wird er jetzt ein Thor.

Olearius,

geboren in Aschersleben, der Sohn eines Schneiders, ging, warum? weiß man nicht, nach Holstein, wo er Bibliothekar des Herzogs wurde. Er begleitete dieselben Gesandtschaften, die oben bei Flemming erwähnt worden sind, nach Moskau und nach Persien, und gab nach seiner Rückkehr nach Gottorp eine treffliche Beschreibung der persischen Reise heraus. In Persien hatte er die Werke einiger persischen Dichter kennen gelernt, und dies bewog ihn, dieselben nicht nur zu übersetzen, sondern auch eigene Sinngedichte zu verfertigen. Er starb 1671, 72 Jahre alt, in Gottorp als herzoglicher Bibliothekar.

Weltbestimmung.

Die Welt nicht immer stehet;
Sie und ihre Pracht vergehet.
Schwester, sei dahin bedacht,
Daß dein Herz nur sei gestellt
Auf den, der uns diese Welt
Nur zur Herberg' hat gemacht.

Laß den Rücken, laß das Leben
Nicht an ihren Gütern kleben.
Sie hat Manchen angeschnürt,
Erst gemästet und ergötzt,
Aber leider doch zuletzt
Zu der Schlachtbank hingeführt.

Wenn die fromme reine Seele
Willig will aus ihrer Höhle,
So gilt es ihr eben viel,
Ob man auf dem Throne stirbt,
Oder in dem Koth verdirbt;
Sie erreichet doch ihr Ziel.

Wahre Freunde.

Wer kann in guten Tagen,
Wann uns das Glück ist mild,
Und es zu Tische gilt,
Von rechter Liebe sagen?

Daran man nicht recht kennet,
Ob Einer sei mein Freund,
Und ob er's treulich meint,
Wenn er mich Bruder nennet.

Wenn's Glück einst von mir weichet,
So ist mein rechter Freund,
Der's dann am besten meint,
Und mir die Hände reichet.

Undankbarkeit gegen Gott.

Singet ein Vogel die ganze Nacht,
Warum bin ich denn nicht auch bedacht,
Daß ich den gütigen Schöpfer droben
Sollte auch nur eine Stunde loben?

Narrenprobe.

Sechs Dinge sind, daran man einen Narren kennet:
Wenn er vergeblich spricht, um nichts vor Zorn entbrennet,
Sich ändert ohne Noth, fragt, was ihn nicht geht an,
Erkennt nicht, wer sein Freund, und trauet Jedermann.

Zinkgref

war der Sohn eines Rathes in Heidelberg. Nach Vollendung seiner Universitätsjahre ging er 5 Jahre lang auf Reisen nach Helvetien, Frankreich, England und Holland, und machte dabei auch Opitz's Bekanntschaft, mit dem er eine innige Freundschaft schloß. Sein Leben fiel in die Zeit, wo der dreißigjährige Krieg die Gegenden am Rhein sehr unruhig machte, und da er General-Auditeur bei den pfälzischen Truppen in Heidelberg geworden war, so wurde er in den Strudel der Kriegsbegebenheiten gezogen, und bald hierhin, bald dorthin geworfen. Eine Zeitlang war er sogar Secretair und Dolmetscher bei einem französischen Gesandten. In den letzten Jahren lebte er in St. Goar am Rhein, und wurde hier 1635, 44 Jahre alt, von der Pest weggerafft.

Zeit und Rath.

Schiffer, welche Meister sind,
Suchen Zeit und guten Wind;
Mit Gewalt ist nichts zu machen.
Also werden hohe Sachen
Eher zu dem End' gebracht
Durch die Weisheit, als durch Macht.

Der Adler.

Der Adler führt die Schildkröt' von der Erden,
Daß durch den Fall sie kann gebrochen werden.
Den Bösen führt das Glücke von der Erden,
Daß durch den Fall er kann zerschmettert werden.

Aßmann von Abschatz,

war ein schlesischer Gutsbesitzer. Er hatte sich durch Reisen nach Holland, Frankreich und Italien und durch fleißiges Lesen der damaligen Dichter gebildet, und wurde Deputirter bei den breslauischen Fürstentagen. Er starb 1699, 53 Jahre alt.

Rath für heute.

Fremde Kleider, falsche Haare,
Falsche Treu, verfälschter Wein,
Glatte Worte, falscher Schein
Sind anjetzt die beste Waare.
Wer will sich in solchen Tagen
Mit der albern' Weisheit plagen?
Such' die größten Tummelplätze,
Gieb die Wort' um guten Kauf,
Schneid' von Ost und Westen auf;
Darum straft dich kein Gesetze!

Die größte Thorheit.

Viel lernen, wenig nützen, viel wissen, sich nicht kennen,
Mag man mit gutem Grund die größte Thorheit nennen.

Wahres Glück.

Nicht wer viel hat, ist beglückt,
Sondern wer es recht geneußt,

Wer sich auch in Armuth schickt,
Und den Lastern sich entreißt,
Wer für Freund und Vaterland
Freudig braucht Haupt, Haut und Hand.

Volle Gläser — leere Beutel.

Wer sich zum Ziel den Grund der Gläser vorgenommen,
Wird leichtlich auf den Grund des leeren Beutels kommen.

Der Wein.

Wie vielen hat der Wein das Leben abgestohlen!
Es fallen ihrer mehr durch Gläser als Pistolen.

Hausregel.

Kräht' die Henn' und schweigt der Hahn,
Ist das Haus gar übel dran.

Drei Dinge.

Nicht schlafen und dennoch liegen im Bette,
Vergebens erwarten, was man gern hätte,
Treu dienen und kein Erkenntniß genießen,
Sind Dinge, die Einen zum Sterben verdrießen.

Wernike.

Von diesem ausgezeichneten Dichter ist weder Geburtsort, noch Geburtsjahr, noch Sterbejahr bekannt. Er war ums Jahr 1665 in Preußen geboren, und studirte in Kiel, wo sich der auch als Dichter bekannte Professor Morhof seiner sehr annahm. Dieser ermunterte ihn zur Poesie, und stellte ihm vor, er könne sich als Epigrammatiker den größten Ruhm erwerben, weil vor ihm noch kein Deutscher darin etwas geleistet habe. Logau war ihm nur dem Namen nach bekannt. Wernike benutzte den Rath, und hat darin in der That etwas Vorzügliches geleistet. Er war ein Mann von einem höchst gebildeten Geschmacke, großem Verstande, und wenn er auch nicht die Gewandtheit Logau's hat, so übertraf er ihn noch an Schärfe des Witzes und der Satyre. Er lebte einige Jahre in England, wo er mütterliche Verwandte hatte, als Gesandtschafssecretair. Da ihm seine Aussichten auf

weitere Beförderung vereitelt wurden, ging er nach Hamburg, wo er mehrere Jahre privatisirte. Hier bekam er einen berühmten Streit mit zwei dort wohnenden Dichtern. Er hatte nämlich seine Sinngedichte und Epigramme drucken lassen, und darin öfters die Nachahmer Hoffmannswaldau's und Lohenstein's getadelt, die nur die Fehler ihrer Muster, nicht aber ihre Vorzüge nachahmten. Ein in Hamburg lebender Licentiat, Postel, bezog diese Satyren auf sich, weil er ein sclavischer Nachahmer Lohenstein's war. Er hielt sich wegen der in seinen elenden Gedichten ausgekramten Gelehrsamkeit für einen großen Geist, und fühlte sich also durch Wernikens Spott beleidigt. Er dichtete also, um sich zu rächen, ein Sonett, und verglich darin Lohenstein mit einem Löwen, Werniken mit einem Hasen, der auf dem todten Löwen herumspringt. Wernike, Posteln weit überlegen, schwieg nicht. Er dichtete ein Heldengedicht: Hans Sachs. Der Name dieses Meistersängers stand nämlich damals nicht in solchen Ehren, wie jetzt; man unterschied ihn nicht von den elenden Reimern, die ihm folgten, und nannte jeden, der ohne dichterischen Beruf reimte, einen Hans Sachs. In diesem Gedichte nun läßt er seinen Gegner, dessen Namen er in Stelpo verändert hatte, von Hans Sachs zu seinem Nachfolger feierlich gekrönt werden. Postel selbst antwortete darauf nicht; dagegen nahm sich sein Freund, der Advocat Hunold, seiner an, und schrieb gegen Wernike: „der Poesie rechtmäßige Klage über die gekrönten und andere närrische Poeten," und da dieser nichts darauf erwiederte, so gab er ein Pasquill in der Form eines Schauspiels heraus: „der thörichte Pritschmeister oder schwärmende Poete." Darin läßt Hunold Werniken unter dem Namen Wecknarr und Narrweck selbst auftreten, und in der Rolle eines verrückten Pritschmeisters allerlei Thorheiten begehen. Wernike rächte sich dafür durch einige Epigramme, durch die er Hunolden lächerlich machte. So endigte sich dieser ärgerliche Streit, der allen betheiligten Personen Unehre machte.

Wernike übersah seine Gegner bei weitem an Kenntniß, wie an Geschmack. Dabei war er billig denkend gegen seine Vorgänger. Er tadelte zwar die elenden Reimereien der späteren Meistersänger und den Ungeschmack Lohensteins; aber er ließ den Talenten Hans Sachsens und Lohensteins sonst alle Gerechtigkei-

ten widerfahren. Er starb zwischen 1710 und 1720 als dänischer Staatsrath und Resident am französischen Hofe in Paris.

Schönheit ohne Verstand.

Wie falsche Münze scheint mir Schönheit ohne Witz;
Denn das Gepräg' ist gut, doch das Metall nichts nütz.

Ueber gewisse Gedichte.

Der Abschnitt? — gut. Der Vers? — fleußt wohl. Der Reim? — geschickt.
Die Wort'? — in Ordnung. Nichts, als der Verstand verrückt.

Römische Beichtbuße.

Es fand sein zartes Weib ein Ehmann in Gefahr,
Und wollte, weil es so zu Rom gebräuchlich war,
Aus großer Liebe sich bequemen,
Die Ruthenstreich' ihr abzunehmen,
Die in der Beicht' ein Mönch ihr heilig auferlegte.
Als nun der Pater ihm den Rücken lustig fegte,
So rief sein Weib: „Haut zu, Herr Pater! denn ich bin
Gar eine große Sünderin!"

Auf das gemeine Gerücht.

Der Ruf ist selten ohne Grund,
Vergrößert er gleich alle Sachen;
Die Wahrheit öffnet ihm den Mund,
Und lehret ihn die Lüge machen.
Er setzt, uns besser zu betrügen,
Zur Finsterniß ein wenig Klarheit,
Spricht keine Wahrheit ohne Lügen,
Und keine Lüge ohne Wahrheit.

Großer Herren Gnade.

Wer sich verläßt auf Erdengötter,
Wer ihrem holden Lächeln traut,
Und viel auf Mienen hält, der schaut
In dem Kalender nach dem Wetter.

Segen eines Bischofs.

Ein Bauer nahm den Hut nicht ab,
Als man dem Volk den Segen gab.
Wie nun der Bischof dieses schaute,
Und mit der Kirchenbuß' ihm draute,
So sagt' er: „Ist der Segen gut,
So geht er wohl durch meinen Hut."

Auf Marullus.

Marull verschiebet seine Sorgen
Und seine Vorsicht bis auf morgen,
Auf morgen seine Reu' und Buß'
Und in Gefahr den letzten Schluß,
Auf morgen, Freunde sich zu machen,
Und vor der Feinde Trug zu wachen,
Auf morgen Fleiß und Emsigkeit,
Und — ist allein ein Narr für heut'.

Blumenreiche Gedichte.

Man findet, wenn man alle Rosen und Narzissen,
Die jetzt die deutschen Verse füllen müssen,
Und den Verstand und Sinn des Dichters überlegt,
Daß ein unfruchtbar Feld die meisten Blumen trägt.

Sinnbild eines Schmarotzers.

Mal' einen Esel ab, der spitze Disteln frißt,
Wenn ein Schmarotzer wo zu schildern ist,
Der manchen Stich erduldet hat,
Und schreit: „Sie stechen mich, doch machen sie mich satt."

Als Satyriker haben sich ausgezeichnet Laurenberg und Rachel.

Laurenberg

war in Rostock geboren, und starb 1658 als Professor an der Ritteracademie in Soröe auf der Insel Seeland, 68 Jahre alt. Er war ein fröhlicher, höchst launiger Mann, der in plattdeutscher Sprache vier Satyren schrieb: „De veer olde beröhmede Scherzgedichte, als 1) erstlick van der Minschen itzigen verdorvenen Wandel unde Maneeren; 2) van almodischer Kledertracht; 3) van vermengder Sprake unde Titeln; 4) van Poesie unde Rymgedichten. Met eenem Anhang van etlicken in düssen Tyden (Zeiten) nyen ingeschlekenen Misbrüken. Gedrücket in düssen itzigen Jahr.

Rachel

wurde in Holstein geboren, wo sein Vater Prediger war. Er bekleidete mehrere Jahre die Rectorstelle in Norden in Ostfriesland. Zuletzt berief man ihn als Rector nach Schleswig. Als

er aber hier kaum $1^1/_2$ Jahr gewesen war, starb er 1669, 51 Jahre alt. Er gehört zu den ernsten Satyrikern, die über die Thorheiten der Menschen nicht lachen, sondern sie mit Ernst strafen. In der ersten Satyre: „das poetische Frauenzimmer oder die böse Sieben" spricht er von den gewöhnlichen Fehlern der Frauen. Er giebt sieben böse Charaktere an, die aus der Art, wie Jupiter sie geschaffen hätte, herzuleiten wären. Die faule Müssiggängerin wäre aus Koth und fauler Erde erschaffen; die Unreinliche stamme von der Sau her; die Listige und Verstellungssüchtige vom Fuchse; die Falsche, Neidische, Mißgünstige und Beißige vom Hunde; die Wetterwendische aus dem Meere; die Geschwätzige von der Gans. Wegen dieser poetischen Ableitung nennt er die Frauen die poetischen. Zuletzt schildert er eine vollkommene Hausfrau als Gegenbild, und leitet sie von der Biene her.

Der arme Poet und der reiche Kornhändler, von Laurenberg.

(Ein armer Poet erzählt seine Wanderungen. Er sei, in Gefahr zu verhungern, auf einem Esel umhergezogen, um einen Beschützer seiner Muße zu suchen. Als er einst nach einer großen Stadt gekommen, habe ein großes Haus seine Aufmerksamkeit erregt, und er geglaubt, daß hier wohl ein großer Gelehrter oder vornehmer Mann wohne. Es sei aber nur ein reicher unwissender Kornhändler gewesen. Darauf erzählt der Poet das mit demselben gepflogene Gespräch in plattdeutscher Sprache:)

Ick brachte ydt endlyk so fern,
Dat yck ward ingeladen tho dem Hern
In ene Stuve; dar was ydt althohmahl
So prächtig, als in eenes Förſten Saal.
Ick dede een grote Reverenze maken.
He satt so styff als een Hoppenstaken. —

„Wer synd gy?" sede he, „gevet yuw kund!
„Will gy Garsten edder Roggen etlike Pund?
„De köne gy bekamen hüte edder morgen
„Vör baren Gelde und nicht tho borgen." —

Ick sprack: „Grotgünstiger, hochgeehrter Her!
„Ick schetze my glückselig der groten Ehr,
„Hieher tho kamen an dissen Ort,
„Und mit dem Heren tho wesseln etlicke Wort.
„Der Gelehrden Patron wert de Heer genömt;
„Davör ys he in de Welt beröhmt.

„Em will yck dyt Carmen offereren,
„Und in syne hoge Gunst my rekommenderen.
„Synes Namens will yck röhmlick gedenken,
„Und in den Tempel der Memoria henken."

De Her satt lang und sach my an;
Endlyck sede he: „gode Man,
„Ick weet nicht, wat yck schall uth yuw maken;
„Gy schnackt wunderlik seltsame Saken.
„Velicht werd gy een Magister syn,
„Und den Kindern in de Schole leren Latin;
„Edder gy mögen wol gar een Backelaers wesen,
„Und in der Akademe den Studenten vörlesen.
„Laet my ydt hören, dat yck kann weten,
„Wo ick yuer schall titeleren und heten."

Ick sede: „Grotgünstige Her und Patron!
„Dyt Carmen wert uthwysen myne Profession;
„Dck bin yck een Poet von veelen Jahren,
„In der edlen Poesie gelehrt und erfahren.
„Hedd' ick so veel Glücks als Geschicklichkeit,
„Ydt würde my so nicht gahn, als ydt my geit.
„Phöbus mit allen Pimpleiden
„Ys vom Marte överwunden im Stryden;
„Pandora, törnig över de Maten,
„Heft ere ganze Büsse över my uthgegaten.
„Darvan bin yck nu ein Jrus worden,
„Und getreden in der Mendicanten Orden."

„Gy reden tho hoch," sprack de Man thor Stund;
„Yuwe Wörde synd altho kakelbunt.
„Doch so veel als ick daruth vernehmen kan,
„Syndt gy ein Poet und gelehrder Man.
„Wowol yck nu nicht eigentlyck weet,
„Wat dat tho seggen ys Poet,
„So hebbe yck doch van Andern my lathen berichten,
„Dat ydt de synd, de Versche dichten,
„De da könen allerley Ryme schryven,
„Darmit se allenthalven eeren Handel dryven
„Up Hochtyden, Kinddöpen und by Doden
„Und wor se sünst etwas synd vermoden.
„Wo gy ock eener van densülven sydt,
„So kame gy hier nicht to rechter Tydt;
„Den gy sehen wol, myn gode Her,
„Dat hier ys weder Köste noch Kindelbeer.
„My wundert nicht weinig, dat gy syd so geck,
„Und bewahren yuw mit sülkem Dreck.

„Dat Handweirk ys yo so gar tho gemeen;
„Versche will itzunter schryven jeder een.
„De jungen Bengels, de kuem könt lesen,
„De willen alle Poeten wesen.
„In allen Brudtlachten dat drüdde Gericht
„Ys wißlick een Hochtydgedicht.
„Wenn begraven schall werden een Lyk,
„Ys ydt gewesen jemand Vörnehm und Ryk,
„Stracks möten uthgedeelt werden Carmen,
„Glyck als men Almissen uthdeelt den Armen."

Die böse Sieben, von Rachel.

Nichts Bessers als ein Weib, ist, wie mich dünkt, auf Erden;
Auch kann nichts Bösers, als ein Weib, gefunden werden.
Sie träget beiderlei: Kreuz, Unglück — Glück und Heil,
Milch, Honig — Gift und Gall, in ihrem Busen feil,
Und hat in Einer Hand, gleichwie die Kinder pflegen
Zu spielen Pinkewink, Lust, Leben, Fried' und Segen,
Und in der andern Hand Zorn, Tod, Fluch, Haß und Zank.
Ach! solches Pinkewink bringt Schmerz sein Lebelang.
Wer diese Hand ergreift, der kriegt nicht nur die Hände,
Ja vielmehr Haus und Hof voll Kreuz und voll Elende.
Was sag' ich Haus und Hof? Es muß was Mehrers seyn;
Ist doch die ganze Welt vor Weiberzorn zu klein.
Wenn der, wie oft geschieht, hat überhand genommen,
So soll der Teufel selbst aus seiner Hölle kommen,
Und holen jedermann, auf den sie zornig sind:
Hund, Katze, Kuh und Kalb, Knecht, Magd, Mann und das Kind.
Da hebt das ganze Haus vom Keifen an zu sausen,
Und wie die wüsten Wind' im wilden Meere brausen.
Ihr Rachen thut sich auf, wirft Feuer aus und Gift;
Die Zähne beißen sich, die braune Zunge kifft;
Sie donnert, hagelt, flucht, läßt nichts sonst von sich spüren,
Und machet ein Geschrei, als zwanzig Bauern führen.
Sie hüpft, sie rennt, sie springt, als wie ein rasend Pferd,
Ist gleich die Sach' oftmals nicht eines Dreiers werth.
Wenns hoch kommt, ist die Katz' ihr in den Topf gekrochen,
Und hat den Topf geleckt und ungefähr zerbrochen.
Die Köchin hat das Fleisch versalzen und verwürzt;
Auch ist der Essigkrug beim Ofen umgestürzt.

Wann nun der frommen Frau die Bosheit ist vergangen,
So kommt ihr wieder an ein Sehnen und Verlangen

Nach Hofart; „ist dies nicht," spricht sie, „die neuste Tracht?
„Man hat sie nur erst jetzt aus Frankreich mitgebracht.
„Mein Herzensmann, seht doch, wie schön steht der die Mütze!
„Mein Herzensmännchen, seht, wie hübsch ist diese Spitze!
„Mein Rock hier ist ganz kahl; ich muß mich drinnen schämen.
„Was werd' ich immermehr für Farbe wieder nehmen?
„Roth, grün, blau, gelb und schwarz, die sind gar zu gemein;
„Wenn ich was haben soll, so hab' ichs gern allein."
Dem armen Mann wird bang'. Er sitzt da wie auf Kohlen.
Was hilfts? Sie läßt nicht ab; er muß den Beutel holen.
Ob er sich noch so sehr mit vielen Worten wehrt,
So muß er geben her, so viel sie nur begehrt.
Nun, Beutel! ei, ei, ei! jetzt wirst du müssen schwitzen;
Gieb Geld zur neuen Pracht! gieb Geld zu Mütz' und Spitzen,
Gieb ganz her, was du hast; die Frau hält stürmisch an.
Ach gieb! gieb bald! sollt' auch der letzte Heller drau.
Wann erst der Kaufmann hat das Geld, so sitzt die Docke,
Und sperrt sich, prangt und prahlt in ihrem bunten Rocke.

Der Mund wacht endlich auf, will auch versorget seyn.
„Wo ist das beste Bier? wo ist der beste Wein?
„O Mann! seid doch nicht so ein arger Pfennigdrucker!
„Gebt Geld! ich hätte gern Citronen, Wein und Zucker.
„Mir ist fürwahr nicht wohl; mir schaudert gar die Haut;
„Ich aß zuvor zu viel fett Fleisch und Sauerkraut.
„Geh', Magd, und laß mir stracks ein gut paar Kuchen backen!"
Der arme Mann sitzt dort, und klauet sich im Nacken;
Doch wenn er freundlich ist, so krieget er den Rand
Vom Kuchen, und was sonst daran ist abgebrannt.

Gegen Ende des 17ten Jahrhunderts war der Freiherr von Canitz der gefeiertste Satyrendichter. Aber nie griff er darin Personen an; nur die Verirrungen der Menschen werden von ihm getadelt, und dies geschieht auf eine so schonende Art, daß Keiner die Satyre auf sich beziehen und dadurch beleidigt werden konnte. Besonders sind es zwei Thorheiten, auf welche er aufmerksam macht: die Narrheiten der Dichter, und die Nichtigkeit des Glanzes der großen Welt. Von der letztern konnte Canitz vornehmlich aus Erfahrung sprechen. Seine Satyren sind ungeachtet ihrer Allgemeinheit wahrhaft belehrend und besserend; denn er hat darin einen Schatz von Weisheit und Tugendlehren niedergelegt, die sehr beherzigenswerth sind. Nur sind

auch seine Satyren, wie alle seine Gedichte, nicht sowohl aus einem eigentlich poetischen Geiste, sondern aus seinem vielfach gebildeten Verstande und seiner gereiften Beurtheilungskraft hervorgegangen.

Auch der obengenannte schlesische Dichter Günther dichtete Satyren. Auch in ihnen zeigt sich zwar sein großes poetisches Talent; aber auch sein ausgeartetes, leichtsinniges Gemüth. Denn sie sind voll von Persönlichkeiten, durch welche er sich überall Feinde machte. Selbst geachtete Personen, die ihm sogar Wohlthaten erwiesen hatten, griff er nicht selten an, sobald sie ihm einmal in den Weg traten. Zum Theil sind sie sehr breit und langweilig, und offenbar das Schlechteste unter seinen Gedichten.

2. Prosa.

Mit der Prosa war es auch in dieser Periode schlechter bestellt, als mit der Poesie. Luthers kräftige Sprache war längst durch eine bald süß-tändelnde, bald gesuchte und schwülstige Schreibart verdrängt. Nur Wenige sind es, die davon eine Ausnahme machten, und ihren eigenen Weg gingen.

Die Predigten waren im Allgemeinen nicht besser, als die im vorigen Zeitraume. Man hielt steif und fest an den eingeführten Kirchenlehren, betrachtete es als Hauptsache, sie den Zuhörern recht fest einzuprägen, und eiferte gegen die, welche nur einen Finger breit davon abwichen. Nur die Vorträge Spener's und A. H. Francke's, in denen ein Geist milder Frömmigkeit herrschte, machten davon eine Ausnahme.

Aus einer Predigt Speners.

Geliebte in Christo Jesu! Einer von den allerdeutlichsten Sprüchen, worin mit wenig Worten das ganze Werk unserer Seligkeit zusammen gezogen wird, ist wohl derjenige, wann Paulus spricht: „Aus Gnaden seid ihr selig worden, und dasselbe nicht aus euch; Gottes Gabe ist es.“ Es leget uns darin Paulus vor das höchste Gut, darein alles andere Gute zusammenfleußt, was wir aus des guten Gottes vielfältigen Wohlthaten haben, wann er sagt: „ihr seyd selig worden.“ Seligkeit begreift in sich alles, was uns erfreuen, nützen und vergnügen kann. Es wird aber hier nicht geredet von leiblicher

oder weltlicher Seligkeit, die in demjenigen, was die Welt geben kann, bestehet; denn solches Zeitliche ist schon deswegen nicht genug zur Seligkeit, weil alle Weltgüter nicht nur eine ganz kurze Zeit währen, sondern auch in ihrem größten Ueberfluß unsere Seelen niemals sättigen noch vergnügen können. Sondern Seligkeit heißt die Wiedererlangung göttlicher Gnade und Freundschaft, daß uns Gott wieder annimmt und sowohl hier im Reich der Gnaden uns alles dasjenige giebt, wodurch wir mit ihm näher vereinigt werden und seiner Güte genießen können, als endlich auch in dem Reich der Herrlichkeit die großen Schätze, die er uns bereits hier geschenkt hat, uns recht aufgedeckt zeigt, auch noch dasjenige Eine zuthut, woran uns hier unsere Unvollkommenheit gehindert hatte, daß wir dessen noch nicht genießen konnten. Solche geistliche und ewige Güter sind diejenigen, welche unter diesem Namen der Seligkeit verstanden werden müssen. Da sagt nun der Apostel zu den gläubigen Ephesiern: „ihr seyd schon selig worden.“ Er verspricht ihnen nicht nur, daß sie gewiß dermaleins selig werden sollten, sondern er sagt, sie seien es schon geworden; wie uns dann freilich Gott das erste Mal, da er uns in der Taufe zu Kindern annimmt, sich selbst und daher alle Seligkeit schenkt. Er zeigt aber, woher solches komme. Er sagt: „Aus Gnaden,“ schließet damit aus alles Verdienst, wie auch am deutlichsten in weiter folgenden Worten: wir haben's freilich nicht mit unsern Werken verdient, daß uns Gott die Seligkeit schenke, sondern vor unserer Bekehrung und Seligmachung können wir gar keine guten Werke thun, viel weniger etwas damit verdienen; nachdem wir aber gläubig sind, so sollen und vermögen wir wohl aus göttlicher Gnade Gutes zu thun; aber solches Gute verdient die Seligkeit nicht, weil nicht nur solches Gute nicht unser, vielmehr göttlicher Gnaden Frucht ist, sondern weil eben die Seligkeit selbst uns schon ist geschenket worden, da wir ja dasjenige nicht verdienen dürfen, was uns bereits geschenkt ist. Es fasset aber solche Gnade in sich die Barmherzigkeit des himmlischen Vaters, da er sich unsers Elends erbarmet; Jesu Christi theures Verdienst, dadurch er uns mit seinem himmlischen Vater versöhnt; und des heiligen Geistes Gnade, da er uns die angeregten Güter darbietet und zueignet. Das heißt: aus Gnaden seyd ihr selig worden.

Eine sonderbare Erscheinung war der originelle

Abraham a Sancta Clara.

Er hieß eigentlich Ulrich Megerle, und war aus Schwaben gebürtig. Mit 20 Jahren trat er in den Orden der Barfüßer-Augustiner, und nahm nun jenen Namen an. Er zeichnete sich bald als gewandter Kanzelredner aus, und wurde daher, erst 27 Jahre alt, kaiserlicher Hofprediger in Wien, und das ist er ge-

blieben, bis er 1709, 68 Jahre alt, starb. Er war ein Mann von vielem Witze, der unaufhörlich übersprudelte, hatte eine große Belesenheit und Gelehrsamkeit, ein ungemeines Gedächtniß, eine seltene Gewandtheit der Sprache, einen lebhaften Geist, und eine besondere Fertigkeit, in Reimen zu sprechen. Seine Predigten sind voll Feuer und Witz, nur ist zu bedauern, daß er die Würde der Kanzel vergaß, und nicht selten Possenreißerei trieb.

Am dritten Sonntag nach Ostern, Jubilate.

Es hatte einmal ein junges Bürschel, welches unlängst durch den zeitigen Tod Vater und Mutter verlohren, ein sehr kostbares Hochzeitmahl, wobei Kandel und Antel (Kannen und Enten), Becher und Zecher, Schüssel und Bissel in Menge zu sehen waren. Wie es nun aber an vielen Orten die Gewohnheit ist, dem Brautvolke etwas zu schenken, also war auch hierinfalls kein Abgang. Unter andern verehrte einer eine große Schüssel voll stattliches Zuckerkonfect und mitten darinnen einen großen eisernen Nagel. Der Herr Bräutigam konnte sich über solches spitzige und spitzfindige Präsent nicht sattsam genug verwundern; fragte endlich, was er doch wolle durch diesen Nagel verstanden haben. Worauf ihm die Antwort gegeben ward: es sey ihm dieser große Nagel deshalb gespendiret worden, auf daß er damit das Glück stark anhefte; denn er habe zeithero wahrgenommen, wie er sich so glückselig befinde, daher wohl vonnöthen wäre, das Glück mit einem starken Nagel zu befestigen. — Damit war so viel gesagt, daß sich Niemand soll auf etwas verlassen in der Welt, zumal alles mit der Unbeständigkeit versiegelt wird. Wann, durch göttliche Zulassung, da in dieser Kirch' ein Alexander der Große, ein Pompejus der Große, ein Augustus der Große sollte von den Todten auferstehen und uns eins in Gegenwart predigen, so wollte ich gar gern stillschweigen: denn ich bin vergewissert, er würde nichts anders schreien, seufzen oder (besser geredet) klagen, als diese Wort': Vanitas vanitatum et omnia vanitas!

Am ein und zwanzigsten Sonntag nach Trinitatis.

Ich lade hiermit ganz freundlich meine gegenwärtigen Zuhörer, weß Handels und Wandels sie immer seynd, zu einem Tanz. Es ist zwar den Geistlichen das Tanzen verboten, und Wenceslaus Hayecius in seiner böhmischen Chronik schreibt, daß Anno 1368 zu Bilgram in Böhmen ein Pfarrherr auf einer Hochzeit getanzt habe, sey aber bei dem Tanz umgefallen und jähen Todes gestorben; der Erzbischof von Prag habe nit verwilliget, ihn in geweihte Erde zu begraben, sondern im freien Feld auf einer Wegscheid. Auch hat er allen Geistlichen, bei Straf der Exkommunikation oder des Banns das Tanzen verboten. Ungeachtet alles dieses lade ich gleichwohl auf

einen Tanz. Wann schon der beredte Cicero gesagt hat, es tanze Keiner, er sey denn unsinnig, wann schon Kaiser Friedrich IV. gesagt hat, er wolle lieber das Fieber haben, als Tanzen; wenn man schon sagt, der Tanz sey ein Kreis, dessen Mittelpunkt der Satan — ungeachtet alles dieß, so seyd gleichwohl eingeladen zu einem Tanz, aber zu keinem Passametto, zu keinem Saltatello, zu keinem Ballo de Capello, zu keinem Bergamasca, sondern ihr müßt tanzen, wie euch Gott pfeift, wie Gott will. Ihr müßt tragen, was euch Gott auferleget und euren Willen unterwerfen. Wann ihr dergestalten werdet tanzen, wie euch Gott vorpfeift, so werdet ihr unfehlbar einen Sprung in den Himmel thun.

Warum die Weiber nicht nach Jerusalem wallfahrten sollen.

Es hat Gott der Herr unter andern dem hebräischen Volke dieses Gebott geben: daß Alles, was männliches Geschlecht, soll dreimal im Jahr nacher Jerusalem gehen, und alldar im Tempel Gottes erscheinen; warum daß Gott nicht ebenmäßig den Weibern anbefohlen, daß sie diese Kirchfahrt sollen verrichten? Etliche Lehrer seynd der Außsag', als habe der allmächtige Gott dessenthalben keinen Befehl an die Weiber lassen ergehen, weil er wohl wußte, daß das weibliche Geschlecht ohne das der Andacht ergeben, und also freimüthig nach dem Tempel würde kommen, die Männer aber, welche gar oft einen guten Magen haben, daß sie ein ganz Monat ohne Gebet können leben, haben des scharpffen Decrets von Nöthen gehabt. Andere glauben, es habe Gott nit wollen, daß die Weiber sollen nacher Jerusalem reysen, sondern vielmehr zu Hauß bleiben, dann diesem Geschlecht nichts besser anständig als die Einsamkeit, dessentwegen die Weiber an dem Zunamen allezeit ein In tragen: Bettlerin, Bäuerin, Bürgerin, Doctorin, Gräfin u. s. w., zu zaigen, daß sie in das Hauß gehören. Auch tragen sie gleichförmig den Titul Frauenzimmer, wodurch sattsamb erwisen wird, daß sie auf Schneckenart sollen zu Hauß bleiben; widrigenfalls müsse man den Namen ändern, und anstatt Frauen-Zimmer Frauen-Gassen setzen. Vor allen aber dünkt mich, daß derenthalben der gütigste Gott nit habe dies Gebott denen Weibern gegeben, weil Gott sahe, daß der Weeg nacher Jerusalem sehr weit, und also solche Reyß für die schwache Weibßbilder etwas zu schwer wurde fallen, darumben mit ihnen dispensiret aus Mitleyden; und wollte hiermit der Allmächtige Gott eine Ermahnung geben, wie man ein Mitleyden tragen sollte mit den Weibern, ihnen in vilen Sachen etwas übersehen. Dem aber folgen vil Männer nit nach, sondern traktiren ihre Ehegatten auf heidnische Manier, gedenken nit, daß Joseph in der Flucht nacher Aegypten seye zu Fuß gangen, sein liebste Gesponß aber, Mariam, auff dem Esel reitten lassen, zu zaigen, daß man mit den Weibern soll glimpflich umbgehen. Aber bei manchem verwireten Kopf haftet solche Ermahnung wenig, und sagt zwar das Evangelium, ein Weib soll mit dem Sauertaig umbgehen, mancher ar-

men Tröpfln gehet es sauer genug, und hat bei ihr das Jahr nicht mehr als 365 sauere Tag. —

Aber die Männer haben ein ernsthaftes Gebott, sie sollen ihre Weiber lieben, wie Christus die Kirchen, sollen ihnen nichts layds thun, und dennoch folgen sie dem wenig nach, zaigen sich schlimmer als der Sathan ist. Wie Gott der Allmächtige die Erden erschaffen, und aus der Erden den Adam, auch denselbigen gesetzt zu einem Weltregenten, hat er wahrgenommen, daß dieser ganz allein, und deswegen schier etwas melancholisch, demnach ihm aus seiner Rippen ein Weib erschaffen, welche aber bald mit ihrem unbehutsamen Umbgaffen der Schlangen eine schlechte Audienz geben, und hernach den Adam in ein solche Wäsch gebracht, woran wir noch zu trucknen. Gleich nach solcher geübter Unthat steigt der Allmächtige herunter, und nach gegebenen scharpffen Verweiß machte er diesem Paar Ehevolk Klayder von Schaaffellen und Lämblhäuten. Der Zeiten zehlet man wenig dergleichen Ehestand, worin beede in Lämbl-Häut stecken. Es geschieht öfter, daß sie zwar unter einem solchen Lambl-Futter stecket, er aber, der Mann, in einer Löwenhaut, als der den ganzen Tag kein gutes Wort nicht hören last, sondern setzt in seinen Calender lauter Finsternuß; auff seinen Baumen wachst nichts als Ohrfeigen; in seinen Händen findet man nichts als Schlaguhren; unter seinen Speisen findet man nichts als Gestößnes; auf seinem Herd findt man nichts als Brügel; in seinen Karten seind nichts als Bastoni (batons); seinem ABC ist nichts als r. r. r. r. u. s. w.

Es sagt die heil. Schrift, der Mann seye das Haupt des Weibs. Nun weiß ich schon, daß der Weiber ihre mehriste Krankheiten nicht bestehen in Wassersucht, Schwindsucht, Gelbsucht u. s. w., sondern in Haupt-Weh; das Haupt thut ihnen zum öftern weh. O was ist das für ein Elend, einen zornigen Mann haben!

Was der Ausbildung der deutschen Prosa im Wege stand, war die Thorheit der Gelehrten, die sich schämten deutsch zu schreiben, und glaubten, es gehöre sich für sie, sich nur lateinisch auszudrücken, und schrieben sie ja einmal deutsch, so war es höchst elend. Der erste, der es wagte, deutsche Lehrvorträge zu halten, war

Christian Thomasius,

ein Mann von großer Gelehrsamkeit, scharfem Verstande, und vorurtheilsfreiem Blick. Er wurde bald nach Beendigung des dreißigjährigen Krieges in Leipzig geboren, wo sein Vater Professor war. Schon mit 17 Jahren war er Magister der Philosophie. Als er in Leipzig Vorlesungen über Philosophie und Rechtsgelehrsamkeit zu halten anfing, so zog er sich bald viele Feinde, besonders unter den Professoren, zu, weil er schonungs-

los gegen alte Vorurtheile zu Felde zog. Auch ärgerten sie sich, daß er — eine damals unerhörte Sache — deutsche Vorlesungen hielt, und daher großen Zulauf bekam. Er gab auch das erste Journal, das in Deutschland erschienen ist, heraus, unter dem Titel: Scherz- und ernsthafte, vernünftige und einfältige Gedanken über allerhand lustige und nützliche Bücher, und als er auch hierin die Thorheiten der Gelehrten angriff, so verbot ihm das sächsische Oberconsistorium nicht nur das Schreiben und die Vorlesungen, sondern wollte ihn sogar festnehmen lassen. Aber er entkam noch zu rechter Zeit nach Berlin, wo der Kurfürst von Brandenburg, Friedrich III., ihn nicht nur in Schutz nahm, sondern ihm auch die Erlaubniß gab, in Halle Vorlesungen zu halten. Eine Menge junger Leute strömte nun nach Halle, um seine Vorträge zu hören. Dies gab dem Kurfürsten Veranlassung, 1694 die hallische Universität zu stiften, deren vorzüglichste Zierde Thomasius wurde. Späterhin hatte er die Genugthuung, daß ihn die Leipziger zurückriefen; aber er schlug den Ruf aus, und starb, 73 Jahre alt, als preußischer Geheimerrath 1728 in Halle. Er war auch der Erste, der seine Stimme gegen die bis dahin noch üblichen Hexenprozesse und gegen die Tortur erhob, und gegen den Glauben an Hexen und Gespenster eiferte.

Sein Zeitgenosse war der große

Leibnitz.

Er war in Leipzig geboren, und da sein Vater, der Professor war, schon starb, als der Knabe noch nicht 6 Jahre alt war, so leitete seine treffliche Mutter die Erziehung, die auch so gut anschlug, daß er schon als Kind Bewunderung erregte. Er las mit der größten Wißbegier, und lernte bei seinem ungeheuren Gedächtniß so viel, daß er schon im 15ten Jahre die Universität Leipzig besuchen konnte. Späterhin ging er auch nach Jena. Mit 18 Jahren war er schon Magister. Auf einer Reise durch Nürnberg lernte er einen mainzischen Minister kennen, der an dem jungen gelehrten Magister solchen Geschmack fand, daß er ihn seinem Herrn, dem Kurfürsten von Mainz, empfahl. Dieser berief ihn zu sich, und brauchte ihn theils zu Gesandtschaften, theils zu Ausarbeitung wichtiger Staatsschrifte. Dabei studirte Leibnitz noch mehrere Wissenschaften, so daß er bald nicht nur in ei-

ner, sondern in allen, die er ergriff, die größten Gelehrten seiner Zeit hinter sich ließ. Einige Jahre darauf reiste er nach Paris und London. Sein Name war bereits durch seine Schriften berühmt geworden, und daher nahmen ihn hier die berühmtesten Gelehrten sehr freundlich auf, und es fehlte nicht an Zuredungen, bei ihnen zu bleiben. Aber er schlug alles aus, kehrte nach Deutschland zurück, und trat in die Dienste des Herzogs von Braunschweig-Lüneburg. Auch hier zeigte er eine ungeheure Thätigkeit; bald setzte er schwierige Staatsschriften auf, bald förderte er lang verborgene Urkunden aus den Archiven ans Licht, bald machte er im Reiche der Naturlehre und Mechanik neue Entdeckungen, bald schrieb er deutsch, bald lateinisch, bald französisch, und behielt dabei noch immer Zeit, weiter zu studiren, und seine große Gelehrsamkeit zu erweitern. Denn er brauchte wenig Zeit zum Schlafen und Essen. Er arbeitete gewöhnlich die halbe Nacht hindurch, und aß selten zu bestimmter Zeit, sondern wenn ihn gerade hungerte. War er sehr beschäftigt, so ging er wohl gar nicht erst ins Bette, sondern blieb in seinem Arbeitsstuhle sitzen, um gleich wieder, wenn er erwachte, weiter arbeiten zu können. Bei dem Allen war er kein gelehrter Pedant, sondern der feinste und gewandteste Weltmann; denn oft wurde er von seinem Herzog auf Reisen geschickt, um an andern Höfen Aufträge auszurichten. Die Monarchen jener Zeit wetteiferten mit einander, ihn auszuzeichnen. Sein Herzog ernannte ihn zu seinem Geheimen Justizrathe, und gab ihm außer einem für jene Zeit beträchtlichen Gehalte freie Equipage und Bedienung; Peter der Große, der ihn auf einer Reise kennen gelernt hatte, gab ihm jährlich 1000 Thlr.; Kaiser Karl VI. machte ihn zum Baron, und gab ihm 2000 Gulden Jahrgehalt, u. s. w.; kurz er wurde von Allen geehrt, und als die neue Königin von Preußen, Sophie Charlotte, eine Societät der Wissenschaften (die jetzige Akademie) in Berlin stiften wollte, wurde er dahin eingeladen, um sie einzurichten. Er starb endlich 1716 in Hannover, nachdem er eben erst die Feder aus der Hand gelegt hatte, plötzlich auf seinem Studirstuhle, 71 Jahre alt. Seine Bildsäule ziert einen Platz in Hannover. Es ist zu bedauern, daß Leibnitz meist in französischer und lateinischer Sprache schrieb, wahrscheinlich weil er die deutsche noch für zu roh erkannte, um sich darin gut ausdrücken zu können.

Noch muß sein berühmter Schüler genannt werden:

Christian Freiherr von Wolf.

Er war aus Breslau gebürtig, wo sein Vater ein Gerber war, der alles auf die Erziehung seines hoffnungsvollen Sohnes wandte. Schon als Knabe zeigte dieser große Neigung für Mathematik und Philosophie, und wirklich hat er sich auch nachher in beiden Wissenschaften großen Ruhm erworben. Nachdem er in Jena und Leipzig studirt hatte, wurde er in Leipzig Magister, und erhielt die Erlaubniß, Vorlesungen zu halten, die mit großem Beifalle besucht wurden. Er erhielt bald mehrere Anträge nach auswärtigen Universitäten; und er erklärte sich endlich für Halle, wohin er als Professor der Mathematik ging. So deutlich und bestimmt hatte noch Keiner vor ihm die Lehrsätze der Mathematik und Philosophie vorgetragen, wie er, und daher wurde sein Name immer berühmter, und viele Jünglinge zogen blos um seinetwillen nach Halle. Man wollte ihn in Wittenberg, Leipzig und Petersburg haben, aber er lehnte alle Anträge ab, und erhielt dafür vom Könige von Preußen den Titel eines Hofraths und einen erhöheten Gehalt. Dies aber, und der große Zulauf, den er hatte, erregte den Neid der andern Professoren, und diese reichten eine Klage gegen ihn beim Könige ein, daß er ein Religionsverächter sei. Friedrich Wilhelm, ohne die Sache zu untersuchen, entsetzte ihn seines Amtes, und befahl ihm bei Strafe des Galgens, Halle und das preußische Gebiet binnen 48 Stunden zu verlassen. Einem Manne, wie Wolf, fehlte es nicht an Zufluchtsörtern. Der Landgraf v. Hessen-Cassel ernannte ihn gleich zum Hofrath und Professor an der Universität in Marburg; die Akademien in London, Paris und Stockholm machten ihn, als hätten sie ihn entschädigen wollen, zu ihrem Mitgliede, und die Kaiserin Katharina I. von Rußland setzte ihm eine jährliche Pension aus, nachdem er ausgeschlagen hatte, zweiter Präsident der petersburger Akademie zu werden. Sobald Friedrich der Große zur Regierung gekommen war, rief er, als eine seiner ersten Regierungshandlungen, Wolfen, den er immer sehr hochgeschätzt hatte, unter ansehnlichen Bedingungen nach Halle zurück. Wolf nahm den Ruf an, und wurde nun zum Geheimenrath und Kanz-

ler der Universität ernannt. Bald darauf ernannte ihn auch der Kaiser zum Baron. Er starb 1754, 76 Jahre alt.

Wolf hat das große Verdienst, die vielen fremden lateinischen und französischen Wörter aus der deutschen Sprache verbannt zu haben, und gelang es ihm auch noch nicht ganz, so ist er doch schon darum, daß er den Anfang dazu machte, hoch zu rühmen.

Der Romane wurden in diesem Zeitraume noch nicht so viele geschrieben, wie jetzt; man wärmte meist die früheren in einer erneuerten Gestalt auf. Aber es kamen auch manche neue hinzu, die fast alle dieselben Fehler an sich tragen, welche wir an den poetischen Erzeugnissen getadelt haben. Besonders reich an Uebertreibungen und Bombast waren die Romane derer, die zur zweiten schlesischen Schule gehörten, und schon die Titel lassen dies ahnen, z. B. Ibrahims oder des durchlauchtigen Bassa und der beständigen Isabella Wundergeschichte; ferner: der christlichen königlichen Fürsten Herkuliskus und Herkuladiska anmuthige Wundergeschichte. Der berühmteste dieser Romane ist: die asiatische Banise oder blutiges und doch muthiges Pegu. Der Verfasser war ein Gutsbesitzer in der Oberlausitz, v. Ziegler und Kliphausen, der 1690 starb. Die Sprache darin ist so süßlich, geziert und unnatürlich, daß man jetzt nur darüber lachen kann, und sich wundern muß, wie so etwas schön gefunden werden konnte. Auch fingen in dieser Zeit die Geschichten von Robinson an.

Weit geschmackvoller und in einer reineren, kräftigeren Sprache geschrieben sind die Werke eines Kammerpräsidenten Moscherosch in Hanau, der 1669 starb, und sich in seinen Schriften Philander von Sittewald nennt. Es sind erdichtete Erzählungen, in denen er sich über die Verirrungen seiner Zeit lustig macht.

Vom Weltwesen, vom Philander v. Sittewald.

Das Erste, so mir zu Gesichte kam, war eine Todtenleiche, so man zu Grabe trug, sammt einer großen Menge Verwandter, Schwäger, Vettern und Bäslen und anderer erbetener, die der Leiche nachfolgten, und zu Ehren einem ihrer Freunde, dem Wittwer, wegen seines verstorbenen Weibes, das Geleit gaben. Er, der Leidige, war mit einem schwarzen Tüchin-Mantel verhüllet bis auf den Boden, hatte eine lange Trauerbinde um seinen Hut herabhangen, den Kopf unter sich haltend, ob wollte er die Schlüssel suchen wie jener Abt, ging langsam, als ob er vor Mattigkeit erliegen wollte. Ich,

aus Bewegniß und Mitleiden, „wie ist", sprach ich, „der gute Mann zu bedauern und zu betrauern, daß er in ein so großes Hauskreuz gerathen! O ein selig Weib, die so inniglich von ihrem Mann und Freunden wird beweinet, und o ein betrübter Mann, der eines so edlen Weibes muß beraubt leben!" — „Ach!" sprach der Alte, „mein Sohn, nur gemach! nur gemach! Nicht urtheile so bald: denn dieses Alles, so du siehest, ist eine eitle Heuchelei, ein geschminktes Wesen. Alles, was da geschicht, ist angenommene, gezwungene Weise; es gehet nicht von Herzen, ist lauter Scheinsal, und wirst du bald erfahren, wie sehr das innerliche Thun dem äußerlichen Anschauen so gar nicht gleiche. Lese du die Leichgedichte, so der Verstorbenen zu Ehren gemacht worden. Höre das Gepräng der Abdankung, worin des Rühmens der Person, Geburt, Herkommens, Stammens, Namens und Stands Titul, der freundlichen Frauen, der lieben Frauen, der frommen Frauen, der trefflichen Haushälterin, des güldenen Herzens, des edeln Schatzes, des Trauerns, des Klagens kein Ende ist."

Wer wollte nicht meinen und sagen, daß alles dieses prächtige Wesen um hoher Ursachen wegen angestellet und wahrhaftig wahr wäre! Aber wisse, daß dasjenige, so in dem Sarg liegt, ist weniger als Nichts; denn schon bei seinen Lebzeiten war der Mensch nichts, und solches Nichts ist durch den Tod noch mehr geringert und noch nichtiger worden. Ist also auch alle Ehr und Pomp, so deswegen angewendet wird, lauter Nichts, und sowohl im Tod des Menschen als in dessen Leben die unbeständige, flüchtige Eitelkeit das Beste. Gewiß ist es, daß dieses Manns Weib nimmer mehr also wäre gelobt worden, wann sie bei Leben verblieben wäre. Auch die große scheinbare Trauer, so die Nachfolgenden sehen lassen, gehet weder von Herzen noch zu Herzen, geschieht allein darum, weil es also der Brauch und Gewohnheit ist, und sie zu solcher letzten Ehre und Begängniß sind berufen und eingeladen worden, wünschten theils vielleicht lieber, aus einer oder der andern ihnen bekannten Ursach, daß der Teufel den Todten sammt der ganzen Freundschaft hinweg hätte. Anstatt daß sie sich bei diesem Exempel erspiegeln, sich der Sterblichkeit und ihres Endes erinnern, und dazu geschickt halten sollten, so fangen sie an von der Verstorbenen letztem Willen oder Testament und der Verlassenschaft zu erzählen. Der Eine sagt, er wäre in Streit und Mißverstand mit dem Leidigen, auch zudem der Verwandtniß nach ihm so nahe nicht beigethan, nehme ihn Wunder, warum man ihn zur Begräbniß berufen lassen, bevorab weil er andere und wichtigere Geschäfte dadurch versäumet hätte: mit Geld einnehmen, mit Wechselzahlungen, mit Rathverrichtungen, mit gräflichen und fürstlichen Bestellungen! Ach! wer weiß, ob's wahr ist! — Eine Andere sagt, man hätte ihr die gebührende Ehre nicht angethan, hätte Ehren und Verwandtniß wegen wol weiter davornen gehen sollen; der Teufel soll also ins künftig' einem Freund mehr dienen. Einem ist die Verstorbene eine stattliche Haushälterin gewesen, dem Andern eine Schleife und Kötsche.

Der Wittwer selbst ist so bekümmert nicht, wie er sich stellet, und du ihn dafür ansiehest; ist meist darum traurig, daß er so viel Unkosten bei der

Begräbniß aufwenden muß, die doch eben wohl mit minderem Gepräng' und wenigerem seinem Schaden hätt' geschehen können; sagt bei sich selbst, daß, weil sein Weib je hab' sterben sollen, sie es wohl vor langem hätte thun können, ehe der Doctor und Apotheker so viel Kosten aufgeschrieben und getrieben. So hoch ist der gute Mann bekümmert, daß er sich tausenderlei Gedanken macht: wie bald? wie? wo? und welche? er ehest wiederum freien wolle. Wird also das große Leid bald in Freude, die Trauer und der Tod in eine neue Auferstehung verwandelt werden.

Am Ende dieses Zeitraums, ums Jahr 1730, erschien unter dem Namen der Insel Felsenburg eine höchst anziehende Sammlung von Novellen und Erzählungen, die nicht nur durch ihren unterhaltenden Inhalt damals Interesse erweckten, sondern auch jetzt noch als ein lebendiger Sittenspiegel jener Zeit zu betrachten sind. Der Verfasser war wahrscheinlich ein Secretair Schnabel in Wernigerode.

Auch ist nicht zu übersehen der merkwürdige Roman: der Simplicissimus, von

Greifenson von Hirschfeld.

Von den Lebensumständen dieses Mannes ist uns nichts bekannt. Er soll gleich nach Herausgabe seines Buches 1669 gestorben seyn und darin die Geschichte seines Lebens beschrieben haben. Er erzählt in den ersten Kapiteln, wie er, ein dummer Bauernknabe aus dem Spessart, durch den dreißigjährigen Krieg aus seiner Heimath vertrieben worden sei, und beschreibt nun die erlebten Abenteuer. Als Musketier hatte er den dreißigjährigen Krieg mitgemacht, und nannte sich auf seinem Roman: Hermann Schleifheim von Sulzfort. Sein eigentlicher Name soll gewesen seyn: Greifenson von Hirschfeld.

Aus dem Roman: „Der Simplicissimus."

Ich fing an zu essen und hörte auf zu papeln, welches nicht länger währte, als bis ich mich nach Nothdurft gesüttert hatte, und der Alte mich fortgehen hieß. Da suchte ich die allerzartesten Worte hervor, die mir meine bäuerische Grobheit immermehr eingeben konnte, um den Einsiedel zu bewegen, daß er mich bei sich behielt. Ob ihm nun zwar meine verdrießliche Gegenwart beschwerlich gefallen, so hat er doch beschlossen, mich bei sich zu leiden, mehr, daß er mich in der christlichen Religion unterrichtete, als, sich in seinem vorhandenen Alter meines Beistandes zu be-

dienen. Seine größte Sorge war, meine zarte Jugend dürfte eine so harte Art zu leben in die Länge nicht aushalten.

Eine Zeit von ungefähr 3 Wochen war mein Probejahr, in welcher eben Sancta Gertraud mit den Gärtnern zu Felde lag, also daß ich mich auch in deren Gewerbe gebrauchen ließ. Ich hielt mich so wohl, daß der Einsiedel ein sonderliches Gefallen an mir hatte, nicht zwar der Arbeit halb, so ich zuvor zu vollbringen gewohnt war, sondern weil er sah, daß ich eben so begierig seine Unterweisungen hörte, als die glatte, wachsweiche und zwar noch, wie Aristoteles die menschliche Seele nennt, leere und unbeschriebene Tafel meines Herzens sich geschickt erzeigte, sie zu fassen. Um solcher Ursachen willen wurde er auch desto eifriger, mich in allem Guten anzuführen. Er machte den Anfang mit dem Falle Luzifers, von dannen gerieth er in das Paradies, und als wir mit unsern Eltern daraus verstoßen wurden, passirte er durch das Gesetz Mosis, und lehrte mich vermittelst der zehn Gebote Gottes und ihrer Auslegungen die Tugenden von den Lastern unterscheiden, um das Gute zu thun und das Böse zu lassen. Ja, endlich kam er auf das Evangelium, sagte mir von Christi Geburt, Leiden, Sterben und Auferstehung, und schloß mit dem jüngsten Tage, indem er mir Himmel und Hölle und Alles mit gebührenden Umständen, doch nicht mit gar zu übertriebener Weitschweifigkeit, sondern, wie ihn bedünkte, so vor Augen stellte, daß ich es am besten fassen und verstehen möchte. Wann er mit einer Materie fertig war, hub er eine andere an, und wußte sich bisweilen in aller Geduld so artlich nach meinen Fragen zu richten und mit mir zu verfahren, daß er mir es gar nicht besser hätte eingießen können. Sein Leben und seine Reden waren mir eine immerwährende Predigt, welche mein Verstand, der eben nicht so gar dumm und hölzern war, vermittelst göttlicher Gnade nicht ohne Frucht abgehen ließ. Ich hatte nicht allein Alles, was ein Christ wissen soll, in gedachten drei Wochen gefaßt, sondern auch eine solche Liebe zu diesem Unterrichte gewonnen, daß ich des Nachts nicht davor schlafen konnte. Gleichwol aber ist die pure Einfalt, gegen andere Menschen zu rechten, noch immerzu bei mir verblieben, daher denn der Einsiedel, der so wenig wie ich meinen rechten Namen gewußt, mich auch ferner nur Simplicius genannt hat.

Mithin lernte ich auch beten, und als er meinem steifen Vorsatze bei ihm zu bleiben, zu genügen beschlossen hatte, bauten wir für mich eine Hütte, gleich der seinigen, von Holz, Reisern und Erde, so wie die Musketier im Feld ihre Zelter, oder besser zu sagen, die Bauern an theils Orten ihre Rübenlöcher haben und zwar so niedrig, daß ich kaum aufrecht darin sitzen konnte. Mein Bett war von dürrem Laub und Gras, so groß als die Hütte selbst, und ich weiß also nicht, ob ich dergleichen Wohnung oder Höhle eine bedeckte Lagerstatt oder eine Hütte nennen soll.

Als ich das Erstemal den Einsiedel in der Bibel lesen sah, konnte ich mir nicht einbilden, mit wem er doch solch heimlich und, meinem Bedünken nach, sehr ernstlich Gespräch haben müßte. Ich sah wohl die Bewegung seiner Lippen, hingegen aber Niemand, der mit ihm redete, und ob

ich zwar nichts vom Lesen und Schreiben gewußt, so merkte ich doch an seinen Augen, daß er es mit etwas in selbigem Buch zu thun hatte. Ich gab Achtung auf das Buch, und nachdem er es beigelegt, machte ich mich dahinter, schlug's auf, und bekam im ersten Griff das erste Kapitel Hiobs und die davor stehende Figur, so ein feiner und schön illuminirter Holzschnitt war, in die Augen. Ich fragte die Bilder seltsame Sachen; weil mir aber keine Antwort wiederfahren wollte, wurde ich ungeduldig und sagte eben, als der Einsiedel hinter mir schlich: „Ihr kleinen Hudler, habt ihr denn keine Mäuler mehr? habt ihr nicht allererst mit meinem Vater" — denn also mußte ich den Einsiedel nennen — „lang genug schwatzen können? Ich sehe wohl, daß ihr auch dem armen Knaben seine Schaafe heimtreibt und das Feuer angezündet habt. Halt, halt! ich will dies Feuer noch wohl löschen." Damit stund ich auf, um Wasser zu holen, weil mich die Noth vorhanden zu seyn bedünkte. „Wohin, Simplicius?" fragte der Einsiedel, den ich hinter mir nicht wußte. „Ei, Vater!" sagte ich, „das sind auch Krieger, die haben Schaafe und wollen's wegtreiben, sie haben's dem armen Manne genommen, mit dem du erst geredet hast. So brennt sein Haus auch schon lichterlohe, und wenn ich nicht bald lösche, wird's verbrennen." Mit diesen Worten zeigte ich ihm mit dem Finger, was ich sahe. „Bleib nur," sprach der Einsiedel, „es ist noch keine Gefahr vorhanden." Ich antwortete meiner Höflichkeit nach: „Bist du denn blind? wehre du, daß sie die Schaafe nicht forttreiben, so will ich Wasser holen!" — „Ei," sagte der Einsiedel, „diese Bilder leben nicht, sie sind nur gemacht, uns vorlängst geschehene Dinge vor Augen zu stellen." Ich antwortete: „Du hast ja erst mit ihnen geredet; warum sollten sie denn nicht leben?"

Der Einsiedel mußte wider seinen Willen und Gewohnheit lachen, und sagte: „Liebes Kind, diese Bilder können nicht reden, was aber ihr Thun und Wesen sei, kann ich aus diesen schwarzen Linien sehen, welches man Lesen nennt, und wenn ich dergestalt lese, so hältst du dafür, ich rede mit den Bildern, so aber nicht ist." Ich antwortete: „wenn ich ein Mensch bin, wie du, so müßte ich auch an den schwarzen Zeilen sehen können, was du kannst; wie soll ich mich in dein Gespräch richten? Lieber Vater! berichte mich doch eigentlich, wie ich die Sache verstehen soll?" Darauf sagte er: „Nun wohlan, mein Sohn! ich will dich lehren, daß du sowohl als ich mit diesen Bildern wirst reden können; allein es wird Zeit brauchen, in welcher ich gewiß Geduld und du Fleiß anzulegen hast. Demnach schrieb er mir ein Alphabet auf birkne Rinden, nach dem Druck gebildet, und als ich die Buchstaben kannte, lernte ich buchstabiren, folgends lesen, und endlich besser schreiben als es der Einsiedel selbst konnte, weil ich alles dem Druck nachmalte.

Zwei Jahre ungefähr, nämlich bis der Einsiedel gestorben war, und etwas länger als ein halbes Jahr nach dessen Tode, bin ich in diesem Walde verblieben, weswegen ich für gut ansehe, dem curiosen Leser, der

oft auch das Geringste wissen will, unser Thun, Handel und Wandel, und wie wir unser Leben durchgebracht, zu erzählen.

Unsere Speise war allerhand Gartengewächs, Rüben, Kraut, Bohnen, Erbsen und dergleichen; wir verschmäheten auch keine Buchekern, wilde Aepfel, Birnen, Kirschen, ja die Eicheln machte uns der Hunger oft angenehm. Das Brod, oder besser zu sagen, unsere Kuchen buken wir in heißer Asche, aus zerstoßenem, welschem Korn; im Winter fingen wir Vögel mit Sprenkeln und Stricken; im Frühling und Sommer aber bescheerte uns Gott Junge aus den Nestern. Wir behalfen uns oft mit Schnecken und Fröschen. So war uns auch das Fischen mit Reusen und Angeln nicht zuwider, indem unweit von unsrer Wohnung ein fisch- und krebsreicher Bach hinfloß, wo alles unser grob Gemüs hinunter helfen mußte. Wir hatten einst ein junges wildes Schweinlein aufgefangen, welches wir in einem Pferch versperrt, mit Eicheln und Buchen auferzogen, mästeten und endlich verzehrten, weil mein Einsiedel wußte, daß es keine Sünde sei, zu genießen, was Gott dem ganzen menschlichen Geschlechte zu solchem Ende erschaffen hat.

Salz brauchten wir wenig und von Gewürz gar nichts; denn wir durften die Lust zum Trunk nicht erwecken, weil wir keinen Keller hatten. Die Nothdurft an Salz gab uns ein Pfarrer, der ungefähr drei Meilen Weges von uns wohnte und von dem ich noch viel zu sagen habe. Unsern Hausrath betreffend, dessen war genug vorhanden. Wir hatten eine Schaufel, eine Haue, eine Axt, ein Beil, und einen eisernen Hafen zum Kochen, was aber nicht unser eigen, sondern von obgemeldetem Pfarrer entlehnt war. Jeder hatte ein abgenutztes stumpfes Messer, unser einziges Eigenthum. Wir bedurften weder Schüsseln, Teller, Löffel, Gabeln, Kessel, Pfannen, Rost, Bratspies, Salzbüchse, noch ander Tisch- und Küchengeschirr; denn unser Hafen war zugleich unsere Schüssel, und unsere Hände waren auch unsere Gabeln und Löffel. Wollten wir trinken, so geschah es durch ein Rohr aus dem Brunnen, oder wir hingen den Mund hinein, wie Gideons Kriegsleute. Von allerhand Gewand, Wollen, Seiden, Baumwollen und Leinen, beides zu Betten, Tischen und Tapezereien hatten wir nichts, als was wir auf dem Leibe trugen, weil wir genug zu haben schätzten, wenn wir uns vor Regen und Frost beschützen konnten. Sonst hielten wir in unserer Haushaltung keine gewisse Regel oder Ordnung, außer an Sonn- und Feiertagen, an welchen wir schon um Mitternacht auszugehen anfingen, damit wir früh genug, ohne männigliches Bemerken, in die etwas vom Dorfe abgelegene Kirche unseres Pfarrherrn kommen und den Gottesdienst abwarten konnten. In derselben verfügten wir uns auf die zerbrochene Orgel, von wannen wir sowohl auf den Altar, als zu der Kanzel sehen konnten. Als ich das erstemal den Pfarrer darauf steigen sah, fragte ich meinen Einsiedel: was er doch in dem großen Zuber machen wollte? Nach verrichtetem Gottesdienste gingen wir eben so verstohlen wieder heim, als wir hinkommen waren, und so wir mit müdem Leib und Füßen unsere Wohnung erreicht hatten, aßen wir mit guten Zähnen

übel, und verbrachte der Einsiedel dann die übrige Zeit mit Beten und mich in gottseligen Dingen zu unterrichten.

An den Werktagen thaten wir, was am Nöthigsten zu thun war, je nachdem sich's fügte, und die Zeit des Jahres und unsere Gelegenheit es erforderte. Einmal arbeiteten wir im Garten, ein andermal suchten wir den feisten Grund an schattigen Orten und aus hohlen Bäumen zusammen, unsern Garten anstatt der Dung damit zu bessern, bald flochten wir Körbe oder Fischreusen, oder machten Brennholz, fischten, oder thaten je so etwas wider den Müßiggang. Und unter allen diesen Geschäften ließ der Einsiedel nicht ab, mich in allem Guten getreulichst zu unterweisen. Ich lernte mittlerweile in solch hartem Leben Hunger, Durst, Hitze, Kälte und große Arbeit überstehen, auch Gott erkennen und, was das vornehmste war, wie man ihm rechtschaffen dienen sollte. Ein Mehreres wollte mich mein getreuer Einsiedel nicht wissen lassen, weil er dafür hielt, es sei einem Christen genug, zu seinem Ziel und Zweck zu gelangen, wenn er nur fleißig bete und arbeite. Daher ist es kommen, ob zwar ich in geistlichen Dingen ziemlich berichtet wurde, mein Christenthum wohl verstund, und die deutsche Sprache vortrefflich redete, daß ich dennoch der Einfältigste verblieb.

Ich hatte mich nun aber also mit der Zeit an das harte eremitische Leben kaum gewöhnt, als mein bester Freund auf Erden seine Haue nahm, mir die Schaufel gab, und mich, seiner täglichen Gewohnheit nach, an der Hand in unsern Garten führte, wo wir unser Gebet zu verrichten pflegten. „Nun, Simplici, liebes Kind!“ sagte er, „dieweil Gottlob! die Zeit vorhanden, daß ich aus dieser Welt scheiden, die Schuld der Natur bezahlen und dich hinter mir verlassen soll, zumal deines Lebens künftige Begebnisse beiläufig sehe und wohl weiß, daß du in dieser Einöde nicht lange verharren wirst, so habe ich dich auf dem angetretenen Wege der Tugend stärken und dir einige Lehren zum Unterricht geben wollen, vermittelst deren du, als nach einer unfehlbaren Richtschnur, zur Seligkeit zu gelangen, dein Leben anstellen sollst, damit du mit den heiligen Auserwählten gewürdigt werdest, das Angesicht Gottes in jenem Leben ewiglich anzuschauen.“

Diese mir ganz unerträglichen Worte setzten meine Augen in Wasser, und ich sagte: „Herzliebster Vater! willst du mich denn allein in diesem wilden Walde verlassen? soll denn . . . . ?“ mehr vermochte ich nicht herauszubringen; denn meines Herzens Qual ward aus überflüssiger Liebe, die ich zu meinem getreuen Vater trug, also heftig, daß ich gleichsam wie todt zu seinen Füßen niedersank. Er hingegen richtete mich wieder auf, tröstete mich, so gut es Zeit und Gelegenheit zuließ, und verwies mir gleichsam fragend meinen Fehler: ob ich nämlich der Ordnung des Allerhöchsten widerstreben wollte? „Weißt du nicht,“ sagte er weiter, „daß dies weder Himmel noch Hölle zu thun vermögen? Nicht also, mein Sohn, was unterstehst du dich, meinem schwachen, nach der Ruhe begierigen Leibe aufzubürden? Meinst du mich zu nöthigen, länger in diesem Jammerthale zu leben? Ach, nein, mein Sohn! laß mich fahren, sintemal du mich ohnedies weder mit Heulen und Weinen, und noch vielweniger mit meinem

Willen zwingen wirst, ferner in diesem Elende zu verharren, aus dem ich durch Gottes ausdrücklichen Befehl gerufen werde. Anstatt dein unnützes Geschrei zu erheben, folge meinen letzten Worten, welche sind: daß du dich je länger je mehr selbst erkennen sollst. Und wenn du gleich so alt als Methusalem würdest, so laß solche Uebung nicht aus dem Herzen; denn daß die meisten Menschen verdammt werden, ist die Ursache, daß sie nicht gewußt haben, was sie gewesen, und was sie werden können oder werden müssen." Weiter rieth er mir getreulich: ich sollte mich jederzeit vor böser Gesellschaft hüten, deren Schädlichkeit unaussprechlich wäre. Er gab mir dessen ein Beispiel und sagte: „Wenn du einen Tropfen Malvasier in ein Geschirr voll Essig schüttest, so wird er alsbald zu Essig, wirst du aber soviel Essig in Malvasier gießen, so wird er auch unter dem Malvasier hingehen." „Liebster Sohn!" fuhr er fort, „vor allen Dingen bleibe standhaft, denn, wer verharret bis an's Ende, der wird selig. Geschieht es aber wider mein Verhoffen, daß du aus menschlicher Schwachheit fällst, so stehe durch eine rechtschaffene Buße geschwind wieder auf."

Der sorgfältige fromme Mann hielt mir allein dies Wenige vor, nicht zwar, als hätte er nichts Mehreres gewußt, sondern weil ich ihm, erstlich meiner Jugend wegen, nicht fähig genug zu seyn bedünkte, mehr in solchem Zustande zu fassen, und dann, weil wenig Worte besser als ein langes Geplauder im Gedächtniß zu behalten sind, und wenn sie anders Saft und Nachdruck haben, durch das Nachdenken größern Nutzen schaffen, als eine lange Predigt, die man ausdrücklich verstanden hat und bald wieder zu vergessen pflegt.

Diese drei Stücke: sich selbst erkennen, böse Gesellschaft meiden und beständig bleiben, hat der Einsiedel ohne Zweifel deßwegen für gut und nöthig erachtet, weil er sie selbst ausgeübt und ihm dabei nichts mißlungen ist; denn, nachdem er sich selbst erkannt, hat er nicht allein böse Gesellschaften, sondern auch die ganze Welt geflohen, und ist in solchem Vorsatze bis an das Ende verharrt, an welchem ohne Zweifel die Seligkeit hängt.

Nachdem er mir nun obige Lehren gegeben, hat er mit seiner Reuthaue angefangen, sein eignes Grab zu machen. Ich half so gut ich konnte, wie er mir befahl, und bildete mir doch nicht ein, worauf es angesehen war. Indessen sagte er: „Mein lieber und wahrer einiger Sohn — denn ich habe sonst keine Kreatur als dich zu Ehren unsers Schöpfers erzeugt — wann meine Seele an ihren Ort gegangen ist, so leiste meinem Leibe deine Schuldigkeit und die letzte Ehre, und scharre mich mit derselben Erde wieder zu, die wir jetzt aus dieser Grube gegraben haben." Darauf nahm er mich in seine Arme, und drückte mich küssend viel härter an seine Brust, als einem Manne, wie er zu seyn schien, hätte möglich seyn können. „Liebes Kind!" sagte er, „ich befehle dich in Gottes Schutz, und sterbe um desto fröhlicher, weil ich hoffe, er werde dich darin aufnehmen."

Ich konnte nichts anderes als klagen und heulen, hing mich an seine Ketten, die er am Halse trug, und meinte ihn damit zu halten, daß er mir nicht entgehen sollte. Er aber sagte: „Mein Sohn, laß mich, damit

ich sehe, ob mir das Grab lang genug sei, legte die Ketten sammt dem Oberrock ab, und begab sich in das Grab, gleichsam wie einer, der sich sonst schlafen legen will, sprechend: „Ach, großer Gott! nun nimm wieder hin die Seele, die du mir gegeben. Herr! in deine Hände befehle ich meinen Geist.“ Hierauf schloß er seine Augen und Lippen sänftiglich; ich aber stund da wie ein Stockfisch, und meinte nicht, daß seine liebe Seele den Leib gar verlassen haben sollte, weil ich ihn öfters in dergleichen Verzückungen gesehen hatte.

Ich verharrte, wie meine Gewohnheit in dergleichen Begebenheiten war, etliche Stunden neben dem Grabe im Gebet. Als sich aber mein allerliebster Einsiedel nicht mehr aufrichten wollte, stieg ich zu ihm ins Grab hinunter, und fing an, ihn zu schütteln, zu küssen und zu liebeln. Aber da war kein Leben mehr, weil der grimmige unerbittliche Tod den armen Simplicissimus seiner holden Gesellschaft beraubt hatte. Ich begoß, oder besser zu sagen, ich balsamirte den entseelten Körper mit meinen Zähren, und nachdem ich lange mit jämmerlichem Geschrei hin- und hergelaufen war, fing ich an, ihn mit mehr Seufzern als Schaufeln voller Erde zuzuscharren, und wenn ich kaum sein Angesicht zugedeckt hatte, stieg ich wieder hinunter, und entblößte es wieder, damit ich ihn noch einmal sehen und küssen möchte. Solches trieb ich den ganzen Tag, bis ich fertig worden war und auf diese Weise das Begräbniß allein geendet hatte, weil ohnedies weder Sarg, Decke, Lichter noch Geleitsleute, und auch keine Clerisei vorhanden gewesen, die den Todten besungen hätte.

Ueber etliche Tage nach des Einsiedels Ableiben verfügte ich mich zu vorgenanntem Pfarrer, offenbarte ihm meines Herrn Tod, und begehrte danächst von ihm Rath, wie ich mich bei so gestellter Sache verhalten sollte? Unangesehen er mir nun stark widerrieth, länger im Walde zu bleiben, so bin ich doch tapfer in meines Vorgängers Fußtapfen getreten, und habe den ganzen Sommer hindurch gethan, was ein frommer Einsiedel thun soll. Aber gleichwie die Zeit Alles ändert, also regierte sich auch nach und nach das Leid, so ich um meinen Einsiedel trug, und die Winterkälte löschte die innerliche Hitze meines steifen Vorsatzes zugleich aus. Jemehr ich anfing zu wanken, je träger ward ich in meinem Gebete, weil ich anstatt göttliche und himmlische Dinge zu betrachten, mich die Begierde, die Welt zu beschauen, überherrschen ließ, und als ich nun dergestalt nichts nutz wurde, im Walde länger gut zu thun, gedachte ich wieder zu dem Pfarrer zu gehen, und zu vernehmen, ob er mir noch wie zuvor aus dem Walde rathen wollte? Zu dem Ende machte ich mich seinem Dorfe zu, doch als ich hinkam, fand ich's in voller Flamme stehen, weil eine Parthie Reiter es eben ausgeplündert und angezündet, und die Bauern theils niedergemacht, theils verjagt, und etliche, darunter auch der Pfarrer selbst war, gefangen hatten. Die Reiter waren eben wegfertig, und führten den Pfarrer an dem Strick daher. Unterschiedliche schrieen: „Schießt den Schelm nieder!“ Andere wollten Geld von ihm haben, er aber hob die Hände auf und bat, um des jüngsten Gerichtes Willen, wiewohl umsonst,

um Schonung und christliche Barmherzigkeit; denn einer ritt ihn übern Haufen, und versetzte ihm zugleich eins an den Kopf, davon er alle Viere von sich streckte und Gott seine Seele befahl. Den übrigen gefangenen Bauern ging es nicht besser.

Da ich nun sah, als ob diese Reiter in ihrer wilden Grausamkeit ganz unsinnig worden wären, kam, als ob man in ein Wespennest gestochen hätte, ein Schwarm bewehrter Bauern aus dem Walde. Die fingen an, so gräulich zu schreien, so grimmig darein zu setzen und zu schießen, daß mir alle Haare gen Berge stunden, weil ich doch niemals bei dergleichen Raufereien gewesen war. Davon rissen die Reiter aus, und ließen nicht allein das eroberte Rindvieh zurück, sondern warfen auch Sack und Pack von sich, und schlugen also ihre ganze Beute in Wind, damit sie nicht selbst den Bauern zur Beute würden; doch kam denselben gleichwohl ein Theil in die Hände.

Diese Kurzweile benahm mir beinah die Lust, die Welt zu beschauen; denn ich dachte, wenn es darin so hergeht, so ist die Wildniß weit anmuthiger. Ich wollte zwar auch hören, was der Pfarrer dazu sagte, der wegen empfangener Wunden und Stöße ganz matt, schwach und kraftlos war. Doch der hielt mir vor, daß er mir weder zu helfen noch zu rathen wisse, weil er dermalen selbst in einen Zustand gerathen wäre, in welchem er besorglich das Brod am Bettelstabe suchen müßte, und wenngleich ich noch länger im Walde verbleiben würde, so hätte ich mich seiner Hülfeleistung nicht zu getrösten, insofern, wie ich vor Augen sähe, beides, seine Kirche und sein Pfarrhof in Feuer stünde.

Hierauf verfügte ich mich ganz traurig gegen den Wald zu meiner Wohnung, und wie ich denn auf dieser Reise sehr wenig getröstet, hingegen viel andächtiger worden war, so beschloß ich bei mir, die Wildniß nimmermehr zu verlassen, ja, ich dachte schon nach, ob es nicht möglich wäre, daß ich ohne Salz, das mir bisher der Pfarrer mitgetheilt hatte, leben, und also aller Menschen entbehren könnte.

Damit ich diesem meinem Entschlusse nachkommen und ein rechter Waldbruder seyn möchte, zog ich meines Einsiedlers hinterlassenes härenes Hemd an, und gürtete seine Kette darüber; nicht zwar, als hätte ich sie bedurft, mein unbändig Fleisch zu mortifiziren, sondern damit ich meinem Vorfahren sowohl im Leben als in der Kleidung gleichen, mich auch desto besser vor der rauhen Winterkälte beschützen möchte.

Den andern Tag, nachdem jenes Dorf ausgeplündert und verbrannt worden, als ich eben in meiner Hütte saß, und neben dem Gebet zugleich zu meinem Unterhalte gelbe Rüben im Feuer briet, umringten mich bei vierzig oder funfzig Musketiere, die zwar ob der Seltenheit meiner Person erstaunten, jedoch meine Hütte durchstürmten, und suchten, was da nicht zu finden war; denn ich hatte nichts als Bücher, die sie mir durcheinander warfen, weil sie ihnen nichts taugten.

Endlich, als sie mich besser betrachteten, und an meinen Federn sahen, was für einen Vogel sie gefangen hätten, konnten sie leicht die Rech-

nung machen, daß bei mir schlechte Beute zu hoffen sei. Demnach verwunderten sie sich über mein hartes Leben, und hatten mit meiner zarten Jugend ein groß Mitleiden, sonderlich der Offizier, der sie befehligte. Ja, er ehrte mich, und begehrte gleichsam bittend, ich möchte ihm und den Seinigen den Weg aus dem Walde weisen, in welchem sie schon lange in der Irre herumgegangen wären. Ich weigerte mich ganz und gar nicht, führte sie auf dem nächsten Wege dem Dorfe zu, wo der Pfarrer so übel behandelt worden war, weil ich sonst keinen andern Weg wußte.

Siebenter Zeitraum.

Von Friedrich dem Großen bis zur neuen Zeit.

Eine eigentliche Nationalliteratur hatten die Deutschen bisher noch nicht gehabt. Wenige Dichter und Prosaisten folgten ihrem Genius, sondern ahmten mehr oder weniger die Ausländer, am meisten die Franzosen, nach; denn es fehlte das edle Selbstgefühl, daß die Deutschen, unabhängig von fremden Mustern, selbst etwas Tüchtiges hervorbringen könnten. Da trat Friedrich der Große auf, und erfüllte Europa mit Bewunderung seiner Thaten. Die Deutschen fühlten, daß es eine Schande sei, von einem Volke, das von Friedrichs Heeren geschlagen wurde, im Reiche der Literatur Gesetze anzunehmen; die Preußen waren stolz auf ihren König, und der Haß gegen die Franzosen verwandelte sich nun in Verachtung, seitdem sie bei Roßbach so schmählich in die Flucht gejagt worden waren. Vaterlandsliebe und Nationalstolz erwachten aufs Neue; man bemühte sich, die fremden Fesseln abzuwerfen, welche den freien deutschen Geist bisher niedergehalten hatten. Die thörichte Bewunderung der Franzosen verlor sich immer mehr, nachdem man sich fühlen lernte, und einsah, daß jede Nation ihre eigene, eine National-Literatur haben müßte.

Indessen konnte diese Veränderung nicht mit einem Male vor sich gehen. Zu Anfange dieser Periode lebte in Leipzig Professor Gottsched, der sich seit dem Jahre 1724 zum Tonangeber in Sachen des Geschmacks aufgeworfen hatte, und dessen Ansehen so groß war, daß lange Keiner ihm zu widersprechen

wagte. Er selbst hatte sich durch Nachahmung französischer Muster gebildet, und war in mancher Hinsicht allerdings ein Mann von großen Verdiensten. Er war ein Feind des lohensteinschen Schwulstes; er verlangte, daß man seine Gedanken deutlich und in einer reinen, fließenden Sprache vortrage, und stemmte sich besonders gegen die verderbliche Sprachmengerei, der man noch immer zu sehr ergeben war. Aber durch den Vortrag verständiger Gedanken in einer reinen, wohlgeordneten Sprache, und durch Anwendung eines wohlklingenden Reims wird man noch kein Dichter, und mit Recht warf man ihm nachher vor, daß es ihm ganz an Dichtertalent fehle, und daß er durchaus ein großer Dichter seyn wolle, ohne doch mehr als ein Reimer zu seyn. Seine Anhänger bildeten eine eigene Schule, welche man die Gottschedianer oder Leipziger nennt. Gegen die wässerigen Reimereien dieser Schule erhoben sich zuerst zwei Gelehrte und Dichter in Zürich, Bodmer (der als Rathsherr und Professor 1783 starb) und Breitinger (gest. 1776 als Professor ebendaselbst), machten Gottscheds Eitelkeit und Selbstgenügsamkeit lächerlich, und bewiesen ihm, daß er kein Dichter, und seine und seiner Schüler Reimereien keine Gedichte wären. Das nahm Gottsched sehr übel, zog gegen die Sprache der Schweizer — so nannte man die Anhänger Bodmers — zu Felde, und behauptete, sie verständen nicht richtig deutsch zu schreiben. Von beiden Seiten stritt man mit großer Heftigkeit, und jeder suchte dem andern wehe zu thun. Das Wahre an der Sache war, daß beide Partheien ihre Verdienste und ihre Schwächen hatten. Aber ihre Gegner erkannten nur die letzteren, und sie selbst hatten nur für die ersteren Augen. Je länger der Streit währte, desto mehr schlugen sich dazu, und zuletzt hatten sich fast Alle, die an der neueren Literatur Antheil nahmen, für die eine oder für die andere Parthei entschieden. Ehre macht der Streit beiden Theilen nicht, und das Ende davon war, daß die besten Köpfe auf die Seite der Schweizer traten, die auch wirklich die trefflichsten Gedichte lieferten, aber dagegen an Reinheit und Richtigkeit der Sprache Gottscheden nachstanden. Dieser unglückliche Mann hatte den Kummer, daß er sich lächerlich gemacht, und seines früheren Ruhms sich beraubt sah, was ihn, einen so eiteln und stolzen Mann, doppelt kränken mußte. Als er 1766 (67 Jahre alt) in

Leipzig starb, hatten sich fast alle seine früheren Schüler von ihm zurückgezogen, und huldigten dem neueren Geschmack.

Gottscheds und der Gottschedianer wässerige Reimereien waren also nun durch die Schweizer gestürzt; aber ihr eigenes Ansehen galt auch nicht lange. Die eigentliche Bestimmung der Poesie, den menschlichen Geist über das alltägliche Leben in höhere Sphären zu erheben, begriffen sie auch nicht; denn sie glaubten, die Poesie sei nur bestimmt, die moralischen Vorschriften in ein angenehmeres Gewand zu kleiden, und ihnen dadurch mehr Eingang zu verschaffen. Ihre Werke übertrafen zwar die der Gottschedianer; aber eine bessere Zeit stand noch bevor, und sollte von Deutschland selbst ausgehen. Es bildete sich nämlich um das Jahr 1740 in Leipzig ein Verein mehrerer trefflicher, dort studirender Jünglinge, die voll Begeisterung für Poesie und Literatur zusammentraten, um dem Geschmacke eine bessere Richtung zu geben. Man nennt diesen Verein die sächsische Schule. Alle dazu gehörige junge Männer waren anfangs Gottscheds Schüler gewesen, hatten sich aber bald von ihm zurückgezogen, und beschlossen, einen neuen Weg einzuschlagen. Alle sind nachher, mehr oder weniger, berühmte Männer geworden. Es gehörten dazu namentlich: Gellert, Rabener, die Brüder Johann Elias und Johann Adolph Schlegel, Klopstock, Gärtner, Ebert, Zachariä, Conrad Arnold Schmid, Giseke, Weiße, Kästner u. a. Ihre zum Theil schon damals vorzüglichen Arbeiten sammelten sie in eine Zeitschrift, welche die bremischen Beiträge heißen, und recht viel zur Herbeiführung eines besseren Geschmacks beigetragen haben. Sie hingen zwar im Allgemeinen noch dem französischen Geschmacke an, aber sie gaben sich Mühe, schöne und erhabene Gedanken in einer reinen, wohlklingenden Sprache vorzutragen, nur war ihr Vortrag oft weitschweifig, und auch sie hatten bei ihren Poesien meist nur die Absicht, moralische Wahrheiten darin vorzutragen und anschaulicher zu machen.

Seinen eigenen Weg ging der große Klopstock, ob er gleich auch zum sächsischen Dichterkreis gehörte. Ohne sich an die französischen Muster zu kehren, folgte er allein seiner hohen Begeisterung für Religion und Vaterland. Bei keinem Dichter war die Begeisterung dafür so groß; keiner besaß einen so edeln

Nationalstolz und so hohe Begriffe von der Kraft und Schönheit der deutschen Sprache.*) Daher haben seine Meisterwerke einen ächtnationalen Geist, der durch keine Uebersetzung in eine andere Sprache so wiedergegeben werden könnte.

Zu derselben Zeit, als sich der sächsische Verein in Leipzig bildete, trat ein ähnlicher in Halle zusammen. Vier edle Jünglinge, die hier mit einander studirten, fühlten sich von gleicher Liebe für Tugend und von dem Wunsche beseelt, durch gegenseitiges Bemühn ihren Geschmack zu bilden, und vielleicht dereinst dem damaligen Geschmack eine bessere Richtung zu geben. Sie hießen Gleim, Uz, Götz und Ramler. Sie wichen von den Leipzigern darin ab, daß sie sich nicht so ängstlich an die französischen Muster, sondern mehr an die altgriechischen und römischen hielten, und daß sie nicht sowohl moralische Wahrheiten, sondern Scherz und Heiterkeit durch ihre Gedichte verbreiten wollten. Als sie Halle verließen, trennten sie sich zwar, aber sie blieben auch ferner noch in freundschaftlichem Verkehr. Berlin, wohin Ramler ging, wurde nun der Mittelpunkt ihrer Bestrebungen, und da ihr Kreis sich hier durch den Zutritt von Moses Mendelssohn, Friedrich Nicolai und Kleist erweiterte, so nennt man ihn den Berliner Dichterverein.

So wurde immer mehr die Vorliebe für die Franzosen und die Nachahmung derselben verdrängt, und die Deutschen sahen zu ihrer Freude, daß sie auf ihren eigenen Füßen stehen könnten. Dennoch hörte die Vorliebe für französische Sprache und Literatur noch nicht gleich auf. Die Fürsten und der Adel machten sich erst nach und nach davon los. Es ist zu bedauern, daß Friedrich der Große von diesem Vorurtheil nie zurückgekommen ist. Er war durch Franzosen erzogen worden, hatte die französische Sprache und Literatur lieb gewonnen, und hatte den Glauben, daß nur die Franzosen witzig, die deutsche Sprache aber ungefügig und geschmacklos sei. Dagegen hat er um die deutsche

---

*) In diesem Gefühle ruft er aus:

Daß keine, welche lebt, mit Deutschlands Sprache sich
In den zu kühnen Wettstreit wage!
Sie ist — damit ich's kurz, mit ihrer Kraft es sage —
An mannichfalt'ger Uranlage
Zu immer neuer und doch deutscher Wendung reich,
Ist, was wir selbst, in jenen grauen Jahren,
Da Tacitus uns forschte, waren,
Gesondert, ungemischt, und nur sich selber gleich.

Literatur das große Verdienst, daß er durch die Freiheit im Denken und Schreiben, die er in seinem Staate gestattete, die talentvollsten Schriftsteller ermuthigte und begeisterte, und daher mag es kommen, daß das nördliche Deutschland sich vor dem südlichen so sehr hervorthat. Aber auch ein kleinerer Hof darf nicht verschwiegen werden, der sich um die deutsche Literatur hoch verdient gemacht hat. Der herzogliche Hof in Weimar zog mehrere ausgezeichnete Köpfe an sich, und ermunterte ihre Talente. Besonders sind dabei rühmlich zu erwähnen die Herzogin Amalie (eine geborene Prinzessin von Braunschweig, gest. 1807) und die Großherzogin Luise (eine Prinzessin von Darmstadt, gest. 1829). Beide sammelten berühmte Männer um sich, und machten, daß Weimar lange Zeit als Mittelpunkt der deutschen Bildung betrachtet wurde. Nach dem Muster dieses Hofes fingen auch andere Höfe an, ihre Gunst den deutschen Musen zuzuwenden. Die französischen und italienischen Theater gingen nach und nach ein, und man errichtete dagegen Nationaltheater. Von Jahr zu Jahr wurde der deutschen Sprache mehr Gerechtigkeit erwiesen, und die Kenntniß der französischen mehr als Nebensache betrachtet, und so ist es denn endlich dahin gekommen, daß man die Kenntniß der Muttersprache zu einer unerläßlichen Bedingung der Geistesbildung gemacht hat. Nur noch bei einem Theile unseres Landadels findet man, als einen Ueberrest des alten Vorurtheils, den Glauben, daß das Reden des Französischen der Fertigkeit, sich gut deutsch auszudrücken, vorgehe.

Den größten Einfluß auf die Herbeiführung eines besseren Geschmacks haben (außer jenen beiden Dichtervereinen und außer Klopstock) Lessing und Wieland gehabt.

Wieland

hatte sich durch die alten Griechen und Römer, durch Franzosen und Engländer gebildet. Er ging nicht darauf aus, wie die sächsische Schule, ernste Wahrheiten auszubreiten und mit einem schönen Gewande zu umgeben, sondern mehr den sinnlichen Lebensgenuß zu preisen und die Phantasie zu beschäftigen. Wenn also auch sein Zweck bei weitem nicht so edel war, als der der Dichter jener beiden Vereine, so übertraf er sie dagegen durch seine außerordentliche Gewandtheit der Sprache, durch die Anmuth

seines Ausdrucks, und durch die bewunderungswürdige Leichtigkeit, mit welchem er den Reim behandelte, der ihm so ungesucht, wie keinem Andern, zu Gebote stand. Nur erscheint Wieland weniger nationell; denn seine Werke haben mehr das Gepräge der griechischen Anmuth und der französischen Eleganz, als des ernsten deutschen Geistes. Auch hat er das Verdienst, den großen englischen Dramatiker Shakspeare durch seine Uebersetzung desselben zuerst in Deutschland eingeführt zu haben. Dadurch wurde eine Vorliebe für englische Literatur erweckt, und diese diente der Neigung für die französische eine Zeitlang zum Gegengewicht.

Noch größer als Wieland steht

Lessing

da, ein Mann von bewunderungswürdiger Geisteskraft, mit der er ohne Schonung alle eingerostete Vorurtheile, wo er sie auch fand, angriff und bekämpfte, und der thörichten Vorliebe für französische Literatur den Todesstoß beibrachte. Alles, was er ergriff, betrachtete er von einer neuen Seite, die Andern entgangen war; sein Scharfsinn durchdrang alles, und in einer kräftigen, fließenden und hinreißenden Sprache theilte er seine Ansichten den ihn bewundernden Deutschen mit.

Etwa 30 Jahre später, als jene beiden Dichtervereine eine schönere Morgenröthe für unsere Literatur heraufführten, bildete sich ein neuer solcher Verein, in Göttingen, der Hainbund.*) Die berühmtesten Mitglieder desselben waren: Boie, Voß, Bürger, die Brüder Christian und Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg, Hölty, Miller und Leisewitz. Eine gemeinschaftliche hohe Begeisterung für den edlen Klopstock brachte sie zusammen. Wie er, wollten sie ihren Gesängen ein ächt deutsches Gepräge geben. Lag auch in ihren Ansichten ein nicht geringer Grad von Ueberspannung, so haben sie doch alle späterhin, der eine mehr, der andre weniger, recht viel geleistet und ihre Namen berühmt gemacht. Ihre Gedichte vereinigten sie in Musenalmanachen und in dem deutschen Museum, das Boie herausgab.

---

*) So genannt, weil die Jünglinge, die dazu gehörten, sich auf dem anmuthigen Hainberge bei Göttingen mit einander verbanden.

Um dieselbe Zeit traten zwei andere große Männer auf, die sich nachher in Weimar zusammenfanden: Göthe und Herder, jeder in seiner Art groß. Während der letztere durch seine tiefsinnigen und geistreichen Untersuchungen mehr den Verstand seiner Leser beschäftigte, wirkte Göthe auf die Phantasie seiner Zeitgenossen, und bewirkte eine Begeisterung, welche die gedeihlichsten Folgen hatte, eine Begeisterung, wie man sie früherhin für keinen Dichter gefunden. Denn ihm gelang, was keinem früheren Dichter, die Eigenthümlichkeit des deutschen Gemüths in seinem Innersten zu ergreifen, die innersten Tiefen des menschlichen Gemüths mit einer bis dahin nie gesehenen Wahrheit darzustellen, und eine neue, bisher ungeahnte Gemüthswelt aufzuschließen. Die Geister wurden durch sein Beispiel mächtig aufgeregt, sich in den verschiedensten Formen der Poesie zu versuchen. Bald darauf erschien Schiller, und seitdem wurden Göthe und Schiller als die ersten deutschen Dichter, und wohl nicht mit Unrecht, betrachtet. Was sie und die vielen späteren Schriftsteller, die sich an ihrem Feuer erwärmt und durch ihr Beispiel begeistert haben, geleistet, werden wir unten bei jedem einzelnen angeben.

A. Bis auf Göthe und Schiller.

1. Literatur der Poesie.*)

Ungefähr zu derselben Zeit, als der Streit zwischen Gottsched und Bodmer ausbrach, also noch am Ende des vorigen Zeitraums, erregten zwei junge Dichter Aufmerksamkeit: Hagedorn und Haller. Jener zeichnete sich in der poetischen Erzählung, der Fabel und dem Liede durch Leichtigkeit des Vers-

---

*) Wir haben bei dieser reichhaltigen Periode es für besser gehalten, die zu erwähnenden Schriftsteller nach ihrem ungefähren Zeitalter auf einander folgen zu lassen, als sie nach den vier Hauptdichtungsarten von einander zu sondern, weil es uns scheint, als wenn man die Eigenthümlichkeit eines jeden besser beurtheilen könne, wenn man einige seiner Arbeiten bei einander hat, als wenn diese hier und da zerstreut sind. Nur die allgemeine Abtheilung in Poesie und Prosa ist von uns im Folgenden angenommen worden.

bau's und Anmuth der Sprache, dieser in der beschreibenden und belehrenden Poesie, in der Ode und im Liede durch Erhabenheit der Gedanken, durch edle Gefühle und durch Kraft des Ausdrucks aus. Die Gedichte Hagedorns erinnerten an die französische Eleganz und Gewandtheit; die Hallers an den Ernst und die Gediegenheit der Engländer; doch tadelt man an jenen des Dichters breite, geschwätzige Manier, an diesen dagegen Mangel an Klarheit und Anmuth.

Friedrich von Hagedorn

wurde in Hamburg 1708 geboren, wo sein Vater dänischer Etatsrath war. Schon früh zeigte er Neigung zur Poesie, die durch den Umgang seines Vaters mit Wernike, Hunold und andern Dichtern Hamburgs genährt wurde. In seinem 15ten Jahre verlor er den Vater, der seine Familie in sehr beschränkten Vermögensumständen hinterließ. Dennoch wandte die Mutter alles auf, dem Sohne eine gute Erziehung zu geben. Er studirte in Jena, und ging dann nach London, wo er Privatsecretair des dänischen Gesandten wurde. Nach zwei Jahren kehrte er nach Hamburg zurück, und hoffte auf eine Anstellung; aber es gelang ihm nicht. Er lebte zwar bei seiner Mutter; diese konnte ihm aber wenig Unterstützung gewähren, und starb auch bald darauf. Endlich erhielt er mit 25 Jahren eine Anstellung als Secretair am englischen Court (spr. Kort) in Hamburg, einer alten englischen Handelscompagnie. Dies Amt hat er bis an seinen Tod bekleidet. Von nun an lebte Hagedorn der Dichtkunst, der Freundschaft und der Geselligkeit, und da er ein sehr heitrer Gesellschafter war, so wurde er sehr gesucht. Alle ausgezeichnete Fremde, selbst Fürsten, suchten seine Bekanntschaft. Er war vom edelsten Herzen; seine oft sehr kärglich gefüllte Börse war stets für den Bedrängten offen; und seine Bescheidenheit war so groß, daß er sich nie hervordrängte, und seine Gedichte nicht eher drucken ließ, bis er sie mehrmals durchgesehen und verbessert hatte. In der letzten Zeit seines Lebens litt er sehr an der Wassersucht; von seinen Leiden zeugen die rührenden Zeilen, die er damals niederschrieb:

Mein Auge füllt sich leicht mit freundschaftlichen Zähren;
Jetzt flößet mir die Dauer eigner Pein
Die Thräne der Betrübniß ein.
Die Weisheit wird sie nicht verwehren;
Es ist erlaubt, sein eigner Freund zu sein.

Er starb schon 1754, erst 46 Jahre alt.

An die Freude.

Freude, Göttin edler Herzen;
Höre mich!
Laß die Lieder, die hier schallen,
Dich vergrößern, dir gefallen;
Was hier tönet, tönt durch dich.

Muntre Schwester süßer Liebe!
Himmelskind!
Kraft der Seelen! Halbes Leben!
Ach! was kann das Glück uns geben,
Wenn man dich nicht auch gewinnt?

Stumme Hüter todter Schätze
Sind nur reich.
Dem, der keinen Schatz bewachet,
Sinnreich scherzt und singt und lachet,
Ist kein karger König gleich.

Gieb den Kennern, die dich ehren,
Neuen Muth,
Neuen Scherz den regen Jungen,
Neue Fertigkeit den Jungen,
Und den Alten neues Blut.

Du erheiterst, holde Freude!
Die Vernunft.
Flieh' auf ewig die Gesichter
Aller finstern Splitterrichter
Und die ganze Heuchlerzunft!

An den verlornen Schlaf.

Wo bist du hin, du Tröster in Beschwerde,
Mein goldner Schlaf,
An dem ich sonst die Größesten der Erde
Weit übertraf?

Du hast mich oft an Wassern und in Büschen
Sanft übereilt,
Und konntest mich mit beß'rer Rast erfrischen,
Als mir anjetzt der weiche Pfühl ertheilt.

Allein bedeckt vom himmlischen Gewölbe
Schlief ich dann ein.
Die stolze Themf', die Saal' und Hamburgs Elbe
Kann Zeugin sein.
Dort hab' ich oft in längst vergrünten Jahren
Mich hingelegt,
Und hoffnungsreich, in Sorgen unerfahren,
Der freien Ruh um ihren Strand gepflegt.

Wie säuselten die Lüfte so gelinde
Zu jener Ruh!
Wie spielten mir die Wellen und die Winde
Den Schlummer zu!
Mich störte nicht der Ehrsucht reger Kummer,
Der Vielen droht;
Ich war, vertieft im angenehmsten Schlummer,
Für alle Welt, nur nicht für Freunde todt.

Mein alter Freund, mein Schlaf, erscheine wieder!
Wie wünsch' ich dich!
Du Sohn der Nacht, o breite dein Gefieder
Auch über mich!
Verlaß dafür den Wuchrer, ihn zu strafen,
Den Trug ergötzt;
Hingegen laß den wachen Kodrus schlafen,
Der immer reimt und immer übersetzt.

Die Landluft.

Geschäfte, Zwang und Grillen,
Entweiht nicht diese Trift!
Ich finde hier im Stillen
Des Unmuths Gegengift.
Ihr Schwätzer, die ich meide,
Vergeßt, mir nachzuziehn;
Verfehlt den Sitz der Freude,
Verfehlt der Felder Grün!

Es webet, wallt und spielet
Das Laub um jeden Strauch,
Und jede Staude fühlet
Des lauen Zephyrs Hauch.
Was mir vor Augen schwebet,
Gefällt und hüpft und singt;
Und alles, alles lebet,
Und alles scheint verjüngt.

Ihr Thäler und ihr Höhen,
Die Lust und Sommer schmückt!
Euch ungestört zu sehen
Ist, was mein Herz erquickt.
Die Reizung freier Felder
Beschämt der Garten Pracht,
Und in die offnen Wälder
Wird ohne Zwang gelacht.

Die Saat ist aufgeschossen,
Und reizt der Schnitter Hand;
Die blättervollen Sprossen
Beschatten Berg und Land.
Die Vögel, die wir hören,
Genießen ihrer Zeit:
Nichts tönt in ihren Chören,
Als Scherz und Zärtlichkeit.

Wie thront auf Moos und Rasen
Der Hirt in stolzer Ruh:
Er sieht die Heerde grasen,
Und spielt ein Lied dazu;
Sein muntres Lied ergötzet,
Und scheut die Kenner nicht;
Natur und Lust ersetzet,
Was ihm an Kunst gebricht.

Aus Dorf und Büschen dringet
Der Jugend Kern hervor,
Und tanzt und stimmt und singet
Nach seinem Haferrohr.
Den Reihentanz vollenden
Die Hirten auf der Hut,
Mit treu vereinten Händen,
Mit Sprüngen voller Muth.

Wie manche frische Dirne
Schmückt sich aus jenem Bach!
Und giebt an Wang' und Stirne
Doch nicht den Schönsten nach.
Gesundheit und Vergnügen
Belebt ihr Aug' und Herz,
Und reizt in ihren Zügen,
Und lacht in ihrem Scherz.

In jährlich neuen Schätzen
Zeigt sich des Landmanns Glück,
Und Freiheit und Ergötzen
Erheitern seinen Blick.
Verleumdung, Stolz und Sorgen,
Was Städte sklavisch macht,
Das schwärzt nicht seinen Morgen,
Das drückt nicht seine Nacht.

Nichts darf den Weisen binden,
Der alle Sinnen übt,
Die Anmuth zu empfinden,
Die Land und Feld umgiebt.
Ihm prangt die fette Weide
Und die bethaute Flur;
Ihm grünet Lust und Freude,
Ihm malet die Natur.

Der May.

Der Nachtigall reizende Lieder
Ertönen und locken schon wieder
Die fröhlichsten Stunden ins Jahr;
Nun singet die steigende Lerche,
Nun klappern die reisenden Störche,
Nun schwatzet der gaukelnde Staar.

Wie munter sind Schäfer und Heerde!
Wie lieblich beblümt sich die Erde!
Wie lebhaft ist jetzo die Welt!
Die Tauben verdoppeln die Küsse,
Der Entrich besuchet die Flüsse,
Der lustige Sperling sein Feld.

Wie gleichet doch Zephyr der Floren!
Sie haben sich weislich erkoren,
Sie wählen den Wechsel zur Pflicht.
Er flattert um Sprossen und Garben;
Sie liebet unzählige Farben;
Und Eifersucht trennet sie nicht.

Nun heben sich Binsen und Keime,
Nun kleiden die Blätter die Bäume,
Nun schwindet des Winters Gestalt;
Nun rauschen lebendige Quellen,
Und tränken mit spielenden Wellen
Die Triften, den Anger, den Wald.

Nun stellt sich die Dorfschaft in Reihen,
Nun rufen euch eure Schallmeyen,
Ihr stampfenden Tänzer, hervor.
Ihr springet auf grünender Wiese,
Der Bauerknecht hebet die Liese
In hurtiger Wendung empor.

Nicht fröhlicher, weidlicher, kühner,
Schwang vormals der braune Sabiner
Mit männlicher Freiheit den Hut.
O! reizet die Städte zum Neide,
Ihr Dörfer voll hüpfender Freude!
Was gleichet dem Landvolk an Muth?

Die Alster.

Beförd'rer vieler Lustbarkeiten,
Du angenehmer Alsterfluß!
Du mehrest Hamburgs Seltenheiten
Und ihren fröhlichen Genuß.
Dir schallen zur Ehre,
Du spielende Fluth,
Die singenden Chöre,
Der jauchzende Muth.

Der Elbe Schifffahrt macht uns reicher;
Die Alster lehrt gesellig sein.
Durch jene füllen sich die Speicher;
Auf dieser schmeckt der fremde Wein.

In treibenden Nachen
Schifft Eintracht und Lust,
Und Freiheit und Lachen
Erleichtern die Brust.

Das Ufer ziert ein Gang von Linden,
In dem wir holde Schönen sehn,
Die dort, wenn Tag und Hitze schwinden,
Entzückend auf und niedergehn.
Kaum haben vor Zeiten
Die Nymphen der Jagd,
Dianen zur Seiten,
So reizend gelacht.

O siehst du jemals ohn' Ergötzen,
Hammonia, des Walles Pracht,
Wenn ihn die blauen Wellen netzen,
Und jeder Frühling schöner macht?
Wenn jenes Gestade,
Das Flora geschmückt,
So manche Najade
Gefällig erblickt?

Ertönt, ihr scherzenden Gesänge,
Aus unserm Luftschiff um den Strand:
Den steifen Ernst, das Wortgepränge
Verweist die Alster auf das Land.
Du leeres Gewäsche,
Dem Menschenwitz fehlt!
O! fahr' in die Frösche;
Nur uns nicht gequält!

Hier lärmt, in Nächten voll Vergnügen,
Der Paukenschlag, des Waldhorns Schall;
Hier winkt, bei Wein und süßen Zügen,
Die rege Freiheit überall.
Nichts lebet gebunden,
Was Freundschaft hier paart.
O! glückliche Stunden!
O! liebliche Fahrt!

Der Wolf und das Pferd.

Ein matter Wolf, voll Nahrungssorgen,
Betrat an einem Frühlingsmorgen
Der fetten Anger feuchtes Grün.
Da sah er mit erwünschten Freuden
Ein wohlbefleischtes Füllen weiden,
Das seinem Hunger reizend schien.

Er hatte große Lust zur Beute;
Nur daß er jeden Gegner scheute,
Der stärker war als Lamm und Schaf.
Drum sollt' es ihm durch List gelingen,
Den jungen Streiter zu bezwingen,
Der an Gewalt ihn übertraf.

Er nähert sich dem stolzen Pferde,
Er schwört, daß auf der ganzen Erde
Kein Wurzelmann ihm ähnlich sei.
„Erhabner Houyhnham!"*) spricht er weiter,
„Ich kenne Stauden, Pflanzen, Kräuter
„Von hier bis in die Tatarei;

„Ich kann den Kranken Hülf' ertheilen,
„Spat, Kropf, Geschwulst und alles heilen,
„Dem andrer Helfer Rath gebricht.
„Mir müssen Krampf und Würmer weichen;
„Den Koller weiß ich wegzuscheuchen,
„Und was versteh' ich sonsten nicht?

„Jetzt bin ich darum hier erschienen,
„Mit meiner Wissenschaft zu dienen,
„Wenn Ihnen diese rathen kann.
„Sie gehn zu frei, zu rasch zu Felde;
„Dies zeigt, daß ich die Wahrheit melde,
„Uns Aerzten nicht viel Gutes an.

„Dürft' ich, weil Sie zu sehr sich regen,
„Ein Band um Ihre Schenkel legen,
„Gewiß, Sie sollten Wunder sehn.
„Ich fordre nichts für Cur und Mühe,
„Weil ich den Geiz vor Allem fliehe;
„Die Heilung soll umsonst geschehn."

---

*) Ein sehr witziger und satyrischer engl. Dichter im 17ten Jahrhundert, Swift, schrieb: die Reise Gulivers nach Lilliput. In diesem Werke giebt er den Pferden jenen Namen.

Das Füllen dankt ihm, und versetzet:
„Ich habe mich am Huf verletzet,
„Und spüre dort die schwerste Pein.
„Herr Doctor, kommt, beseht den Schaden!
„Könnt ihr der Schmerzen mich entladen?“ —
„„Nichts,“ spricht der Wolf, „wird leichter sein.“

Er will auch keine Zeit verlieren,
Und stellt, den Anschlag auszuführen,
Sich unverzüglich hinters Pferd.
Das will, aus gleichgeschwinden Pflichten,
Ihm zum voraus den Lohn entrichten;
Ein Arzt ist seines Lohnes werth.

Der Houyhnham sucht ihn klug zu machen,
Schlägt aus, zerquetscht des Wolfes Rachen,
Und wiehert ihm die Worte zu:
„Nichts giebt ein größeres Vergnügen,
„Als den Betrüger zu betrügen;
„Freund, das beweisen ich und du!“

Ben Haly.

Ein Türk, der von Byzanz auf ferne Reisen eilet,
Besucht zum Abschied seinen Freund,
Den er getreu zu sein vermeint,
Mit dem er oft sein Leid, und stets die Freude theilet.

Er spricht: „Mich hat mit dir die beste Wahl vereint.
„Du weißt, wie viel ich schon durch Fleiß und Glück erworben;
„Nur etwas ist dir unbekannt:
„Mein Schwager Amurat, der in Algier gestorben,
„Hat mir den feinsten Diamant —
„Hier ist er — ich bemerk's, auch dich erfreut mein Glück —
„Dir dank' ich für dies Freundschaftszeichen; —
„Verwahr' ihn; dir allein darf ich ihn überreichen.
„Nimm ihn für mich in Acht; ich komme bald zurück.“

„Es sei!“ versetzt' Orchan; „mein Selim kann gebieten.
„Orchan wird jeden Augenblick
„Dies Kleinod wie sein Auge hüten,
„Er, dein Getreuer bis ins Grab.“
Drauf folgt ein Abschiedskuß: der Reisende geht ab.

Allein wo soll man Seelen finden,
Die nicht auf Eigennutz die Heuchlerdienste gründen?
Wo ist nicht Treu' und Glauben schwach?
Die Lust, wenn wir die Zeit ersehen,
Den Nächsten schlau zu hintergehen,
Schleicht Bösen aller Orten nach,
Den Christen in ihr Betgemach,
Und Muselmännern in Moscheen.

Der frohe Selim kommt in Pera wieder an,
Und rennt, sein Kleinod abzuholen,
Das er zu treuer Hut dem falschen Freund empfohlen.

Der aber lacht und spricht: „Ist Selim nicht ein Mann,
„Der unvergleichlich scherzen kann?“ —
„Was? scherzen?“ — „Ja, weil ich es rühmen soll,
„Du gabst mir einen Kuß; der war recht freundschaftsvoll.“ —
„Wo ist mein Diamant?“ — „Dein Diamant? dir träumt.“ —
„Hier sind nicht viele Reden nöthig;
„Fort mit zum Kadi! nicht gesäumt!“ —
„Ja, ja, mein Herr! ich bin erbötig.“

Sie eilen zum Ben Haly hin;
Das war des Kadi Nam', und in des Sultans Reichen
War ihm an Billigkeit kein Kadi zu vergleichen,
Dafern ich recht berichtet bin.
Der arme Selim sucht dem Richter seine Klagen
Mit vielen Worten vorzutragen.
Er denkt, ein langer Satz scheint manchem Richter schön.
Orchan lärmt zehnmal mehr. Dem Kläger fehlen Zeugen.
Er giebt zum öftern zu verstehn,
Bei einem Baume sei's geschehn.
Das hilft ihm wenig; Bäume schweigen.

Beim Allah schwört Orchan: „Der Kläger schwatzt im Traum;
„Ich kenne beide nicht, kein Kleinod, keinen Baum.“ —
„Hört!“ sprach der Kadi drauf, „noch ist hier kein Beweis,
„Kennt Selim noch den Baum?“ — „Wie sollt' ich den nicht kennen?“
„Verziehe nicht, dahin zu rennen,
„Und hole mir sofort ein Reis.“

Er geht; Ben Haly setzt sich nieder,
Und endlich fragt er mit Verdruß:
„Wie kommt, daß man hier warten muß?
„Kommt denn dein Gegner noch nicht wieder?

„Von Rechten hat er nichts gelernt;
„Was will er, daß ein Baum beweise?
„Ist dieser Baum so weit entfernt?
„Brauchts, ihn zu finden, eine Reise?“ —

„Nein! eine Reise braucht es nicht;
„Der Baum ist nah genug.“ — „Entdeckter Bösewicht!“
Ruft Haly zürnend aus; „vor einer halben Stunde
„War weder Baum noch Diamant,
„So wie du schwurest, dir bekannt;
„Und nun verdammst du dich mit deinem eignen Munde.
„Wohlan, daß jetzt vor aller Welt
„Ein jeder das, was ihm gebührt, empfange:
„Dem Selim werde flugs sein Kleinod zugestellt,
„Orchan bereite sich zum Strange!“

Albrecht von Haller

wurde in demselben Jahre in Bern geboren, in welchem Hagedorn das Lebenslicht erblickte. Sein Vater war Advocat und ein reicher Mann. Haller war in seiner Jugend sehr schwächlich, aber er zeigte schon früh große Anlagen, und dabei die brennendste Wißbegier, und da seine Schwächlichkeit ihn von den gewöhnlichen Spielen der Jugend entfernt hielt, so wandte er alle Zeit aufs Lernen. Was er hörte und las, schrieb er nieder, und zeigte dabei die größte Geduld; er schrieb unter andern über tausend kleiner Lebensbeschreibungen berühmter Männer. Sein Fleiß erhielt nicht die gehörige Aufmunterung. Seine Eltern machten ihm, statt ihn zu loben, Vorwürfe, daß er ewig lese und schreibe, und meinten, es würde nichts aus ihm werden. Als er 10 Jahre alt war, fielen ihm Lohensteins Gedichte in die Hände; sie entzückten ihn, und er hatte keinen größern Wunsch, als auch einmal so dichten zu können, ein Wunsch, der glücklicherweise nicht in Erfüllung gegangen ist. Nachdem er seinen Vater im 13ten Jahre verloren hatte, ließ man ihn ungestört studiren, was und wie er wollte, und nun las und studirte er, was ihm vorkam, so daß er bald eine Masse von Gelehrsamkeit in seinem Kopfe hatte. Aus allen Büchern, die er las, machte er Auszüge; aber seine Lieblingsbeschäftigung war die Dichtkunst, zu welcher ihn noch mehr die schöne Umgegend von Biel, wo er auf der Schule

war, ermunterte. Endlich bestimmte er sich, Medicin zu studiren, und bezog schon im 15ten Jahre die Universität Tübingen. Dann ging er nach Leyden. Mit vielen Kenntnissen ausgerüstet, kehrte er nach Bern zurück, und wurde, erst 19 Jahre alt, Doctor der Medicin. Die nächsten Jahre brachte er theils mit eifrigem Studiren, theils mit Reisen nach England und durch die Schweiz zu. Die letztere Reise veranlaßte ihn, späterhin sein treffliches Gedicht: die Alpen zu dichten. Nachdem er einige Zeit in Bern als Arzt gelebt hatte, erhielt er, 28 Jahre alt, einen Ruf nach Göttingen, als Professor der Arzneikunde, Anatomie und Botanik. Er nahm ihn an, da er in Bern nicht so ausgezeichnet worden war, wie er es verdiente. Bald nach seiner Ankunft in Göttingen verlor er seine zärtlich geliebte Frau, mit der er nur 5 Jahre verheirathet gewesen war. Auf ihren Tod ist die schöne Elegie: „Auf das Absterben meiner geliebten Mariane.“ Zwei Jahre darauf verheirathete er sich zum zweiten Male, war aber auch dieses Mal so unglücklich, seine Frau bald zu verlieren. Erst mit der dritten hat er länger gelebt. Sein Name wurde indessen immer berühmter. Bald gab er anatomische, bald botanische, bald medicinische Schriften heraus; er machte neue Entdeckungen; auswärtige gelehrte Gesellschaften wetteiferten, ihn zu ihrem Mitgliede aufzunehmen, und mehrere Fürsten verliehen ihm Titel und Auszeichnungen. Zu Gedichten hatte er jetzt nur noch selten Zeit, und nach seinem 40sten Jahre hörte er damit ganz auf. Endlich ergriff ihn die Sehnsucht nach seinem Vaterlande, und nach einem 17jährigen Aufenthalte in Göttingen kehrte er nach Bern zurück, wo ihm mehrere Aemter übertragen wurden. Mit ungeheurer Thätigkeit verwaltete er diese nicht nur, sondern er studirte auch weiter fort, arbeitete eine Menge gelehrter Schriften aus, und führte mit vielen auswärtigen Gelehrten und Freunden einen ausgebreiteten Briefwechsel. Erst in seinem Alter verfiel sein großer Geist. Seine Frömmigkeit gerieth auf die Abwege einer sich selbst peinigenden Mystik; er bildete sich ein, daß zur Erlangung der Seligkeit der Glauben an die alten Kirchenlehren, selbst an die Existenz des Teufels, eine nothwendige Bedingung wäre, und gab also auch einen Beitrag zu der traurigen Erfahrung, daß kein menschlicher Geist, er sei so groß wie er wolle, vor Verirrungen und Thorheiten sicher sei. Nachdem

der große Mann noch kurz vor seinem Tode die Ehre gehabt hatte, von Joseph II. einen Besuch zu erhalten, starb er 1777, 69 Jahre alt.

Die Ewigkeit.

1736.

Ihr Wälder! wo kein Licht durch finstre Tannen strahlt,
Und sich in jedem Busch die Nacht des Grabes malt:
Ihr hohlen Felsen dort! wo im Gesträuch verirret,
Ein trauriges Geschwärm einsamer Vögel schwirret:
Ihr Bäche! die ihr matt in dürren Angern fließt,
Und den verlornen Strom in öde Sümpfe gießt:
Erstorbenes Gefild, und grausenvolle Gründe!
O daß ich doch bei euch des Todes Farben fünde!
O nährt mit kaltem Schau'r und schwarzem Gram mein Leid!
Seid mir ein Bild der Ewigkeit!

Mein Freund ist hin!
Sein Schatten schwebt mir noch vor dem verwirrten Sinn;
Mich dünkt, ich seh' sein Bild und höre seine Worte:
Ihn aber hält am ernsten Orte,
Der nichts zurücke läßt,
Die Ewigkeit mit starken Armen fest.

Kein Strahl vom Künftigen verstörte seine Ruh,
Er sah dem Spiel der Welt noch heut geschäftig zu;
Die Stunde schlägt, der Vorhang fällt,
Und alles wird zu nichts, was ihm so wirklich schien.
Die dicke Nacht der öden Geisterwelt
Umringt ihn jetzt mit schreckenvollen Schatten;
Und die Begier ist, was er noch behält
Von dem, was seine Sinne hatten.
Und ich? Bin ich von höherm Orden? —
Nein, ich bin, was er war; und werde, was er worden,
Mein Morgen ist vorbei, mein Mittag rückt mit Macht:
Und eh' der Abend kömmt, kann eine frühe Nacht,
Die keine Hoffnung mehr zum Morgen wird versüßen,
Auf ewig mir die Augen schließen.

Furchtbares Meer der ernsten Ewigkeiten!
Uralter Quell von Welten und von Zeiten!
Unendlichs Grab von Welten und von Zeit!
Beständig's Reich der Gegenwärtigkeit!
Die Asche der Vergangenheit
Ist dir ein Keim von Künftigkeiten.

Unendlichkeit! wer misset dich?
Bei dir sind Welten Tag', und Menschen Augenblicke.
Vielleicht die tausendste der Sonnen wälzt itzt sich;
Und tausend bleiben noch zurücke.
Wie eine Uhr, beseelt durch ein Gewicht,
Eilt eine Sonn', aus Gottes Kraft bewegt;
Ihr Trieb läuft ab, und eine andre schlägt;
Du aber bleibst, und zählst sie nicht.

Der Sterne stille Majestät,
Die uns zum Ziel befestigt steht,
Eilt vor dir weg, wie Gras an schwülen Sommertagen;
Wie Rosen, die am Mittag jung,
Und welk sind vor der Dämmerung,
Ist gegen dich der Angelstern und Wagen.

Als mit dem Unding noch das neue Wesen rang,
Und, kaum noch reif, die Welt sich aus dem Abgrund schwang,
Eh' als das Schwere noch den Weg zum Fall gelernet,
Und auf die Nacht des alten Nichts
Sich goß der erste Strom des Lichts, —
Warst du, so weit als jetzt, von deinem Quell entfernet.
Und wann ein zweites Nichts wird diese Welt begraben;
Wann von dem ganzen All nichts bleibet als die Stelle;
Wann mancher Himmel noch, von andern Sternen helle,
Wird seinen Lauf vollendet haben,
Wirst du so jung als jetzt, von deinem Tod gleich weit,
Gleich ewig künftig sein, wie heut.

Klopstock

wurde 1724 in Quedlinburg geboren, der älteste der Kinder des Commissionsraths und Gutspächters Klopstock. Seine Kindheit verlebte er in dem Städtchen Friedeburg an der Saale, wo der Vater das Amt gepachtet hatte. Mit 13 Jahren kam er nach Quedlinburg, und bildete sich später auf der Schulpforte aus. Die klösterliche Einsamkeit auf dieser Schule und die romantische Gegend weckte seine Anlage zur Poesie. Er faßte schon hier den Entschluß, ein größeres Heldengedicht zu entwerfen; lange schwankte er über den Gegenstand; endlich entschied er sich für den Messias. Mit 21 Jahren ging er auf die Universität Jena, um Theologie zu studiren, und fing hier an, sein unsterbliches

Heldengedicht, den Messias, niederzuschreiben. Aber die Rohheit der Studirenden, unter denen er keinen zusagenden Umgang fand, bewog ihn, nach Leipzig zu gehen, wo er mit seinem Verwandten, Achatius Ludwig Karl Schmidt aus Langensalza,*) ein gemeinschaftliches Zimmer bezog. Schmidt war auch der einzige, dem er das Geheimniß anvertraute, daß er an dem Heldengedicht, mit dem er ohne seinen Namen hervortreten wollte, arbeitete. Bald machte er auch mit Cramer Bekanntschaft, und diesem verrieth Schmidt das Geheimniß. Cramer, davon entzückt, bat und erhielt die Erlaubniß, es seinen Freunden mittheilen zu dürfen. Auch diese wurden dadurch Klopstocks warme Verehrer, und alle baten ihn, in ihren Dichterverein zu treten, was er gern annahm. Die drei ersten Gesänge des Messias wurden nun in den bremischen Beiträgen abgedruckt. Sie machten durch ihre Erscheinung einen tiefen Eindruck; so erhabene Gesinnungen, so tiefe und heilige Gefühle hatte noch Niemand in einer so herrlich klingenden Sprache ausgedrückt; selbst der Gebrauch des Hexameters war eine fast neue Erscheinung. Man fragte sich erstaunt, wer der erhabene Dichter sein möge, und von allen Seiten erhoben sich Bewunderer des ausgezeichneten Gedichts, dessen Fortsetzung man begierig entgegensah. Nach zwei Jahren verließ Klopstock Leipzig, und wurde Erzieher in dem Hause eines Verwandten in Langensalza. Hier lernte er seines Freundes Schmidt Schwester, Fanny Schmidt, kennen, und empfand für dieses schöne und kluge Mädchen lebhafte Neigung. Aber Fanny hatte mehr Verstand als Gemüth; sie fühlte sich geschmeichelt, seine Zuneigung zu besitzen, ohne sie zu erwiedern, und die Betrübniß darüber machte ihn so schwermüthig, daß er durchaus einer Zerstreuung bedurfte. Zum Glück erhielt er damals eine Einladung nach Zürich von Bodmer, der erfahren hatte, daß Klopstock der Verfasser des Messias sei.**) Dieser nahm die Einladung an, und lebte 1750 drei Vierteljahre in Bodmers Hause. Aus dieser Zeit sind mehrere seiner trefflichsten Oden, die theils an Fanny gerichtet waren,

---

*) Er ist 1784 als Geheimerrath und Kanzler der Regierung in Weimar gestorben.

**) Bodmer ist der Verfasser eines zu seiner Zeit berühmten Heldengedichts, der Noachide, das sich freilich mit dem Messias nicht messen kann. Er beging die Thorheit, darin dem Messias nacheifern zu wollen, ob er gleich schon alt war und ihm Klopstocks Geist fehlte.

theils seinen Freund Bodmer und die Fahrt auf dem zürcher See verherrlichten. Als er eben in sein Vaterland zurückkehren wollte, um sich um ein Amt zu bewerben, erhielt er einen Brief aus Dänemark; der König Friedrich V. (gest. 1766), der seinen Messias gelesen hatte und bewunderte, lud ihn nach Kopenhagen ein mit einem Gehalte von 400 Thlr., damit er hier ungestört den Messias vollenden könnte. Er reiste sogleich dahin ab, und lernte auf der Durchreise in Hamburg die Tochter eines dortigen Kaufmanns, Meta Moller (an die er nachher mehrere Oden unter dem Namen Cidli gerichtet hat), kennen. Sie war eine leidenschaftliche Bewunderin seiner Gedichte. Beide faßten bald die zärtlichste Neigung für einander, und waren einander würdig. Von nun an lebte er abwechselnd in Kopenhagen und auf dem Lustschlosse Friedensburg. Aus diesen Jahren sind die meisten seiner Gedichte. Im Jahre 1754 wurde Meta seine Gattin, und beide fanden in einander ganz das erwartete Glück. Aber schon nach vier Jahren war sie todt; sie starb in Hamburg. Klopstock war vom tiefsten Schmerze ergriffen; oft wallfahrtete er nach ihrem Grabe auf dem Kirchhofe des schönen Elbdorfes Ottensen nahe bei Hamburg, und bestimmte, einst an ihrer Seite ruhen zu wollen. Bis 1771 lebte Klopstock meist in Kopenhagen; von da an war Hamburg sein Aufenthaltsort, wo er von einer dänischen Pension mit dem Titel eines Legationsrathes lebte. Nur ein Jahr lang war er in Karlsruhe, wohin ihn der Markgraf von Baden eingeladen hatte. Aber sein Herz trieb ihn wieder nach Hamburg zurück, wo er in der Nähe des Grabhügels seiner Meta war. Erst in seinem Alter, 1791, entschloß er sich zu einer zweiten Heirath mit einer alten Freundin und Verwandtin, der verwittweten Johanna von Winthem. Um diese Zeit hatte sich die französische Revolution ereignet; sie erregte seine Aufmerksamkeit in hohem Grade, und er hoffte von ihr den Anfang einer bessern Zeit. Aber tief betrübt war er, als bald die bekannten Gräuel aus ihr hervorgingen, und Ludwig XVI. auf dem Blutgerüste endete. Klopstock starb 1803, fast 79 Jahre alt. Sein Begräbniß wurde von den Städten Hamburg und Altona gemeinsam und mit einer seltenen Würde gefeiert. Alle Behörden, die fremden Gesandten und eine Unzahl von Männern jeden Standes schlossen sich dem Trauerzuge an; es war, als wenn man einen

König zu Grabe trüge. Man setzte seine Leiche auf dem Kirchhofe von Ottensen bei, wo er neben seiner Meta unter einer schönen Linde ruht.

Klopstock war auch als Mensch höchst achtungswerth; er war heiter und gesellig, ein warmer Freund seiner Freunde, empfänglich für die Schönheiten der Natur, und voll der edelsten Gesinnungen, voll ächtdeutscher Biederkeit und ungeheuchelter Frömmigkeit. Mit ihm beginnt die Blüthe der deutschen Literatur; er zeigte zuerst, was recht eigentlich die deutsche Sprache vermöchte, welche Kraft, welcher Reichthum, welche Bildsamkeit in ihr läge. Aus seiner Liebe für Gott, für das Vaterland und für seine Freunde sind alle seine Gedichte hervorgegangen. Sein Messias besteht aus 20 Gesängen, und steht als ein ächtdeutsches National-Epos da. Seine Oden sind reich an erhabenen Gedanken, edeln und kühnen Bildern und aus der höchsten Begeisterung entsprungen, aber eben darum sind sie nicht leicht zu verstehen; sie wollen nicht bloß gelesen — sie wollen studirt seyn. Daher wurden auch seine Dichtungen mehr bewundert als gelesen. Er beging als Heldendichter den Fehler, daß er Gegenstände wählte, welche der Gegenwart und der Wirklichkeit zu fern liegen, und daher die deutsche Nationalität zu wenig berühren. Hermanns Zeit hat für uns wenig Interesse mehr; das damalige deutsche Leben und das jetzige sind einander ganz fremd. Auch der Messias kann darum kein großes Interesse erregen, weil bei allen großen Schönheiten des Gedichts die Handlung außer dem Kreise der Wirklichkeit liegt, in die Geisterwelt hinüber spielt, und es der Phantasie unmöglich wird, die überirdischen Geister sich klar, in bestimmten Umrissen zu denken. Dazu kommen die langen, ermüdenden Reden, welche den guten und bösen Geistern in den Mund gelegt werden. Dagegen sind seine Oden, Lieder und Elegieen ausgezeichnet, und verkünden ihn als hochbegabten Dichter.

An Fanny (Schmidt).*)

Wenn ich einst todt bin, wenn mein Gebein zu Staub
Ist eingesunken, wenn du, mein Auge, nun

---

*) Alkäisches Versmaaß:

⏑ – ⏑ – | ⏑ – | ⏑ ⏑ – | ⏑ –
⏑ – ⏑ – | ⏑ – | – ⏑ – ⏑ | –
– ⏑ ⏑ | – ⏑ ⏑ |

Lang' über meines Lebens Schicksal,
Brechend im Tode, nun ausgeweint hast,

Und stillanbetend da, wo die Zukunft ist,
Nicht mehr hinaufblickst, wenn mein ersungner Ruhm,
Die Frucht von meiner Jünglingsthräne,
Und von der Liebe zu dir, Messias,

Nun auch verweht ist, oder von wenigen
In jene Welt hinüber gerettet ward:
Wenn du alsdann auch, meine Fanny,
Lange schon todt bist, und deines Auges

Stillheitres Lächeln und sein beseelter Blick
Auch ist verloschen: wenn du, vom Volke nicht
Bemerket, deines ganzen Lebens
Edlere Thaten nunmehr gethan hast,

Des Nachruhms werther als ein unsterblich Lied: —
Ach! wenn du dann auch einen Beglückteren
Als mich geliebt hast, laß den Stolz mir,
Einen Beglückteren, doch nicht edlern!

Dann wird ein Tag seyn, den werd' ich auferstehn!
Dann wird ein Tag seyn, den wirst du auferstehn!
Dann trennt kein Schicksal mehr die Seelen,
Die du einander, Natur, bestimmtest.

Dann wägt, die Wagschal' in der gehobnen Hand,
Gott Glück und Tugend gegen einander gleich;
Was in der Dinge Lauf jetzt mißlingt,
Tönet in ewigen Harmonieen!

Wenn dann du dastehst jugendlich auferweckt,
Dann eil' ich zu dir! Säume nicht, bis mich erst
Ein Seraph bei der Rechten fasse,
Und mich, Unsterbliche, zu dir führe.

Dann soll dein Bruder, zärtlich von mir umarmt,
Zu dir auch eilen! Dann will ich thränenvoll,
Voll froher Thränen jenes Lebens,
Neben dir stehn, dich mit Namen nennen,

Und dich umarmen! Dann, o Unsterblichkeit,
Gehörst du ganz uns! Kommt, die das Lied nicht singt,
Kommt, unaussprechlich süße Freuden!
So unaussprechlich, als jetzt mein Schmerz ist!

Rinn unterdeß, o Leben! Sie kommt gewiß,
Die Stunde, die uns nach der Cypresse ruft!
Ihr andern, seid der schwermuthsvollen
Liebe geweiht, und umwölkt und dunkel!

Das Wiedersehn.

Der Weltraum fernt mich weit von dir;
So fernt mich nicht die Zeit.
Wer überlebt das Siebzigste*)
Schon hat, ist nah bei dir.

Lang' sah ich, Meta, schon dein Grab,
Und seine Linde wehn.
Die Linde wehet einst auch mir,
Streut ihre Blum' auch mir.

Nicht mir! Das ist mein Schatten nur
Worauf die Blüthe sinkt,
So wie es nur dein Schatten war,
Worauf sie oft schon sank.

Dann kenn' ich auch die höh're Welt,
In der du lange warst;
Dann sehn wir froh die Linde wehn,
Die unsre Gräber kühlt.

Dann — aber ach! ich weiß es nicht,
Was du schon lange weißt;
Nur daß es hell von Ahnungen
Mir um die Seele schwebt;

Mit wonnevollen Hoffnungen
Die Abendröthe kommt;
Mit frohem, tiefem Vorgefühl
Die Sonnen auferstehn!

---

*) Gedichtet 1797.

Gellert

wurde 1715 in Haynichen im Erzgebirge geboren. Hier war sein Vater zweiter Prediger. Da sein Vater bei einer schlechten Stelle 15 Kinder zu versorgen hatte, so mußte der erst 11jährige Knabe schon an den Erwerb denken, und schrieb daher Kaufbriefe, Akten u. dgl. ab. Schon früh zeigte sich Neigung zur Dichtkunst. Den ersten Versuch machte er mit 13 Jahren. Es war ein Ge-

dicht auf den Geburtstag seines Vaters. Er verglich darin die 15 Stützen der baufälligen väterlichen Wohnung mit dessen 15 Kindern und Enkeln, die er als Stützen des Vaters ihm einzeln Glück wünschen ließ. Mit 14 Jahren kam er auf die Fürstenschule nach Meißen, wo er Gärtner und Rabener kennen und lieben lernte. Alle drei spornten sich gegenseitig zum Fleiße und zur Ausbildung ihres Geschmackes an. Mit 19 Jahren bezog er die Universität Leipzig, um Theologie zu studiren. Als er nach 4 Jahren ins väterliche Haus zurückkehrte, versuchte er sich auf der Kanzel; aber das erste Mal blieb er stecken, und dies machte, daß er jedes folgende Mal mit Aengstlichkeit auftrat, ob er gleich die ganze Woche vorher die Predigt auswendig lernte. Nachdem er kurze Zeit unweit Dresden Hauslehrer gewesen war, bereitete er den Sohn seiner Schwester zur Universität vor, und begleitete ihn als Aufseher nach Leipzig, wo er weiter studirte, und sich an die nachherigen Herausgeber der bremischen Beiträge anschloß. Gottsched sprach ihn nicht an; dagegen ließ er manche kleine Gedichte in die bremischen Beiträge einrücken; jeder las sie, besonders die Fabeln, die sich durch liebenswürdige Schalkhaftigkeit und edle Gesinnungen auszeichnen, gern, und sein Name wurde bald bekannt. Einer seiner liebsten Freunde war Johann Elias Schlegel, und nachdem dieser nach Dänemark gegangen war, dessen jüngerer Bruder, Johann Adolph. Seine eigene Kränklichkeit bewog ihn zu dem Entschlusse, Universitätslehrer zu werden, und er wurde mit 29 Jahren Magister. Die Faßlichkeit seines Unterrichts verschaffte ihm bald viele Zuhörer. Er las über Rhetorik, schöne Wissenschaften und Pädagogik, gab Fabeln und Erzählungen heraus, und dichtete zur Verbesserung des Theaters Lust- und Schäferspiele, und da die Deutschen noch keinen erträglichen Roman hatten, so schrieb er einen solchen: „Geschichte einer schwedischen Gräfin.“ Auch ließ er Lehrgedichte, geistliche Lieder und Oden drucken. Fast 3 Jahre hatte er mit den Herausgebern der bremischen Beiträge in Leipzig zusammen gelebt, als die meisten derselben zerstreut wurden. Nur Rabener blieb noch eine Zeitlang. Gellerts Hypochondrie wurde immer heftiger, je weniger er sich jetzt im Umgange mit Freunden zerstreuen konnte. Nachdem er 12 Jahre als akademischer Lehrer gearbeitet hatte, wurde er vom Hofe aufgefordert, sich um eine außerordentliche

Professur der Philosophie zu bewerben, was er bisher aus Bescheidenheit unterlassen hatte. Er erhielt das Amt mit 100 Thlr. Gehalt, und hielt nun auch Vorlesungen über Dichtkunst und Beredtsamkeit, die von Zuhörern aus allen Ständen so zahlreich besucht wurden, daß er im öffentlichen Hörsaale lesen mußte. Auch von auswärts erhielt er Beweise der größten Hochachtung und Versicherungen, wie vielen Nutzen seine Schriften stifteten. Das erfreute ihn zwar, aber er litt durch Kränklichkeit und Hypochondrie so, daß er selten heiter war. Doch zwang er sich, gegen Andre freundlich zu seyn, so daß sein liebreiches sanftes Wesen schon aus seinen freundlichen Zügen leuchtete. Während des siebenjährigen Krieges wurde er von vielen ausgezeichneten Personen in Leipzig aufgesucht. 1760 ließ ihn Friedrich der Große zu sich rufen, und Prinz Heinrich, der ihn besonders schätzte, schenkte ihm sein Pferd, das er in dem Treffen bei Freiberg geritten hatte. Man trug ihm späterhin eine ordentliche Professur der Philosophie an; aber er schlug sie aus, weil er zu kränklich wäre, und seinen Pflichten nicht genügen zu können glaubte. Einer seiner liebsten Schüler, Graf von Brühl, gab ihm eine Pension von 150 Thlr., ohne daß Gellert den Namen seines Wohlthäters jemals erfahren hat. Auch die Regierung erhöhte endlich seinen Gehalt. Der Kurfürst schickte ihm, als er hörte, daß Gellert sein Pferd eingebüßt hatte, eins aus seinem Marstalle mit Sattel und Zeug, und als er hörte, daß Gellert gefährlich krank sei, schickte er ihm seinen Leibarzt. Aber es war nicht mehr zu helfen. Gellert sah mit der heitersten Freude dem Tode entgegen, der am 13. Dec. 1769 erfolgte.

Die Trauer war allgemein und so groß, daß der Magistrat zuletzt die Wallfahrten nach seinem Grabe untersagen mußte. Gellert war von mittler Größe, sein Kopf gewöhnlich gebeugt; seine Bildung höchst edel; er hatte eine hohe, freie Stirn, eine etwas gebogene Nase, freundlich blaue Augen, aber eine schwermüthige Miene, durch die seine wohlwollende Seele hindurch schimmerte. Seine Stimme war deutlich und angenehm, hatte aber etwas Hohles und Wehmüthiges. Seine geistlichen Lieder sprechen durch ihre Innigkeit, reine Sittlichkeit und Einfachheit jedes religiöse Gemüth an.

Die glückliche Ehe.

Gedankt sei's dir, du Gott der Ehen!
Was ich gewünscht, hab' ich gesehen:

Ein gränzenlos beglücktes Paar,
Ein Paar, das ohne Gram und Reue,
Bei gleicher Lieb' und gleicher Treue,
Durch deine Bande selig war.

Ein Wille lenkte hier zwei Seelen.
Was sie gewählt, pflegt' er zu wählen;
Was er verwarf, verwarf auch sie.
Ein Fall, wo Andre sich betrübten,
Stört ihre Ruhe nie. Sie liebten,
Und fühlten nicht des Lebens Müh'.

Da ihn kein Eigensinn verführte,
Und sie kein eitler Stolz regierte,
So herrschte weder sie noch er.
Sie herrschten — aber bloß mit Bitten;
Sie stritten, — aber wenn sie stritten,
Kam bloß ihr Streit aus Eintracht her.

Der letzte Tag in ihrem Bunde,
Der letzte Kuß von ihrem Munde
Nahm, wie der erste, sie noch ein.
Sie starben. Wann? — Wie kannst du fragen?
Acht Tage nach den Hochzeittagen;
Sonst würde dies ein Mährchen seyn.

Die Wohlthat.

Wie rühmlich ist's, von seinen Schätzen
Ein Pfleger der Bedrängten seyn!
Und lieber minder sich ergötzen,
Als arme Brüder nicht erfreun.

Beaten fiel heut' ein Vermögen
Von Tonnen Golds durch Erbschaft zu.
„Nun," sprach sie, „hab ich einen Segen,
„Von dem ich Armen Gutes thu."

Sie sprachs. Gleich schlich zu seinem Glücke
Ein siecher Alter vor ihr Haus,
Und bat, gekrümmt an morscher Krücke,
Sich eine kleine Wohlthat aus.

Sie ward durchdrungen von Erbarmen,
Und fühlte tief des Greises Noth.
Sie weinte, ging, und gab dem Armen —
Ein großes Stück — verschimmelt Brot.

Der arme Greis.

Um das Rhinozeros zu sehn,
— Erzählte mir mein Freund — beschloß ich auszugehn.
Ich ging vor's Thor mit meinem halben Gulden,
Und vor mir ging ein reicher Mann,
Der, seiner Miene nach, die eingelaufnen Schulden,
Nebst dem, was er damit die Messe durch gewann,
Und was er, wenn's ihm glücken sollte,
Durch den Gewinnst nun noch gewinnen wollte,
In schweren Ziffern übersann.
Herr Orgon ging vor mir, — ich geb' ihm diesen Namen,
Weil ich den seinen noch nicht weiß.
Er ging, doch eh' wir noch zu unserm Thiere kamen,
Begegnet uns ein alter schwacher Greis,
Für den, auch wenn er uns um nichts gebeten hätte,
Sein zitternd Haupt, das halb nur seine war,
Sein ehrlich fromm Gesicht, sein heilig graues Haar
Mit mehr als Rednerkünsten red'te.
„Ach!" sprach er, „ach! erbarmt euch mein!
„Ich habe nichts, um meinen Durst zu stillen.
„Ich will euch künftig gern nicht mehr beschwerlich seyn;
„Denn Gott wird wohl bald meinen Wunsch erfüllen,
„Und mich durch meinen Tod erfreun;
„O lieber Gott, laß ihn nicht ferne seyn!"

So sprach der Greis; allein was sprach der Reiche?
„Ihr seid ein so bejahrter Mann,
„Ihr seid schon eine halbe Leiche,
„Und sprecht mich noch um Geld zum Trinken an?
„Ihr unverschämter alter Mann!
„Müßt ihr denn noch erst Branntwein trinken,
„Um taumelnd in das Grab zu sinken?
„Wer in der Jugend spart, der darbt im Alter nicht."
Drauf ging der Geizhals fort. Ein Strom schamhafter Zähren
Floß von des Alten Angesicht. —
„O Gott! du weißt's!" — mehr sprach er nicht.
Ich konnte mich der Wehmuth nicht erwehren,
Weil ich etwas mitleidig bin.
Ich gab ihm in der Angst den halben Gulden hin,
Für welchen ich die Neugier stillen wollte,
Und ging, damit er mich nicht weinen sehen sollte.
Allein er rufte mich zurück.
„Ach!" sprach er mit noch nassem Blick,
„Ihr werdet euch vergriffen haben;
„Es ist ein gar zu großes Stück.

„Ich bring' euch nicht darum; gebt mir so viel zurück,
„Als ich bedarf, um mich durch etwas Bier zu laben."
„Ihr," sprach ich, „sollt es alles haben;
„Ich seh', daß ihr's verdient; trinkt etwas Wein dafür.
„Doch, armer Greis, wo wohnet ihr?" —
Er sagte mir das Haus. Ich ging am andern Tage
Nach diesem Greis, der mir so redlich schien,
Und that im Gehn schon manche Frag' an ihn;
Allein indem ich nach ihm frage,
War er seit einer Stunde todt.
Die Mien' auf seinem Sterbebette
War noch die redliche, mit der er gestern red'te;
Ein Psalmbuch und ein wenig Brot
Lag neben ihm auf seinem harten Bette.
O wenn der Geizhals doch den Greis gesehen hätte,
Mit dem er so unchristlich red'te,
Und der vielleicht ihn jetzt bei Gott verklagt,
Daß er vor seinem Tod ihm einen Trunk versagt!

So sprach mein Freund, und bat, die Müh' auf mich zu nehmen,
Und öffentlich den Geizhals zu beschämen.
Jedoch ein Mann, der sich zu keiner Pflicht,
Als für das Geld, versteht, der schämt sich ewig nicht.

Johann Elias Schlegel

wurde 1718 in Meißen geboren, wo sein Vater Appellationsrath und Stiftssyndikus war. Er wurde auf Schulpforte unterrichtet. Schon mit 12 Jahren fing er an, Verse zu machen, und auf der Schule war er der ausgezeichnetste unter allen Schülern. Auf den Rath seines Vaters übersetzte er mehrere Schriften der Alten, und arbeitete sogar Trauerspiele aus, welche seine Mitschüler heimlich ohne Wissen der Lehrer aufführten. Erst mit 21 Jahren ging er auf die Universität nach Leipzig, um die Rechte zu studiren. Mit Gottsched wurde er bald bekannt, doch ohne sich als Schüler an ihn anzuschließen. Er arbeitete mehrere Trauerspiele aus, die zum Theil von der Neuberin aufgeführt wurden, die er selbst aber meist für zu unvollkommen erkannte, um sie drucken zu lassen. Ein Verwandter, der sächsische Geh. Rath von Spener, der zum Gesandten am dänischen Hofe ernannt war, nahm ihn als Privatsecretair mit nach Kopenhagen. Hier arbei-

tete er mehrere Trauer- und Lustspiele aus. Unter jenen ist sein Kanut das beste, aber als Nachahmer der französischen Dramatiker fehlte ihm Natürlichkeit und Deutschheit. Dagegen zeigte er ein schönes Talent für das Lustspiel. Eine Bekanntschaft mit dem Freiherrn von Holberg verschaffte ihm die Stelle eines Professors bei der Ritterakademie in Soröe auf Seeland. Aber schon im folgenden Jahre, 1749, zog ihm sein übermäßiger Fleiß, verbunden mit Nahrungssorgen, ein hitziges Fieber zu, an dem er, erst 31 Jahre alt, starb.

Johann Adolph Schlegel

wurde 1721 in Meißen geboren, ein jüngerer Bruder des vorigen. Auf Schulpforte wurde er, wie nachher auf der Universität Leipzig, von seinem älteren Bruder geleitet. Das Beispiel desselben, dessen Gedichte auf der Schule schon Beifall fanden, bewog auch ihn, sich darin zu versuchen. Mit 20 Jahren ging er nach Leipzig, um Theologie zu studiren. Durch Elias, der schon früher die Universität bezogen hatte, wurde er mit Gellert, Rabener u. a. bekannt. Sonst war seine Lage hier drückend; denn sein Vater war damals unverschuldet in so schlechte Umstände gerathen, daß er für seine Söhne fast nichts mehr thun konnte. Zum Glück war er genügsam, und nicht selten, wenn das Geld zum Mittagsessen nicht reichen wollte, verzehrte er ein Stück Brot auf einem Spaziergange, und war dabei seelensvergnügt. An den bremischen Beiträgen war Schlegel einer der fleißigsten Mitarbeiter. Alle Mittwoch kamen die Mitarbeiter: Gärtner, Schlegel, Cramer, Mylius, Rabener, Conr. Arn. Schmid, Ebert, Giseke, Zachariä, Klopstock u. a. zusammen, lasen sich ihre Arbeiten vor, und beurtheilten sie aufs schärfste. Schlegel und Ebert waren die Vorleser. Mit Cramer hatte er verabredet, daß, wer zuerst befördert würde, den andern zu sich nehmen sollte. Als daher Cramer Prediger in Crellwitz im Magdeburgschen wurde, zog Schlegel zu ihm, und beide arbeiteten $1^1/_2$ Jahr mit einander. Mit 30 Jahren wurde Schlegel Lehrer und Diaconus in Schulpforte. Nach 3 Jahren kam er als erster Prediger und als Professor der Theologie und Philosophie nach Zerbst. Als Kanzelredner fand er großen Beifall. Fünf Jahre darauf berief man ihn als Prediger nach Hannover. Hier gab er 3 Sammlungen von Kirchenliedern heraus. Nach 16 Jahren wurde er Consistorialrath, Super-

intendent und erster Prediger in Hannover, und zeigte sich als fleißigen Geschäftsmann. Er starb 1793, 72 Jahre alt.

Für seine Zeit war er ein verdienstvoller Dichter. Jetzt freilich kann man seine Gedichte nicht ganz ohne Langeweile lesen. Seine Sprache ist zwar rein und der Versbau fließend, aber es fehlt der hohe Schwung der Phantasie und die Wärme der Empfindung, und in seinen geistlichen Liedern namentlich kommen viele Ausdrücke vor, welche dem alten Kirchensystem angehören.

Auf, o Seele! werde munter,
Und bezahl' des Dankes Pflicht;
Unsre Sonne gehet unter,
Unsers Gottes Güte nicht!
Sie erschuf der Sonne Pracht;
Auch die mondumglänzte Nacht
Ward durch sie; in jener Ferne
Funkelt sie in jedem Sterne.

Und ich sollte sie nicht singen?
Stets sei sie mein Lobgesang;
Sie half diesen Tag vollbringen,
Daß es meinem Fleiß gelang.
Sie hat heute mich genährt,
Mir der Freuden viel beschert,
Vor Gefahren mich geschützet,
Meine Schwachheit unterstützet.

Angebetet, hochgepriesen
Sei, mein treuer Gott, von mir.
Was du Gutes mir erwiesen,
Dankt kein ganzes Leben dir.
Noch trägst du mich mit Geduld,
Und vergiebst mir meine Schuld,
Leitest mich mit Vaterarmen,
Voll Verschonung, voll Erbarmen.

Gieb jetzt bis zum frohen Morgen
Meinem Leibe sanfte Ruh!
Durch dich schlaf' ich ohne Sorgen;
Wenn ich schlafe, wachest du.
Seel' und Leib befehl' ich dir!
Walt' allmächtig über mir!
Sei der Schutzgott all' der Meinen,
Tröste, die wo zu dir weinen!

Käſtner

wurde 1719 in Leipzig geboren, wo ſein Vater Doctor der Rechte und außerordentlicher Profeſſor war. Er wurde als einziges Kind trefflich erzogen, und zeigte große Anlagen und Lernbegierde. Der Vater unterrichtete ihn mit Hülfe einiger Hauslehrer ſelbſt. Kaum 12 Jahre alt, wurde er ſchon Student, und ſtudirte die Rechte, Philoſophie und Mathematik. Faſt 10 Jahre lang war er ſo fleißig, als wenn er ſich die Gelehrſamkeit aller Profeſſoren aneignen wollte. Beſonders legte er ſich auf Mathematik, Philoſophie und neuere Sprachen. Zugleich war er ein Freund der ſchönen Wiſſenſchaften. Unter Gottſched übte er ſich in der Poeſie und Beredtſamkeit, und nahm an den Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes Theil. Während er noch Vorleſungen beſuchte, wurde er mit 14 Jahren Notarius, mit 16 Jahren Baccalaureus, und im 18ten Magiſter. Mit 20 Jahren erhielt er die Erlaubniß, Vorleſungen zu halten, las über Philoſophie und Mathematik, und machte in letzterer ſogar neue Entdeckungen. Sein Name wurde bald bekannt. Mit 37 Jahren ging er als Profeſſor der Mathematik und Phyſik nach Göttingen, und lebte nun ganz den Wiſſenſchaften. Er hat ſehr viel geſchrieben. Seine Lehrbücher wurden bald allgemein verbreitet. Aber auch als Epigrammatiſt erlangte er großen Ruhm. Er heirathete in dem Jahre, wo er nach Göttingen kam, verlor aber ſeine Frau, die er ſehr liebte, ſchon 2 Jahre darauf, und blieb nun unverheirathet. So blieb er 44 Jahre lang einer der berühmteſten Lehrer der Univerſität Göttingen. Er ſtarb 1800, faſt 81 Jahre alt.

Er lebte ſehr einfach, und hatte manche Sonderbarkeiten. Kleidung, Hausrath, Sitten waren ganz die alten, von denen er nicht abwich. Er war ſehr dienſtfertig, freundlich und unterhaltend, aber er kränkte manchmal durch ſeinen ſtets fertigen Witz. Er war klein und von großer Beweglichkeit, und hatte einen ſonderbar geformten Kopf, beſonders eine weit vorwärts gewölbte Stirn.

Conrad Arnold Schmid

wurde 1716 in Lüneburg geboren, wo ſein Vater Rector war. Er ſtudirte in Kiel, Göttingen und Leipzig Theologie. In Leipzig ſchloß er ſich an die Herausgeber der bremiſchen Beiträge an,

ohne an diesem Werke großen Antheil zu nehmen. Als sein Vater starb, wurde er zu dessen Nachfolger gewählt. Es war in Lüneburg üblich, daß die Rectoren der beiden Stadtschulen zum Weihnachtsfeste Kirchenlieder verfertigten, die aber selten aufbewahrt wurden. Aber Schmid's Lieder fanden solchen Beifall, daß seine Freunde ihn baten, sie herauszugeben. So entstand die Sammlung der Lieder auf die Geburt des Erlösers, in denen man Fülle und Stärke der Gedanken, inniges Gefühl und angenehmen Ausdruck bewunderte. Mit 44 Jahren wurde er als Professor der Theologie und römischen Literatur nach Braunschweig ans Carolinum berufen. Hier wurde er mit seinen Freunden Gärtner, Ebert und Zachariä wieder vereinigt, und genoß den Umgang Jerusalems, Eschenburgs und Lessings. Eschenburg wurde nachher sein Schwiegersohn. Schmid starb 1789, 73 Jahre alt, nachdem ihm der Herzog 3 Jahre vorher den Titel eines Consistorialraths gegeben hatte.

Schmid war ein höchst braver Mann, liebte alle, und wurde von allen geliebt. Dabei war er ein sehr froher Gesellschafter.

Der Siegesfürst.

Erhöhet die prächtigen Pforten der Siege!
Erweitert mit Jauchzen die Thore der Welt!
Das Reich ist nun Gottes; nun ruhen die Kriege!
Er naht sich, der König, der Held!

Er naht sich; der siegende Tod wird zu Schanden,
Er zeigt uns vergeblich sein drohendes Grab.
Es fallen den Knechten des Todes die Banden
Von zitternden Händen herab.

Sie tragen für Fesseln jetzt fröhliche Palmen,
Und Hoffnung umströmet, für Seufzer, die Brust.
Das Heulen der Kerker verkehrt sich in Psalmen,
Der fallende Kummer wird Lust.

Die Boten der ewigen Herrlichkeit eilen,
Sie bringen Versöhnung und himmlische Pracht.
Wie Blitze die schüchternen Wolken zertheilen,
Zertheilt sich die trauernde Nacht.

In stiller Empfindung dringt, nahe den Schmerzen,
Unsägliche Wollust in Thränen herfür;
Voll dankender Zärtlichkeit schmelzen die Herzen,
Durchdrungen, Erlöser, von dir.

An dir hängt der Frommen erhabnes Bestreben
Fest, wie an den Ulmbaum die Rebe sich schmiegt!
Dir folget die Liebe durch Tod und durch Leben,
Die Liebe, die alles besiegt.

Ebert

wurde 1723 in Hamburg geboren, wo sein Vater bei der Miliz stand. Er besuchte anfangs das Johanneum, wo Basedow sein Mitschüler und Freund war. Späterhin studirte er auf dem hamburger Gymnasium, wo ausgezeichnete, zum Theil berühmte Lehrer seine Anlagen herrlich entwickelten. Besonders nützlich war ihm die Gunst Hagedorns, der, obgleich 16 Jahre älter, ihm doch seine Freundschaft schenkte, und ihn besonders zum Studiren der englischen Sprache ermunterte. Die Nebenstunden verwendete er auf den Unterricht in angesehenen Häusern, auch des weiblichen Geschlechts, besonders in Sprachen, und gestand in der Folge, daß er diesem feineren Umgange vieles von seiner Bildung zu verdanken habe. Auch verfertigte er damals schon verschiedene leichte Gedichte nach Hagedorns Manier. Mit 20 Jahren ging er nach Leipzig, um Theologie zu studiren. Aber bald gab er dies Studium auf, durch folgenden Vorfall veranlaßt. Er hatte zur Feier einer Hochzeit eine Serenade nach Hamburg geschickt, und darin den Wein und die Liebe besungen. Ob nun gleich dies Gedicht durchaus nichts Unsittliches enthielt, so wurde es doch von mehreren Geistlichen und Rathsherren sehr übel aufgenommen, als unziemend für einen Theologen. Ebert fürchtete daher, man würde ihm einst keine Predigerstelle in Hamburg übertragen, und wandte sich zu den humanistischen Studien. Zugleich gerieth er in den Kreis jener jungen Männer, die damals in Leipzig studirten, und nachher durch die bremischen Beiträge so glücklich auf den Geschmack einwirkten, und schloß besonders mit Gärtner und Giseke vertraute Freundschaft. Nicht lange nach der Gründung des Carolinums in Braunschweig wurde er vom Abt Jerusalem, 25 Jahre alt, als Hofmeister bei der damit verbundenen Pensionsanstalt angestellt. Bald übertrug man ihm auch den Unterricht in der englischen Sprache im Carolinum. Auch unterrichtete er darin den Prinzen, nachherigen Herzog von Braunschweig, der ihn stets

als Freund liebte und schätzte. Ebenso fand er in Jerusalem, Gärtner, Gieseke, Zachariä und Schmid die wärmsten Freunde. Er faßte den Entschluß, die besten englischen Dichter und Schriftsteller durch Uebersetzungen den Deutschen zugänglich zu machen, was freilich nur zum Theil ausgeführt wurde. Das vorzüglichste darunter waren: Youngs Nachtgedanken, eine treffliche Uebersetzung, die ihm Ruhm erwarb. Mit 30 Jahren wurde er Professor am Carolinum. Erst mit 50 Jahren verheirathete er sich mit der Tochter des Kammerraths Gräfe in Braunschweig, die er schon in ihrer Kindheit gekannt, und zu deren Ausbildung er viel beigetragen hatte, und lebte mit ihr äußerst glücklich. Dieses Glück sprach er in einer Reihe von Gedichten aus, welche er seit seiner Verbindung jedes Mal am 18ten Mai, am Jahresfeste ihrer Ehe, an seine Frau richtete. Sie war eine höchst edle, thätige und unabläßig auf die Pflege und Heiterkeit ihres Gatten besorgte Frau. Der Herzog ernannte ihn gleich nach seinem Regierungsantritte zum Hofrath. Er starb 1795, 72 Jahre alt, nachdem fast alle seine Jugendfreunde ihm vorangegangen waren.

Eberts Gedichte haben einen leichten, gefälligen Ton und sind meist der geselligen Fröhlichkeit gewidmet. Seine Uebersetzungen wurden für Meisterwerke gehalten.

An den Mai.
1794.

Tausendfacher Preis, o Mai, sei dir,
Schön bekränzter Göttersohn, gesungen;
Denn du hast des Herzens Tiefen mir
Noch mit tausendfacher Lust durchdrungen!

Wie der Knab' einst, krönt sein Haar der Greis
Noch mit deinem Morgenblumenkranze.
Blond war jenes; dieses prangt nun weiß,
Trotz der Maienglöckchen Silberglanze.

Freudenschöpfer! ja, mit frohem Dank,
Als bei meiner Jugend wilden Spielen,
Kann ich nun den zärtlichen Gesang
Deiner lieben Nachtigallen fühlen.

Und mit mehr Entzücken seh' ich da,
Wo der Jüngling nur beblümte Wiesen,
Grüne Lauben, blüh'nde Haine sah,
Auch den Pfad zu höhern Paradiesen.

Dank dir, daß dein heitres Angesicht
Dieses Mal so früh schon uns erschienen,
Mich betrog dein falscher Name nicht;
Dich verriethen deine sanften Mienen.

Deines lauten Odems Schöpferhauch,
Der Beseeler aller Pflanzenleben,
Bebte durch des Greises Nerven auch,
Und der ist nicht dem April gegeben.

Eilteſt du vielleicht vom Himmelsthron,
Um als Friedensbot' auf Engelschwingen
Jene Ruh', die längst der Erd' entflohn,
Endlich, holder Mai, zurückzubringen?

Hofftest du, durch deines Aethers Blau,
Und mit deiner Nachtigallen Tönen,
Und mit Düften deiner Blumenau
Die ergrimmten Völker zu versöhnen?

Wähntest du, des heißen Streites Glut
Werde deiner Weste Säuseln kühlen,
Und des Rasens Moos der Krieger Wuth
Locken, drauf ein Schäferlied zu spielen?

Ach! der ganze Frühling der Natur,
Er erweichte nicht das Herz des Wilden!
Leichter schmelzte deines Fußes Spur
Ew'gen Frost in Zembla's Eisgefilden.

Leichter würde deine milde Macht,
Wenn Orkan und Ungewitter wüthen,
Als, wo nun des Krieges Donner kracht,
Seinem Toben Still' und Ruh' gebieten.

Mai! ich will mich dennoch deiner freun:
Denn von meinen zwei und siebzig Maien
Könntest du wohl gar der letzte sein!
Laß mich schnell dir diesen Kranz noch weihen!

Giseke

wurde 1724 in Günz in Niederungarn geboren, wo sein Vater Prediger war. Er verlor den Vater, als er erst 17 Tage alt

war, und seine Mutter zog mit ihm nach Hamburg, wo sie Verwandte hatte. Dem Einfluß seiner trefflichen Mutter ist besonders die Richtung zuzuschreiben, welche sein Charakter nahm. Sein bescheidenes und gefälliges Betragen erwarb ihm die Gunst mehrerer Gönner, namentlich Brockes' und Hagedorns. Mit 21 Jahren bezog er die Universität Leipzig mit so vielen Kenntnissen, so vielem Geschmack und so guten Sitten, wie wenige Jünglinge von der Universität mitbringen. Er studirte Theologie, beschäftigte sich aber in den Nebenstunden mit der Poesie, und war so glücklich in den Freundschaftsbund der jungen Männer aufgenommen zu werden, die damals durch die bremischen Beiträge dem Geschmacke eine bessere Richtung gaben. Nach 3 Jahren verließ er Leipzig, und wurde Erzieher in mehreren angesehenen Familien Hannovers und Braunschweigs, selbst der berühmte Abt Jerusalem vertraute ihm seinen Sohn (den göthe-schen jungen Werther) an. Mit 29 Jahren wurde er Prediger in der Nähe von Blankenburg. Schon nach einem Jahre wurde er auf Jerusalems und Johann Andreas Cramers Empfehlungen des letzteren Nachfolger als Oberhofprediger in Quedlinburg, ein schweres Amt, um nach einem solchen Vorgänger der Gemeine zu genügen. Aber er stand seinem Amte trotz seiner Jugend mit großer Treue vor. Nach 6 Jahren berief ihn der Fürst von Schwarzburg, der ihn schon als Schüler im Carolinum in Braunschweig kennen und schätzen gelernt hatte, als Superintendenten nach Sondershausen. Zwar wurde er 3 Jahre darauf als Senior nach Frankfurt am Main berufen; aber er lehnte den Antrag aus Liebe zu seinem Fürsten und seiner Gemeine ab. Die Freude darüber war so innig und allgemein, als die Betrübniß, da er schon 2 Jahre darauf, 1765, noch nicht 41 Jahre alt, starb.

Er war kein Original, aber ein anmuthiger und lehrreicher Dichter, von zarter Empfindung und Herzensgüte, dem das Lehrgedicht und die poetische Erzählung am besten gelang. Man findet in seinen Gedichten einen sanften Fluß der Gedanken und Worte, edle Einfachheit, und kunstlose Leichtigkeit im Ausdrucke. Ueberall zeigt er sein gutes, frommes Herz, das für Religion, Freundschaft und reine Liebe begeistert war. Vorzüglich lieblich sind die an Daphne; sie enthalten den Ausdruck der innigsten ehelichen Liebe.

Freiheitsliebe.

Der Ehre stolzer Glanz, den alle Welt beneidet,
Ist mir nur lächerlich.
Ich acht' es nicht, wenn auch kein Fürst mich um sich leidet;
Ihr, Freunde, leidet mich.
Der Himmel, der mich liebt, hat mir nicht Gold gegeben,
Doch ihr, doch ihr seid mein!
Mit euch am Sclavenpflug und beim Galeerenleben
Könnt' ich noch glücklich sein.
Den ränkevollen Hof wird stets die Freude meiden,
Die unsre Stirn verklärt.
Der Wein sogar, der Wein, der Vater aller Freuden,
Wird dort in Gift verkehrt.
Aus Thorheit geb' ich nie für glänzende Beschwerde
Die goldne Freiheit hin.
Der Erde Könige sind Könige der Erde,
Und ich bin, was ich bin!

An Daphne.

Die dich, Geliebteste, gebar,
Gab ihren Reiz, gab ihre Schönheit dir,
Gab dir ihr Herz! Was sie dem Gatten war,
Das bist du mir.

Sie ganz und einzig ihm geweiht,
Sie blieb sein Wunsch und seiner Augen Lust.
Nichts dämpfte je die Gluth der Rosenzeit
In seiner Brust.

Zu meiner Wonne, ließ Gott dich
Das Nachbild deiner edlen Mutter sein,
Und früh schon deine Brust dem Wahren sich
Und Guten weihn.

Und mir gab er ein Herz, den Werth
Der Himmelstochter Liebe zu verstehn,
Und jedes Glück, das nicht ihr Strahl verklärt,
Stolz zu verschmähn.

Zachariä,

geboren 1726 in Frankenhausen, wo sein Vater Kammer- und Regierungssecretair war. Schon auf der Schule seiner Vaterstadt machte er poetische Versuche. Mit 17 Jahren ging er nach Leipzig, um die Rechte zu studiren, beschäftigte sich aber mehr mit der schönen Literatur. Gottsched wurde auf ihn aufmerksam, und machte seinen Renommisten zuerst in den Belustigungen des Verstandes und Witzes bekannt. Aber bald sagte sich Z. von Gottsched los, nachdem er mit den trefflichen jungen Männern, die damals dort studirten, Gärtner, Ebert, Schmid u. A., bekannt worden war. Nach 3 Jahren ging er nach Göttingen, wo er eine innige Freundschaft mit dem Freiherrn von Gemmingen schloß. Mit 22 Jahren wurde er Hofmeister am Carolinum in Braunschweig. 13 Jahre später wurde er Professor der Dichtkunst. Er starb 1777, 51 Jahre alt.

Er war ein lebhafter Mann von angenehmen Aeußerem, mit einer blühenden Einbildungskraft und einem richtigen Gefühl für das Wahre und Schöne, voll Geschmack, voll Liebe zur Natur, dabei gesellig, munter und heiter, ein guter Gesellschafter. Er arbeitete schnell und leicht; daher fehlt seinen Gedichten die Korrektheit. Für die komische Erzählung hatte er ein besonders glückliches Talent.

Aus dem komischen Heldengedicht:

Der Renommist.

Den Helden singt mein Lied, den Degen, Muth und Schlacht
In Jena fürchterlich, in Leipzig frech gemacht,
Der oft im Zorn allein ein ganzes Heer bekriegte,
Als Held aus Jena ging, doch nicht in Leipzig siegte.

Des Phöbus Wagen lief den Sonnenweg herab.
Mit Keuchen stolperte der Pferde müder Trab,
Als auf dem müden Gaul ein Jenischer Student
In stolperndem Galopp durch bunte Wiesen rennt,
Und oft voll inn'rer Angst, die nie Philistern traute,
Zurück nach Gläubigern, die folgen könnten, schaute.
Es war ein Renommist, und Raufbold hieß der Held;
Er floh als Märtyrer aus seiner Jen'schen Welt.
Dort war sein hohes Amt, ein großes Schwert zu tragen,
Oft für die Freiheit sich auf offnem Markt zu schlagen,

Zu singen öffentlich, zu saufen Tag und Nacht,
Und Ausfäll' oft zu thun auf armer Schnurren*) Wacht!
Als Hospes war er oft des Bacchus erster Priester,
Und ein geborner Feind vom Fuchs und vom Philister.
Er prügelte die Magd, betrog der Gläub'ger List;
Bezahlen mußte nie ein wahrer Renommist.
Vergebens lockten ihn die angenehmen Mußen;
Ein krieg'risch Feuer brennt in seinem wilden Busen;
Zum Korporal gemacht, und nicht zum Mußensohn,
Sprach er den Grazien und Wissenschaften Hohn.
Nachdem sein starker Arm den kühnsten Streich vollführet,
Traf ihn des Bannes Strahl, und er ward relegiret.
„O Jena!" (ruft er aus), „bald werd ich nicht mehr sein;
„Bald wird der feige Fuchs sich meines Falles freun!
„Bald wird man auf dem Markt mich nicht mehr brüllen hören!
„Kein Wetzen mehr von mir wird eure Ruhe stören,
„Philister! — Welch ein Schlag, die Freiheit ist dahin!
„Dein Ansehn, Jena, fällt, da ich nun nicht mehr bin!"
Er sagt's, springt auf sein Pferd; und zwanzig Kreditoren
Sehn ihn zu spät entflohn, und ihren Raub verloren.
Es war ein Jenisch Pferd; es flog mehr als es lief.
Ihm war kein Berg zu hoch, kein Graben war zu tief,
Es sprengt ihn muthig durch, im Laufen und im Setzen
Erfüllt es Wink und Ruf, dem Reiter zum Ergötzen.
Es hieß Kalmuck, und ward in Jena sehr verehrt.
Es nährte sich auch nicht, wie ein gemeines Pferd,
Mit Hafer und mit Heu; nach seinem schnellen Laufen
Verlangt' es Bier und Brot, und konnte Branntwein saufen.
Den Raufbold trug zum Hecht Kalmucks geschwinder Lauf;
Ein eignes Zimmer nahm den wilden Fremdling auf.
Er setzte sich, und warf mit grimmiger Geberde
Den Degen auf den Tisch, die Handschuh auf die Erde.
„Armsel'ger," rief er aus, „in Leipzig bist du nun?
„Ja hier, wo alles ruht, wird auch dein Degen ruhn!
„Wer wird dich Renommist allhier zu nennen wagen,
„Hier, wo man fast nicht weiß, daß Burschen Degen tragen?
„O, wie beseufz' ich nicht mein widriges Geschick,
„Denk' ich, mein Jena, noch an Deine Lust zurück!
„O Schicksal! war es doch dein mir geneigter Wille!
„Doch Schnurren, doch Pedell" — hier schwieg er plötzlich stille,
Und warf sein schweres Haupt in seine tapfre Hand.
Die starren Augen sahn verwirret nach der Wand;

---

*) Gerichtsdiener.

Der Hut, den er ergrimmt tief in die Augen rückte,
Verrieth des Kummers Last, die ihn im Herzen drückte.
Drauf greift er mit der Hand an den geschärften Stahl,
Der auf dem Tische lag, zieht ihn, und wetzt dreimal.
Aus dem zerritzten Gips schlug funkenreicher Schimmer,
Und wüthend schleudert er ihn in das öde Zimmer.

Indem tritt voller Furcht die Jungemagd herein,
Ihr Angesicht erblaßt bei seines Degens Schein.
„Befehlen Sie etwas?" — Er sprach mit wilden Mienen:
„Kennst du die Krone wohl?" — Sie sagt: „mein Herr, zu dienen." —
„So geh' dahin," fuhr er mit rauhem Basse fort,
„Und bringe dies Billet an den bestimmten Ort.
„Allein du sollst durchaus nicht meinen Namen sagen;
„Ich bin incognito! Sei stumm bei ihren Fragen."

An drei Jenenser war die Einladung gerichtet;
Sie waren alle drei als Brüder ihm verpflichtet.
Dies Kleeblatt, welches er auf Schulen schon gekannt,
Verknüpft in Jena noch ein fester's Freundschaftsband.
Sie waren seines Ruhms und seines Glücks Achaten,
Berühmt, wie er, durch Bier und Renommistenthaten,
Auch relegirt, wie er, noch immer roh und wild,
Und auch in Leipzig noch der Jen'schen Freiheit Bild.
Wer sich nur unterstand, sie kühnlich anzublicken,
Den drohte schon voll Wuth ihr Auge zu zerstücken.
In Jen'scher Lebensart traf sie das Mädchen an.
Sie opferten mit Schrei'n dem Bacchus und Vulkan,
Und saßen hoch und stolz, gleich unterird'schen Göttern,
Bei einer Fluth von Bier, in Wolken und in Wettern.
Ein jeder las erstaunt, und jeder fragt' und rieth,
Was für ein Fremder sie noch nach dem Hecht beschied;
Allein des Schicksals Buch blieb unerklärt verschlossen.
Sie warfen alle sich, halbtaumelnd und verdrossen,
In ihren Oberrock, und eilten in den Hecht.
Die Stubenthür ging auf. „Wie? Bruder, seh' ich recht?"
Es drückt sich Mund auf Mund, es rasselt Bart an Bart,
Und jeder steht erstaunt ob seiner Gegenwart.
„Kerl," sprach zuletzt von Torf, „wie kommst du angezogen?
„Die Manichäer*) sind gewiß von dir betrogen?
„Doch sage mir, warum liegt alles um dich her?
„Warum der Degen bloß? was soll dies Mordgewehr?"

---

*) Die Gläubiger.

Er schwieg, und Raufbold sprach: „Laßt euch zusammen nieder.“
Sie thaten's; er fuhr fort: „Ihr wißt es, werthen Brüder,
„Wie oft mein muth'ger Arm für Jena sich gewagt,
„Wie oft die Schnurren euch, wie oft ich sie gejagt;
„Ihr wißt, wie sorgsam ich für unsre Freiheit wachte,
„Wenn sie ein neu Edikt uns zu entreißen dachte;
„Dafür hab' ich den Lohn. Ja — ich bin relegirt!
„Warum? weil ich mein Amt mit Ehr' und Ruhm geführt.
„Dreimal hatt' ich mich schon auf offnem Markt geschlagen,
„Und dreimal hatt' ich auch den Sieg davon getragen.
„Kein andrer war, wie ich, im Stoß und Hieb so schnell.
„Da kommt Beelzebub im schielichten Pedell;
„Man forderte mich vor, ich mußte höllisch schwitzen;
„Ich bot zwölf Thaler an; nichts konnte mich beschützen;
„Ich sollt' und mußte fort. Gleich ward mein Pferd bestellt,
„Und die Philister sind von mir verflucht geprellt.
„Nun bin ich, wie ihr seht, in dieses Nest gekommen,
„Und habe mit Verdruß den dummen Weg genommen.
„Allein was war zu thun; ihr waret alle hier!
„Bleib ich nun, oder nicht? Sagt, Kerls, was rathet ihr?“
Da ward ein mächt'ger Streit, es folgte Wort auf Wort.
Der eine sprach: „Bleib hier;“ der andre sprach: „Zieh fort;“
Doch Raufbold selber war schon insgeheim entschlossen
Aus Leipzig nicht zu gehn, bis er es recht genossen. —

Weiße

wurde 1726 in Annaberg geboren, wo sein Vater Rector war. Seinen Vater verlor er sehr früh; aber seine brave Mutter erzog ihn sehr sorgfältig. Mit 10 Jahren kam er auf das Gymnasium in Altenburg, wo, wie damals fast überall, der Unterricht höchst geistlos war. Sein Geist würde daher wenig Nahrung erhalten haben, hätte ihm nicht seine Neigung für Poesie den Sinn für die Schönheiten der griechischen und römischen Klassiker geöffnet. Dazu kam, daß er einen jungen Arzt kennen lernte, der ihm die Gedichte Bodmers, Breitingers und Hallers mittheilte. Daher bezog er mit 19 Jahren die Universität Leipzig nicht ohne nützliche Vorkenntnisse, aber ohne alle Unterstützung von seiner Mutter. Doch glückte es ihm, ein paar Familienstipendien und von einem Schulfreunde freie Wohnung zu erhalten. Er studirte Theologie und Philologie. Vorzüglich bildend war aber für ihn

die Bekanntschaft mit Lessing, Klopstock, Cramer, Gärtner, Johann Adolph Schlegel, Giseke, Gellert, Rabener, Mylius, Kästner u. a. Doch stand er nur mit Lessing in naher Verbindung; die andern erschienen ihm zu erhaben über ihm, als daß er sich ihnen anzuschließen sich getraut hätte. Ohne Lessing brachte er keinen Tag zu, und zog großen Nutzen aus seinem Umgange. Ihr größtes Vergnügen war, das Theater der Neuberin zu besuchen. Sie aßen oft trocknes Brot, um nur das Geld dazu erschwingen zu können. Endlich verschafften sie sich dadurch ein Freibillet, daß sie gemeinschaftlich Theaterstücke aus dem Französischen übersetzten. Nach und nach entwarfen sie auch eigene Stücke, Lessing den jungen Gelehrten, der gut aufgenommen wurde, und Weiße die Matrone von Ephesus, die er schon auf der Schule gemacht hatte, die daher sehr schülerhaft war, und die er nun verbesserte. Seine Leichtgläubigen fanden mehr Beifall. Dann übersetzte er mehrere Stücke aus dem Französischen und Englischen, in Prosa und in Alexandrinern. Dann und wann wetteiferte er auch mit Lessing in kleinen lyrischen Gedichten, die er nachher unter dem Titel: scherzhafte Lieder herausgab.

Im Jahre 1749 verließ Lessing plötzlich Leipzig und ging nach Wittenberg. Die Freundschaft mit Weiße blieb nur noch 19 Jahre, bis die Streitigkeiten Lessings diesen glauben machten, daß auch Weiße heimlich daran Antheil habe. Weiße konnte durch keine Versicherungen Lessings ungerechten Argwohn tilgen.

Von Gottsched hielt er nicht viel. Nach seinen fünfjährigen akademischen Studien wurde er Hofmeister bei einem jungen Grafen v. Geyersberg, der in Leipzig studiren sollte. Dies gab ihm Gelegenheit, in Leipzig zu bleiben. Mit Eckhof, der damals auf einige Zeit bei der Kochschen Truppe in Leipzig war, machte er Bekanntschaft, und setzte auch nachher lange Zeit den Briefwechsel mit ihm fort. Eckhof ermunterte ihn fortwährend, fürs Theater zu arbeiten, und Weiße ließ ohne dessen Urtheil kein Theaterstück drucken. Auch mit Rabener, damals Steuerrevisor in Leipzig, und durch ihn mit Gellert knüpfte Weiße vertrauten Umgang an; ja Gellert war 2 Jahre lang sein und des jungen Grafen Tischgenosse, und bis zu Gellerts Tode war dieser aufs innigste mit Weiße's Familie vertraut. Auch Cronegk

machte Weiße's Bekanntschaft, und durch ihn entspann sich zwischen Weiße und Uz ein vertrauter Briefwechsel, der bis zu Uz's Tode fortdauerte. Für das Theater Kochs, der nach dem Verfall der Neuberin nach Leipzig gekommen war, schrieb er mehrere kleine Stücke. Am meisten Aufsehen machten: die Poeten nach der Mode. Darin wurden sowohl die Gottschedianer, als die elenden Nachahmer Klopstocks und Bodmers lächerlich gemacht. Das zweite größere Stück war: der Teufel ist los, frei aus dem Englischen übersetzt. Gottsched zog in seinem Büchersaal der schönen Künste und Wissenschaften darüber gegen Weiße los: er sei ein junger Mensch, der durch seinen schlechten Geschmack alle seine Verbesserungen vernichte. Rost*) übernahm es, Weißen zu rächen, und schrieb in Knittelversen: „das Sendschreiben des Teufels an den Professor Gottsched," das er ihm auf einer Reise nach der Pfalz, die G. damals machte, auf jeder Poststation in einigen Exemplaren überreichen ließ. Weiße selbst nahm keinen Antheil daran.

Zu Anfange des 7jährigen Kriegs ging Koch von Leipzig nach Hamburg. Dadurch hörte auch Weiße für längere Zeit auf, fürs Theater zu schreiben. Dafür wurde er mit Kleist bekannt, der sich $1^1/_2$ Jahr in Leipzig aufhielt. Seit 1757 hatten Nicolai und Mendelssohn angefangen, die „Bibliothek der schönen Wissenschaften" herauszugeben. Sie hatten zugleich den Preis von 50 Thlrn. für das beste Trauerspiel ausgesetzt. Weiße ermunterte seine Freunde Cronegk und Brawe, sich darum zu bewerben. Jener erwarb ihn auch durch seinen Kodrus; Brawe schrieb den Freigeist, der jenem an die Seite gesetzt wurde. Weiße war dadurch veranlaßt worden, auch im Trauerspiel sich zu versuchen, und schrieb um die Zeit: Eduard III. und Richard III. Auf Nicolai's Bitte übernahm Weiße 1759 die Redaction der Bibliothek der schönen Wissenschaften, doch nur auf kurze Zeit, da er mit seinem Grafen nach Paris reisen mußte. Nach seiner Rückkehr trennte er sich von dem Grafen, und da er von der Philologie seit mehreren Jahren abgekommen war, so gab er den Plan, Schulmann zu werden, auf, und suchte ein ande-

*) Rost, ein Satyriker, starb 1765 als Obersteuersecretair in Dresden.

res Amt. Zunächst nahm er den Antrag eines Grafen Schulenburg an, bei diesem auf seinem Schlosse in Thüringen unabhängig zu wohnen. Hier hatte er alles, was er sich wünschen konnte; nur seine Freunde fehlten ihm. Auch setzte er die Bibliothek der schönen Wissenschaften fort, die 1766 mit dem 12ten Bande geschlossen, aber unter dem Titel der neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften und durch die Beihülfe der besten Köpfe jener Zeit mit erneuertem Eifer fortgesetzt wurde. 2 Jahre lang blieb Weiße bei Schulenburg; dann ging er nach Gotha, wo er bei Bertuch wohnte, höchst gesellig lebte, und dabei fleißig arbeitete. Nach 1 Jahre ging er zum Grafen zurück, und dichtete hier unter andern die Amazonenlieder, und übersetzte die Kriegslieder des Tyrtäos. Beide gehören zu seinen besten Liedern, und wurden mit großem Beifalle aufgenommen.

1761 wurde Weiße Kreissteuereinnehmer in Leipzig, und behielt dabei Muse genug zu literärischen Arbeiten. Er verfaßte mehrere Operetten, meist französische Nachahmungen, zu denen Musikdirektor Hiller die Musik machte. Er wurde wegen dieser und andrer Theaterstücke zwar von Bodmer und andern Schweizern heftig angegriffen, vertheidigte oder rächte sich aber nie, so daß auch Bodmer wenige Jahre vor seinem Tode seinen Irrthum einsah, und einen Versöhnungsbrief an ihn schrieb. 1763 verheirathete sich Weiße mit der Schwester des Appellationsrath Plattner. Er wurde mit Teller (Oberconsistorialrath in Berlin), der sich mit ihrer Jugendfreundin verband, an demselben Tage getraut. Zu Weiße's vertrautesten Freunden gehörte der Prediger Zollikofer. Die Geburt seines ersten Kindes bewog Weiße, Lieder für Kinder zu dichten, die Hiller componirte und die großen Beifall fanden. Ferner schrieb er sein Trauerspiel Romeo und Julie, und seine Lustspiele: die Freundschaft auf der Probe, und List über List. Auf einer Reise nach Berlin 1769 wurde er von Teller und Nicolai aufs freundschaftlichste aufgenommen, und lernte Ramler, Moses Mendelssohn, Sack, Spalding, die Karschin, Chodowiecki und andere persönlich kennen. Er hatte dort Romeo und Julie beifällig aufgenommen gesehen (!), und dies bewog ihn, mehreres wieder fürs Theater zu arbeiten, z. B. die Jagd, der Aerndtekranz, die Jubelhochzeit,

die sein schönes Talent für die heitere, idyllische Oper beweisen. Das letzte Trauerspiel war: Jean Calas.

Großen Beifall erhielt Weiße's Kinderfreund, dem nachher der Briefwechsel der Familie des Kinderfreundes folgte. 1790 erbte Weiße das Gut Stötteritz bei Leipzig, wodurch sein Wohlstand sich sehr erhöhte.

Nach einem rastlosen Leben starb er allgemein geehrt den 16. December 1804, 79 Jahre alt. Er war ein Mann von mittlerer Größe, sehr einnehmenden Zügen, schöner Körperhaltung, gefälligem und feinem Betragen, lebhafter Einbildungskraft, reichem Witz, voll Gefühl für alles Edle, Wahre und Gute, mißtrauisch gegen sich selbst, sehr wohlwollend, gutmüthig, bescheiden, nachgebend, arbeitsam, dienstfertig, heiter und gesellig; ein treuer Freund, ein zärtlicher Gatte und Vater, ein Helfer für jeden Nothleidenden.

Weiße ist als tragischer Dichter nachher von vielen übertroffen worden, aber vor ihm war keiner, der ihm an Fruchtbarkeit der Erfindung, an Wohlklang der Sprache, an richtiger Zeichnung der Charaktere gleich käme. Er und Lessing haben das deutsche Theater erst gehoben. Aber wie wenig Geschmack und Sinn für das wahre Schöne man noch im J. 1776 hatte, beweist, daß er das herrliche Drama Shakespeare's, Romeo und Julie, durch seine Uebersetzung in ein französisches Conversationsstück umwandelte. Er und Hiller haben sich um den gesellschaftlichen Gesang verdient gemacht. Und wie sehr hat er nicht durch seinen Kinderfreund auf die häusliche Erziehung eingewirkt! Von ihm:

Der Aufschub.

„Morgen! morgen! nur nicht heute!"
Sprechen immer träge Leute;
„Morgen! heute will ich ruhn!
„Morgen jene Lehre fassen,
„Morgen diesen Fehler lassen,
„Morgen dies und jenes thun."

Und warum nicht heute? Morgen
Kannst du für was anders sorgen!
Jeder Tag hat seine Pflicht.
Was geschehn ist, ist geschehn;
Dies nur kann ich übersehn;
Was geschehn kann, weiß ich nicht.

Wer nicht fortgeht, geht zurücke;
Unsre schnellen Augenblicke
Gehn vor sich, nie hinter sich.
Das ist mein, was ich besitze,
Diese Stunde, die ich nütze;
Die ich hoff', ist die für mich?

Jeder Tag, ist er vergebens,
Ist im Buche meines Lebens
Nichts, ein unbeschriebnes Blatt!
Wohl denn! Morgen, so wie heute,
Steh' darin auf jeder Seite
Von mir eine gute That.

Das goldene und das eiserne Zeitalter.

Wo Fürsten wie Tyrannen wüthen,
Wenn man nicht glaubt, was sie gebieten,
Und Dummheit dem Verdienste dräut,
Da herrschet die eiserne Zeit. —
Doch wo ein guter König thronet,
Der Bosheit straft, der Tugend lohnet,
Der Künste hebt und gern verzeiht,
Da blühet die goldene Zeit.

Wo Nachbarn über Kleinigkeiten
Mit Nachbarn vor Gerichte streiten,
Und Geld mehr gilt, als Billigkeit,
Da herrschet die eiserne Zeit. —
Wo Brüder Brüder nie verklagen,
Und gern bei Gläsern sich vertragen,
Wenn sie ein kleiner Krieg entzweit,
Da blühet die goldene Zeit.

Wo man reimreiche, matte Thoren,
Und wären sie hochwohlgeboren,
Mit Epheu krönt und Wunder schreit;
Da herrschet die eiserne Zeit. —
Wo zauberische Flöten spielen,
Und Dichtern, deren Werth wir fühlen,
Die Welt verdienten Weihrauch streut,
Da blühet die goldene Zeit.

Wo man gefärbten Wein verkaufet,
Naumburger Wein Burgunder taufet,
Durch Saufen guten Wein entweih't,
Da herrschet die eiserne Zeit. —
Doch, wo er ungeschwefelt blinket,
Wo man empfindet, was man trinket,
Mit Freunden trinkt, sich dessen freut,
Da blühet die goldene Zeit.

Wo Schönen griechisch disputiren,
Und mit Gronoven Kriege führen,
Von Dintenflecken nie befreit,
Da herrschet die eiserne Zeit. —
Doch, wo sie Gellerten empfinden,
Mit seinem Witz Verstand verbinden,
Das Herz nie den Verstand entweiht,
Da blühet die goldene Zeit.

Wo man die Schwermuth Weisheit nennet,
Dem Jünglinge kein Glück vergönnet,
Das ihm der Jahre Lenz gebeut,
Da herrschet die eiserne Zeit. —
Wo bei der Jugend leichten Tänzen,
Der Greis, gekrönt mit Rosenkränzen,
Sich der genoß'nen Jugend freut,
Da blühet die goldene Zeit.

Gärtner

wurde 1712 in Freiberg in Sachsen geboren, wo sein Vater Postmeister und Kaufmann war. Schon auf der Schule in Meißen schloß er Freundschaft mit Gellert und Rabener. In Leipzig trieben die 3 Freunde außer den Studien ihres Berufs auch schöne Wissenschaften. Anfangs schloß er sich an Gottsched an. Endlich vereinigte er sich mit Johann Andreas Cramer, Johann Adolph Schlegel und Rabener zur Herausgabe der neuen Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes, die bald Aufsehen erregten. Ebert, Giseke, Zachariä, Gellert, Conrad Arnold Schmid, Klopstock und andere traten bald dazu. „Es war ein schöner Bund, nicht nur des Geistes, sondern auch des Herzens und der traulichsten Freundschaft, nicht bloß für den nächsten Zweck und für die wenigen Jahre, die sie in Leipzig mit

einander zubrachten, sondern für ihr ganzes nachheriges Leben!" Seine meisten Freunde haben ihn nachher an schriftstellerischem Ruhme übertroffen, er dagegen sie an Scharfsinn und Strenge der Kritik, und alle haben sich derselben vielfach bedient. Durch diese Freunde ging ein neuer, schöner Tag für unsere Literatur auf. Schon 33 Jahre alt verließ G. Leipzig, und ging als Führer zweier Grafen nach Braunschweig, wo er sich so viele Gönner erwarb, daß er 2 Jahre darauf als Professor am Carolinum angestellt wurde. Mehrere seiner Freunde erhielten ebenda durch den damaligen Curator, den Abt Jerusalem, Anstellungen. Er arbeitete mit großer Liebe an der Bildung des Herzens und Kopfes seiner Schüler. Sprachkritik und Rhetorik blieben seine Lieblingsfächer. „Zufrieden mit seinem Schicksale, genügsam, frei von Ehrgeiz und vom Streben nach hohen Dingen, war er der gute, liebevolle Hausvater einer ächt deutschen Familie, die sich einander selbst lebte." Durch regelmäßiges Leben erhielt er sich gesund, so daß er unter allgemeiner Achtung bis 1791 lebte, wo er, 79 Jahre alt, in Braunschweig als Professor und Canonicus starb. Er hat wenig geschrieben, aber durch seine strenge und feine Kritik viel genützt.

Johann Andreas Cramer

wurde 1723 in Jöhstadt im Erzgebirge geboren. Sein Vater, ein armer, aber allgemein geschätzter Landprediger brachte ihn nach Grimma auf die Fürstenschule. 1742 bezog der Sohn die Universität Leipzig, und studirte Theologie. Hier ging es ihm, besonders da indessen der Vater gestorben war, sehr schlecht. Aber Gott verließ ihn nicht. Cramers Fleiß machte ihn mit dem Buchhändler Breitkopf bekannt, der ihn als Corrector ansetzte, und als Uebersetzer beim ersten Theil des Wörterbuchs von Bayle gebrauchte. Er trat damals mit Ebert, Johann Elias Schlegel, Gärtner, Gellert, Klopstock und Rabener, die damals schon sich als Einführer eines bessern Geschmacks hervorthaten, in freundschaftliche Verbindung, und gab mit ihnen die bremischen Beiträge heraus, so wie nachher die Sammlung vermischter Schriften von den Verfassern der bremischen Beiträge. 1745 wurde er Magister und fing an Collegia zu lesen. Aber bald erhielt er den Ruf als Prediger nach Crellwitz zwischen Magde-

burg und Halle. In der kleinen Kirche seines Dorfes bildete er sich nun als Kanzelredner. Indessen war sein Name durch seine Bearbeitung der allgemeinen Weltgeschichte nach Bossuet (war 1617 in Dijon geboren, studirte in Paris Theologie, wurde Dr. der Sorbonne in Paris, und kam als Canonicus nach Metz. Seine Beredtsamkeit hatte ihm indessen solche Berühmtheit verschafft, daß Anna von Oestreich, Mutter Ludwig XIV., ihn zu ihrem Hofprediger machte. Nachmals übertrug ihm Ludwig XIV. die Erziehung des Dauphins. Er wurde 11 Jahre später Bischof von Meaux, und starb 1704) berühmt geworden. Dies verschaffte ihm den Ruf als Ober-Hofprediger und Consistorial-Rath nach Quedlinburg. Hier blieb er nur 4 Jahre. Sein Freund Klopstock, damals in Kopenhagen, empfahl ihn dem Grafen Bernstorf, und so erhielt er den Ruf als Hofprediger des Königs von Dänemark, Friedrich V., erst 31 Jahr alt. In Kopenhagen erwarb er sich als Kanzelredner großen Beifall, und war allgemein geliebt. Aber nach des Königs Tode wurde er hier und da gekränkt, und verlor sogar seine Hofpredigerstelle, so daß er nur Dr. der Theologie bei der Universität blieb. Er nahm daher die Superintendentur in Lübeck an, wo er allgemeine Liebe und Achtung fand. Schon nach 3 Jahren suchte der dänische Hof das an ihm begangene Unrecht dadurch gut zu machen, daß man ihn als Prokanzler und ersten Professor der Theologie nach Kiel berief, wo er 10 Jahre später auch Kanzler wurde. Er starb nach einer höchst nützlichen Thätigkeit 1788.

Der Gerichtstag.

Er wird, erscheinen wird der schrecklichste der Tage;
Er fleugt, der Rache Sohn, er fleugt;
Die Erde glüht und flammt; der Alte nimmt die Wage,
Und jedes Engels Jubel schweigt.

Die Ernt' ist reif! Schlagt an! So spricht ein Donner Gottes,
Der nie gedonnert hat. Er tönt!
Gott ist zu müde nun des Frevelns und des Spottes,
Der Himmel und Gericht verhöhnt.

Versammelt euch! Ihr sollt, gerichtet sollt ihr werden,
Gewogen jeder, wie er that;
Zuerst vor allen ihr, ihr Könige der Erden,
Gewogen jeder, wie er that!

Und eine große Schaar — O finstre, finstre Stunde
Für alle Peiniger der Welt!
Wie schreckt, wie tödtet sie! Sie mit der Höll' im Bunde,
Wie zittern nun Tyrann und Held!

Das Schrecken Gottes stürzt mit ausgespannten Flügeln
Auf die Eroberer herab,
Und reißt sie mit sich fort. Sie flehn, sie flehn den Hügeln:
Begrabt uns! — — Keiner wird ihr Grab!

Und von der Erde schreit, vertilgt von ihrem Grimme,
Des Unterthans, des Fremden Blut,
Beraubter Väter Harm, verwaister Kinder Stimme,
Und jedes Opfer ihrer Wuth.

Und Myriaden stehn, und fordern sie zu rächen.
(Sie trugen ein unmenschlich Joch!)
Sie klagen, tiefer sinkt die Wage, mit Verbrechen
Belastet immer tiefer noch!

Ach, hätten sie nur noch den Fluch vorausempfunden,
Vor Gott gekrümmt sich — sich bekehrt!
Vergebung hätten sie im Tode noch gefunden,
Von dem Erbarmer noch gehört!

Nun, o der Angst! der Qual! Sie hören sich verdammen,
Und ewig steigt ihr Rauch nun auf,
Und donnernd strömt auf sie mit siebenfachen Flammen
Der Abgrund seine Gluth herauf.

Wo ist nun ihr Triumph? Wo sind die Ehrensäulen,
Wo ist der Schmeichler Lobgeschrei,
Der Schmeichler, die den Zorn mit ihren Göttern theilen?
Wo der Trophäen stolz Gebäu?

Ihr Ruhm flog weit umher, gleich dräuenden Gewittern,
Wo sind die stolzen Namen nun?
Es nannte sie die Welt voll banger Furcht, mit Zittern;
Wo sind die stolzen Namen nun?

Jetzt hallte, wenn sie nicht ihr Stolz verblendet hätte,
Der Himmel ihre Namen nach!
Nun ruhet Fluch darauf, und Motten sind ihr Bette,
Und ihre Herrlichkeit sind Schmach.

Wie selig wird er sein, (Er wird es einst empfinden!)
Der König, der ein Vater ist,
Der, daß der Richter einst auch der Monarchen Sünden
Verdammen werde, nicht vergißt.

Er zückt für seinen Ruhm kein mörderisches Eisen;
Er zieht zum Schutze nur sein Schwert,
Groß durch der Völker Glück; die Engel werden's preisen,
Daß er kein Held zu sein begehrt.

Er, er verschmäht voll Muth den Lorbeer, der vom Blute
Der leichenvollen Schlacht entsprießt;
Und hat den Trost, daß er nicht Gottes Ruthe,
Daß er ein Segen Gottes ist.

Zu seinen Zeiten blüht der Fromme, der Gerechte;
Die Völker, die der Herr ihm giebt,
Sind in kein eisern Joch gefesselt, keine Knechte,
Sind Kinder, die er zärtlich liebt.

Er herrscht gerecht und mild, wird nie des Wohlthuns müde,
Und sie, wenn auch die Wuth des Kriegs
In allen Reichen tobt, beglänzt ein heitrer Friede,
Und sie bedürfen keines Siegs.

Sein Name fliegt umher, die Lust der fernsten Reiche,
Bewundernd, segnend, wie das Licht
Der Morgensonne glänzt; daß Ihm sein Herrscher gleiche,
Wo ist ein Volk, und wünscht es nicht!

Wann der Gerichtstag kommt, wann sie gerichtet werden,
Der Erde Könige vom Herrn,
Begnadigt wird er dann, und nicht gerichtet werden;
Denn Er, Er fürchtete den Herrn.

Die Wittwen treten auf, und die erquickten Kranken,
Die Waisen, die sein Lob erhöhn,
Ein strahlend Zeugenheer! um Gott für ihn zu danken,
Von Gott ihn nun belohnt zu sehn.

Aus lichten Wolken steigt aus seines Gottes Throne
Empor voll Glanz sein neuer Thron!
Er jauchzt nun! O wie strahlt des guten Königs Krone!
Wie herrlich ist, wie groß sein Lohn!

Gleim,

geboren 1719 in Ermsleben bei Halberstadt, studirte in Halle die Rechte, wo er Uz's Bekanntschaft machte. Beide liebten die

schönen Wissenschaften, beide lasen mit einander die alten und neuen Klassiker, und übten sich in poetischen Arbeiten. Damals verbreitete sich gerade von Zürich aus durch Breitinger und Bodmer eine bessere Kritik. Auch Götz schloß sich an die beiden Freunde an, und so bildete sich hier in Halle ein kleiner Kreis feinfühlender Jünglinge, während sich in Leipzig Gärtner, Klopstock, Schlegel, Cramer und andere vereinigten. Gleim wurde dann in Berlin Staatssecretair des Prinzen von Schwedt, und als dieser vor Prag erschossen wurde, trat er als Privatsecretair in die Dienste des Fürsten Leopold von Dessau. 1747 wurde er Secretair des Domcapitels in Halberstadt, späterhin Canonicus des Stifts Walbeck. Er starb blind 1803, fast 84 Jahre alt. Seine früheren Dichtungen sind werthvoller als die späteren. Allen fehlt die letzte Feile, vor Allem aber Tiefe des Gefühls, und, die Kriegslieder abgerechnet, ächte Begeisterung. Seine zum Theil witzigen, scherzhaften, muntern Lieder sind mitunter matt und tändelhaft, und wurden doch von Unzähligen nachgeahmt. Seine Fabeln sind kurz und gedankenvoll. Die Romanze hat er zuerst nach Deutschland verpflanzt. Er war sehr wohlthätig, namentlich gegen aufkeimende Talente, z. B. Karschin, Kleist, Jacobi, Klamer Schmid, durch Rath und Unterstützung. Zuletzt machte ihm das Absterben seiner Freunde, die Schwäche seiner Augen und nachtheilige Kritiken seiner Gedichte vielen Kummer. Er war ein großer Feind aller Tyrannei, aber auch der Greuel der französischen Revolution.

Der Löwe und die drei Tiger.

Ein Löwe schlummerte; die Sorge für sein Reich
Und seiner Völker Ruh' ließ ihn nicht ruhig schlafen;
Er lag, wie auf den Sprung, gefaßt, auf jeden Streich
Die Feinde seines Reichs zu schrecken und zu strafen.

Drei Tiger sahen ihn. Der eine sprach: „Seht da!
„Das ist die rechte Zeit, den Feind zu überfallen,
„Der uns zu mächtig ist; sein Reich gehört uns Allen;
„Wir wollen's theilen, wir!" Die andern sagten: „Ja!"
Sie machten einen festen Bund,
Beschworen ihn. Der Schwur, so still des Ersten Mund
Ihn lispeln mochte, kam in des Monarchen Ohr,

Der lauschend lag, kaum glaubte, was geschah. —
Der zweite Tiger schwor. Was that der Löwe da?
Er flog, so wie ein Strahl des Blitzes, schnell hervor,
Saß auf des dritten Tigers Nacken,
Schon eh' er schwor, hielt ihn,
Bekam den ersten nur mit einer Klau' zu packen;
Der zweite nahm die Flucht, und nannte noch im Fliehn
Den Löwen klug, trieb ein Gespötte
Mit dem Verwundeten, sprach trabend neben her:
„Wir hätten ihn, wenn Er
Den Angriff abgewartet hätte!"

Siegeslied

nach der Schlacht bei Prag.

Viktoria! mit uns ist Gott,
Der stolze Feind liegt da!
Er liegt; gerecht ist unser Gott,
Er liegt, Viktoria!

Zwar unser Vater ist nicht mehr,
Jedoch er starb ein Held,
Und sieht nun unser Siegesheer
Vom hohen Sternenzelt.

Er ging voran, der edle Greis!
Voll Gott und Vaterland.
Sein alter Kopf war kaum so weiß,
Als tapfer seine Hand.

Mit jugendlicher Heldenkraft
Ergriff er eine Fahn',
Hielt sie empor an ihrem Schaft,
Daß wir sie alle sahn.

Und sagte: „Kinder, Berg hinan,
Auf Schanzen und Geschütz!"
Wir folgten alle, Mann vor Mann,
Geschwinder wie der Blitz.

Ach! aber unser Vater fiel,
Die Fahne sank auf ihn.
Ha! welch glorreiches Lebensziel!
Glückseliger Schwerin!

Dein Friederich hat dich beweint,
Indem er uns gebot;
Wir aber stürzten in den Feind,
Zu rächen deinen Tod.

Du, Heinrich, warest ein Soldat,
Du fochtest königlich!
Wir sahen Alle, That vor That,
Du junger Löw', auf dich!

Der Pommer und der Märker stritt
Mit rechtem Christenmuth.
Roth war sein Schwert, auf jeden Schritt
Floß dick Pandurenblut.

Aus sieben Schanzen jagten wir
Die Mützen von dem Bär.
Da, Friedrich, ging dein Grenadier
Auf Leichen hoch einher;

Dacht' in dem mörderischen Kampf,
Gott, Vaterland und dich,
Sah, tief in schwarzem Pulverdampf,
Dich, seinen Friederich;

Und zitterte, ward feuerroth
Im kriegrischen Gesicht!
Er zitterte vor deinem Tod,
Vor seinem aber nicht;

Verachtete die Kugelsaat,
Der Stücke Donnerton,
Stritt wüthender, that Heldenthat,
Bis deine Feinde flohn.

Nun dankt er Gott für seine Macht,
Und sinkt: Viktoria!
Und alles Blut aus dieser Schlacht
Fließt nach Theresia.

Und weigert sie auf diesen Tag,
Den Frieden vorzuziehn:
So stürme, Friedrich, erst ihr Prag,
Und dann führ' uns nach Wien!

Uz,

geboren 1720 in Anspach, wo sein Vater Goldarbeiter war, und früh starb. Er erhielt guten Unterricht, und schon auf der Schule zeigte er Neigung zur Poesie und Malerei. Anakreon und Horaz trug er immer bei sich. 1739 bezog er Halle, um Philosophie, Geschichte und die Rechte zu studiren. Hier lernte er Gleim kennen, auch Götz schloß sich an ihn an. 1743 ging er nach Anspach zurück, wo er seine Zeit abwechselnd den Wissenschaften und der Poesie widmete. Nach 5 Jahren wurde er Secretair beim dortigen Justizcollegium. Hagedorns und Gleims Lieder ermunterten ihn, nun auch Lieder zu dichten. Er schickte sie an Gleim zur Beurtheilung, und dieser ließ sie drucken. Zwei Jahre brachte Uz auf Commission in Henneberg in schöner Gegend zu. Hier dichtete er seine schönsten Oden, Episteln und Lieder. 43 Jahre alt, wurde er Assessor des kaiserlichen Landgerichts des Burggrafthums Nürnberg und Rath des Markgrafen von Anspach. Von nun an nahm er von der Poesie Abschied, und widmete sich nur ernsten Geschäften. Uz selbst sagt darüber: „Es ist gewiß, daß unter allen Schriftstellern sonderlich die Dichter einen gewissen Zeitpunkt haben, wo sie zu schreiben aufhören sollen. Es ist zu bedauern, daß sie unter allen am wenigsten diesen Zeitpunkt bemerken. Vielleicht habe ich schon zu lange geschrieben, und in diesem Falle wird man es gerne sehen, daß ich jetzt aufhöre.“ Uz lebte nun ganz still in seinem Berufe, und nur zur Erholung beschäftigte er sich mit der schönen Literatur. 1790 machte ihn der Markgraf zum Direktor des burggräflichen Landgerichts und zum Geheimenrath. Den letzteren Titel lehnte er aus Bescheidenheit ab. Er war nie verheirathet, und lebte mit seiner Mutter und Schwester. „Ich lasse mich keinen Hagestolz nennen,“ sagte er; „ich hätte gern geheirathet; aber da ich heirathen wollte, konnte ich noch keine Frau ernähren, und da ich dies gekonnt hätte, war ich zu alt.“ Er bewohnte mit seiner Familie ein kleines Häuschen allein, und war überhaupt ganz anspruchslos. Er theilte den Tag in zwei Hälften. Vormittags lag er nur seinem Amte ob, und ließ sich ungern stören. Hier arbeitete er mit so großer Thätigkeit, daß er nie Reste hatte, und war ernst und still. Nachmittags dagegen verwandelte sich die

Scene. Dasselbe Tischchen, das Vormittags mit Akten bedeckt gewesen war, zeigte nun das Neueste und Beste aus der schönen Literatur. Dann war er heiter, und hatte gern Freunde bei sich. Seine Bibliothek nannte er sein Leibregiment. Wenige Stunden vor seinem Tode ernannte ihn der König von Preußen zum Justizrathe. Er starb 1796 als Greis von 76 Jahren, allgemein verehrt. Weiße singt von ihm:

Ein deutscher Dichter, Deutschlands werth,
Von aller Welt gelesen und verehrt,
Voll Kenntniß, Kunstgeschmack und Wissenschaft,
Verbindend Witz mit Geist und Kraft,
Ein Philosoph in Worten und in That,
Ein Patriot für seines Fürsten Staat,
Ein Richter nach Gesetz, noch mehr nach Recht und Licht,
Ein Leben stets sich gleich, gehorsam jeder Pflicht,
Dienstfertig, sonder Eigennutz,
Ein Weiser und ein Christ — wer kann dies sein als — Uz.

Er hat geistliche und scherzhafte Lieder, Oden, epische Erzählungen, Lehrgedichte und Episteln gedichtet. Am besten gelangen ihm seine lyrischen und didaktischen Gedichte. Ueberall lag ihm Beförderung der Sittlichkeit und des darauf beruhenden menschlichen Glücks am Herzen.

Die Zufriedenheit.

Dein Geist wird sich zu keiner Zeit
In feiger Ungeduld verlieren,
Wenn du der Weisheit folgst, die, ohne fehl zu führen,
Mit Rosen jeden Pfad bestreut.

Schilt nicht des Himmels Tyrannei;
Von ihm kommt unser wenigst Leiden;
Kein Zustand ist so hart, ein Chor von stillen Freuden
Gesellt sich ihm mitleidig bei.

Schilt unsre thörichte Begier,
Die auch bei nahen Quellen schmachtet.
Vergnügen beut sich an; umsonst! es wird verachtet;
Nur was uns flieht, verfolgen wir.

Zu ekel sind wir, uns zur Pein;
Wir lassen West und Sommer weichen,
Und wollen, wenn sie fliehn, in schattigen Gesträuchen,
An Silberbächen fröhlich sein.!

Der warme Frühling kommt zurück;
Dann braucht ein Weiser ihn bei Zeiten;
Er läßt Vernunft allein die blinden Wünsche leiten,
Vergnügt auch ohne schimmernd Glück.

Weil ich nicht prächtig schmausen kann,
Soll ich nicht fröhlich schmausen können?
Will Flora für mein Haar mir holde Rosen gönnen,
Was geht der Fürsten Pracht mich an?

Was hilfts zur Lust, wenn ihre Wand
Sich in gewirktes Gold verhüllet,
Und ein Bedientenschwarm die Marmorsäle füllet,
Mit goldnen Schüsseln in der Hand?

Sieh hin, wo keine Pracht gebricht!
Man gähnt auch mitten im Gepränge:
Der Nektar Jupiters, der Speisen ekle Menge,
Die fesseln Scherz und Freude nicht.

Die Freude, des Lyäus Kind,
Entflieht unruhigen Palästen,
Und schwärmt zu Hütten hin, die nur gewählten Gästen,
Nur dir, o Freundschaft, heilig sind.

Fleußt nicht für sie der Reben Blut,
Die Chios edle Berge schwärzen?
Auch Bacchus unsers Rheins flößt in zufriedne Herzen
Vertraulichkeit und guten Muth.

Wo Bacchus lacht, wer bleibt betrübt?
Der Gott begeistert alle Busen,
Und läßt den Satyr los, und ruft den muntern Musen
Und Amor'n, der die Musen liebt.

Und Lieder der Zufriedenheit
Ertönen aus dem freien Munde;
Bis, nach durchscherzter Nacht, die kühle Morgenstunde
Die Schatten und den Schmaus zerstreut.

Götz

wurde 1721 in Worms geboren, wo sein Vater Prediger war, den er aber schon im 10ten Jahre verlor. In Halle studirte er

Theologie und trat mit Uz und Gleim in Freundschaft. Mit 21 Jahren wurde er Hauslehrer und Hausprediger bei dem Commandanten von Emden, dem Oberst Kalkreuter, dessen Correspondenz er auch besorgen mußte. Aber das rauhe Klima war ihm nachtheilig. Er reiste daher über Holland ins Vaterland zurück. Bald darauf wurde er Hofmeister der Enkel der verwittweten Gräfin von Strahlenheim und Schloßprediger in Forbach in Lothringen. Da seine Zöglinge im Regimente des französischen Marschalls Grafen von Sparre eingeschrieben waren, so war er oft im Hause dieses Mannes in Saarlouis, Metz und Straßburg, und lernte die französische Literatur kennen. Mit 26 Jahren wurde er Feldprediger bei einem französischen Regiment in Toul und Nancy. Dann wurde er Pfarrer, zuletzt Badenscher Superintendent in Winterburg. Er starb 1781.

Er gehörte zu den angenehmsten und lieblichsten Dichtern, voll Sinnigkeit des Gefühls und Anmuth des Ausdrucks. Besonders gerieth ihm das scherzhafte und gefühlvolle Lied; er dichtete auch Oden, Elegien, Idyllen, Erzählungen und Sinngedichte. Seine Versification ist sehr leicht und wohlklingend, voll französischer Anmuth.

Das Vergnügen.

Was die weite Welt bewegt,
Sich im kleinsten Würmchen regt,
Was vom Himmel selber quillt,
Und die ganze Seele füllt,
Das Vergnügen, folget nur
Sanften Trieben der Natur.
Stille Lauben sind sein Haus,
Seine Pracht ein frischer Strauß;
Einfalt und Gemächlichkeit
Sein gewöhnliches Geleit.
Es erhält durch Mäßigung
Stets sich reizend, stets sich jung.
Keiner, der es schildern will,
Trifft es; denn es hält nicht still.
Es verfolgen, heißt, es fliehn,
Es empfinden, nach sich ziehn.
Wenn sich oft, an einem Fest,
Weisheit von ihm fangen läßt,
Dann begehrt aus seinem Schooß
Die Gefangne selbst nicht los.

Sein geliebter Aufenthalt
Ist der Musen Thal und Wald,
Wo es stets nach Rosen läuft;
Doch nicht stets die schönste greift:
Weil der Knospen Neuigkeit
Mehr als Schönheit es erfreut.
Freunde, wißt ihr, wo ich's fand? —
Wo ich es mit Blumen band?
Zwischen Tugend und Verstand.

Ramler,

geboren in Colberg 1725. Sein Vater war Accise-Inspektor. Er besuchte das Waisenhaus in Halle und die dasige Universität. Nach dieser Zeit lebte er in Colberg, und las die besten alten und neuen Klassiker, am meisten den Horaz. Mit 21 Jahren ging er nach Berlin, wurde mit Gleim bekannt, der ihn als Hauslehrer empfahl, und lernte auch Kleist, Probst Spalding, Professor Sulzer und andere gute Köpfe kennen. Kaum 23 Jahre alt wurde er Professor der Logik und schönen Wissenschaften am Kadettencorps in Berlin. Bei Einweihung des Opernhauses in Berlin trat er zum ersten Mal mit einer Ode an Apollo 1748 auf. In einer beschränkten Lage lebte er genügsam, heiter und zufrieden. Ob er gleich schon Berühmtheit erlangt hatte, und er des Königs Lob pries, so wurde doch seine Lage nicht verbessert. Nie schickte er dem Könige seine Oden zu, und nie nahm dieser von ihm Notiz. Erst Friedrich Wilhelm II. ertheilte Ramlern eine ansehnliche Pension, und machte ihn zum Mitglied der Akademie 1786. Zugleich wurde er mit Engel Direktor des Berliner Nationaltheaters. 1790 legte er seine Stelle am Kadettencorps nieder, 1796 auch die am Theater. Seine Kräfte nahmen zusehens ab, bis er 1798 in Berlin starb.

Fünf Tage nach seinem Tode sang Gedike bei der 50jährigen Jubelfeier des Montagsklubbs, dessen Mitglied er gewesen war:

Kennt Ihr den Greis, der diesem Kreise fehlt?
Den dieser Klubb zu seinen Stiftern zählt,
Den nun Horaz an seinen Busen drückt,
Seit ihn der Tod für uns so früh entrückt?

Kennt ihr ihn wohl? Um ihn, um ihn
Klagt dieser Klubb, und mit ihm klagt Berlin.

Kennt ihr das Land, wo unser Ramler wohnt?
Das Land, wo unbemerkt und unbelohnt
Kein Veilchen welkt und kein Verdienst versinkt,
Wo nach dem Sturm ein sichrer Hafen winkt? —
Kennt ihr es wohl? — Dahin, dahin
Soll nur erst spät ein Jeder von Euch ziehn!

Ramler war nie verheirathet. Er lebte blos seiner Kunst und seinen Freunden, und war im Zirkel seiner Freunde sehr heiter, nie beleidigend. Er war sanft, gefällig, theilnehmend, offen, bescheiden, drängte sich nie zu den Großen. In einem kritischen Blatte zeigte er keine schlechten Bücher an, um nicht tadeln zu müssen. Er hatte als Dichter ein feines Gefühl für das Schöne, eine blühende, oft feurige Phantasie, und ähnelt in vielen Stücken dem Horaz; aber seine Begeisterung war keine natürliche, sondern erkünstelt; daher ist er nicht im Stande hinzureißen. Alle seine Oden haben ein antikes Gepräge, was ihm aber mehr zum Vorwurfe als zum Lobe gereicht, indem er die griechische Mythologie überaufhörlich einflechtet, alles in mythologische Bilder zu kleiden sucht. Er dichtete auch andere lyrische Gedichte. Seine Uebersetzung der horazischen Oden ist sehr ungleich; die letzte Ode vollendete er erst wenige Wochen vor seinem Tode; daher fehlte das Feuer, und Ausdruck und Versification sind nachlässig. Sein Tod Jesu, von Graun herrlich in Musik gesetzt, ein beider würdiges Werk. Auch half er den gesellschaftlichen Gesang durch seine Sammlung von Liedern der besten deutschen Dichter bilden. Im Alter war ihm alle poetische Kraft entflohen. Er hatte die Unart, bei fremden Gedichten, was ihm unedel und unrichtig schien, zu bessern.

Auf die Wiederkunft des Königs.

Berlin, den 30. März 1763.

Der Held, um den du bebtest, wenn im Streite,
Wohin ihn sein Verhängniß trug,
Der ehrne Donner von den Bergen ihm zur Seite
Die Feldherrn niederschlug:

Da wider ihn mehr Feinde sich gesellten,
Als dir die Nachwelt glauben darf,
Und er sich mit entschloss'ner Seele zweien Welten
Allein entgegenwarf,

Dein König, o Berlin! durch den du weiser,
Als alle deine Schwestern bist,
Voll Künste deine Thore, Felsen deine Häuser,
Die Flur ein Garten ist;

Dein Vater, der dich oft in deinem Mangel
Gespeist, kehrt wieder in dein Land,
Und hat in Fesseln an der Höllenpforten Angel
Die Zwietracht hingebannt.

Fall' an sein Herz, o Königin! mit Zähren
Der Freude, fleuch an seine Brust,
Amalia, von deinen frommen Dankaltären,
Und rede, wenn die Lust

Dich reden läßt; Vermählte seiner Brüder,
Küßt sein friedselig Angesicht:
Willkommen, Schutzgeist deines Volkes! und sagt wieder:
Willkommen! und mehr nicht.

Ihr Jungfraun, deckt mit immergrünen Zweigen,
Mit einem ganzen Lorbeerhain
Den Weg; mischt Blumen, die der offnen Erd' entsteigen,
Und frühe Blüthe drein.

Ihr edlen Mütter, opfert Spezereien,
Die Maraba den Tempeln zollt,
Da, wo sein goldner Wagen durch gedrängte Reihen
Entzückter Augen rollt.

Heil uns, daß unser Morgen in die Tage
Des einzigen Monarchen fiel!
So sagt, ihr Jünglinge. Du, Chor der Alten, sage:
Heil uns, daß wir das Ziel

So viel gekrönter Thaten sahn! wir sterben
Von Wonne trunken; Friederich
Bleibt hinter uns; ihr stolzen Enkel sollt ihn erben!
Triumph! so sag' auch ich:

Wenn, unter hohen, jubelvollen Jungen,
Ein süßer Ton auch mir gerieth:
Triumph! ich hab' ein Lied dem Göttlichen gesungen,
Und ihm gefällt mein Lied.

Ewald Christian von Kleist,

geboren 1715 in Zeblin, einem Dorfe in Hinterpommern bei Cöslin. Sein Vater lebte auf seinen Gütern. Bis zum neunten Jahre wuchs er unter einem Hauslehrer wild und roh auf. Im zehnten Jahre kam er nach der Jesuitenschule in Cron in Polen, wo er zu nichts Lust zeigte als zu Spielen und ritterlichen Uebungen. 14 Jahre alt kam er nach Danzig aufs Gymnasium. Voll Kraft war er hier oft muthwillig, neckte Jeden und bekam viele Händel. Mit 16 Jahren wurde er Student in Königsberg, wo ihm das Studium der Rechte Vergnügen machte. Er studirte mit Fleiß und Ehrgeiz. Nach der Zeit lebte er bei seinem Vater und hoffte auf Versorgung, aber es fand sich keine. Die Eltern schickten ihn daher nach Dänemark zu ihren angesehenen Verwandten, die Generale waren. Diese redeten ihm zu, Soldat zu werden. Mit 21 Jahren trat er in dänische Dienste, und legte sich auf die Kriegswissenschaft und auf die schönen Wissenschaften. Virgil und Horaz waren seine beständigen Begleiter. 1740, bald nach Friedrichs II. Regierungsantritt, wurde er in preußischen Diensten angestellt als Lieutenant in Potsdam. Anfangs lebte er leichtsinnig und heiter, machte Schulden, und weil ihm die Rohheit seiner Kameraden, und diesen seine höhere Bildung lästig fiel, so konnte es an tausend Neckereien und Streitigkeiten nicht fehlen. Einst erhielt er in einem Zweikampf eine schwere Armwunde. Gleim, der damals in Potsdam war, hörte mit Theilnahme von dem talentvollen jungen Offizier sprechen, und besuchte ihn. Er erbot sich, ihm vorzulesen, und als er ihm einst ein scherzhaftes Gedicht an den Tod vorlas, lachte Kleist so, daß die Wunde aufriß. Aber der schnell herbeigeeilte Wundarzt erklärte das für ein Glück, und wirklich heilte die Wunde bald. Seitdem war zwischen Kleist und Gleim die innigste Freundschaft. Bald darauf erhielt er die Nachricht, daß seine Braut, Wilhelmine von der Golz, von ihren Verwandten gezwungen worden sei, eine an-

dere Heirath einzugehen. Dies schmerzte ihn tief; dazu kam, daß Gleim Potsdam verließ. Der frohe Sinn seiner Jugend war nun dahin. In dieser Zeit dichtete er die beiden Elegieen: An Wilhelmine, und: Sehnsucht nach Ruhe. Er machte den zweiten schlesischen Krieg ruhmvoll mit. Dann kehrte er kränklich nach Potsdam zurück, und fand seine einzige Erholung im Briefwechsel mit Gleim und in der Dichtkunst. Sein Frühling machte großes Aufsehen durch die Frische der Farben, mit denen er zeichnete, durch die Begeisterung, von welcher er sich durch den Anblick der in Frühlingspracht prangenden Erde ergriffen zeigte und durch den süßen Wohllaut der Worte. Er wurde Capitain, und als solcher nach der Schweiz auf Werbung geschickt. In Zürich machte er die Bekanntschaft Bodmers, Breitingers und Wielands. Als Kleist als Major 1756 in Leipzig zu stehen kam, lernte er Lessing und Weiße kennen. Er zeichnete sich in mehreren Gefechten aus. Am 12ten August 1759 in der Schlacht bei Kunersdorf hatte er mit seinem Bataillon schon drei russische Batterien erobert. Als er die vierte angriff, nahm er einen Fahnenjunker beim Arm. Schon anfangs hatte er 12 Kontusionen erhalten und zwei Finger der rechten Hand waren ihm verwundet. Jetzt erhielt er einen Schuß in den linken Arm, und mußte den Degen wieder in die rechte Hand nehmen. Noch war er 30 Schritte von der Batterie entfernt, als ihm ein Kartätschenschuß das rechte Bein zerschmetterte. Er fiel vom Pferde und rief: „Kinder, verlaßt euren König nicht!“ Zweimal versuchte er vergebens, sich auf das Pferd heben zu lassen. Hinter die Fronte getragen, wurde der Feldscheer, der ihn verbinden wollte, neben ihm durch den Kopf geschossen. Kosacken plünderten ihn ganz aus, und warfen ihn nackt in einen Sumpf. Gegen Abend schlief er vor Ermattung ein. In der Nacht fanden ihn russische Husaren, zogen ihn aufs Trockene, legten ihn ans Wachtfeuer auf Stroh, bedeckten ihn mit einem Mantel und setzten ihm einen Hut auf, gaben ihm auch Brot und Wasser. Aber am Morgen wurde er von Kosacken aufs neue geplündert. Erst gegen Mittag fand ihn ein russischer Offizier, und ließ ihn nach Frankfurt bringen, wo er zuerst verbunden wurde. Er wurde im Hause des Professors Nicolai verpflegt. Man hoffte ihn zu retten. Aber am 11ten Tage trat eine Absonderung der Knochensplitter ein, eine Puls-

aber zerriß, und so starb er am 12ten Tage nach der Schlacht, 44 Jahre alt, und wurde ehrenvoll begraben.

Er war von großer Gestalt und kriegerischem Ansehen, und hatte ein freundlich ernstes Gesicht mit dem Ausdruck der innigsten Güte. „Tapferkeit und unerschrockener Muth, Gelehrsamkeit und Geschmack, Bescheidenheit, Menschenliebe, Geselligkeit, Freundschaft und das edelste Herz zierten ihn.“ Nie war er glücklicher, als wenn er helfen konnte. Nie zeigte er Ehrgeiz und Eitelkeit. Er hatte das meiste Talent für Landschaftsmalerei; sein Frühling steht oben an. Aber auch andere Dichtungsarten gelangen ihm, besonders die Idylle (Irin) und die Elegie, weniger die Fabel und Erzählung. Seine Gedichte zeichnen sich durch Innigkeit des Gemüths, und Anmuth und Farbenreichthum aus.

An Ramler.

O Freund, wie selig ist der Mann zu preisen,
Dem kein Getümmel, dem kein klirrend Eisen,
Kein Schiff, das Beute, Mast und Bahn verliert,
Den Schlaf entführt!

Der nicht die Ruhe darf in Berge senken,
Der, fern vom Purpur, fern von Wechselbänken,
In eignem Schatten, durch den West gekühlet,
Sein Leben fühlet.

Sobald Aurora, wenn der Himmel grauet,
Dem Meer entsteigend, lieblich niederschauet,
Flieht er sein Lager, das nur Maien schmücken,
Mit heitern Blicken.

Er lobt den Schöpfer, hört ihm Lerchen singen,
Die durch die Lüfte sich dem Aug' entschwingen,
Hört, im Gelispel sanft bewegter Aeste,
Sein Lob vom Weste;

Sieht Regenbogen auf dem Grase blitzen,
Schaut über Wolken, von der Berge Spitzen,
Wie schön die Ebne, die sich blau verliert,
Der Lenz geziert.

Bald zeigt sich, fliehend auf des Meeres Rücken,
Ein Schiff von weitem den nachfliehnden Blicken,
Das jetzt versinket, jetzt sich wiederfindet,
Und jetzt verschwindet.

Er sieht den Himmel weiß und wollicht prangen,
Ihn weiß und wollicht in den Fluthen hangen,
Noch eine Sonn' ihn dort mit Feuerstrahlen
Und Purpur malen.

Er geht an Wäldern, wo an Schilf und Sträuchen
In krummen Ufern Silberbäche schleichen,
Wo Blüthen duften, wo der Nachtigallen
Lustlieder schallen.

Nun pfropft er Bäume, leitet Wassergräben,
Schaut Bienen schwärmen, führt an Wände Reben;
Nun tränkt er Pflanzen, zieht von Rosenstöcken
Und Nußstrauch Hecken;

Eilt dann zur Hütte, wo kein Laster thronet,
Wo bei der Unschuld Fried' und Wollust wohnet,
Weil seine Doris, die nur Liebreiz schminket,
Ihm freundlich winket.

Kein Knecht der Krankheit mischt für ihn Gerichte;
Denn Freud' und Arbeit würzt ihm Milch und Früchte;
Kein bang Gewissen zeigt ihm Schuld und Strafe
In süßem Schlafe.

Freund, laß uns Golddurst, Stolz und Schlösser hassen,
Und Kleinigkeiten Fürsten überlassen!
Mein Damon ruft uns. Komm zum Sitz der Freuden
Auf seine Weiden.

Irin.

An einem schönen Abend fuhr
Irin mit seinem Sohn im Kahn
Aufs Meer, um Reusen in das Schilf
Zu legen, welches rings umher
Der nahen Inseln Strand umgab.
Die Sonne tauchte sich bereits
Ins Meer, und Fluth und Himmel schien
Im Feu'r zu glühen.
„O! wie schön
„Ist jetzt die Gegend!" sagt entzückt
Der Knabe, den Irin gelehrt,
Auf jede Schönheit der Natur
Zu merken. „Sieh'," sagt er, „den Schwan,

„Umringt von seiner frohen Brut,
„Sich in den rothen Widerschein
„Des Himmels tauchen! Sieh! er schifft,
„Zieht rothe Furchen in die Fluth,
„Und spannt des Fittigs Segel auf. —
„Wie lieblich flüstert dort im Hain
„Der schlanken Espen furchtsam Laub
„Am Ufer, und wie reizend fließt
„Die Saat in grünen Wellen fort,
„Und rauscht, vom Winde sanft bewegt! —
„O was für Anmuth haucht anjetzt
„Gestad' und Meer und Himmel aus!
„Wie schön ist alles! und wie froh
„Und glücklich macht uns die Natur!“ —

„Ja!“ sagt Irin, „sie macht uns froh
„Und glücklich, und du wirst durch sie
„Glückselig seyn dein Lebelang,
„Wenn du dabei rechtschaffen bist;
„Wenn wilde Leidenschaften nicht
„Von sanfter Schönheit das Gefühl
„Verhindern. O Geliebtester!
„Ich werde nun in Kurzem dich
„Verlassen und die schöne Welt,
„Und in noch schönern Gegenden
„Den Lohn der Redlichkeit empfahn.
„O bleib' der Tugend immer treu,
„Und weine mit den Weinenden,
„Und gieb von deinem Vorrath gern
„Den Armen. Hilf, so viel du kannst,
„Zum Wohl der Welt! Sei arbeitsam!
„Erheb' zum Herren der Natur,
„Dem Wind und Meer gehorsam ist,
„Der alles lenkt zum Wohl der Welt,
„Den Geist. Wähl' lieber Schand' und Tod,
„Eh' du in Bosheit willigest.
„Ehr', Ueberfluß und Pracht ist Tand;
„Ein ruhig Herz ist unser Theil.
„Durch diese Denkungsart, mein Sohn,
„Ist unter lauter Freuden mir
„Das Haar verbleichet. Und wiewohl
„Ich achtzig Mal bereits den Wald
„Um unsre Hütte grünen sah,
„So ist mein langes Leben doch,
„Gleich einem heitern Frühlingstag,
„Vergangen unter Freud' und Lust. —

„Zwar hab' ich auch manch Ungemach
„Erlitten. Als dein Bruder starb,
„Da flossen Thränen mir vom Aug',
„Und Sonn' und Himmel schien mir schwarz.
„Oft auch ergriff mich auf dem Meer
„Im leichten Kahn der Sturm, und warf
„Mich mit den Wellen in die Luft.
„Am Gipfel eines Wasserbergs
„Hing oft mein Kahn hoch in der Luft,
„Und donnernd fiel die Fluth herab,
„Und ich mit ihr. Das Volk des Meers
„Erschrak, wenn über seinem Haupt
„Der Wellen Donner tobt', und fuhr
„Tief in den Abgrund, und mich dünkt',
„Daß zwischen jeder Welle mir
„Ein feuchtes Grab sich öffnete.
„Der Sturmwind taucht dabei ins Meer
„Die Flügel, schüttelte davon
„Noch eine See auf mich herab.
„Allein bald legte sich der Zorn
„Des Windes, und die Luft ward hell,
„Und ich erblickt' in stiller Fluth
„Des Himmels Bild. Der blaue Stör
„Mit rothen Augen sahe bald
„Aus einer Höhl' im Kraut der See
„Durch seines Hauses gläsern Dach,
„Und vieles Volk des weiten Meers
„Tanzt' auf der Fluth im Sonnenschein,
„Und Ruh' und Freude kam zurück
„In meine Brust. — Jetzt wartet schon
„Das Grab auf mich. Ich fürcht' es nicht.
„Der Abend meines Lebens wird
„So schön als Tag und Morgen seyn. —
„O Sohn! sei fromm und tugendhaft!
„So wirst du glücklich seyn wie ich,
„So bleibt dir die Natur stets schön."

Der Knabe schmiegt sich an den Arm
Irins, und sprach: „Nein, Vater, nein,
„Du stirbst noch nicht; der Himmel wird
„Dich noch erhalten, mir zum Trost." —
Und viele Thränen flossen ihm
Vom Aug'. Indessen hatten sie
Die Reusen ausgelegt. Die Nacht
Stieg aus der See, sie ruderten
Gemach der Heimath wieder zu.

Irin starb bald. Sein frommer Sohn
Beweint ihn lang, und niemals kam
Ihm dieser Abend aus dem Sinn.
Ein heil'ger Schauer überfiel
Ihn, wenn ihm seines Vaters Bild
Vor's Antlitz trat. Er folgete
Stets dessen Lehren. Segen kam
Auf ihn. Sein langes Leben dünkt'
Auch ihm ein Frühlingstag zu seyn.

Lichtwer,

geboren 1719 in Wurzen im Königreiche Sachsen, wo sein Vater als Appellationsrath lebte, der aber starb, als der Knabe kaum 2 Jahre alt war. Seine Mutter gab ihm eine vorzüglich gute Erziehung; aber er verlor auch sie, als er erst das 18te Jahr erreicht hatte. Er studirte in Leipzig die Rechte. Er hatte zwar schon als Knabe Versuche gemacht zu dichten, scheint aber als Jüngling weniger sich damit beschäftigt zu haben; denn er besuchte die Vorlesungen Gottscheds nicht. Dann lebte er zwei Jahre in Dresden, wo er Verwandte hatte, und hoffte hier auf eine Versorgung. Da ihm dies aber fehlschlug, begab er sich nach Wittenberg, studirte hier mit großem Fleiße noch einmal, und fing dann an, Vorlesungen zu halten, da er sich entschlossen hatte, sich dem akademischen Leben zu widmen. Allein er zog sich durch sein fleißiges Studiren einen Blutsturz zu, und sah sich dadurch genöthigt, seinen Plan aufzugeben. Jetzt erst trat er als Dichter auf, indem er seine Fabeln herausgab. Er ging zugleich nach Halberstadt, wo er einen Oheim hatte, und erhielt hier durch dessen Vorschub eine Präbende. Da er aber nicht ohne Amt leben wollte, so erhielt er eine Anstellung als Regierungsrath, späterhin auch als Criminalrath. Er starb 1783.

Lichtwer war ein eben so biederer und frommer Mensch, als thätiger Geschäftsmann; dabei anspruchslos; nur auf das Wohl Andrer bedacht. Die meisten seiner Fabeln gehören zu den besten, die unsre Literatur hat.

Goldene Mittelmäßigkeit.

Nicht Aegyptens platter Stein,
Auch nicht Gold, der Gott der Thoren,

Ward zu meinem Haus erkoren,
Noch geschnitztes Elfenbein,
Und in meiner Väter Schlosse
Wiehern keine theuren Rosse.

Mir, dem Theil der besten Welt,
Sollte von dem Gut der Erden
Weder Thron noch Strohdach werden,
Nicht ein Reich, doch etwas Feld,
Und die Harmonie der Dinge
Wollte, daß ich niedrig ginge.

Sprengt Gebirge, trocknet Seen,
Braucht die Macht von zwanzig Kronen,
Und verschwendet Millionen
Eure Größe zu erhöhn:
Ihr vergeht, trotz Mausoleen,
Obelisken und Trophäen.

Einst, zur Geisterwelt erhöht,
Werd' ich auf den lichten Auen
Einen Wohnsitz mir erbauen,
Wo der Tag nicht untergeht,
Und berauscht von Seligkeiten,
Reine Seelen Gott begleiten.

Turnier der Vögel.

Die Kinder der Lüfte, die leichten Geschlechte
Der Vögel, verglichen die streitigen Rechte,
Und stellten, als sie sich in Sicherheit sahn,
Vereinigt ein zierliches Ritterspiel an.

Kaum glänzte der Brocken vom östlichen Lichte,
Kaum zeigte sich Phöbus mit heitrem Gesichte,
Und stieg, in der Stunden harmonischem Lauf,
Wie Gold aus dem Schooße der Thetis herauf:

Als man in den Wäldern ein Rauschen verspürte,
Als alles, was Krallen und Fittige führte,
Die Gipfel der Bäume, die Büsche verließ,
Und sich an den Schranken des Rennplatzes wies.

Die Adler, als Fürsten der fliegenden Schaaren,
Erschienen zuerst in gerüsteten Paaren,
Und hielten sich mannlich zu jeglichem Streit,
Beim Schall der Drommete des Hahnes, bereit.

Dann folgten die Uhu's mit Reigern und Pfauen,
Dann ließen sich Sperber und Kraniche schauen,
Dann kamen der Storch und der glänzende Schwan,
Der Geier, der Falk und der bunte Fasan.

Wer wollte die mancherlei Tausende kennen?
Wer könnte die mancherlei Tausende nennen,
Die aus den Gefilden des Aethers allhier
Erschienen zum stattlichen Ritterturnier?

Es wurden, bei solcher unsäglichen Menge,
Beinah' auch den Kämpfern die Bahnen zu enge;
Indessen erhub sich ein wildes Geschrei,
Daß außer den Schranken ein Rittersmann sei,

Der noch seinen Stand nicht bescheinigen könne,
Und sich einen Straußen aus Afrika nenne.
Gleich traten die Richter des Kampfes heraus,
Und forschten den Fremden, wie hergebracht, aus.

Und wie uns gleichzeitige Chroniken lehren,
Ließ also der afrische Ritter sich hören:
„Ihr Herren, was braucht es vergebnen Beweis?
„Bin ich nicht ein Vogel? beschaut mich mit Fleiß!

„Mein Ursprung berechtigt mich, Federn zu tragen;
„Was brauch' ich von Schnabel und Krallen zu sagen?
„Ich habe ja Flügel; dies schützt mich allein;
„Wer Flügel hat, muß auch turniergerecht seyn!"

Die Richter versetzten: „Zwar scheinst du vor allen
„Ein Vogel, nach Schwingen und Schnabel und Krallen,
„Doch können die Schranken erst offen dir stehn,
„Wenn wir, gleich dem Aare, dich fliegen gesehn,

„Gesehn, ob durch das, was du Fittige nennest,
„Du dich so erhöhn, als erniedrigen könnest;
„Denn der ist, beim Zeus! ein verächtlicher Wicht,
„Der groß von den Flügeln und Federn nur spricht!

„Durch Thaten muß er seinen Adel beweisen,
„Und über den Wolken die Lüfte durchkreisen!"
So sprachen die Richter zum trotzigen Strauß;
Doch dieser schlug ihre Bedingungen aus.

Anna Luise Karsch,

geboren 1722 auf dem Hammer, einer Meierei zwischen Züllichau und Crossen. Ihr Vater hieß Dürbach und hatte als Brauer und Schenkwirth die Meierei gepachtet. Die Eltern konnten sich wenig um das Kind bekümmern, und überließen es daher der Aufsicht der alten Großmutter. Es war still und in sich verschlossen, kroch unter den Bänken der Gaststube umher, saß halbe Tage lang still vor sich hin und schien auf nichts zu achten. Als sie 6 Jahre alt war, starb ihr Vater, und nun konnte die sonst brave Mutter gar nicht mehr nach ihrem Kinde sehen, und da in der Nähe keine Schule war, so hätte die Kleine ganz ohne Unterricht aufwachsen müssen, wenn nicht der Bruder der Großmutter, ein gewesener Amtmann, der eben Wittwer geworden war, und sich zur Ruhe gesetzt hatte, eine Haushälterin nöthig gehabt und beschlossen hätte, seine Schwester zu sich zu nehmen. Er besuchte deshalb die Nichte, sah das Kind, fand gute Anlagen an demselben, und beschloß, es zu erziehen. Die Mutter willigte gern ein, und so kam die kleine Luise nach Tirschtigel in Polen. Jetzt ging ihr Geist mit einem Male auf. Ihr Oheim hatte studirt und war ein gebildeter Mann, der durch seine Gespräche ihre Anlagen schnell entwickelte. Sie lernte in vier Wochen lesen, las nun alles, was ihr vorkam, und saß besonders über der Bibel, in der das Buch der Makkabäer sie am meisten anzog. Bald lernte sie auch schreiben und rechnen. Nur das Stricken widerte sie wegen des ewigen Einerlei an, und sie gestand späterhin, in ihrem Leben kaum mehr als $1^1/_2$ Strümpfe gestrickt zu haben. Jetzt wußte der Oheim, der nur wenig deutsche Bücher hatte, sie nicht mehr zu beschäftigen, und doch bat sie immer um neue Nahrung für ihren Geist. Daher fing er an, sie lateinisch zu lehren, und nach wenigen Wochen wußte sie schon so viel, daß sie bat, mit ihr einen Autor anzufangen. Aber jetzt holte die Mutter, die sich wieder verheirathet hatte, die zehnjährige Tochter zu sich ab, um die kleinen Kinder zu warten. Die vergangenen vier Jahre waren die glücklichsten ihres Lebens gewesen. Ihr ganzes Leben hindurch gedachte sie dieser Zeit und des theuern Oheims mit Wehmuth und Dankbarkeit, und sang nach dreißig Jahren später dem Andenken desselben das dankbare Lied: „Kommt

heraufgestiegen aus dem Sande, ihr Gebeine, die ihr in dem Lande meiner Jugend eure Ruhe habt."

Späterhin zogen ihre Eltern nach Tirschtigel; aber der Oheim war schon todt. Als das Mädchen keine Kinder mehr zu warten hatte, wurden ihr im 13ten Jahre drei Kühe zur Wartung und Weidung anvertraut. Diese Jahre waren für sie nicht unglücklich. Die Freiheit, in der sie dabei lebte, die freie Natur um sie herum, die von Bächen durchrieselten Wiesen, die Ruhe, die auf der ganzen Gegend lag, gab ihrer Seele einen höheren Schwung, und erfüllten ihre Phantasie mit tausend reizenden Bildern. Gern hätte sie ihren Gefühlen Worte gegeben, aber sie wußte nicht wie. Sie hatte keine Bücher zum Lesen, kein Schreibzeug, und Keinen, an den sie ihre Gedanken richten könnte. Eines Tages entlief ihr, als sie eben in ihren Träumereien da saß, eine Kuh, und setzte über einen Graben weg nach einer andern Weide. Sie watete durch das Wasser nach, und holte endlich das Thier ein. Als sie nun etwas ausruhen wollte, sah sie nicht weit einen Hirtenknaben unter einem Baume, der in einem Buche las. Laut schlug ihr Herz voll Freude; schnell stand sie neben ihm, und augenblicklich war die gegenseitige Freundschaft geschlossen. Sie fragte gleich nach dem Buche; es war eins aus der Klasse der schönen Melusine und Magellone, des gehörnten Siegfried, der asiatischen Banise u. a. Der Knabe war etwa 2 Jahre älter als sie, klein, bucklig und häßlich wie Aesop; doch zog sein überlegener Verstand sie an und sie betrachtete mit Vergnügen seinen häßlichen Mund, wenn er ihr vorlas. Er verschaffte ihr Bücher, die sie zu Hause aber nur verstohlen lesen durfte, und daher im Garten unter einem Hollunderstrauche verbarg, und erst Abends vorholte und las. Im zweiten Sommer wurde dieser literarische Umgang fortgesetzt. Ihr Geist konnte durch diese Bücher zwar keine Nahrung erhalten, desto mehr aber ihre Phantasie. So wurde auch der dritte Sommer hingebracht. Jetzt erst dachte die Mutter daran, sie zur künftigen Hausfrau vorzubereiten. Sie wurde, um Nähen zu lernen, $1^1/_2$ Meilen weit zu einer geschickten Müllersfrau gethan. Schon nach einem Vierteljahre hatte sie ihrer Lehrerin alle Künste abgelernt. Die Müllerin mißbrauchte sie daher in der übrigen Zeit zu allerhand Magddiensten, wobei sie ihr nur halb satt zu essen gab. Erst ganz zuletzt übergab die

Frau sie einem Prediger zum Katechumenen-Unterricht, um nach einem halben Jahre eingesegnet zu werden. Noch an dem Morgen der Einsegnung mußte sie für die harte Frau einen Sack mit Korn $^3/_4$ Meile weit zur Mühle tragen. Bald darauf holte der Stiefvater sie zurück. Gleich eilte sie zu ihrem Hirten, und sah seinen Büchervorrath durch, doch ohne viel Neues zu finden. Aber eines Tages fand sie zu Hause einige Blätter aus einem Gedichtbuche. Dieser Fund entzündete ihren poetischen Sinn. Bisher hatte sie nur die Lieder im Gesangbuche gesehen; nun sah sie, daß man auch andere Gegenstände besingen könnte. Sie flog zu ihrem Hirten, entdeckte ihm ihren Fund und brannte vor Begierde, auch solche Verse zu machen. Von nun an keimte ihr Dichtertalent mächtig hervor. Sie machte sogar Verse an ihren Hirten.

Endlich bewarb sich ein eigennütziger Tuchweber aus Schwiebus um sie, der gehört hatte, daß sie 1000 Thlr. väterliches Erbgut besäße. Er wußte nicht, daß das Geld von dem müssigen Stiefvater längst verbraucht war. Die Mutter willigte gern ein, und so wurde sie, erst 16 Jahr alt, vermählt. Als er seine Absicht getäuscht sah, ließ er sie seinen ganzen Unwillen empfinden, plagte sie durch Geiz, und warf ihr Mangel an Wirthlichkeit vor. Wirklich versah und vergaß sie auch vieles und ihr guter Wille wurde nicht erkannt; im Gegentheil erlitt sie oft körperliche Mißhandlungen. Ihr einziger Trost war die Mutter ihres Mannes. Selbst als sie Mutter mehrerer Kinder wurde, behandelte er sie nicht besser. Nur Sonntags hatte sie mehr Freiheit. In der Woche dachte sie sich die Gedichte aus, die sie des Sonntags niederschrieb. Auch auf ihres Mannes Geburtstag machte sie Verse. Er lächelte wohl darüber, aber er machte sich nichts daraus. Indessen wurde ihr Talent bekannt; mehrere benachbarte Herrschaften ließen sie kommen, und beschenkten sie. Dies erwarb ihr das erste freundliche Gesicht ihres Mannes.

Indessen dauerte diese Stimmung nicht lange. Sie hatte immer ihre Verse im Sinne, und vergaß darüber ihre Wirthschaft. Ihr Mann wurde immer unzufriedener, und drang endlich auf Scheidung. Er fuhr mit ihr nach Glogau, und befahl ihr, unten am Schlosse (Oberamte) zu warten. Hier fiel ihr ihre hülflose Lage zentnerschwer auf's Herz; sie mußte bitterlich weinen. Ein

junger, hier Schildwache stehender Soldat wurde dadurch gerührt, und schrieb an die Schloßthüre mit Kreide:

Geduld, Vernunft und Zeit, das sind gar schöne Sachen,
Die, was unmöglich scheint, noch möglich können machen.

Er nahm sie bei der Hand und sagte: „hier, junge Frau! kann sie lesen?“ — Diese Worte stärkten sie sehr. Sie wurde geschieden; ihr Mann behielt die Söhne, und nun fuhren sie wieder zurück. An demselben Abend schnürte sie ihr Bündel, nahm von den Kindern Abschied, und schwankte zu der Schwiegermutter. Doch konnte sie hier nicht bleiben. Sie packte daher eines Tages ihre wenigen Sachen wieder auf, und ging, ohne zu wissen wohin, zum Thore hinaus. Sie kehrte in einem Dörfchen ein, dessen Strohdächer sie vor sich liegen sah, und fand bei einer Bauernfamilie Aufnahme. Hier erhielt sie dann durch ihre Schwiegermutter und Mutter einige Unterstützung, und so elend es ihr auch ging, so fand sie doch bald die vorige Heiterkeit wieder. So lebte sie drei Vierteljahre; da reiste ein dem Trunk ergebener Schneider, Karsch, durch das Dorf, fühlte Mitleid mit ihr, und bot ihr die Ehe an. So widerwärtig er auch war, so nahm sie doch, auf den Rath ihrer Mutter, seine Hand an. Sie ließen sich in Frankfurt nieder. Aber sie lebte höchst unglücklich mit dem Manne, der alles, was sie durch ihre Gedichte verdiente, vertrank, so daß sie oft kein Brot hatte, und in der dürftigsten Kleidung einherging. Einst kam sie auf den Gedanken, die Predigten, die sie ihres schlechten Anzugs wegen hinter einem Pfeiler versteckt anhörte, in Verse zu setzen. Sie warf dann ihre Arbeit heimlich in den Beichtstuhl. Der Prediger wurde aufmerksam, beobachtete sie, und ließ sie zu sich kommen. Niedergeschlagen entdeckte sie ihm ihren Zustand. Von Stunde an wurde er ihr helfender Freund, und verschaffte ihr Bekanntschaft in Fraustadt; die neuen Freunde empfahlen sie wieder nach Lissa, und so kam ihr Ruf selbst bis Glogau. Sie erhielt kleine Geschenke, machte dafür Gedichte; ja sie reiste selbst in der rauhesten Jahreszeit und beim schlimmsten Wetter umher, wenn sie wußte, daß Hochzeiten, Taufen u. a. Feste waren, und überreichte ihre Gelegenheitslieder. Aber was sie erwarb, brachte ihr Mann wieder durch, und wenn sie ihm darüber Vorwürfe machte, so wurde sie gemißhandelt.

Auf den Rath ihrer Freunde ließ sie sich 1755 in Glogau nieder. Ob sie gleich in der bittersten Armuth hierher kam, fand sie doch bald Familien, die sich ihrer annahmen; Leute aus allen Ständen suchten ihre Bekanntschaft, und munterten sie auf. Sie erhielt Bücher zum Lesen, und erweiterte dadurch ihren Ideenkreis, und ihre Begeisterung wurde nicht wenig durch die Erzählungen von den Thaten des großen Königs, der damals den siebenjährigen Krieg führte, gehoben. Sie besang seine Siege in feuervollen Liedern, während ihr Ruhm sich zugleich mit verbreitete. Dabei blieb ihre häusliche Lage eben so kummervoll, wie sonst. Ihr vertrunkener Mann kam oft erst gegen Morgen nach Hause, wenn sie noch da saß, um ihre Lieder niederzuschreiben, durch die sie das tägliche Brot sich verdienen wollte, und sie sehnte sich, von ihrem Manne, der sie nicht selten mißhandelte, befreit zu werden.

Plötzlich erhielt ihr Schicksal eine gänzliche Aenderung. Der Bediente eines Baron von Kottwitz trat zu ihr herein, und meldete, sein Herr habe den Auftrag von einer Generalin in Berlin, welche mit der Karsch in Briefwechsel stand, sich zu erkundigen, warum sie so lange nicht geschrieben habe. Sogleich schrieb sie einen poetischen Brief an die Generalin, und ein Billet in Versen an den Baron, der sie, neugierig auf ihre Bekanntschaft, am andern Morgen zu sich laden ließ. Sie gefiel ihm so, daß er sie auf den folgenden Tag zu Mittag bat, und vorher ihr feine Kleidungsstücke und einen Kopfaufsatz überschickte. Sie war außer sich vor Freude. Als sie ankam, wurde sie vom Baron der Gesellschaft vorgestellt; alle beeiferten sich, ihr Artigkeiten zu erweisen, und beim Abschiede drückte ihr der Baron eine Dose mit 6 Louisd'or in die Hand. Solchen Reichthum hatte sie noch nie besessen. Er forderte sie auf, sich etwas von ihm zu erbitten; da bat sie, sie mit nach Berlin zu nehmen, wohin der Baron eben gehen wollte; dadurch hoffte sie, ihren Mann, wie auch geschah, los zu werden. Kottwitz willigte gern ein, und glücklich wie eine Königin reiste sie mit ihrer kleinen Tochter 1761 ab. Sie wohnte in Berlin in einem Palais, und speiste von 5 Schüsseln. Welcher Kontrast gegen ihre frühere Armuth! Die vornehmsten Familien beeiferten sich, sobald man von ihrer Ankunft hörte, ihre Bekanntschaft zu machen. Täglich hielten Equipagen vor ihrem Hause, um sie in

Gesellschaften abzuholen. Eines Morgens mußte sie sich mit ihrer Tochter in den Wagen des Barons setzen. Man fuhr sie vor einen Galanterieladen, in welchem eine Französin sie empfing, die sie in ein Putzzimmer führte, und ihr und ihrer Tochter die für sie schon bereit liegenden modischen Kleidungsstücke anlegte, so daß beide vom Kopf bis zu den Füßen neu bekleidet da standen. Dazu fügte die Modehändlerin zwei Anzüge von schlechterem Zeuche, die sie ihnen in den Wagen packte, und so fuhr dieser mit den zwei glücklichsten Menschen Berlins nach Hause. Auch berühmte Männer suchten ihre Bekanntschaft, z. B. Ramler und der Philosoph Mendelssohn (gest. 1786 in Berlin).

Als Kottwitz nach 6 Monaten zurückreiste, blieb sie in seinem Hause in Berlin wohnen, und ihre Gedichte verschafften ihr hinlänglichen Lebensunterhalt. Besonders hatte sie eine große Geschicklichkeit, aus dem Stegereif Verse niederzuschreiben oder zu sprechen. Was sie schnell hinwarf, gelang ihr besser, als was ihr Zeit und Mühe kostete.

Ihr Ruf war indessen immer ausgebreiteter geworden. Besonders wünschte man sie in Halberstadt kennen zu lernen. Gleim lud sie ein, bei ihm zu wohnen. Sie reiste hin, und wurde mit Auszeichnung empfangen. Ebenso in Magdeburg, wohin sie einen Abstecher machte. Aber vergebens suchte er ihr die Regeln der Poesie beizubringen, für die sie zu wenig Geduld hatte. Gleim besorgte die Herausgabe ihrer Gedichte.

Als sie nach Berlin zurückgekehrt war, erfuhr sie, daß ihr Stiefbruder in Berlin sei. Sie suchte ihn gleich auf, verließ ihm zu Liebe ihre freie Wohnung, und miethete mit ihm eine Dachstube, um mit ihm alles zu theilen. Dadurch gerieth sie wieder in Noth, so sehr sich auch ihr Ruhm mehrte. Die ausgezeichnetsten Dichter, z. B. Wieland, standen mit ihr in Briefwechsel, und selbst Friedrich der Große ließ sie zu sich nach Sanssouci kommen, und machte ihr Hoffnung, für sie zu sorgen; auch erhielt sie kleine Pensionen von mehreren Großen und Freunden. Das reichte aber nicht hin; ihr Freund Kottwitz war gestorben; ihre Tochter war unglücklich verheirathet, wurde geschieden, und fiel ihr mit einem Enkelkinde zur Last. Das alles machte ihr viel Sorgen, und sie klagte daher beständig. Oefters hatte sie sich schon an den König gewendet, ohne mehr als kleine Unterstützun-

gen zu erhalten. Endlich erhielt sie einmal nur 2 Thaler. Dies nahm sie übel, und war so dreist, das Geld mit folgenden Reimen zurückzuschicken:

Zwei Thaler giebt kein großer König!
Ein solch Geschenk vergrößert nicht mein Glück;
Nein, es erniedrigt mich ein wenig;
Drum geb' ich es zurück.

Der König bestrafte zwar ihre Kühnheit nicht, aber sie erhielt auch weiter nichts. Zehn Jahre darauf bat sie ihn um ein Haus, und erhielt — 3 Thlr. Statt der Quittung schrieb sie folgende Reime zurück:

Seine Majestät befahlen
Mir, anstatt ein Haus zu baun,
Doch drei Thaler auszuzahlen.
Der Monarchbefehl ward kaum
Prompt und treulich ausgerichtet,
Und zum Dank bin ich verpflichtet.
Aber für drei Thaler kann
In Berlin kein Hobelmann
Mir mein letztes Haus erbauen.
Sonst bestellt' ich ohne Grauen
Heute mir ein solches Haus,
Wo einst Würmer Tafel halten,
Und sich ärgern übern Schmaus
Bei des abgegrämten, alten
Magern Weibes Ueberrest,
Die der König darben läßt.

Auch auf dies schwieg der König, und es blieb beim Alten. Als aber 1786 Friedrich Wilhelm II. an die Regierung kam, wandte sie sich an diesen, und erlangte auch, daß ihr der König ein hübsches Haus bauen ließ. Voll Ungeduld zog sie hinein, ehe es noch ausgetrocknet war, und zerstörte dadurch ihre Gesundheit. Sie fühlte sich hier unaussprechlich glücklich, starb aber schon 1791.

Sie hätte viel leisten können, wenn sie sich nach dem Rathe Gleims, Ramlers, Lessings u. a. hätte richten, und, statt auf die Fertigkeit des Versemachens sich etwas zu Gute zu thun, gute Vorbilder studiren und mehr Fleiß auf ihre Verse wenden wollen.

Das Gewitter.

Er kommt, der Sturmwind braust ihn anzusagen,
Er kommt, gehüllt in Mitternacht;
Mit ihm, auf tausend Feuerwagen,
Die Engel seiner Macht!

Jetzt ist er da, der Herr des Weltgebäudes!
Hört ihn! es rollt sein Donner schwer;
Die Säume seines Wolkenkleides
Sprühn Tod auf Land und Meer!

Nun schmettern Hagelströme prasselnd nieder;
Gott schlägt den Weinstock, schlägt die Frucht
Des Baums, der, wankend, seine Glieder,
Zerrissne Zweige, sucht.

Berlin! Berlin! sein Zorn setzt, dir zu drohen,
Mit Blitzen dort ein Dorf in Gluth;
Die Wohner, bleich und jammernd, flohen
Der Elemente Wuth.

O, unter den von Stroh geflochtnen Dächern
Wohnt minder Bosheit als in dir!
Sagts, ihr Paläste! den Verbrechern:
Gott war im Wetter hier!

Da bebten unsre Wände; unsre Riegel
Von Erz und Eisen sprangen los.
Erzähl', erzähl' es, Spree! verkündets, Hügel,
Auf die er Feuer goß!

Trostgesang für Neu-Ruppin bei den Ruinen am 31. August 1787 *).

Blick auf! blick auf von deinem Aschenhügel,
Hinauf zum Herrn, den Keiner fragen darf,
Warum er schnell durch seines Sturmwinds Flügel
In deinen Kranz den Feuerwirbel warf?

---

*) Neu-Ruppin brannte an diesem Tage ab. Die Berliner wetteiferten, den Unglücklichen zu Hülfe zu kommen, deren Häuser auch bald schöner als vorher wieder aufgebaut wurden.

Im vollen Schmuck sah dich der Mittag schimmern,
Und traurig sah die Abendsonne sich
Noch einmal um; du lagst bei deinen Trümmern
Verhüllt in Dampf, und weintest bitterlich.

Gott hört die Brut verlass'ner Waldesnester,
Er hört nach Brot auch deine Kinder schrei'n;
Er haucht in deine königliche Schwester,
In sein Berlin, den Geist des Mitleids ein.

Blick auf! und schau dahin nach jener Seite,
Da kam der Sturm, gewaltig wie das Meer,
Und stürzte dich zum Staub herab, und heute
Kömmt wie vom Himmel Trost für dich daher.

Da kommen Wagen, die so vollgehäufet,
Die Wagen, die das Erntevolk regiert,
Wenns Weizen, den die Sonnengluth gereifet,
Mit Lobgesang in's frohe Dörfchen führt.

Die Männer und die Frauen frommer Sitte,
Die theilten ihren Kleiderschmuck mit dir;
Vom Palast an bis zu der kleinsten Hütte
Herrscht Thätigkeit für deine Hülfbegier.

Kaum kann der Mai mehr auszuschütten haben,
Wenn ihn die Zeit sein Füllhorn schwingen läßt;
Kaum giebt der Herbst uns mehr Erquickungsgaben,
Als dir Berlin zum süßen Labefest.

Im Umfang ihrer Mauern wohnet Keiner,
Der nicht für dich zum Wohlthun ward gerührt;
Die Nation gedenkt auch thätig deiner,
Die mächtig aus Aegypten ward geführt.

Nimm, was da kömmt, und eile, Dank zu sagen,
(Im Tempel, den die Flamme nicht berührt,)
Der Vaterhand, die dich so hart geschlagen,
Und dir zum Heil die Herzen jetzt regiert.

Sie hat's der Flamme, hat's dem Sturm geboten:
„Bis hierher und nicht weiter sollt ihr gehn!"
Sie heißt im Glanz, wie auferweckten Todten,
Die Häuser und die Tempel neu entstehn.

Du wirst es seh'n, wirst nicht die Hand verkennen,
Wenn höher dich dein König hebt empor;
Dann werden dich die Schwestern schöner nennen,
Und seliger dich preisen als zuvor.

Sie seufzen alle mit in deine Klagen,
Und stellen einen edlen Wettlauf an,
Dir wie auf Windesflügeln zuzutragen
Trost, der dich wieder freudig machen kann.

Johann Ludwig Huber*)

wurde 1723 im Würtembergischen geboren. Er erhielt von seinem Vater, einem wackern Prediger, eine sehr vernünftige Erziehung, studirte in Tübingen und wollte Geistlicher werden. Da ihm aber von seinen Vorgesetzten bei einer gehofften Beförderung Unrecht gethan wurde, so gab er seinen Plan auf und studirte die Rechte. In den Erholungsstunden beschäftigte er sich mit Musik und Poesie. Er erhielt in seinem Vaterlande eine Anstellung, und wurde endlich Regierungsrath und Oberamtmann in Tübingen. In diesem Amte bewies er die größte Rechtlichkeit und Thätigkeit und half, wo er konnte. Der damalige Herzog Karl von Würtemberg war ein despotischer Mann, der mit rauher Willkür nur seinen Herrscherwillen zum Gesetz machte. Es war derselbe, von dem nachher bei Schubart und Schiller die Rede seyn wird. Seine Unterthanen seufzten unter dem Drucke schwerer Abgaben, und da diese noch immer nicht hinreichten, die Pracht des Hofes zu bestreiten, so wollte er eine neue Steuerverfassung einführen (1788). Huber war der Einzige, der zu widersprechen wagte, ob ihm gleich mit Absetzung gedroht wurde. Seine Standhaftigkeit bewog die Landstände, sich ihm anzuschließen. Der aufgebrachte Herzog, der wohl wußte, daß Huberts Festigkeit den Widerstand der Landstände verursacht hätte, ließ Soldaten nach Tübingen marschiren, um ihn zu schrecken. Huber lag gerade am

---

*) Nicht zu verwechseln mit Ludwig Ferdinand Huber, dem Gatten der als Schriftstellerin bekannten Therese Huber, der 1804 als Landesdirectionsrath in Ulm starb, und unten beim Leben Schillers erwähnt wird.

hitzigen Fieber krank; dennoch besetzten die Soldaten sein Haus, und schleppten den kranken Mann nach der Festung Hohenasperg. Hier saß er 6 Monate lang gefangen, dann wurde er zwar entlassen, aber er verlor sein Amt. Doch war ein großer Trost für ihn das Bewußtsein treuerfüllter Pflicht und der Beifall der Landstände, die ihm eine Pension aussetzten. Er erhielt von auswärts mehrere ehrenvolle Berufungen, zog aber das Privatleben vor. Alle Jahre brachte er vier Monate bei seinem Freunde, dem Präsidenten Freiherrn von Gemmingen, in Stuttgart zu, um dessentwillen er zuletzt ganz nach Stuttgart zog. Sein Freund starb zwar schon 3 Jahre darauf; doch blieb Huber da wohnen, und starb da 1800, 77 Jahre alt.

Hubers Gedichte und prosaische Aufsätze haben nicht wenig dazu beigetragen, daß ein edlerer Geschmack sich immer mehr verbreitete.

Nachtempfindungen eines Gefangenen.

Die Lampe stirbt; vom blassen Monde zittern
Zwei todte Strahlen nur in dies Gemach.
Hier wach' ich noch, an diesen schwarzen Gittern,
Und denke meinem finstern Schicksal nach.

Spricht jener Thurm noch nicht mit ehr'nem Munde
Den schaurigen Moment der Mitternacht?
Er spricht! Nur mir schlägt sie, die zwölfte Stunde,
Die Stunde, da kein glücklich Auge wacht!

Was rauscht? Vielleicht aus jenen Kasematten
Steigt langsam ein Gespenst herauf zu mir?
Herbei! Seid mir Gesellschaft theure Schatten!
Die Welt ist doch so gütig nicht, als ihr.

Dort schlafen sie, des Arsenals Ruinen,
Gebaut, und durch den Blitz gestürzt, dreimal!
Wozu kann Kraft und Muth der Unschuld dienen?
Sie stürzt durch der Gewalt Despotenstrahl!

Rings um mich schlummern auf dem Wall die Stücke,
Und harren, Hydern gleich, auf Krieg und Tod.
So wird von Meineid, Eifersucht und Tücke,
Der Tugendfreund im Weltgewirr bedroht.

In jenem Thurm raf't ruhig ein Verrückter,
Lacht seine Fesseln an, schläft lachend ein!
In dieser Welt wird stets ein Mann beglückter
Als alle denkende Sokraten seyn!

Links dort in jenem grauen Angstgebäude
Verstummt auf ewig Marianens Lied;
So todt schweigt endlich unsre ganze Freude,
Wenn dieses Lebens Operntraum entflieht!

O, meine Nacht ist reich an ernsten Bildern!
Stöhnt nicht dem Tode jenes Lazareth?
Dem Tode? der wird Schmerz und Unglück mildern,
Und Freuden spenden dem, der Thränen sät!

Hymne beim Gewitter.

Sei mir gelobt in deiner Pracht,
Der du, auf deinem Flammenwagen
Vom wilden Sturm emporgetragen,
Herabfährst durch der Wolken Nacht!

Jetzt trennt die Nacht der Wolken sich;
Ein Funken deiner Herrlichkeiten,
Der Blitz, zerreißt die Dunkelheiten,
Und kreuzt den Himmel fürchterlich.

Jetzt lässest du den Donner los;
Er brüllt herab den Erdensöhnen,
Daß Berg' und Thäler widertönen:
Der Herr ist groß! der Herr ist groß!

Von ihrer Stärke schwach beschirmt,
Erliegen unter Flammenstreichen
Bejahrte sturmgewohnte Eichen,
Palläst' aus Felsen aufgethürmt.

Dein Blitz trifft oft, wie staunen wir!
Ein schuldlos Opfer sonder Fehle;
Sie aber fährt, die fromme Seele,
Im Wetter jauchzend auf zu dir!

Der Abgrund fordert seinen Raub;
Der Frevler eilt an sein Verbrechen,
Die Tugend wirst du an ihm rächen,
Dein Strahl zuckt nieder, er ist Staub!

Und nun verstummt der Starken Spott,
Die bei der Heitre frech dich höhnen,
Der Großen, die sich Götter wähnen;
Und selbst den Thoren bist du Gott.

Der Rasende, der dich nicht glaubt,
Fühlt plötzlich dich im öden Herzen;
Der Leichtsinn flieht von Kelch und Scherzen,
Und wirft den Blumenkranz vom Haupt.

Die Unschuld aber, die dich kennt,
Verkennt dich nicht in Ungewittern.
Ihr ward das Vorrecht, nicht zu zittern;
Sie traut dir, wenn der Erdkreis brennt.

Jetzt eilst du fort auf rother Bahn,
Das Land umher, als Gott, zu segnen;
Gebeutst den Wolken, daß sie regnen,
Und herrlich glänzt dein Bogen dran.

In Silberströmen fleußt die Luft,
Gereinigt nur vom Gift der Seuchen,
Die Erde dampft aus Gras und Sträuchen,
Belebt aufs neue, Balsamduft.

Dein Donner weckt die Fruchtbarkeit!
So weit die Erd' ihn hört, da leben
Gebirg' und Au'n, und durch sein Beben
Stehn Herbst und Ernte hocherfreut.

Du donnerst Heil und Wohlergehn!
O wenn wir deinen Sinn verstünden:
Wir würden tausend Segen finden,
Wo wir nur Tod und Unglück sehn.

Gotthold Ephraim Lessing

wurde 1729 in Kamenz in der Oberlausitz geboren. Sein Vater, Oberprediger daselbst, unterrichtete ihn anfangs selbst, und da der Knabe große Lernbegier und Liebe zu Büchern zeigte, so beschlossen die Eltern, ihn studiren zu lassen, und schickten ihn im 12ten Jahre auf die Fürstenschule in Meißen, wo er sich so eifrig mit Sprachen und Wissenschaften beschäftigte, daß er sogar die Erholungsstunden dazu anwandte. Mit 17 Jahren bezog er

die Universität Leipzig, und sollte hier Theologie studiren. Aber dazu hatte er weder Neigung noch Talent. Er wandte sich vielmehr zur Poesie, und wurde darin von seinem Freunde Weiße (dem nachherigen Kreissteuereinnehmer), der damals auch in Leipzig studirte, ermuntert. Dabei las und lernte er viel und vielerlei. Auch machte er Bekanntschaft mit Johann Adolph Schlegel und Zachariä, doch ohne sich näher an sie anzuschließen. Damals war in Leipzig eine der besten Schauspielergesellschaften, deren Vorsteherin die bekannte Frau Neuber war. Mit einigen dieser Schauspieler wurde er bekannt, und das Theater zog ihn so an, daß er, dem es an Geld fehlte, um es täglich zu besuchen, seinem Freunde Weiße den Vorschlag machte, ein französisches Trauerspiel für die Neuber zu übersetzen, wofür sie die Erlaubniß erhielten, das Theater unentgeltlich zu besuchen. Von nun an war das Theater sein größtes Vergnügen; auch hatte er die Freude, daß sein Lustspiel: der junge Gelehrte, mit Beifall aufgeführt wurde.

Indessen hatten seine meisten Freunde Leipzig verlassen; dies und sein unruhiger Geist bewogen ihn, nach Berlin zu gehen, wo er eine Art von Theaterzeitung herausgab, die aber nur 1 Jahr währte. Nun ging er nach Wittenberg, wo sein jüngerer Bruder studirte, und wurde Magister, gab auch einige Schriften heraus. Dann zurück nach Berlin, weil es ihm in Wittenberg nicht mehr gefiel. In Berlin übernahm er die Redaktion der Voßischen Zeitung, und gab einige Bände seiner Schriften heraus, die nicht geringes Aufsehn machten. Um diese Zeit wurde er mit dem Philosophen Moses Mendelssohn und dem Buchhändler Friedrich Nicolai bekannt. Die drei Freunde, die sich sämmtlich durch großen Verstand auszeichneten, kamen wöchentlich einige Male zusammen, und lernten durch ihre Unterredungen und freundschaftlichen Streitigkeiten viel von einander. Ueberhaupt ging Lessing gern mit solchen Männern um, von denen etwas zu lernen war; daher wurde auch Professor Ramler aufgesucht. Um sein Trauerspiel: Miß Sara Samson ganz ungestört ausarbeiten zu können, ging er auf einige Zeit nach Potsdam. Das Stück wurde an mehreren Orten mit großem Beifall gegeben. Diese theatralische Beschäftigung regte seine frühere Vorliebe fürs Theater wieder auf. Er reiste also wieder nach

Leipzig. Hier bekam er den Antrag, den Sohn eines reichen Banquiers auf seinen Reisen zu begleiten. Aber theils vertrug sich der geist- und kenntnißreiche Lessing mit dem reichen Kaufmannssohne nicht sonderlich, theils bewog der siebenjährige Krieg, der eben ausgebrochen war, den jungen Mann, von Amsterdam, bis wohin sie nur gekommen waren, nach Leipzig zurückzueilen. Hier fand Lessing den Dichter von Kleist, der mit seinem Regimente hier eben eingerückt war, machte ihn mit Weiße bekannt, und diese 3 Freunde waren fast täglich beisammen. Auch lernte Lessing den hoffnungsvollen Dichter von Brawe kennen, der hier studirte. Schon hier verband er sich mit Nicolai und Moses Mendelssohn zu einer gemeinschaftlichen Unternehmung der Herausgabe der Bibliothek der schönen Wissenschaften, in welcher die damals erscheinenden schönwissenschaftlichen Schriften unpartheiisch beurtheilt wurden. Den daraus gelösten Gewinn setzten sie als Preis für das beste Trauerspiel aus. Der Freiherr von Cronegk gewann ihn durch sein Trauerspiel Kodrus, und Brawe's Trauerspiel: der Freigeist, wurde als das beste nach jenem anerkannt. Lessings unruhiger Geist trieb ihn bald wieder nach Berlin, wo er im Umgange seiner Freunde Mendelssohn, Nicolai und Ramler lebte. Hier fing er seine Emilia Galotti an, gab auch seine Fabeln heraus. Plötzlich verließ er Berlin, und ging nach Breslau als Gouvernementssecretair des Generals von Tauenzien, eines tapfern und biedern, aber sehr rauhen Mannes. Dennoch hielt er hier 5 Jahre aus, und lernte erst hier Menschenkenntniß im Umgange mit Menschen aus allen Ständen. Auch entwarf er hier den Plan zu seiner Minna von Barnhelm. Um wieder unabhängig studiren zu können, nahm er in Breslau seinen Abschied, und ging nach Berlin zurück, von da nach Hamburg, wo er die Aufsicht über das dortige Theater übernahm. Aber dies neue Verhältniß verursachte ihm so viel Verdrießlichkeiten, daß er es schon nach 3 Jahren aufgab, als er durch den Professor Ebert in Braunschweig die Nachricht erhielt, der Erbprinz von Braunschweig habe die Absicht, ihn bei der Bibliothek in Wolfenbüttel anzustellen, und wünsche ihn daher kennen zu lernen. Lessing reiste nach Braunschweig, und wurde zum Hofrath und Bibliothekar der wolfenbüttelschen Bibliothek ernannt. Ehe er sein Amt, das er nur 11 Jahre be-

kleidet hat, antrat, verheirathete er sich mit einer geistreichen Kaufmannswittwe in Hamburg, Frau König. Die sitzende Lebensart, die er bisher geführt hatte und noch führte, bekam ihm so übel, daß er zu kränkeln anfing, und von Jahr zu Jahr mißmüthiger und hypochondrischer wurde. Dazu kam, daß er durch seine Schriften in viele unangenehme Streitigkeiten gerathen war. Weder die gute Aufnahme seiner Emilia Galotti, die er erst in Wolfenbüttel vollendete, und seines Nathan des Weisen, noch eine Reise, die er mit dem Prinzen von Braunschweig nach Italien machte, konnte ihn aufheitern. Das Feuer seiner Augen erloschen, er verlor allen Lebensmuth, und starb endlich 1781, erst 52 Jahre alt.

Lessing war ein sehr edler Mensch, ein treuer Freund, ein liebevoller Gatte und Vater, und ein thätiger Unterstützer jedes Unglücklichen. Er war leutselig, gütig, freundlich, dienstfertig, hatte keinen Stolz, konnte aber auch bei Andern keinen vertragen. Bei großer Gelehrsamkeit hatte er eine seltene Vielseitigkeit, die er wohl zum Theil seiner Unbeständigkeit zu verdanken hatte; denn er konnte nie lange bei einem Gegenstande verweilen, vollendete selten etwas, ergriff aber alles mit großem Scharfblicke, und faßte daher von jeder Sache eine neue Seite auf. Daher hat er in Sachen des Geschmacks den entschiedensten Einfluß auf sein Zeitalter ausgeübt. Vor ihm galt kein Vorurtheil; unermüdet forschte er nach Wahrheit; von wenig Menschen konnte man so viel lernen, wie von ihm. Vorzüglich hat er auf die dramatische Poesie nützlich eingewirkt. Er bekämpfte die unnatürliche Manier Gottscheds mit aller Kraft, und stellte zuerst Muster eines natürlichen Dialogs auf. Nur hat er sich vielleicht darin geirrt, daß er zu sehr auf natürlichen Ausdruck drang, da ja die dramatische Poesie nicht das alltägliche, sondern ein ideales Leben darstellen soll; daher auch andere Dramatiker nach ihm namentlich Göthe, Schiller, Müllner, Grillparzer, Raupach u. A., von seinem Grundsatz mehr oder weniger abgewichen sind.

Der Hirsch und der Fuchs.

„Hirsch, wahrlich, das begreif' ich nicht,"
Hört' ich den Fuchs zum Hirsche sagen,
„Wie dir der Muth so sehr gebricht?

„Der kleinste Windhund kann dich jagen.
„Besieh' dich doch, wie groß du bist!
„Und sollt' es dir an Stärke fehlen?
„Den größten Hund, so stark er ist,
„Kann dein Geweih mit einem Stoß entseelen.
„Uns Füchsen muß man wohl die Schwachheit übersehen;
„Wir sind zu schwach zum widerstehen.
„Doch daß ein Hirsch nicht weichen muß,
„Ist sonnenklar. — Hör' einen Schluß.
„Ist jemand stärker, als sein Feind,
„Der braucht sich nicht vor ihm zurückzuziehen;
„Du bist den Hunden nun weit überlegen, Freund,
„Und folglich darfst du niemals fliehen."

„Gewiß; ich hab' es nie so reiflich überlegt.
„Von nun an," sprach der Hirsch, „sieht man mich unbewegt,
„Wenn Hund und Jäger auf mich fallen;
„Nun widersteh' ich allen."

Zum Unglück, daß Dianens Schaar
So nah mit ihren Hunden war.
Sie bellen, und sobald der Wald
Von ihrem Bellen wiederhallt,
Fliehn schnell der schwache Fuchs und starke Hirsch davon.

* * *

Natur thut allzeit mehr als Demonstration.

Das Muster der Ehen.

Ein rares Beispiel will ich singen,
Wobei die Welt erstaunen wird.
Daß alle Ehen Zwietracht bringen,
Glaubt jeder, aber jeder irrt.
Ich seh das Muster aller Ehen,
Still wie die stillste Mitternacht.
O daß sie keiner möge sehen,
Der mich zum frechen Lügner macht!

Und gleichwohl war die Frau kein Engel,
Und der Gemahl kein Heiliger;
Es hatte Jedes seine Mängel.
Denn Keiner ist von allen leer.

Doch sollte mich ein Spötter fragen,
Wie diese Wunder möglich sind,
Der lasse sich zur Antwort sagen:
Der Mann war taub, die Frau war blind.

Der Löwe und die Mücke.

Ein junger Held vom muntern Heere,
Das nur der Sonnenschein belebt,
Und das mit saugendem Gewehre
Nach Ruhm gestoch'ner Beulen strebt,
Doch die man noch zum großen Glücke
Durch zwei Paar Strümpfe hindern kann,
Der junge Held war eine Mücke.
Hört meines Helden Thaten an!

Auf ihren Kreuz- und Ritterzügen
Fand sie, entfernt von ihrer Schaar,
Im Schlummer einen Löwen liegen,
Der von der Jagd entkräftet war.
„Seht, Schwestern, dort den Löwen schlafen,"
Schrie sie die Schwestern gaukelnd an.
„Jetzt will ich hin, und will ihn strafen.
„Er soll mir bluten, der Tyrann!"

Sie eilt, und mit verwegnem Sprunge
Setzt sie sich auf des Königs Schwanz.
Sie sticht, und flieht mit schnellem Schwunge,
Stolz auf den sauern Lorbeerkranz.
Der Löwe will sich nicht bewegen?
Wie? ist er todt? Das heiß' ich Wuth!
Zu mörd'risch war der Mücke Degen;
Doch sagt, ob er nicht Wunder thut?

„Ich bin es, die den Wald befreiet,
„Wo seine Mordsucht sonst getobt.
„Seht, Schwestern, den der Tiger scheuet,
„Der stirbt! Mein Stachel sei gelobt."
Die Schwestern jauchzen voll Vergnügen
Um ihre laute Siegerin.
Wie? Löwen, Löwen zu besiegen!
Wie, Schwester, kam dir das in Sinn?

„Ja, Schwestern; wagen muß man! wagen!
„Ich hätt' es selber nicht gedacht.
„Auf! Lasset uns mehr Feinde schlagen!
„Der Anfang ist zu schön gemacht."
Doch unter diesen Siegesliedern,
Da jede von Triumphen sprach,
Erwacht der matte Löwe wieder
Und eilt erquickt dem Raube nach.

Der Geist des Salomo.

Ein ehrlicher Greis trug des Tages Last und Hitze, sein Feld mit eigener Hand zu pflügen, und mit eigener Hand den reinen Saamen in den lockern Schooß der willigen Erde zu streuen.

Auf einmal stand, unter dem breiten Schatten einer Linde, eine göttliche Erscheinung vor ihm da! der Greis stutzte.

„Ich bin Salomo," sagte mit vertraulicher Stimme das Phantom. „Was machst du hier, Alter?"

„Wenn du Salomo bist," versetzte der Alte, „wie kannst du fragen? Du schicktest mich in meiner Jugend zu der Ameise; ich sah ihren Wandel, und lernte von ihr fleißig seyn, und sammeln. Was ich da lernte, das thue ich noch." —

„Du hast deine Lection nur halb gelernet," versetzte der Geist. „Geh noch einmal hin zur Ameise, und lerne nun auch von ihr in dem Winter deiner Jahre ruhen, und des Gesammelten genießen."

Herkules.

Als Herkules in den Himmel aufgenommen ward, machte er seinen Gruß unter allen Göttern der Juno zuerst. Der ganze Himmel und Juno erstaunte darüber. „Deiner Feindin," rief man ihm zu, „begegnest du so vorzüglich?" — „Ja, ihr selbst;" erwiederte Herkules. „Nur ihre Verfolgungen sind es, die mir zu den Thaten Gelegenheit gegeben, womit ich den Himmel verdient habe."

Der Olymp billigte die Antwort des neuen Gottes, und Juno war versöhnt.

Die Pfauen und die Krähe.

Eine stolze Krähe schmückte sich mit den ausgefallenen Federn der farbigen Pfauen, und mischte sich kühn, als sie genug geschmückt zu seyn

glaubte, unter diese glänzenden Vögel der Juno. Sie ward erkannt, und schnell fielen die Pfauen mit scharfen Schnäbeln auf sie, ihr den betrügerischen Putz auszureißen.

„Lasset nach!“ schrie sie endlich; „ihr habt nun alle das Eurige wieder.“ — Doch die Pfauen, welche einige von den eignen glänzenden Schwingfedern der Krähe bemerkt hatten, versetzten: „Schweig, armselige Närrin; auch diese können nicht dein seyn!“ — und hackten weiter.

Denis

wurde 1729 in Schärding am Inn in Oestreich geboren, wo sein Vater ein Rechtsgelehrter war. Mit 18 Jahren wurde er in Wien in den Jesuitenorden aufgenommen. Späterhin übertrug man ihm eine Lehrerstelle im Theresianum in Wien, einer von Maria Theresia gestifteten Lehranstalt, und als der Jesuitenorden aufgehoben und die Anstalt aufgelöst wurde, ernannte ihn Kaiser Joseph II. mit dem Titel eines Rathes zum Aufseher der kaiserlichen Bibliothek. Er starb 1800 in Wien, 71 Jahre alt. Er war ein streng religiöser, sehr bescheidener und sanfter Mann, und einer der ersten, die sich im katholischen Deutschland Mühe gaben, die Sprache zu reinigen, und einen besseren Geschmack einzuführen. Ferner war er es, der nebst Klopstock, Gerstenberg und Kretschmann die alte Barden- oder Skaldenpoesie in Deutschland einführte, indem sie sich statt der griechischen Mythologie der altdeutschen oder vielmehr altnorwegischen zu Anspielungen bedienten, eine unglückliche Idee, da diese Mythologie unsrer Art zu denken und zu fühlen noch fremder ist als die griechische. Endlich hat er das Verdienst, zuerst Ossians Gedichte*) ins Deutsche übersetzt zu haben. Auch hat er Oden, Lieder und Elegieen gedichtet, in denen sich Innigkeit und Wärme des Gefühls ausspricht.

Gellerts Tod.

Schauderndes Lüftchen! woher?
Trüb' ist der Tag. In dem entblätterten Haine

---

*) Ossian, König Fingals Sohn, war ein alter blinder Sänger und Dichter der Caledonier oder Schotten im 3ten Jahrhundert, dessen herrliche Gesänge noch heute im Munde der Bergschotten leben.

Weder Kehle, noch Fittig. Kein Schwan berudert den Teich.
Voll der Winterbilder sitz' ich einsam
Auf mein Saitenspiel gelehnet;
Da kommst du, Lüftchen! schwirrest mir
So kläglich, so kläglich die Saiten hindurch.
Ist es nicht Hauch des Grabes?
Ist es nicht Sterbeton?
Hat uns ein Held, ein Barde verlassen?
Schauderndes Lüftchen! woher? —
„Von dem Gestade der düsteren Pleiße
Komm' ich, o Barde! zu dir. Dort hab' ich geflattert
Um Gellerts Grab.
In Blumen konnt' ich nicht seufzen;
Noch öde steht, bis ihn der Lenz
Mit Blumen deckt, des Grabes Hügel.
Ich hab' in blätterlosen Sträuchen
Umher geseufzt." —
Lüftchen, genug! Kein stürmender Nord
Soll dich verschlingen, zärtlicher Trauerbot!
Und ihr hinab, Saiten! hinab
Zur dumpfen, tiefen Todesklage!
Er ist hin, euer Lehrer, Kinder Teuts!
Er ist hin, euer Führer, Bardenchöre!
Er ist hin, dein Verkünder, Tugend!
Deine Freude, Jüngling! Mädchen! deine Lust.
In der Pleiße Rauschen
Quollen seine Lieder.
Ach! die Pleiße rauschet;
Aber nimmer, nimmer
Quillt von ihm ein Lied darein!
Seufzet, Ufer!
Blumen an den Ufern!
Erlenschatten an den Ufern!
Nimmer, quillt von ihm ein Lied darein!
Vom Tannenberge wälzet sich manch trüber Gießbach,
Und nun entspringt am Fuße des Berges
Ein lautrer, himmelheller Quell.
Schnell hüpfen die Kinder des Waldes
Vom trüben Gießbach', und trinken den Quell;
So zogst du die dürstenden Völker an dich.
Aber trauert, ihr Völker! trauert, ihr Söhne Teuts!
Der Quell ist versiegt!
Ein Jüngling war ich, und jeglicher Trieb
Zur vaterländischen Bardenkunst
Lag noch in meiner Brust, in zweifelndem Schlummer

Ich hörte dein Lied, und jeglicher Trieb
Entriß sich dem zweifelnden Schlummer.
Und horchet mir jetzo mein Vaterland,
Und thun mir ältere Barden
Ihr freundliches Herz auf,
Und schändet meine Scheitel
Den heiligen Eichenzweig nicht:
Dir bin ich es schuldig. O nimm, was ich vermag,
Ein Lied, und Thränen!
„Aber hinauf, Saiten, hinauf
Zur hellen, himmelhohen Zukunft!
Mein Auge durchstrahlet das Wintergewölk,
Erblicket ihn, den satten Lebensgast,
Unter den Barden der Vorwelt.
Ein großes Erstehn
Von allen Wolkensitzen
Dem Lehrer der Tugend,
Dem Sittenverbess'rer,
Dem Feß'ler der Herzen,
Dem holden, menschenfreundlichen Weisen.
Wie dünnere Frühlingsnebel
Von der gebärenden Flur,
So schwindet die zärtliche Schwermuth
Von dem Gesichte des Barden.
Aus den Umarmungen ewiger Sänger
(Ach nicht ewig für uns! Die neidende Zeit
Entriß uns ihre Sitten, ihr Lied,
Ihr Lied in freien Eichenhainen,
Ihr Lied beim Mahle tapfrer Fürsten,
Ihr Lied im lauten Schlachtgetümmel
Unter bemaleten Schilden
Hervorgebraust,)
Aus den Umarmungen dieser Sänger
Blicket er lächelnd herab
Auf sein geliebtes, erdenwallendes Geschlecht,
Und sieht sich von Enkel zu Enkel
In seinen Gesängen geliebt, und verewigt;
Und höret die Kinder der Fremden
Am Rhein und am Po
In ihren Zungen seine Lehre wiederholen,
Und Deutschland segnen, dem der Himmel
Einen Gellert gab."
Also mein Lied zur traurigen Wintergegend.
Aber du, Lüftchen! bist noch hier
Im blätterlosen Ahorngange?

So nimm dir die besten Töne daraus,
Und decket der kehrende Lenz
Den Hügel des Barden mit Blumen,
Dann seufze sie nach in jenen Blumen,
Deren Haupt am Hügel
Schwerer und gesenkter ist.

Mastalier,

geboren in Wien 1731, war gleichfalls Jesuit. Er starb als Doctor der Philosophie und Professor in Wien 1795. Auch er gehört zu denen, welche den guten Geschmack in Oestreich zu heben suchten. Seine Oden besingen meist vaterländische Begebenheiten und Feste. Sie haben zwar keinen hohen Flug der Begeisterung, aber gute Gedanken, Wohlklang und edle Sprache.

Der Prater.

Willkommen, schönster Lustwald! voll Entzücken
Sing' ich von dir, und Ister höre zu.
Schwimmt doch auf seinem langen, grünen Rücken
Kein schönres Land, als du!

Kaum zeigt der Frühling sich im Rosenkleide,
Kaum streut er Veilchen auf dein Lustrevier:
Sieh! da erwacht die langgehemmte Freude,
Da eilen wir zu dir.

Wenn Weichlinge noch nichts vom Tage wähnen,
Empfängt mich schon des Praters sammtne Flur;
Hier malt sich mir mit allen ihren Scenen
Die lächelnde Natur.

Hier athm' ich nur Gesundheit und Vergnügen
Aus tausend balsamvollen Blüthen ein;
Und Frühlingsweste, die mich sanft umfliegen,
Verwehn Verdruß und Pein.

Hier singen mir der Nachtigallen Chöre
Ein Morgenlied, das schmeichelt Seel' und Ohr.
Indeß steigt Titan aus dem fernen Meere
Mit frisch'rem Strahl hervor;

Vergoldet dann der nahen Berge Spitzen,
Und spiegelt, Ister! sich in deiner Fluth.
Allein wenn du mich kühlst, und Bäume schützen,
Was acht' ich seiner Gluth?

Dann wandl' ich durch die meilenlangen Gänge,
Worauf der Bäume finstre Wölbung hängt,
Eh' noch der Wagen rasselndes Gedränge
Staub in den Schatten mengt.

Dann irrt mein Blick durch Fluren und Gehäge,
Und kommt verschönert überall zurück.
Da hebt die Seele sich; mein Geist wird rege,
Und fühlt sein ganzes Glück.

Dort strömt aus fernen, norischen Gebieten
Die Donau her, der Ströme Königin;
Hier streut der West nur erst geraubte Blüthen
Auf meinen Pfad mir hin.

Dort hüpft ein muntres Reh auf grünen Matten,
Stolz auf sein Glück und seine Sicherheit;
Hier weiden frohe Thiere, weil dem Gatten
Kein Blei, kein Feuer dräut.

O weidet nur geschwind, ihr lieben Heerden!
So lang euch Zeit und Raum noch günstig sind;
Bald wird der Wald zur zweiten Hauptstadt werden.
O weidet nur geschwind!

Seht, wie sich schon ganz Wien, aus vollen Thoren
Herüberdrängt und diese Wohnung wählt!
Die schwüle Stadt hat ihren Reiz verloren,
Und nur die Au gefällt.

Schon sucht man unter schattenreichen Düften
Die frische Kühlung, so die Hauptstadt flieht,
Die, eng' und unbesucht von freien Lüften,
In voller Sonne glüht.

Schon lebt der ganze Hain; die Städter dringen
Tief in des Frühlings bunten Aufenthalt,
Und lauter Freude rauscht nun auf den Schwingen
Der Weste durch den Wald.

Schön bist du, lieber Lusthain! doch wie lange
Warst du's für leichtes Wild mehr, als für mich?
Nun wandl' ich frei im Busch, im Schattengange;
Ganz, ganz genieß' ich dich!

Doch sieh! schon lauschet hinter düstern Linden
Die Dämmerung, nun zieht sie sich herauf;
Der Sonne letzte bleiche Strahlen schwinden,
Vollendet ist ihr Lauf!

Doch nicht der Freuden. Ruht, ihr sanften Kehlen
Des Walds! kein Nordwind stör' euch eure Ruh.
Wohl mir! ich höre morgen Philomelen
Und euern Liedern zu.

Freiherr von Gemmingen

wurde 1726 in Heilbronn geboren. Sein Vater war Oberhofmeister bei der Herzogin von Würtemberg. Da der Knabe vielen Verstand zeigte, so bestimmte ihn der Vater für die Wissenschaften, und ließ ihn in Tübingen und Göttingen die Rechte studiren. Gemmingen wurde schon im 22sten Jahre als Regierungsrath in Stuttgart angestellt, und zeigte sich hierbei als tüchtiger Geschäftsmann. Mit 41 Jahren ernannte ihn der Herzog zum Geheimenrath und Regierungspräsidenten. Er starb 1791 in Stuttgart. Er gehörte zu den kenntnißreichsten und gebildetsten Männern seiner Zeit; denn er las weder bloß zur Unterhaltung, noch um mit den erworbenen Kenntnissen zu prunken, sondern um seinen Geist zu bilden, und keine Wissenschaft blieb ihm fremd. Dabei war er ein höchst liebenswürdiger und edler Mann, und legte selbst in jener Zeit, wo man Adel und Würden noch über Gebühr schätzte, auf beides keinen Werth, ja er machte sich in mehreren seiner Gedichte über den eiteln Adelsdünkel lustig. Seine Freunde wählte er aus allen Ständen, indem er jeden nach seinem wahren Werthe schätzte. Seine lateinische Grabschrift dichtete er sich selbst: „Ich grüße euch, ihr nachbarlichen Gebeine, wem ihr auch einst zugehörtet! Friedlich will ich neben euch ruhn; denn auch im Leben war ich jedem Nachbar befreundet.“ Er dichtete Oden, Lieder, Fabeln und Satyren. Kühne Begeisterung und

hohes Dichtertalent zeigen seine Gedichte nicht, wohl aber edle Gefühle, und sind in einer reinen Sprache vorgetragen.

Die Ruinen von Hohenstaufen.

An einen Freund, der in ihrer Nähe wohnte.

O Freund, wie elend ist der Stolz des grausen
Beherrschers einer Hand voll Staub!
Er trotzt dem Himmel, und, nach kurzen Pausen,
Wird er selbst eines Wurmes Raub.

Bald sinkt das Mausoleum seiner Urne,
Ein königliches Riesengrab,
Und Stürme schleudern vom bemoosten Thurne
Das Denkmal seines Ruhms herab.

Dann liegt der Schädel, erdenlos und schändlich,
Der sonst viel Königskronen trug,
Und ist oft kaum an einer Wunde kenntlich,
Die ihm zuletzt sein Mörder schlug. *)

Der, nicht vergnügt mit Ländern klüg'rer Ahnen,
Zwei fremde Kronen sich erwarb,
Erhielt den Ruhm, daß er umringt mit Fahnen,
In Alexanders Bade starb. **)

Er hat den Grund zum schwarzen Blutgerüste
Des Enkels Konradin gelegt;
Jetzt ist sein Stammhaus eine leere Wüste,
Die kaum noch seinen Namen trägt.

Wenn dein Geschoß im Schutte jener Höhen
Den Fuchs erreicht, der ihn bewohnt,
Dann denk', o Freund: Wie arm sind die Trophäen,
Womit die Zeit den Stolz belohnt!

Umsonst winkt uns die Wahrheit, und vergebens
Klagt alles unsre Thorheit an;
Der Mensch will Sturm, und bald im Sturm des Lebens
Zerschellt ein steuerloser Kahn.

---

*) Philipp von Schwaben wurde 1208 von Otto von Wittelsbach ermordet.

**) Philipps Vater, Friedrich der Rothbart, war nicht nur deutscher Kaiser, sondern erwarb sich auch die eiserne Krone der Lombardei. Er starb in einem Flusse Klein-Asiens 1190, der nahe bei einem andern Flusse floß, in welchem Alexander der Große einst beim Baden beinahe den Tod gefunden hätte.

Umsonst, umsonst sucht er des Guten Quelle
Weit außer sich in wilder Lust!
In sich trägt er den Himmel und die Hölle,
Und seinen Richter in der Brust.

Salomon Geßner,

geboren in Zürich 1730, wo sein Vater Rathsherr und Buchhändler war. Sein früheſter Unterricht war sehr unvollkommen, und da er sich in den Lehrstunden langweilte, so machte er aus Wachs allerhand Figuren, von denen er statt der lateinischen Vokabeln viele mit nach Hause brachte. Er wurde gestraft; vergebens! Alle seine Ersparnisse wandte er auf den Ankauf von Wachs. Zufällig lernte er den Robinson kennen. Sogleich setzte er sich hin, und arbeitete nach diesem Muster neue Robinsonaden aus. Aber sein Lehrer wußte diese Aeußerung seiner Thätigkeit nicht zu schätzen, und strafte ihn dafür. Geßner arbeitete nun heimlich an seinem Robinson, und da er darüber keine Vokabeln lernte, so wurde laut über seine Dummheit und Unfähigkeit geklagt, und die Eltern gaben alle Hoffnung auf, daß aus dem Knaben etwas werden könnte. Sie gaben ihn, um noch einen Versuch zu machen, aufs Land zu einem Prediger. Hier bekam sein Geist eine bessere Richtung; der bessere Unterricht, die freundlichere Behandlung, der Genuß der Natur, die Bekanntschaft mit Brockes Gedichten, alles dies regte ihn auf, und er kehrte nach 2 Jahren als ein ganz andrer Mensch in seiner Eltern Wohnung zurück. Als er 19 Jahre alt war, schickte ihn der Vater nach Berlin, um die Buchhandlung zu lernen. Aber die mechanischen Beschäftigungen widerten ihn an; er verließ die Handlung, und da ihm der Vater kein Geld schickte, so suchte er sich durch Zeichnen sein Brot zu erwerben, und wollte schon nach Holland reisen, als der nun erweichte Vater ihm die Erlaubniß ertheilte, sich eine Zeitlang in Berlin aufzuhalten, um sich nach seinem Willen auszubilden. Geßner lernte Ramler kennen, und dieser munterte ihn auf, seine Dichtungen lieber in ungebundener Rede niederzuschreiben, da ihm die Verse nicht gerathen wollten. Diesem Rathe folgte er. Er reiste dann nach Hamburg, wo ihn Hagedorn sehr

freundlich aufnahm, dann nach Zürich zurück. Die Reisen hatten ihm Politur und gereinigten Geschmack verschafft; seinen Kenntnissen suchte er durch eigenen Fleiß nachzuhelfen. Er dichtete nun nach und nach seinen Daphnis (einen Schäferroman), den Tod Abels, Idyllen, den ersten Schiffer, den er für seine beste Arbeit selbst erklärte, und andere unbedeutendere Sachen. Seine Gedichte wurden bald ins Französische übersetzt, und allgemein bewundert. Doch beschäftigte er sich mehr mit Malerei, theils aus Broterwerb, theils aus Liebhaberei, und seine Gemälde fanden einen reißenden Absatz. Seine Vaterstadt ernannte ihn zum Rathsherrn. So lebte er, meist mit Poesie und Malerei beschäftigt, glücklich in seinem Familienkreise. Sein Sohn verheirathete sich an eine Tochter Wielands, und so wurden diese beiden achtungswürdigen Familien innig verbunden. Geßner starb 1787.

Er war ein grundehrlicher, herzensguter Mann, voll Frohsinn und Zufriedenheit, voll Theilnahme an fremdem Wohl und Weh, und völlig anspruchslos. Seine Idyllen wurden lange für die vorzüglichsten in unsrer Literatur gehalten; doch wirft man ihnen eine gewisse Eintönigkeit vor; jeder seiner Hirten sieht dem andern so ähnlich, als wenn es derselbe wäre, weil die scharfe Charakterzeichnung fehlt; die ideale Welt, die er schildert, entbehrt so aller Kraft, aller poetischen Wahrheit und Individualität, daß sich Niemand in sie versetzt wünschen wird. Dagegen bewundert man mit Recht seine zarte Empfindung, richtige und schöne Schilderung ländlicher Scenen, und die edelsten Gesinnungen.

Menalkas und Alexis.

Ein Greis war Menalkas; achtzig Jahre waren schon über sein Haupt hingeflogen; silbern war sein Haar auf seinem Scheitel und um sein Kinn, und ein Stab sicherte seinen wankenden Fußtritt. Und wie der, der nach den Arbeiten eines schönen Sommertages vergnügt an der Kühlung des Abends sitzt, den Göttern dankt, und so den stillen Schlaf erwartet, so waren seine übrigen Tage den Göttern und der Ruhe heilig; denn er hatte gearbeitet und Gutes gethan, und erwartete gelassen und froh den Schlummer im Grabe. Er sah seine Kinder gesegnet; reiche Heerden und schöne Triften hatt' er ihnen übergeben. Mit zärtlicher Sorgfalt eiferten sie, wer mehr den frommen Alten erfreuen, mehr die Pflege der Jugend ihm vergelten könne; und das lassen die Götter nicht ungesegnet.

Vor seiner Hütte saß er oft, oder im sonnenreichen Vorhaus, wo er den wohlbepflanzten Garten übersah, oder in weit sich verlierender Entfernung die Arbeiten und den Reichthum des Feldes, oder er hielt den Vorübergehenden mit freundlicher Schwatzhaftigkeit auf, und hörte die Geschichtchen der Nachbarschaft, und von dem Fremdling die Neuigkeiten und Sitten und Gebräuche ferner Länder. Seine Kindeskinder, sein süßester Zeitvertreib, gaukelten um ihn her. Er schlichtete ihre kleinen Zwiste, und lehrte sie gütig seyn und nachgebend und mitleidig gegen Menschen und gegen das kleinste Thier; und unter die mannichfaltigen Spiele, die er sie lehrte, mischte er immer süß treffenden Unterricht. Er selbst macht' ihnen ihr Spielgeräthe; immer kamen sie gelaufen, — mach' uns dies, mach' uns das, und hüpften mit frohem Gewühle um ihn her. Aus Schilf lehrt' er sie Flöten machen, und Hirtenpfeifen, und blies ihnen vor, wie man die Schafe und die Ziegen zur Weide und von der Weide bläset; lehrte sie viele kleine Lieder; die Kleinen mußten sie singen, die Größern sie mit der Flöte begleiten; oder er erzählte ihnen lehrreiche Geschichtchen; dann saßen sie aufmerksam am Boden oder auf der Thürschwelle um ihn her.

Einst saß er so im Vorhaus an der Sonne, und Alexis, sein Enkel, stand allein bei ihm. Ein schöner Jüngling; jetzt hatte er dreizehn Frühlinge gesehen; der jugendlichen Gesundheit Rosenfarbe glühte auf seinen Wangen, und in goldenen Locken rollte sein Haar. Und der Greis erzählte ihm von dem Vergnügen, Andern Gutes zu thun, und dem, der in Noth ist, beizustehen; und daß kein Vergnügen dem gleicht, das man fühlt, wenn man eine gute That gethan hat. „Die schöne aufgehende Sonne, das Abendroth, der volle Mond in einer hellen Nacht, schwellen unsre Busen von Vergnügen; aber süßer, mein Sohn, süßer ist jene Freude noch." Dem schönen Knaben quollen Thränen die Wangen herunter. Mit Entzücken sah es der Greis: „Du weinest, mein Sohn," so sagt' er, und sah mit freundlichem Blick ihm ins Gesicht; „aber gewiß nicht meine Reden allein können dies; in deinem Busen muß etwas seyn, was ihnen diese Stärke giebt."

Alexis wischte die Thränen von der Röthe seiner Wangen; aber neue quollen immer nach. „Ach!" sagte er, „ich fühl' es, ich fühl' es ganz; nichts ist süßer, als Andern Gutes thun."

Menalkas drückte gerührt des Jünglings Hand in seine Hände, und sprach: „Auf deiner Stirne, in deinen Augen seh' ich's, dich rührt etwas mehr, als das, was ich dir sagte."

Betroffen blickte der Jüngling seitwärts. „Sind," so sprach er, „deine Reden nicht rührend genug, Thränen wie Thau auf die Wangen zu gießen?"

„Ich sehe, mein Sohn," sagte Menalkas, „ich sehe, daß du mir etwas verhehlest, zum erstenmale vielleicht, das deinen Busen schwellt, und schon auf deiner Zunge sitzt."

Alexis weinte und sprach: „O! so will ich dir Alles erzählen, was ich sonst in dem Innersten des Busens verschwieg. Nur halb gut ist der, der

mit dem Guten prahlt, so lehrtest du uns; drum wollt' ich verschweigen, was meinen Busen schwellt, was mir's so süß empfinden läßt, daß Gutes thun die süßeste Freude unsers Lebens ist.

Eins unsrer Schafe hatte sich verirrt. Ich sucht' es im Gebirge; und hörte im Gebirg' eine Stimme, die jammerte; da schlich ich mich hin, und ein Mann stand da. Er nahm eine schwere Bürde von der Schulter, und legte sie auf den dürren Boden hin. „Weiter", so sprach er, „vermag ich nicht zu gehen. Mühselig ist mein Leben, und kümmerliche Nahrung mein ganzer Gewinn. Stundenlang irr' ich schon mit dieser Last in der Mittagshitze, und keine Quelle find' ich, den brennenden Durst zu löschen; und kein Baum, keine Staude bietet eine Frucht mir dar, daß sie mich erquicke. Ach Götter! um mich her sehe ich nur Wildniß, keinen Fußsteig, der mich zu den Meinen führte, und weiter mögen meine schwankenden Kniee nicht. Doch ihr Götter! ich murre nicht; denn immer habt ihr geholfen!" So sagt' er, und kraftlos legte er sich auf seine Bürde hin.

Von ihm nicht gesehen, lief ich da, so schnell ich konnte, zu unsrer Hütte, raffte einen Korb voll gedörrter und frischer Früchte zusammen, nahm meine größeste Flasche voll Milch, und so schnell ich konnte, lief ich ins Gebirge zurück, und fand den Mann noch, den jetzt ein sanfter Schlaf erquickte. Leise schlich ich mich zu ihm hin, und stellte mein Körbchen neben ihn, und die Flasche voll Milch, und still schlich ich mich ins Gebüsche zurück.

Aber bald, da erwachte der Mann. Er sah auf seine Bürde hin, und sprach: „Wie süß ist die Erquickung des Schlafes! Nun will ichs versuchen, dich weiter zu schleppen; hast du doch so sanft mir zum Pfühle gedient. Vielleicht leiten die gütigen Götter meinen Schritt, daß ich bald das Rieseln einer Quelle höre: vielleicht eine Hütte finde, wo der gutthätige Hauswirth mich unter sein Dach aufnimmt."

Jetzt wollt' er die Bürde auf die Schultern heben; da erblickt' er die Flasche und den Korb. Aus seinen Armen entfiel die Bürde. „Götter, was seh' ich?" so rief er. „Ach, mir Hungrigen träumt von Speise; und wenn ich erwache, so ists nichts mehr! Doch nein, Götter! ich wache, ich wache." — Jetzt langt' er nach den Früchten. „Ich wache! O welche Gottheit, welche gütige Gottheit thut dieses Wunder? Das Erste aus dieser Flasche gieße ich dir aus, und diese beiden, die größesten dieser Früchte, weih' ich dir! Nimm, o nimm gnädig meinen Dank auf, der meine ganze Seele durchdringt!" So sprach er, setzte sich hin, und mit Entzücken und mit Freudenthränen genoß er da sein Mahl. Erquickt stand er wieder auf, und dankte noch einmal der Gottheit, die so gütig für ihn sorgte. „Oder," so sagt' er, „haben vielleicht die Götter einen gutthätigen Sterblichen herbeigeführt, und warum soll ich ihn nicht sehen, ihn nicht umarmen? Wo bist du, daß ich dir danke, daß ich dich segne? Segnet ihn, ihr Götter! Segnet den Redlichen, die Seinen; segnet, o segnet Alles, was ihm zugehört! Satt bin ich, und diese Früchte nehm' ich mit; mein Weib und meine Kin-

der sollen davon essen, und mit Freudenthränen mit mir den unbekannten Gutthäter segnen."

Jetzt ging er; o ich weinte vor Freude! Aber ich lief durchs Gebüsch den Weg ihm vor, und setzte mich an einen Bord hin, wo er vorbei mußte. Er kam, er grüßte mich und sprach: „Höre, mein Sohn, sage, hast du niemanden auf diesem Gebirge gesehen, der eine Flasche trug, und einen Korb voll Früchte?" — „Nein, niemand habe ich in diesem Gebüsche gesehen, der eine Flasche trug, und einen Korb voll Früchte. Aber sage mir," so fragt' ich, „wie kommst du in diese Wildniß? Uebel hast du dich gewiß verirrt; denn hier führt keine Straße." — „Uebel," so erwiedert' er, „übel hab' ich mich verirrt, mein Sohn; und hätte nicht eine gütige Gottheit, oder ein Sterblicher, den die Götter dafür segnen werden, mich gerettet, so wär' ich vor Hunger oder vor Durst im Gebirge gestorben." — „So laß mich nun den Weg dir weisen; gieb deine Bürde mir zu tragen, so folgest du mir leichter."

Nach vielem Weigern gab er die Bürde mir; und so führt' ich ihn auf die Straße. Und sieh! das ist es nun, was jetzt noch mich vor Freude weinen macht. Gering und mühelos war, was ich that, und doch vergnügt es mich, wenn's mir zu Sinne kommt, wie sanfter Sonnenschein. O wie muß der glücklich seyn, der viel Gutes gethan hat!

Und der Greis umarmte den schönen Knaben voll der süßesten Freude. „O," so sprach er, „froh und ruhig geh' ich ins Grab; laß' ich doch Tugend und Frömmigkeit in meiner Hütte zurück!"

Freiherr v. Cronegk

wurde 1731 in Anspach geboren. Sein Vater war Generalfeldmarschall-Lieutenant des fränkischen Kreises. Mit 18 Jahren ging er auf die Universität Halle, um die Rechte zu studiren, trieb aber hier, so wie in Leipzig, wohin er das Jahr darauf ging, auch viel die schönen Wissenschaften. Gottsched war ihm zuwider; aber Gellerts Freundschaft verdankte er seinen richtigen Geschmack und seine Liebe zum Natürlichen. Er dichtete schon hier eine dramatische Satyre auf die poetische Krönung Schönaichs*) durch Gottsched, indem er den großen und den kleinen Christoph

---

*) Der Freiherr v. Schönaich starb 1807 in hohem Alter auf einem seiner Güter in der Lausitz. Er hat mehrere sehr matte und langweilige Heldengedichte, Oden u. s. w. gedichtet, und war ein Anhänger Gottscheds, der ihn wegen der ihm beigelegten poetischen Verdienste feierlich zum Dichter krönte.

mit einander reden ließ. Seine Freunde waren Rabener, Weiße, Käſtner und der Graf Moritz von Brühl. Die Anweſenheit der Kochſchen Schauſpielergeſellſchaft lenkte ſeine Neigung zur dramatiſchen Poeſie. Seine erſten, freilich noch ſehr unvollkommenen Verſuche der Art, waren die Luſtſpiele: der Mißvergnügte und der Mißtrauiſche. Nach 2 Jahren ging er nach Anſpach zurück, und wurde zum Kammerjunker und zum Hof=, Regierungs= und Juſtizrathe ernannt. Neben ſeinen Amtsgeſchäften beſchäftigte er ſich immer noch mit Poeſie. 1757 ſetzte der Buchhändler Nicolai einen Preis für das beſte deutſche Trauerſpiel aus. Dies bewog ihn, durch Weiße ermuntert, ſein Trauerſpiel Kodrus, an dem er ſchon ſeit mehreren Jahren gearbeitet hatte, einzuſenden. Er erhielt den Preis, ſtarb aber in Nürnberg an den Blattern 1758 auf einer Beſuchsreiſe zu ſeinem Vater, ehe die Nachricht von ſeinem Siege in den gelehrten Blättern bekannt gemacht werden konnte. Er hatte auch das Trauerſpiel Olint und Sophronia gedichtet; ferner Satyren, Lehrgedichte und Oden.

Cronegk war ein höchſt edler, frommer und rechtſchaffener Mann, beſcheiden, liebreich, mildthätig und reinſittlich, dabei ein ſehr angenehmer Geſellſchafter. Das, was er in ſo jungen Jahren ſchon geleiſtet hatte, berechtigte zu den ſchönſten Hoffnungen; doch ſchien er mehr Talent für lyriſche als für dramatiſche Poeſie zu haben. Sein Kodrus iſt voll leerer Deklamation, und die Charakterzeichnung iſt ſchlecht; kein Charakter tritt beſtimmt hervor.

An die Laute.

Du ſingſt, o Nachtigall, allein
Bei ſchauervoller Nacht!
Dein Lied ertönt im dunkeln Hain,
Wo nur die Schwermuth wacht.

Dein Lied erfreut des Wandrers Herz,
Der, tief im Wald verirrt,
Beſtürmt von Zweifeln, Furcht und Schmerz
Und Schreckgeſtalten wird.

Er hört den traurig ſüßen Ton
Mit ahnungsvoller Luſt;
Es kehrt die Hoffnung, ſchon entflohn,
Zurück in ſeine Bruſt.

Nun wandelt er die dunkle Bahn
Mit sichern Schritten hin;
Sein Schutzgeist wandelt still voran;
Der Nächte Schrecken fliehn.

Wenn auf des Lebens dunkelm Pfad
Die Seele trostlos irrt,
Und ohne Schutz und ohne Rath
Der Schwermuth Beute wird:

O sanfte Laute, töne du,
Bei stiller Mitternacht,
Mir Hoffnung, Trost und Frieden zu,
Der Hirten glücklich macht.

Entfernt von stolzer Thoren Hohn,
Lehrst du mich ruhig sein.
Mein Leben bleibe, wie dein Ton,
Still, anmuthsvoll und rein.

Der prächtigen Trompeten Klang
Ist schön, doch fürchterlich:
Nur leise tönet dein Gesang,
Doch reizend stets für mich.

So sei mein Leben stillbeglückt,
Der Ehrsucht unbekannt,
Mit sanften Tugenden geschmückt,
Im sichern Mittelstand.

Ein schimmernd Glück begehr' ich nie,
Die Weisheit nur sei mein!
Erhab'ne Vorsicht, gieb mir sie,
So werd' ich glücklich sein!

Der Lorbeer, den die Mus' uns weiht,
Er bleibt beständig grün;
Mag doch der Jugend Blüthenzeit
Auf rascher Schwing' entfliehn.

Mein Alter sei nicht freudenleer,
Nicht ohne Scherz und Lied!
Der Tod ist nur dem Thoren schwer,
Den sterbend Alles flieht.

v. Brawe

wurde 1738 in Weißenfels geboren, wo sein Vater Geheimer-Kammerrath war. Er besuchte die Schulpforte und die Universität Leipzig, wo sein Fleiß und seine guten Sitten ihm die Gunst Lessing's, Kleist's, Weiße's und Gellert's verschafften. Nach Vollendung seiner akademischen Studien wollte er eben die Stelle eines Regierungsrathes in Merseburg antreten, und besuchte noch vorher seine Eltern in Dresden, als er die Blattern bekam, und 1758 daran starb, noch nicht 21 Jahre alt.

Als Cronegk's Kodrus den von Nicolai ausgesetzten Preis erhielt, hatte auch Brawe sein Trauerspiel den Freigeist eingeschickt, das nach dem Kodrus für das beste Stück erklärt wurde. Einen weit höhern Schwung hat sein Trauerspiel Brutus, voll Stärke und Kühnheit des Ausdrucks. Brawe würde sich vielleicht zu den vorzüglichsten Trauerspieldichtern jener Zeit erhoben haben.

v. Gerstenberg,

geboren 1737 in Tondern in Schleswig, wo sein Vater als Offizier stand. Er besuchte das altonaer Gymnasium, und studirte in Jena die Rechte. Von hier ritt er einmal nach Leipzig, um Gellerts Bekanntschaft zu machen, und bat diesen, ihm einige Gedichte zur Beurtheilung zuschicken zu dürfen. Gellert hatte nichts dagegen. Damals hatte Cronegk seinen Kodrus, und Brawe seinen Freigeist geschrieben. Dies ermunterte Gerstenberg, sich auch darin zu versuchen. Er schrieb das Trauerspiel Turnus, und schickte es an Gellert, der aber aus Bescheidenheit ihn damit an Weiße verwies. So wurde die Bekanntschaft zwischen beiden gemacht, die für sie sehr erfolgreich war. Weiße lobte zwar den Turnus, aber Gerstenberg's Eifer dafür war schon verraucht, und er hat ihn nie drucken lassen. Dagegen dichtete er damals seine Tändeleien, die Weiße mit seinem Vorwissen herausgab, und die große Aufmerksamkeit erregten, auch von Lessing sehr gelobt wurden, indem er in den Literaturbriefen auf Gerstenberg als auf ein Genie aufmerksam machte. Bald nach seinen Universitätsjahren trat er unter die dänischen Dragoner, und machte den Feldzug (1763) gegen die Russen mit. Aus diesem Feldzuge schreiben sich seine Kriegslieder eines däni-

schen Grenadiers und sein Handbuch für Reiter. Nach dem Kriege ging er nach Kopenhagen, wo damals, durch Friedrich V. und Bernstorf hingezogen, mehrere ausgezeichnete Männer lebten: Cramer, Klopstock, Basedow (in Soröe). In ihrem Umgange fuhr er fort zu dichten. Er dichtete seine Ariadne auf Naxos, sein Gedicht eines Skalden, eine Ode auf Cramern, voll hoher Begeisterung und kühner Bilder, u. a.; studirte auch den Shakspeare fleißig. Daraus ging sein Trauerspiel Ugolino hervor. Lessing nennt es einen Knochen, um den sich die kritischen Hunde herumbeißen würden; dann wollte er seinen Knittel darunter werfen; ein Gedicht voll einzelner Schönheiten, aber zur Aufführung wenig geeignet, obgleich es in Berlin einige Male mit Beifall gegeben wurde, und überhaupt im Ganzen verfehlt. Wie kann eine im Kerker sitzende zum Hungertode verurtheilte Familie, wie der Kampf des Vaters mit dem 10jährigen Sohne auf Leben und Tod, wie der Anfall des Sohnes auf den Leichnam seiner Mutter zum Gegenstand der dramatischen Poesie gemacht werden!

Mit 31 Jahren verließ er den Soldatenstand als Rittmeister, wurde Geheimer-Conferenzsecretair, und rückte so durch mehrere Stellen hindurch, bis er nach 7 Jahren als dänischer Resident und Consul nach Lübeck ging. Nach 8 Jahren legte er diese Stelle, die ihm nicht genug Muße gewährte, nieder, und ging nach dem freundlichen Eutin, wo er mit Voß freundschaftlichen Umgang hatte. Nach 2 Jahren zog er als Justizdirector nach Altona, wo er sich späterhin (seine erste Frau war in Lübeck gestorben) mit einer Engländerin verheirathete. Hier lebte er recht glücklich; denn seine 7 Söhne und Töchter waren in seiner Nähe verheirathet. Er war ein liebenswürdiger, heiterer, zufriedener, häuslicher Mann. Er starb 1823 in Altona, 86 Jahre alt.

Schlachtlied.

Feuerbraunen Angesichts,
Blutroth ihr grasser Blick,
So tanzen sie zum Todesreihn,
Zum Todesreihn, zum Rabenmahl
Die Donnergötter hin.
Die Sonne steigt, und stiller wirds im Thal,
Und Geisterschatten lispeln durch die Luft.

Und gegenüber tritt hervor
Der Feind aus Wald und Kluft,
Hervor mit hohem Opferspiel,
Zum Todesreihn, zum Rabenmahl,
Hervor das Opfer, Mann und Roß.
Die Sonne steigt, und stiller wirds im Thal,
Und Geisterschatten lispeln durch die Luft.

Brüllend wälzet sich die Schlacht,
Von Heer zu Heer die Hyder fort.
Vom Gebrüll ertönt der Hain,
Der zerrißne Himmel tönt;
Und Raben schweben tief.
Die Sonne steigt, und stiller wirds im Thal,
Und Geisterschatten lispeln durch die Luft.

Rosse brausen dumpf im Blut,
Und ihre Reiter weinen laut.
Ha! die zu Roß und die zu Fuß!
Hinsturz! Verzweiflung! Wuthgeheul!
Ha! Todesschau'r ergreifet sie!
Die Sonne sinkt, und stiller wirds im Thal,
Und Geisterschatten lispeln durch die Luft.

Auf Leichen und auf Sterbenden,
Zerrißnen Gliedern seines Rumpfs,
Schwankt noch einmal der Feind daher:
Umsonst! Umsonst! der Donner brüllt.
Umsonst! der Rabe schwebt.
Die Sonne sinkt, und stiller wirds im Thal,
Und Geisterschatten lispeln durch die Luft.

Schleunig hebt er seine Schenkel,
Flüchtig blutig durchs Gefilde,
Brüllt sein Leben aus der Wunde;
Und Donner rollen hinter ihm,
Und fernher tönt das Opferspiel.
Der Mond steigt auf, und Stille herrscht durchs Thal,
Und Geisterschatten lispeln durch die Luft.

Kretschmann,

geboren in Zittau 1738, wo sein Vater Oberamtsadvocat war. Er selbst starb 1809 als Gerichtsactuarius in Zittau, 81 Jahre

alt. Er gehört zu den geistreichsten Dichtern seiner Zeit. Er hat Oden, Hymnen, Lieder, Elegieen, Sinngedichte, Fabeln und Erzählungen gedichtet, auch einige Lustspiele geschrieben. Schon vorher ist gesagt worden, daß er an den Bemühungen Klopstocks, Gerstenbergs und Denis', die alte Bardenpoesie einzuführen, Theil nahm. Er that dies unter dem angenommenen Namen Rhingulph's des Barden.

Elegie auf Johann Benjamin Michaelis.*)

Bist auch du verwelkt, du holde Blume?
Hat auch dich von deinem Frühlingsbeet
Atropos, als du die Kron' enthülltest,
Mylon abgemäht?

Denn Thalia ging in dichtem Schleier;
Amor folgt' ihr schluchzend nach, und rief:
„Unser zarter Sänger, unser Lieber,
„Unser Freund entschlief!"

Seufzend wand die Muse um Mylons Arme
Jenen Myrthenkranz, den er ihr gab!
Amor steckte die von ihm geschnitzten
Gold'nen Pfeil' aufs Grab.

Dann besä'ten sie den theuren Acker
Dicht mit Amaranthen und mit Mohn,
Pflanzten einen Rosenzweig dazwischen,
Weinten und entflohn.

Künft'gen Mai, wenn diese Saat allmählig
Sich erhebt zu voller Blüthen Pracht,
Werden hier zwei Nachtigallen schlagen
In der lauen Nacht;

Und um Mitternacht wird hier ein Schweben
Unter vollem, stillem Mondesschein,
Zärtlich flüsternd, wie der Inbrunst Küsse,
In der Laube sein.

Fried' und Ruhe sei mit deiner Asche!
Lieber, müder Jüngling, schlafe wohl!
Nimm noch hin die stille Thräne, die dich
Hier nicht stören soll.

---

*) J. B. Michaelis war aus Zittau, und starb 1772 in Halberstadt ohne Amt. Er ist als guter Fabeldichter und Satyriker bekannt.

Freundschaft fordert sie mit leiser Stimme;
Rascher Unmuth preßt sie mir nicht ab.
Ach! ich sehe mehr mit Sehnsuchtsblicken,
Als mit Schmerz dein Grab!

Warum Schmerz? O Stunde, große Stunde,
Sieh du kamst in leichtem Reihentanz,
In der Rechten deinen Nektar, um dein
Haupt den Palmenkranz!

Schmachtend von der Mühe dieses Lebens,
Lag der Jüngling, lechzte, seufzte tief;
Plötzlich standst du vor ihm mit dem Becher;
Und er trank und schlief.

Wohl ihm! So verschlummert er die Sorge
Und den Kummer, wohl ihm! und den Schmerz,
Deren Schwarm das Fürstenhaupt umgaukelt
Und das Schäferherz;

Die den Starken wüthend niederstürzen,
Die des Weisen Heiterkeit entweihn,
Und den Glücklichsten nur darum schonen,
Um ihm stets zu dräun.

Ist das Leben denn ein Spiel ohn' Ende?
Nicht ein Durchgang, wo man kurz verweilt?
Sollt' ich weinen, Mylon, daß du früher
Schon dein Ziel ereilt?

Daß nun keine schmeichelnde Sirene
Kalt und lächelnd dir das Herz zerreißt?
Daß kein falscher Freund mehr deinen Kummer
Schmählich von sich weist?

Daß du fern bist von dem Mückenschwarme,
Von der Wespen und der Ottern Gift?
Daß der Bosheit Dolch, des Zufalls Donner
Dich nicht wieder trifft?

Nein! ich liebte dich; Heil deiner Ruhe!
Deinem Grabmahl unvergeßner Ruhm!
Und der Traum von deiner Seele
Sei Elysium!

Christoph Martin Wieland

wurde 1733 in Oberholzheim bei Ulm geboren, wo sein Vater Prediger war, der aber bald nach Biberach versetzt wurde. Er zeigte schon als Kind große Anlagen. Schon als Knabe machte er deutsche und lateinische Verse. Mit 14 Jahren ging er nach Kloster Bergen, und machte da zwei Jahre lang große Fortschritte. 17 Jahre alt bezog er die Universität Tübingen, um die Rechte zu studiren. Aber er konnte dem Drange zu dichten nicht widerstehen, und 19 Jahre alt, erschienen schon von ihm Gedichte im Druck. Er schickte die fünf ersten Gesänge eines Heldengedichts, das von Armin handelte, Bodmern zu, doch ohne sich zu nennen. Dieser theilte es Hagedorn mit, und beide hielten bald diesen bald jenen Dichter für den Verfasser, bis sich Wieland nannte. Hierauf gründete sich die nachherige Freundschaft zwischen Bodmer und Wieland. Bodmer lud ihn nach Zürich ein, wo kurz vorher auch Klopstock gelebt hatte. In Zürich studirte und dichtete Wieland. Er blieb 5—6 Jahre in Zürich, zwei Jahre bei Bodmer, die übrige Zeit als Hauslehrer. Dann lebte er noch drei Jahre als Hauslehrer in Bern. Er lernte indessen die schöne Literatur und Philosophie der Engländer, Franzosen und Italiener kennen, und nun erst scheinen seine Kenntnisse mehr Zusammenhang, und sein Verstand und Gefühl die Oberhand über die Einbildungskraft erhalten zu haben. Sein Geist, früherhin zum Pietismus geneigt, nahm nun eine andere Richtung. 1760 kehrte er nach Biberach zurück, wo er Kanzleidirektor wurde. Hier lebte er 9 Jahre, und arbeitete den philosophischen Roman Agathon und das Lehrgedicht Musarion aus. Ein Ruf des Kurfürsten von Mainz zog ihn als Professor der Philosophie und schönen Wissenschaften nach Erfurt. Doch blieb er nur 3 Jahre daselbst. Die verwittwete Herzogin von Weimar Amalie hatte ihn kennen gelernt, und berief ihn als Erzieher und Lehrer ihrer beiden Prinzen nach Weimar. Hier hatte er Muße genug, seine vielen poetischen und prosaischen Werke auszuarbeiten. Er erhielt nachmals eine Pension und den Titel eines Hofraths. Seit 1773 gab er den deutschen Merkur heraus, eine Zeitschrift, die auf die schöne Literatur der Deutschen großen Einfluß gehabt hat. 1798 kaufte er das Gut Osmannstädt bei

Weimar, und lebte hier sehr glücklich in seinem Familienkreise, bis durch den Tod seiner sehr achtungswerthen Frau 1800 eine große Störung eintrat. Die Zerrüttung seiner Vermögensumstände nöthigte ihn, 1803 sein Gut zu verkaufen. Seitdem lebte er im Winter in Weimar, im Sommer aber in Tiefurt und auf dem herzoglichen Lustschlosse Belvedere. Indessen war Osmannstädt in den Besitz einer ihm befreundeten Familie gekommen, so daß er nicht selten da zubringen konnte. Napoleon, der ihn 1808 sich vorstellen ließ, ertheilte ihm den Orden der Ehrenlegion. Er starb 1813, und wurde in Osmannstädt neben seiner Frau begraben. Auf einer dreiseitigen Pyramide, die in der Mitte der Gräber steht, liest man die von Wieland selbst verfaßte Inschrift:

Lieb' und Freundschaft umschlang die verwandten Seelen im Leben,
Und ihr Sterbliches deckt dieser gemeinsame Stein.

Der Wettstreit zwischen Malerei und Musik.

Am Geburtstage der Herzogin Amalie von Weimar.

Zwei Musen, deren Zwist zu steuern
Drei weise Männer unsrer Zeit
Viel Aufwand von Beredtsamkeit
Und Witz gemacht, begannen ihren Streit
Am vier und zwanzigsten des Weinmonds zu erneuern.
Den andern Musen ward die Weile lang dabei;
Sie glaubten, daß der Zwist zu nichts behülflich sei,
Als beider Galle zu versäuern.

„Ihr Kinder," sprach zuletzt der schöne Gott des Lichts,
„Laßt eure Zungen endlich feiern!
„In diesem Streit, ich kann's beim Styx betheuern,
„Hilft Lock'*) und Wolf**) und Plato selbst zu nichts,
„Als eure Eifersucht vergebens anzufeuern;
„Denn soviel zeigt sich Angesichts:
„Du kannst nicht malen, Sie nicht leyern.
„Was jede kann, ist schön in seiner Art:
„Ihr wirket einzeln viel, und dreimal mehr gepaart;
„Doch, welche mehr? — soll jetzt die That entscheiden!
„Laßt sehn und hören, was ihr könnt,

*) Ein berühmter englischer Philosoph.

**) Christian Freih. v. Wolf, ein großer deutscher Philosoph, Kanzler der Universität Halle, gest. 1754.

„Um einer Fürstin, die euch beiden
„Gleich hold ist, und von Ihrem edeln Leben
„Die schönsten Stunden euch und euren Schwestern gönnt,
„Was Sie um euch verdient, Unsterblichkeit zu geben!“

„Ich bin bereit,“ rief Polyhymnia,
Und alles schwieg in stiller Feier,
Und jedes Herz zerschmolz, und jedes Auge sah
Entzückt empor, da ihrer goldnen Leier
Die Harmonie bald zaubrisch süß entfloß,
Bald majestätisch sich wie Meereswogen wälzte,
Bald Feuerströmen gleich aus Donnerwolken schoß;
Die Seele bald in Liebeswehmuth schmelzte,
Bald kühn und stolz in immer höherm Flug,
Dem Adler gleich, zum Sitz der Götter trug.

Die Aganippe, vor Vergnügen,
Hielt ihren Strom zurück, es schien der Lorbeerhain
Zum himmlischen Getön die Wipfel hin zu biegen,
Und in den Lüften hielt im Fliegen
Der Vögel Schaar auf einmal lauschend ein.

Die Musen sahn sich an und schwiegen;
Apollo lächelte, und Polyhymnia,
Die was man ihr verschwieg in jeder Miene sah,
Verbarg in Kalliopens Busen
Ihr glühendes Gesicht. „Ein andermal, mein Kind,
„Vergiß nicht,“ sprach der Gott der Musen,
„Daß selbst der Götter Ohren — blind,
„Und alle deine Zaubereien
„Nur lieblicher Tumult und schöne Räthsel sind,
„Wenn andre Musen dir nicht ihren Beistand leihen.“

Jetzt warf er einen Blick dahin,
Wo, mit Palett' und Pinsel in den Händen,
Apellens schöne Lehrerin
Beschäftigt stand, ein Bildniß zu vollenden,
Das mit dem letzten Pinselstrich
Ins Leben sprang, und ganz in allen Zügen
Der Fürstin, die er liebte, glich.
Zu ihren Füßen sah man liegen,
Was größern Glanz ihr schuldig war als gab,
Den deutschen Fürstenhut, den goldnen Hirtenstab:
Ihr huldigten, mit einer Blumenkette
Umschlungen von den Grazien,
Die Musenkünste in die Wette,

Und alle milde Tugenden;
Und über ihr, aus eines Volkes Mitten,
Das sie als Mutter einst beglückt,
Sah man die Töchter Zeus, die demuthsvollen Bitten,
Vom frommen Dank emporgeschickt,
Mit tausend Wünschen für ihr schönes Leben
Hinauf zum Thron des ew'gen Vaters schweben.

Die Musen hatten kaum das edle Bild erblickt,
So flogen sie die Schwester zu umarmen,
„Sie ists, sie ists!" rief jeder Mund entzückt;
Und Klio trug das Bild in ihren Armen
Den hohen Musenberg hinauf,
Und stellt' es am Altar des ew'gen Nachruhms auf.

Pfeffel

wurde 1736 in Kolmar im Elsaß geboren. Seinen Vater, der daselbst Stadtmeister und Hofconsulent war, verlor er schon, da er erst zwei Jahr alt war. Seine Mutter, eine sehr brave Frau, erzog ihn sorgfältig, und übergab ihn, 14 Jahre alt, einem Anverwandten und Freunde, der Superintendent in der Nachbarschaft war, und ihn nicht allein zur Universität vorbereitete, sondern ihn auch mit Hallers, Hagedorns, Gellerts und Anderer Dichtungen bekannt machte. Schon mit 15 Jahren ging Pfeffel nach Halle, um die Rechte zu studiren. Von Kindheit an hatte er an Augenentzündungen gelitten; in Halle vermehrte sich das Uebel, und zwang ihn, seine Studien zu unterbrechen. Er kehrte nach Kolmar zurück; auch hier litt er fortwährend an den Augen, und verlor in seinem 21sten Jahre das Augenlicht gänzlich. Dennoch fand sich ein wackeres Mädchen, die ihm ihre Hand reichte, und ihn durch treue Liebe und Pflege für den Verlust des Gesichts entschädigte. In seinen Gedichten führt sie den Namen Doris. In den Stunden der Einsamkeit fing er an zu dichten, bald Fabeln, bald Erzählungen, bald Epigramme. Je weniger die Außenwelt ihn abzog, desto mehr bildete sich sein innerer Sinn, und seine Gedichte wurden von Jahr zu Jahr besser. Endlich errichtete er unter dem Namen einer Kriegsschule ein akademisches Erziehungshaus für evangelische Jünglinge in Kolmar,

und wurde zum Hofrath ernannt. So wirkte er viele Jahre sehr nützlich auf die ihm anvertraute Jugend, bis die Anstalt während der französischen Revolution aufgehoben wurde. Sechs Jahre vor seinem Tode wurde er zum Präsidenten des evangelischen Consistoriums in Kolmar ernannt. Hier starb er, allgemein geehrt, 1809. Seine Fabeln und Erzählungen sind meist satyrischen Inhalts. Sie zeichnen sich durch Neuheit der Empfindung, durch feine Beobachtung menschlicher Thorheiten und durch Witz aus.

Die Kapelle.

Auf einem Hügel des Wasgaus lag
Vor Alters eine Kapelle.
Ein schattiger Busch sie rings umschloß,
Und aus des Hügels Busen ergoß
Sich eine sprudelnde Quelle.

Kein Pilger zog durch dieses Gefild',
Der nicht am Brünnlein sich labte,
Nicht an der heiligen Mutter Altar,
Der dieses Kirchlein gewidmet war,
Ein frommes Opfer gabte.

Schon glühte die Flur im Abendroth,
Schon blökte das Schaf nach dem Stalle;
Da kam ein Weib — eine Seraphs-Gestalt —
Den Hügel festlich herauf gewallt,
Und trat in die dämmernde Halle.

In einem Körbchen aus Silberdraht
Trug sie ein Blumengewinde,
Das langsam ihre rosigte Hand
Der Säugerin um den Nacken wand,
Und deren göttlichem Kinde.

Jetzt warf die Holde vor dem Altar
Mit nassem Auge sich nieder:
„O du! für deren Sohn sein Arm
„Sich waffnete, still' meinen Harm,
„Gieb meinen Benno mir wieder!"

„Herr Gott!" ruft, auf den Führer gelehnt,
Ein Blinder mit edler Geberde
Jetzt aus des Kirchleins offenem Thor;
Die Jungfrau hebet ihr Antlitz empor,
Und sinket entgeistet zur Erde.

Der Blinde taumelte neben sie hin:
„Du bist es! deine Stimme,
„Mein Herz, o Jutta! verräth dich mir!
„O Schicksal! nur noch ein Wort von ihr;
„Dann trotz ich deinem Grimme!“

Er preßt sie ans Herz, Verzweiflung pocht
Im Innern. Mit süßem Schrecken
Erwacht der Engel, und flüstert ihm zu:
„Du bist's, mein Benno! du bist's, nur du
„Kannst aus dem Tode mich wecken!“ —

Ach! ihr verbarg ja die Dunkelheit
Sein todtes Auge. Mit Schauern
Rief er: „mein letzter Wunsch ist erfüllt,
„Nun will ich, in ewige Nacht gehüllt,
„Des Lebens Rest vertrauern!“ —

„Ich irrte, du bist mein Benno nicht,“
Seufzt Jutta. — „Leider getroffen!
„Dein Benno war blühend, ihm lachte das Glück:
„Und dieser kömmt blind aus der Ferne zurück,
„Ach! und hat nichts mehr zu hoffen.“ —

„Nichts mehr?“ sprach Jutta, und küßt ihn entzückt,
Und netzte sein Antlitz mit Zähren.
„Mein Benno bedarf einer leitenden Hand;
„Die reich ich ihm morgen zum ewigen Pfand
„Der Treue vor Gottes Altären.“

Er sinket der Edlen zu Fuß', und lallt
Des Segens schmelzende Töne.
Hier, wo er die Traute wiederfand,
Hier weihte der Priester das heilige Band,
Und Engel fei'rten die Scene. —

Auch jene Scene feierten sie,
Da deine Hand mich wählte,
O Doris! lange schon bist du mir,
Was Jutta dem Pilger: dank sei dir,
Daß ich kein Mährchen erzählte.

v. Nicolay

wurde 1737 in Straßburg geboren. Nachdem er hier auch studirt hatte, und dann Professor an der dasigen Universität gewesen war, ging er, 34 Jahre alt, nach Petersburg, wo ihn Katharina II. zu ihrem Bibliothekar und Kabinetssecretair machte. Nach und nach bekleidete er hier mehrere hohe Aemter. Zuletzt war er Direktor der Akademie der Wissenschaften und Geheimerrath. Im Alter legte er alle seine Aemter nieder, und zog sich auf sein reizend gelegenes Landgut Monrepos bei Wiborg in Finnland zurück. Hier starb er 1820, 83 Jahre alt.

Er hat Fabeln, Erzählungen, Elegieen, Sinngedichte und Romanzen gedichtet. Seine Dichtungen empfehlen sich durch leichten und natürlichen Versbau; sonst ist bei der Leerheit und Mattigkeit seiner Empfindungen zu verwundern, daß er es zu einiger Berühmtheit hat bringen können.

Das Auge der Mutter.

An die Gräfin Rasumovsky, geb. Gräfin v. Thunn.

Am Hofe glänzest du, für seine Pracht geboren;
Doch lebest du nicht ihm und seinen Freuden nur;
O Gräfin! auch in der Natur
Geht keine für dein Herz verloren.
Noch mehr: dein unverdorbner Geist
Fühlt, ohne daß es ihm ein tiefer Lehrer weis't,
Daß alle Pracht, die Stolz und Kunst erfindet,
Vor der Natur wahrhafter Pracht verschwindet;
Daß einen reinen Sinn, wenn er der Thiere Fleiß,
Natur und Handlungen enthüllet,
Fast jeder Blick mit Wonne füllet.
Da, wenn er gegentheils der Schranzen goldnen Kreis,
Ihr Wesen, ihr Gewühl ergründet,
Er lauter Stoff zu Haß und Ekel findet.
Ein einzig Beispiel dieser Art:
Wie emsig, stark und klug macht nicht die Mutterliebe
Das kleinste Thier? Wie stolz und hart
Entsagt die Dame diesem Triebe,
Verweis't den Säugling fern von ihrem Angesicht,
Unsorgsam, was ihn trifft, ihm dräut und ihm gebricht?
O lernt, Entartete, was ihr dem Kind entziehet,
Wenn nicht das Mutteraug' auf seine Schritte siehet.

Ein weiser Forscher der Natur,
Der, aufmerksam auf ihre kleinste Spur,
Sie stets beschlich, durch kein System verkehrte,
Der, langsam und bescheiden, nur
Den alten Schatz der Kunde der Natur
Durch manchen neuen Fund vermehrte,
Nun, dieser stille Forscher ging,
Als über der bethauten Erde
Des Himmels Blau, gestört durch keine Wolke, hing,
Einst vor sein Haus, und sah, wie mit der kleinen Heerde
Die Henne den nicht wohl verzäunten Hof verließ,
Und ihr des Feldes Furchen wies.
Wie kakelte die Brut! wie pickte sie voll Freude!
Und wie enthaltsam stand die wache Mutter da,
Die bald die kleine Schaar, noch kaum bedeckt mit Seide,
Und bald mit schiefem Hals den Horizont besah.
Der Weise stand bewundernd ihr zur Seite,
Als plötzlich sie durch einen scharfen Schrei
Die Jungen rief. Sie purzelten herbei,
Und krochen unter sie. — Was war es, das sie scheute?
So sprach der Philosoph. Das Feld ist weit umher,
Der Himmel ist von Feinden leer.
Mit einem Glase waffnet er
Zuletzt das Auge. Nichts! Tief in der blauen Höhe
Schwimmt nur ein schwarzer Punkt, den ich undeutlich sehe.
Jetzt nah't er sich. Er wächst. Sind dies nicht Flügel? Ja!
Er stürzt herab, der Falk ist da.
Wie scharf doch, ohne Glas, der Mutter Auge sah!

Der Kanzler.

Ein kleines Land, wie meine Chronik sagt,
Ward einst von Wölfen sehr geplagt.
Der König, sonst kein Jäger aus Vergnügen,
Zog jetzt beständig auf die Jagd,
Den Feind des Volkes zu bekriegen.

Einst ritt' er in dem Wald' allein.
„Gottlob!" sprach er zu sich, „von diesen Wölfen
„Wird bald das Land gereinigt seyn.
„Allein der größte bleibt. Von dem ihm abzuhelfen,
„Vom Kanzler, dieses scheint nicht leicht.
„Denn wenn er auch, wie andre, weicht,
„Wo wird alsdann schuldlosern Händen
„Des Rechtes Waagschaal' überreicht?

„Der raubt aus Geiz, der zu verschwenden,
„Der ist zu träg', und der zu schnell,
„Der sieht zu dunkel, der zu hell.
„Wer Freunde hat, will ihnen nützen,
„Wer keine hat, der sucht sich Stützen.
„So wird von jedem, den man wählt,
„Das Recht verfälscht, das Volk gequält.
„O welch ein Elend! welche Schande!
„Ist denn nicht Ein gerechter Mann im Lande?" —
Ihn führet unvermerkt der Weg zum Wald hinaus.
An seinem Rande steht ein ganz gemächlich Haus.
Hier steigt er ab, tritt ein, dringt vor zum offnen Saale,
Und findet gleich den Herrn bei seinem Mittagsmahle.
Drei Teller trägt der Tisch, drei Sessel stehn umher.
Den mittlern Stuhl besetzet er,
Und (sonderbar!) zwei Hunde drücken
Die andern. Hinter ihnen stehn
Zwei Jungen, schlank und stark, die mit beschämten Blicken
Bei allen gleichen Dienst versehn,
Die Teller wechseln, Trank und Speise reichen,
Und beiden Hunden oft die Gosche trocken streichen.
Der König, ungekannt, spricht zu dem Alten: „Wie?
„Welch ein Gebrauch? dünkts Euch nicht Sünde?
„Verfährt man so mit christlichem Gesinde?
„Ist es nicht besser als das Vieh?" —

Ihm jener kalt: „Laßt, Fremder, Euch bescheiden.
„Euch wundert meine Sitte schon?
„Erstaunt noch mehr! Von diesen beiden
„Ist der mein Neffe, der mein Sohn." —
Der König steht mit offnem Munde.
Und jener weiter: „Straf und Lohn
„Ist, was Ihr seht. Die Jungen, meine Hunde,
„Und ich, wir gingen durch den Wald.
„Drei Wölfe stürzten aus den Sträuchen
„Auf uns hervor. Zu schwach und alt
„Zu kämpfen oder auszuweichen,
„Stand ich, da flohn die beiden die Gefahr.
„Doch meiner Hunde treues Paar
„Blieb mir zum Schutz, und trieb mit tapfern Bissen
„Die Wölfe fort. Dann, blutig und zerrissen,
„Umsprangen sie und leckten mich.
„Nun, Fremder, wundert Euch, wenn ich
„Die Treuen mir zur Seite setze,
„Die Feigen weniger als meine Hunde schätze?

Zur Ehrerbietung ward gemach
Des Königs Zorn, indem der Alte sprach.
„Ja, so läßt sich die Sitte fassen.
„Doch wahrlich, brave Hunde! Gebt sie mir,
„Und fordert, was Ihr wollt, dafür!“ —
„Ich? meine Retter von mir lassen?
„Aus Geize so den Dienst belohnen? Nein!“

Hier fühlt er sich umarmt: „Dank sei es deinen Hunden!
„Ich habe meinen Mann gefunden.
„Ich bin der Fürst, du sollst mein Kanzler seyn.“

Burmann

wurde 1737 in Lauban geboren, wo sein Vater Schreib- und Rechnenlehrer war. Obgleich Burmann die Rechte studirte, so hat er doch nie eine Anstellung erhalten können, vielleicht auch nicht gesucht. Er lebte in Berlin als Privatmann theils vom Unterricht in der Musik, theils von Gelegenheitsdichterei. Dabei ging es ihm aber so schlecht, daß er 1805 in der bittersten Armuth starb, eines bessern Looses werth. Von Körper war er zwar klein, mager, hinkend und sehr ungestaltet, auch in seiner Lebensart ein großer Sonderling, aber ein edler, für alles Gute warmfühlender Mensch. Als Dichter hat er sich im Liede, in der Fabel, in der Erzählung und im Sinngedichte am meisten versucht. Bei reicher Einbildungskraft, tiefem Gefühl und hoher Begeisterung fehlte ihm nur Geschmack, um ein ausgezeichneter Dichter zu seyn. Er hatte das Talent zu improvisiren in hohem Grade, und konnte 4—5 Stunden lang eine Gesellschaft in lustigen Versen unterhalten.

Der Schmetterling und die Biene.

„Bewundre mich!“ sprach zu der Biene
Der Schmetterling mit einer Stutzermiene.
„Hast du was Schöneres gesehn?
„Bin ich nicht zum Entzücken schön?“ —

„Schweig, süßer Narr,“ erwiederte die Biene.
„Wer sich schon selber loben kann,
„Dem sieht man's gleich an seinen Farben an,
„Daß er kein Lob verdiene.“

O merkt euch doch, ihr süßen Herrn,
Den Unterricht der Biene gern!
Das schönste Kleid
Macht nicht gescheut.

Der Esel und der Fuchs.

Auf unschätzbare Lasten stolz,
(Denn Esel tragen oft sehr große Säcke Golds,)
Tappst einer bei dem Fuchs vorbei.
„Herr Esel," rief der Fuchs, „warum so aufgeblasen?
„Wiewohl die Zeiten sind nicht immer einerlei —
„Ich weiß doch sonst, wie demuthsvoll Sie grasen!
„Sind die Juwelen Schuld, die heut Ihr Buckel trägt?
„O lassen Sie den Kitzel sich vertreiben!
„Gesetzt, daß man halb Peru auf Sie legt,
„Sie werden doch ein Esel bleiben!"

Der Stadthund und die Dorfhunde.

Ein Stadthund lief von seinem Herrn;
Denn wer erträgt die guten Tage gern?
Doch also will's die alte Weise;
Dem Esel wird zu wohl, und er tanzt auf dem Eise.

Der Stadthund also kam aufs Land.
Kaum war es in dem Dorf bekannt,
So liefen alle Schäferhunde,
Des Schulzen Hunde obendrein,
Und sahn den Passagier und schrien mit vollem Munde:
„O laßt uns sehn, wer das muß seyn?"
Und ihrer fünf und zwanzig standen
Rund um ihn her, weil sie ihn gar zu drollig fanden.

„Woher Patron?" frug Traps, des Dorfes Matador. —
„Woher? Das könnt ihr leicht errathen;
„Ich komme aus der Stadt, und thue Wunderthaten,
„Und man zieht mich mit Recht euch Bengeln allen vor." —
„Kerl, schimpfe nicht," sprach Traps, „und mach' uns keinen Wind;
„Wir wissen wohl, wie Städter sind —
„Was kannst du denn?
„Laß uns doch deine Künste sehn!" —

„Wohlan! paßt auf!" sprach Harlekin,
„Und horcht: was für ein Held ich bin!
„Ich kann mit Frauenzimmern spielen,
„Ich schlaf' im Bett, und sitz' auf Stühlen,

„Auf zweien Füßen kann ich gehn,
„Im Fall der Noth auch Schildwach' stehn,
„Und tanzen kann ich erst recht schön!
„Und so giebts noch viel tausend Sachen,
„Die ich mich unterfteh' zu machen,
„Worüber Menschen sich fast wollen scheckig lachen."

„Kommt, Brüder, kommt!" sprach Traps, „er möcht' uns noch mehr sagen:
„Er ist ein Narr — wir müssen ihn beklagen!"

Wie viele bilden sich auf Possen
Mehr ein, als mancher brave Mann,
Der, von dem Glück ganz ausgeschlossen,
Sehr wenig hat und sehr viel kann!

Williamov,

geboren 1736 in Mohrungen. Sein Vater, ein Prediger, unterrichtete ihn meist selbst. Mit 16 Jahren ging er schon auf die Universität nach Königsberg, wo er Theologie und Philosophie studirte. Mit 22 Jahren ging er nach Petersburg, um an Büschings Stelle die Direktion der deutschen Schule zu übernehmen. Ein so braver Lehrer er auch war, so verwickelte er doch aus Mangel an ökonomischen Einsichten sich und die Schule in Schulden, und legte nach 9 Jahren sein Amt nieder. Seit der Zeit unterrichtete er an einem Fräuleinstifte im Zeichnen und in der Mathematik (!), machte Gelegenheitsgedichte und arbeitete an mehreren Wochenschriften. Oft war er in solcher Noth, daß es ihm an den nöthigen Kleidern fehlte. Einst wurde er wegen Schulden auf der Straße arretirt. Ob er gleich bald wieder aus dem Arrest befreit wurde, so war doch sein Gemüth davon so ergriffen, daß er einige Tage darauf in ein hitziges Fieber fiel, an dem er 1777, erst 41 Jahre alt, starb. Er ist als Fabeldichter bekannt.

Der Arzt und der Kranke.

„Nun? wie befindet man sich?" — Schlecht, mein Herr Doctor, schlecht!
Ich bin so matt, ich kann mich fast nicht rühren. —
„Die Corsen werden triumphiren,
„Wenn England ihnen hilft." — Mein Schlaf ist auch nicht recht. —

„Der alte Paoli ist doch ein Eisenfresser!“ —
Vorgestern war mir ungleich besser
Als heute. — „Genua hat mit ihm mehr zu thun
„Als mit dem Theodor.“ — Könnt' ich nur etwas ruhn,
Das würde mehr als Arzenei mich stärken. —
„Noch eins! Es läßt sich England merken,
„Daß es mit Portugal gemeinschaftliche Sache,
„Den Spaniern zuwider, mache.“ —
Gut, mein Herr Doctor, gut!
Allein was sagen Sie — — „Wer weiß, was Frankreich thut?“
Allein was sagen Sie zu meinem Fieber denn? —
„Ach! damit hat's nicht Noth? — Auch mit Subsidien
„Kann Frankreich schon genug dem span'schen Hofe dienen.“ —
Allein ich sehe nicht, was mir dies nützen soll. —
„Nur gutes Muths! was gilt's? es bessert sich mit Ihnen,
„Doch meine Zeit ist kurz. Mein Herr, Sie leben wohl!“

Moritz August von Thümmel

wurde 1738 in Schönfeld, einem Dorfe nahe bei Leipzig, geboren, wo sein Vater, sächsischer Landkammerrath, ein Gut besaß. In dem Jahre, in welchem der siebenjährige Krieg anfing, bezog er die Universität Leipzig, wo Gellert sein liebster Lehrer war, und Weiße, Rabener und von Kleist seine Freunde wurden. Nach seinen Universitätsjahren wurde er Kammerjunker am koburgschen Hofe. Späterhin wurde er, erst 30 Jahre alt, wirklicher Geheimerrath und Minister in Koburg. Nach 15 Jahren legte er seine Geschäfte nieder, und lebte abwechselnd in Gotha auf dem Gute seiner Frau, oder auf Reisen. Seine Frau war eine der gebildetsten und liebenswürdigsten ihres Geschlechts; welcher er sein größtes Lebensglück zu danken hatte. Sie war früher an seinen jüngeren Bruder verheirathet. Mit diesen beiden machte Thümmel eine zweijährige Reise durch Frankreich und Italien, und als zwei Jahre darauf der Bruder starb, verband sich Thümmel mit der Wittwe, die auf der Reise seine Vorzüge näher kennen gelernt hatte. Durch sie wurde er ein reicher Mann; denn sie besaß Güter im Gothaischen und Zuckerplantagen in Surinam. Er verlor sie nach einer zwanzigjährigen, sehr glücklichen Ehe. Er folgte ihr erst 18 Jahre später, als er gerade auf einer Reise in Koblenz war, 1817, 79 Jahre alt.

Er war ein höchst liebenswürdiger, geistvoller Mann, der bei der höchsten Gewandtheit des feinen Hofmanns ein edles Herz bewahrt hatte, und von aller Anmaßung und von allem Standesdünkel weit entfernt war. Seine beiden berühmtesten Werke sind: 1) Wilhelmine, ein prosaisches komisches Heldengedicht. Er erzählt darin höchst launig, wie ein ehrlicher, aber pedantischer und etwas einfältiger Landprediger um die Hand der Tochter seines Verwalters wirbt, die als Kammerjungfer an einem Hofe lebt. 2) Reise in die mittäglichen Provinzen Frankreichs, 10 Theile. Es ist dies keine Reisebeschreibung, sondern ein höchst anziehender, launiger Roman. Thümmel gehört zu den geistreichsten, geschmackvollsten und launigsten Schriftstellern.

Aus dem komischen Roman Wilhelmine.

— Nah an der glänzenden Residenz eines glücklichen Fürsten, nicht fern von der schiffbaren Elbe, verbreiteten sich in dem anmuthigsten Thale zwanzig kleine Wohnungen fröhlicher Landleute. Junge Haselstauden und wohlriechende Birken verbauten dieses Landgut in Schatten, und versüßten dem fleißigen Bauer die entkräftende Arbeit, wenn der Hundsstern wüthete, und, entblättert vom Boreas, flammte dies nutzbare Gebüsch in wohlthätigen Oefen, wenn der Winter das Thal mit Schnee füllte, und nun ein Nachbar zum andern schlich, um die langen müßigen Stunden durch schlaue Gespräche zu verkürzen. So lebten diese Hüttenbewohner ruhig und mit jeder Jahreszeit zufrieden.

Nur der Pastor des Dorfes allein, der gelehrte Sebaldus, hatte seit vier unglücklichen Jahren die ländliche Munterkeit verloren, die auch sonst auf seiner offenen Stirn gezeichnet war. Ein geheimer Kummer peinigte sein Herz. Wenn er die ganze Woche hindurch in der Einsamkeit seiner verrußten Klause getrauert hatte, dann winselte er am Sonntage der schlafenden Gemeinde unleidliche Reden vor, und selbst bei dem theuer bezahlten Leichensermone verließ ihn seine sonst männliche Stimme. Die Klügsten der Gemeine marterten sich umsonst, die Ursachen seines Leidens zu entwickeln. „Was fehlt unserm Magister?“ fragte einer den andern. „Wir lieben ihn ja; er ist der Vornehmste im Dorfe, und wird auch nicht etwa, wie dieser und jener, von einem hochmüthigen Junker geplagt, denn der unsere lebt, Gott sei es gedankt! fern von uns, und verbrauset seine Renten in Frankreich.“ So beklagten die Bauern den Kummer ihres Magisters, aber umsonst blieb ihr mitleidiges Nachforschen; der tiefsinnige Pastor verbarg seine Sorgen der Neugier, und außer Sonntags, wo sein Amt ihm gebot, schien seine Sprache verloren. Vier Jahrgänge finsterer Predigten hatte er also geendiget. Mit zitternden Händen geschrieben und auf einem Haufen gesammlet, lagen sie in einem verriegelten Schranke, oft von andächtigen Würmern besucht, die alle Buchstaben zerfraßen.

Aber die komische Muse hüpfe ängstlich über den heiligen Staub und über die traurigen Scheduln des Pastors. Sie beschäftige sich nur mit seinem Glücke, und erzähle den wunderbaren Traum, der, ihn bewillkommnend an der letzten Stufe des Jahres, ihm mit dem Ende seines schwindsüchtigen Kummers schmeichelte. In der zwölften Stunde der Nacht erschien Amor dem eingeschlummerten Pastor, der über das Zudrängen dieses kleinen Unbekannten heftig erschrak; denn bisher hatte er ihn nur aus dem großen Rufe seiner Verwüstungen gekannt. Doch der freundliche Amor ließ ihn nicht lange in seinem ungewissen Erstaunen, schüttelte seinen Köcher, und sprach also zu ihm: „Entschuldige den Amor, theurer Sebaldus, wenn er bisher wider seinen Willen dein Feind gewesen ist, und erschrick nicht über seine Erscheinung, die dir dein Glück verkündiget. Wilhelmine — ich sehe, du erinnerst dich noch dieser lebhaften Schönen, die einst in diesen Fluren geboren, nur von der unschuldigen Natur erzogen ward, die dir oft, wenn du allein warest, manchen lauten Seufzer erregte. Ach, sie hätte dich gewiß zum Glücklichsten deines Standes erhoben, wenn nicht die Intrigue eines neidischen Hofes sie deinem Kirchspiele entführt, und unter die fürstlichen Zofen versetzt hätte. O wie traurig hast du diese Zeit ihres Hofdienstes hinschleichen lassen! Doch das Ende deiner Leiden ist da! Wie leicht wird dir es werden, in Wilhelminens tröstenden Armen der vergangnen traurigen Tage zu vergessen! Ermuntere dich also, und höre meinen liebreichen Rath. Morgen wird die reizende Wilhelmine den graubärtigen Verwalter, ihren Vater, besuchen; — von keinem Höflinge begleitet, wird sie des Mittags zu ihm fahren. Welch ein bedeutender Wink, den das Schicksal dir giebt! Folge ihm; suche Wilhelminens Gesellschaft, und eröffne ihr, so rührend als du vermagst, deine brennende Neigung!“

Die neue Sonne rollte den jungen Tag des Jahres herauf. Ein Heer vorausbezahlter Gratulanten jauchzte ihr entgegen; andere, unglücklicher, zerrissen das Neujahrsgedicht, seit dem September geschmiedet; denn ihr alter Mäcen ist den heiligen Abend vorher gestorben, und hinterläßt geizige Erben. Verjährte Rechte, drohende Wechselbriefe, erfüllte Hoffnungen und erseufzte Majorennitäten drängten sich auf den Strahlen des neuen Lichts in das beunruhigte Herz der erwachten Sterblichen. Und der voll Hoffnung erwachte Pfarrherr ging in der Frühe zu Niclas, dem Verwalter, wünschte ihm ein fröhliches neues Jahr, und ließ sich wieder eins wünschen; dann erzählte er ihm seinen nächtlichen Traum bündig und kurz; denn die gebietenden Glocken hatten schon zum drittenmale geläutet, und die geputzte Gemeinde sah sehnlich ihrem Herrn Pastor mit seinem Neujahrswunsche entgegen. Ach wie fröhlich klopfte Niclas dem Herrn Magister die Achsel, und zweifelte gar nicht an der Erfüllung des Traumes. Hurtig bestellt' er die Küche; auch bat er den werthesten Träumer zur Tafel, und ging an seiner rechten Seite mit ihm vertraulich in die Kirche. Der künftige Herr Schwiegersohn hielt eine erbauliche Predigt, bis unter Singen und Beten die Mittagssonne hervortrat. Schon eilte die buntscheckigte Gemeinde mit gesättigter Seele und hungrigem Magen nach Hause, als der erwartete Wagen zur Höhe des

Dorfes hereinschimmerte. Mit weiten Schritten und fliegendem Mantel eilte der hagere Magister den sechs Schimmeln vorzukommen, um seine Schöne aus dem Wagen zu heben. Keuchend schmälte er auf sich, daß er so lange gepredigt; aber dennoch überholte er die rollende Kutsche, und empfing die holde Wilhelmine an der Thüre ihrer vormaligen Wohnung. Von dem Zurufen ihrer herzugelaufenen Bekannten begrüßt, reichte sie, nicht mehr als eine Nymphe des Dorfes, ihrem unerkannten Liebhaber die Hand mit kostbaren Ringen gezieret, und sagte höflich zu ihm: „Wie geht es, werther Herr Pastor?“ Darauf umarmte sie ihren alten weinenden Vater, der vor der Hofstimme der Tochter erschrak, und nicht wußte, ob er mit seiner bäuerischen Sprache ihre Ohren beleidigen dürfte. Noch scheuer und in einem unaufhörlichen Bücklinge stand ihr Liebhaber vor ihr, und hustete immer, und sprach — nichts; — lange getrauete er sich auch nicht, sie anzublicken. Mit zufriedenem Mitleiden beobachtete Wilhelmine den Einfluß ihrer Person, und riß endlich Vater und Liebhaber aus ihrer Betäubung. Ihre harmonische Stimme belebte manche vertraute Erzählung, bald von den Freuden des Hofes, von englischen Tänzen und überirdischen Opern, und von den unnützen Verfolgungen ihrer lächerlichen Amanten; bald aber auch bejammerte sie mit nachdenkender Stimme den steten Wechsel des Hofes und den Ekel, der hinterlistig dem taumelnden Höflinge nachschleicht, und da wünschte sie sich — welch ein Vergnügen für den horchenden Priester — einst wieder mit Ehren zur glücklichen Stille des Landes zurück.

Unter diesen anmuthigen Gesprächen, wovon meine Muse nicht die Hälfte verräth, setzte sich die liebe Gesellschaft vertraulich und ohne Gebet zu Tische. Erschrocken dachte zwar der Magister daran; doch durfte er es jetzt nicht wagen, sich wider die Gewohnheiten des Hofes zu empören. Um das Mittagsmahl zu verherrlichen, hatte die schöne Tochter des Hauses vier Flaschen köstlichen Weins mitgebracht. Sie öffnete eine davon, und schenkte mit wohlthätigen Händen ihrem Liebhaber und Vater schäumende Gläser ein. Lange besah der Magister das unbekannte Getränk, kostete es mit der Miene des Kenners, und ließ doch sein Feuer verrauchen. Endlich fragt' er pedantisch: „Liebe Mamsell, für was kann ich das eigentlich trinken?“ Lächelnd antwortete sie: „es ist von unserm Burgunder.“ Nach ihm setzte man auch eine langhälsigte Flasche des stillscheinenden bleichen Champagners auf die Tafel. Schon ganz freundlich durch den Burgunder, reichte sie der Magister den befehlenden Händen der Schönen. Aber er wäre bald vor Schrecken versunken, als der betrügerische Wein den Stöpsel an die Wand warf, und wie der vogelfreie Spion, der sich einsam und sicher in dem Walde geglaubt hat, durch den Mörser eines feindlichen Hinterhalts aus seiner Ruhe geschreckt wird, — so betäubte der schreckliche Knall die Ohren des zitternden Pastors. Erst auf langes Zureden und hundert Betheuerungen der Schönen trank er den tückischen Wein, und empfand bald dessen feurige Wirkung; denn nun öffnete der laute Scherz und der wiederkehrende Witz seine geistlichen Lippen. Antithesen und Wortspiele jagten einander; und da gewann er auf einmal den ganzen Beifall der artigen Wilhelmine, wie ihm

sein Traum vorher verkündigt hatte. Er ward so dreist, und wagte es, von dem alten Verwalter unterstützt, das Herz der englischen Kammerjungfer zu bestürmen. Welch eine Verschwendung von süßen rührenden Worten! Erstaunt sah Wilhelmine ihren dringenden Freund an, und dreimal wankte sie, — aber, ein geheimer Stolz und die Rücksicht auf den prächtigen Hof erhielt sie noch, — bis ihr endlich Vater und Liebhaber, immer einander unterbrechend, das Wunder des Traumes entdeckten. Denn da erkannte sie selbst in allem die sichtbaren Wege des Himmels und ihren Beruf, und durch die Beredtsamkeit des Pastors bekehrt, entfernte sie allen Zwang des Hofes von ihren offenherzigen Lippen. „Wohlan!“ sagte sie, nachdem sie in einer kleinen freundlichen Pause die Beschwerden und die Vortheile des Hymen gegen einander gehalten, und noch die reife Ueberlegung auf ihrer Stirne saß. — „Wohlan! ich unterwerfe mich den Befehlen meines Schicksals; ja, ich will selbst mit Vergnügen das unruhige Leben des Hofes mit den stillen Freuden meines Geburtsortes vertauschen; und da Sie mich einmal lieben, Herr Pastor, so würde es unzeitig seyn, spröde zu thun. Ich sehe die Ungeduld Ihrer Neigung auf Ihrem Gesicht! Kommen Sie her, mein Geliebter, und nehmen Sie zum Zeichen unsrer Versprechung diesen Ring an!“ Und mit unaussprechlichem Vergnügen kam der schwerfällige Liebhaber gestolpert. Sie steckte ihm einen Demant, in Form eines flammenden Herzens, an das kleinste Glied seines Fingers, und Er — welcher Tausch! — überreichte ihr einen ziegelfarbnen Karneol, worein ein Anker gegraben war. Nun brachte jede Minute neuen Zuwachs von Liebe und Vertrauen in ihre verbundene Gesellschaft, und frohe Gespräche von ihrer baldigen Hochzeit beschäftigten ihre unermüdeten Lippen.

Christian Friedrich Daniel Schubart

wurde 1739 in Obersontheim in Würtemberg geboren, wo sein Vater Kantor war, der aber bald nach Aalen als Schullehrer und Musikdirektor berufen, und späterhin Diakonus wurde. Schubart war ein wilder Knabe, und da ihn der Vater mit 14 Jahren auf die Schule nach Nördlingen that, machte er zwar bei seinen herrlichen Anlagen große Fortschritte, und Klopstocks Gedichte rissen ihn bis zur Begeisterung hin, aber er schloß sich an schlechte Gesellschaft an, und seine Sitten verfielen. Vorzüglich trat sein großes Talent für Musik hervor. Schon im achten Jahre hatte er den Vater auf dem Klavier überholt, und im 9ten und 10ten komponirte er schon. In Nördlingen bildete er sich darin noch mehr aus, und machte dabei eine Menge Gedichte. Noch besser gelang ihm beides in Nürnberg, wo er mit dem 17ten Jahre auf die Schule kam. Musik und Poesie

verschafften ihm zahlreiche Freunde; aber seine Sitten wurden nicht besser, und seine Neigung zur Unordnung immer größer. Mit 19 Jahren bezog er die Universität Erlangen, und wurde ein wilder Student. Bald besuchte er Collegia, bald Wirthshäuser, Concerte, Trinkgelage. Die Aeltern riefen ihn daher zurück. Er kam mit einem Wirrwarr von Kenntnissen, einem zerrütteten Körper und einem wüsten Herzen. Den schwachen Vater söhnte er durch einige trefflich gespielte Sonaten aus, und die Einwohner des Städtchens setzte er durch mit Feuer gehaltene Predigten, noch mehr aber durch sein ausgezeichnet schönes Orgelspiel, in Erstaunen. Um seinen Aeltern nicht lästig zu werden, nahm er eine Hauslehrerstelle an, legte diese aber bald nieder, um in einem würtembergischen Städtchen Substitut eines Schullehrers zu werden. Hier heirathete er, mit 25 Jahren, die Tochter eines wackern Oberzolleinnehmers, eine sehr brave Frau, die trotz Schubarts vielen Vergehungen ihm doch immer ein liebevolles Herz zeigte, und alle Leiden, die er ihr nachmals verursachte, mit der größten Geduld trug. Sein Schulamt war ihm bald eine Last. Er war froh, als Organist und Direktor der Stadtmusik in Ludwigsburg angestellt zu werden. Sein Ruf als Musiker wurde immer größer, aber eben so auch sein Leichtsinn und seine Sittenlosigkeit. Er machte sich ein Vergnügen daraus, besonders die Geistlichen zu kränken, trieb sich in der lockersten Gesellschaft umher, und machte es endlich so arg, daß er sogar ins Gefängniß wandern mußte. Kaum befreit, machte Schubart ein satyrisches Gedicht auf einen Hofmann, und wurde nun abgesetzt und des Landes verwiesen. Mit einem Thaler in der Tasche stürmte er fort, und ließ Frau und Kinder in der bittersten Armuth zurück, ohne zu sagen, wohin er sich wende. Er war nach Heilbronn gegangen, wurde gut aufgenommen, und bald machte er sich durch seine Talente allgemein beliebt. Aber die Ungewißheit seiner Lage trieb ihn wieder fort. Er wollte in Heidelberg Musiklehrer werden, und fand auch hier sehr freundliche Aufnahme. Die Aussicht, dem Kurfürsten von der Pfalz vorgestellt zu werden, bewog ihn, nach Mannheim zu gehen. Der Kurfürst fand Geschmack an ihm; ließ ihn mehrmals vor sich spielen, und würde ihn gewiß angestellt haben, hätte er sich nicht durch ein unbesonnenes Urtheil um die neue

Gnade gebracht. Zu seinem Glück machte er die Bekanntschaft mit dem baierschen Gesandten, der ihm den Vorschlag that, nach Baiern zu gehen, und katholisch zu werden, dann sollte er auch eine gute Schulanstellung erhalten. Schubart willigte ein, und kam, von innern Vorwürfen über die bevorstehende Abschwörung seines Glaubens gequält, nach München. So glänzend auch seine Aufnahme in den ersten Häusern und seine Aussichten waren, so quälte ihn doch sein Gewissen täglich mehr, und es war ihm daher eine Herzenserleichterung, als plötzlich alle Aussichten, in Baiern befördert zu werden, verschwanden. Man hatte aus Stuttgart nach München geschrieben, er sei ein Freigeist und gefährlicher Mensch, und daher erhielt er die Weisung, München sofort zu verlassen.

Er ging nach Augsburg, schrieb hier eine Zeitung, die großen Beifall fand, gab Musikunterricht und dichtete. Alles wurde ihm reichlich bezahlt, und man riß sich um ihn. Aber das machte ihn wieder übermüthig; er neckte die Geistlichen und griff die Jesuiten an, und diese stürzten ihn. Er wurde plötzlich arretirt, und erhielt den Befehl, sogleich die Stadt zu verlassen. Von seinen Freunden ehrenvoll begleitet, zog er nach Ulm. Hier erfuhr er den Tod seines Vaters, dem der Kummer über das Schicksal seines Sohnes das Herz gebrochen hatte. Er war mit den Worten gestorben: „Ach Gott, verlaß meinen Christian nicht! Kannst du ihn nicht im Guten gewinnen, so gewinne ihn durch Elend!“ Eine Weissagung, die nachher in Erfüllung ging. Schubart holte nun seine Frau und seine Kinder wieder zu sich*), und ein besserer Geist schien in sein Haus eingekehrt zu seyn. Seine Zeitung wurde viel gelesen, und der Umgang mit dem braven Miller (Kirchenrath, gest. 1814, s. unten) wirkte vortheilhaft auf sein Gemüth. Aber vorsichtiger konnte

---

*) Ich trat — so erzählt er — ins melancholische Zimmer, wo sie kränkelnd am Nähpulte saß, und Wünsche für meine Wohlfahrt träumte. Sie fuhr auf, als sie mich sah, streckte die verlangenden Arme nach mir aus, und verstummte, bleich wie eine Leiche. „Da hast du deinen Herumschwärmer!“ sagte ich, und warf mich in den Sessel. — „O es ist gut, daß du nur da bist!“ erwiederte sie im zärtlichsten Tone. Sie weinte, und ich saß wie ein Stock, gegen Regen und Donner abgehärtet. — „Willst du mit mir? Sag's! ich bin nun in Ulm. Der Sturm hat mich auch aus Augsburg gejagt. Was ich habe, ist dein.“ — „O ja! ich will mit dir, und nur der Tod soll uns zum zweiten Male scheiden.“ Sie führte meine Kinder herein. „Nun braucht ihr nicht mehr mit eures Vaters Bild zu reden; da ist er selbst.“

keine Erfahrung ihn machen. Er machte sich durch seine freien satyrischen Schriften viele mächtige Feinde. Vergebens wurde er gewarnt. Besonders hatte er einen östreichischen General, der in Ulm kaiserlicher Gesandter war, dadurch beleidigt, daß er sich einmal geweigert hatte, vor ihm zu spielen. Auch war der Herzog von Würtemberg wegen eines Epigramms, das Schubart auf ihn gemacht hatte, aufgebracht. Beide vereinigten sich, ihn zu stürzen. Da man ihm aber in Ulm, einer damaligen freien Reichsstadt, nicht beikommen konnte, so lockte man ihn durch einen falschen Freund nach einem benachbarten Ort. Hier wurde er plötzlich festgenommen, und nach der Bergfestung Hohen-Asperg, unweit Ludwigsburg, gebracht, 1777. Länger als ein Jahr saß er in einem dunkeln, feuchten Felsenloche; dann wurde er in ein luftiges, trocknes, heiteres Zimmer gebracht, wo er einige Aussicht hatte, aber weder schreiben, noch Klavier spielen durfte, wonach er sich so sehr sehnte. Dann und wann bekam er auch Besuche, z. B. von Lavater (s. unten), und von Jahr zu Jahr erhielt er mehr Freiheit.

Endlich im 9ten Jahre der Gefangenschaft erhielt seine Gattin die Erlaubniß, ihn mit ihren Kindern auf dem Hohen-Asperge zu besuchen. Der Kommandant machte sich die Freude, die Zusammenkunft in seiner Wohnung zu veranstalten. Sie durfte 6 Tage bei ihm bleiben.

Als Friedrich Wilhelm II. von Preußen zur Regierung gekommen war, wandte sich die Dichterin Karsch an denselben, und bat, sich für Schubarts Freilassung zu verwenden. Im Jahre 1787 kündigte der Herzog selbst ihm seine Freiheit an, und ernannte ihn zugleich zum Theaterdirektor und Hofdichter in Stuttgart. Schubart überlebte seine Befreiung nicht lange; seine Kerkerleiden hatten seine Gesundheit untergraben, und am 10ten Oktober 1791 war er todt.

Schubart war ein Mann voll Geist und Talent, aber kein ausgezeichneter Dichter. In seinen Gedichten herrscht ein wildes Feuer, eine lebhafte Einbildungskraft, die lieber beim Großen und Gräßlichen, als beim Sanften und Schönen verweilt; aber überall spricht sich sein tiefes Gefühl für alles Edle und sein Abscheu vor Unterdrückung aus.

Selmar an seinen Bruder.*)

O du — wie soll ich dich in meinen Qualen nennen?
Kann ich dich Bruder nennen? — Nein!
Du würdest sonst nicht Bruderblut verkennen
Und gegen mich ein Tiger seyn!

Ach denke dran, und blick' in meine Kerkerhöhle,
Entzieh dich meinem Jammer nicht,
Und sieh einmal die Leiden meiner Seele
Im abgezehrten Angesicht!

Sieh diese dünnen grauen Locken!
Und meiner Wangen Roth erbleicht!
Sieh dieses Aug' von langem Weinen trocken,
Und höre wie mein Ach aus kranker Lunge keucht!

O neunzehn lange Jahre leiden,
In menschenloser Einsamkeit
Vertrocknen zum Gefühl der Freuden,
Ist eine fürchterliche Zeit! —

Was hab' ich denn gethan? Sprich! bin ich ein Rebelle,
Der mit gehobner Faust sein Vaterland verheert?
Bin ich ein Gottesfeind? Ein schwarzer Sohn der Hölle?
Hab' ich Religion und Wissenschaft entehrt?

Lebt' ich zur Schande unsres Adels?
War ich ein Sklav der niedern Sinnlichkeit?
War ich mit Recht der Vorwurf deines Tadels?
Und hab' ich je die Bruderpflicht entweiht?

Floß falsches Blut aus tückisch bösem Herzen?
War ich ein Heuchler, feig und schlimm?
Empfand ich statt des Mitleids sanften Schmerzen
Des Misanthropen schwarzen Grimm?

O Bruder, nein! — zu laut zeugt mein Gewissen;
Ich kenne diese Frevel nicht.
Was unser Bruderband — dies heil'ge Band — zerrissen,
War Leichtsinn, nicht verletzte Pflicht.

---

*) Schubart dichtete dies Lied im Namen eines neben ihm sitzenden Gefangenen, den seine Brüder eines leicht verzeihlichen Vergehens wegen bereits 19 Jahre eingekerkert ließen.

Oft griff ich wohl dem Trotzer an die Kehle,
Von jugendlichem Muth belebt;
Denn Feigheit haßte meine Seele,
Und weibisch hat sie nie gebebt.

Doch sprich! sind dies so schreckliche Verbrechen
Die du an mir mit grausamen Verlust
Der Freiheit und des Lebens rächen,
Ach! so unendlich rächen mußt?

Sind neunzehn Jahre voller Kummer
Zum Jammerberge aufgehäuft,
Sind Schauernächte ohne Schlummer,
Ein Bett mit Thränenfluth beträuft,

Sind Klagen, die um schwarze Wände fliegen,
Ist langsamer, verbißner Gram,
Sind Seufzer, die der Brust entstiegen,
Seit deine Wuth mir alles nahm,

Sind dies die Strafen meiner Fehler?
Ist Leichtsinn solcher Qualen werth?
Und bist du selbst der fürchterliche Quäler,
Der, wie ein Geier, sich von meiner Leber nährt?

O Bruder glaub's — denn Gott hat's ausgesprochen! —
Unmenschlichkeit — ist mehr als meine Schuld;
Mit Donnern hat er oft den Bruderhaß gerochen,
Und Leichtsinn trug er einst mit schonender Geduld.

Und dennoch zweifelst du, — dein hartes Herz zu zeigen,
Ob Reu' und Buße möglich sei?
Läß'st deinen Bruderhaß zum höchsten Gipfel steigen,
Und spottest meiner Sklaverei.

Ja wäre Gottes Herz von deiner Eisenhärte,
So nähm' er nicht die Sünder an;
Er drohte nur mit seinem Flammenschwerte,
Und würgte, weil er würgen kann.

Doch ach! was klag' ich? — Meine Klagen
Sind doch umsonst! Sie prallen ab von dir,
Wie Wellen sich an rauhen Klippen schlagen;
So hart und grausam bist du mir!

O ist's dir möglich, so erbarme
Dich über meine lange Noth!
Beut mir dein Herz und deine Bruderarme,
Und komm! entreiße mich dem Kerkertod!

Ach laß mich Gottes freie Lüfte
  Doch einmal wieder in mich ziehn,
Einathmen süße Frühlingsdüfte,
  Und an der Brust des Freundes wieder glühn.

Erlaube mir, die letzten Reste
  Des kurzen Lebens frei zu seyn;
Hol mich herab von meiner Veste,
  Der langen Zeugen meiner Pein!

Laß mich einmal in jenem Grabe modern,
  Wo unser Vater, unsre Mutter ruht!
Sonst wird dereinst ihr Schatten von dir fodern
  Des Sohnes und des Bruders Blut!

Ach lern' einmal des Mitleids Wonne schmecken!
  Sei Bruder, und erbarme dich!
Doch sollen länger mich des Kerkers Qualen schrecken,
  So schwinge deinen Dolch, und komm und tödte mich.

Dann bin ich doch einmal der langen Pein entrissen,
  Der bangen, schreckensvollen Pein!
Denn ach! das Glück der goldnen Freiheit missen,
  Heißt mehr als todt, heißt ein Verdammter seyn.

Minchen beim Grabe ihrer Mutter.

Da liegt — ach Gott! — da drunten liegt
  Die zärtlichste der Mütter!
Und ich, ans Todtenkreuz geschmiegt,
  Starr' hier und klage bitter.

O Mutter, Mutter, die du mich
  Am Herzen hast getragen,
Wo bist du? gute Mutter, sprich,
  Hörst du auch meine Klagen?

Hör' doch, dein Minchen jammert hier!
  Umfaßt dein Grab mit Thränen;
O solltest du dich nicht nach mir,
  Nach deinem Minchen sehnen?

Schau, wie ich in die Welt hinein
  So ganz verlassen walle;
In diesem kleinen Bündelein
  Sind meine Güter alle.

„Dich segne Gott, dich segne Gott!“
Sprachst du mit leisem Stammeln;
„Vertrau nur ihm! dich wird der Tod
„Bald wieder zu mir sammeln.

„Nimm diese Bibel; oft hab' ich
„Mit Thränen sie benetzet;
„Ach! über alles hab' ich dich,
„Du theures Buch, geschätzet.

„Sei, liebes Minchen, tugendhaft,
„Und leb' ein Engelleben.
„Ach! Jesus Christus wird dir Kraft
„Zu jeder Tugend geben.

„O Herzensminchen, schlüpfrig ist
„Die Bahn, auf der du wandelst,
„Wenn du nicht fromm und redlich bist,
„Und gut und edel handelst.

„Flieh jede kleine Erdenlust;
„Mein Geist soll dich umschweben;
„Und wenn du eine Sünde thust,
„So wirst du heimlich beben.

„Doch bist du gut, so wird ein Wind
„In deinen Locken spielen,
„Und tief im Herzen wirst du, Kind,
„Des Himmels Säuseln fühlen.“

So sprachst du, Mutter, sahst du mich,
Und bleich ward deine Wange;
Ich aber bog mich über dich,
Und schrie und weinte lange.

Da lieg' ich nun, da lieg' ich nun
Gestreckt auf deinem Grabe.
O Mutter! neben dir zu ruhn,
Erfleh mir diese Gabe.

Doch nein! ich richte mich empor!
Gott will ich lassen walten.
Wenn ich die Mutter gleich verlor,
Kann er mich doch erhalten.

So will ich denn mein Bündelein
Mit schwachen Händen fassen.
Kann Gott ein armes Waiselein,
Das ihm vertraut, verlassen? —

Nun liebe Mutter, gute Nacht!
Dein Geist soll um mich wehen.
Wenn der und Gottes Auge wacht, —
Was kann mir Leids geschehen?

Bald kommt vielleicht der liebe Gott;
Ach heute stürb' ich lieber!
Dann bin ich frei von aller Noth,
Und flieg' zu dir hinüber.

Bleib ich nur keusch und gut und fromm,
So wirst du mit der Miene
Der Engel sprechen: „Tochter, komm,
„Komm, liebe Wilhelmine!"

An meine Gattin.

In einer Krankheit 1778.

Geliebte, lebe wohl, ich scheide;
Dein armer Gatte flieht von dir.
Du warst mein Glück, warst meine Freude
Ja, Lebenswonne warst du mir.

Leb' wohl! Ich werd' dich nimmer sehen,
Nicht küssen mehr auf dieser Welt,
Nicht hören deiner Stimme Flehen,
Nicht sehn, wie deine Thräne fällt.

Du würdest nur dein Leiden mehren,
Sähst du mein bleiches Angesicht,
Zerfressen von viel tausend Zähren
Mein Aug', aus dem das Elend spricht.

Sähst meinen Leib, verwelkt, zerfallen,
Und meine Brust, von Seufzern schwach,
Sähst banges Blut in Adern wallen,
Und hörtest mein gebrochnes Ach.

Mein Jammer soll dein Herz nicht quälen;
Nur Gott und mir sei er bekannt.
Im Himmel will ich dir erzählen
Das Elend, das ich überstand.

Dort soll es dir dein Engel sagen,
Wie oft dein armer kranker Freund,
Bestürmt von tausend heißen Plagen,
Für deine Ruh' zu Gott geweint.

Wie er bis in den Tod dich liebte,
Wie angstvoll es sein Herz bereut,
Daß er aus Leichtsinn dich betrübte, —
Aus Leichtsinn, nicht aus Grausamkeit.

O Freundin, Gott hat mir verziehen;
Verzeih mir auch, du bist ja gut!
Sieh Thränen meiner Reue glühen,
Sieh, was verschmähte Tugend thut!

Ach! sterben muß ich, und du drückest
Mir nicht die starren Augen zu.
Kniest nicht an meinem Bett, und blickest
Zu Gott, und flehst um meine Ruh?

So leb' denn wohl! Des Himmels Segen
Beglücke dich nach meinem Tod.
Er, der in deinem Arm gelegen,
Dein Mann, erfleht ihn dir von Gott.

O gönne mir die Ruh' im Grabe!
Du weißt wohl, Freundin, wie ich sie
Gesucht, und nicht gefunden habe,
Wie oft ich Armer nach ihr schrie.

Besuche meinen Todtenhügel,
Und pflanz' ein kleines Blümlein drauf,
Und sieh, von deines Engels Flügel
Gekühlt, zum Sternenfeld hinauf,

Wo dann mein Geist hinunterschauet,
Und es mit stiller Freude sieht,
Wie deiner Wehmuth Zähre thauet,
Wie noch die Liebe in dir glüht.

Nun tausend Dank für deine Treue!
O drückt' ich dich an meine Brust!
Dort, Freundin, seh' ich dich aufs neue
In ewig ungestörter Lust.

Leb' glücklich, wie die Christen leben,
Einfältig, fromm und keusch und gut.
Der Vater wird dir alles geben,
Der frommen Wittwen Gutes thut.

Küss' unsre Kinder meinetwegen,
Sag' ihnen: „Euer Vater starb,
„Und hinterließ euch Gottes Segen,
„Mit dem kein Waise noch verdarb."

O Weib! mir bricht das Herz; mein Ende
Kömmt schon; ich fühl' die letzte Noth.
Dich segnen meine starren Hände;
Ich liebe dich bis in den Tod.

Wie seufzt mein Geist nach jenem Tage,
Wo du dich aus dem Grabe schwingst,
Und, frei von jeder Lebensplage,
Die Rosenarme um mich schlingst!

Indessen stille deine Schmerzen,
Und weine nicht zu viel um mich.
Dort schlagen wieder unsre Herzen,
Und ewig, ewig lieb' ich dich!

Der Gefangene.

Gefang'ner Mann — ein armer Mann! —
Durchs schwarze Eisengitter
Starr' ich den fernen Himmel an,
Und wein' und seufze bitter.

Die Sonne, sonst so hell und rund,
Schaut trüb' auf mich herunter,
Und kommt die braune Abendstund',
So geht sie blutig unter.

Mir ist der Mond so gelb, so bleich;
Er wallt im Wittwenschleier.
Die Sterne sind mir — Fackeln gleich
Bei einer Todtenfeier.

Mag sehen nicht die Blümlein blühn,
Nicht fühlen Lenzeswehen. —
Ach! lieber säh' ich Rosmarin
Im Duft der Gräber stehen.

Vergebens wiegt der Abendhauch
Für mich die goldnen Aehren; —
Möcht' nur in meinem Felsenbauch
Die Stürme brausen hören.

Was hilft mir Thau und Sonnenschein
Im Busen einer Rose?
Denn Nichts ist mein! ach Nichts ist mein
Im Muttererdenschooße!

Kann nimmer an der Gattin Brust,
Nicht an der Kinder Wangen,
Mit Gattenwonne, Vaterluft
In Himmelsthränen hangen.

Gefang'ner Mann — ein armer Mann! —
Fern von den Lieben allen,
Muß ich des Lebens Dornenbahn
In Schauernächten wallen.

Es gähnt mich an die Einsamkeit;
Ich wälze mich auf Nesseln,
Und selbst mein Beten wird entweiht
Vom Klirren meiner Fesseln.

Mich drängt der hohen Freiheit Ruf;
Ich fühl's, daß Gott nur Sclaven
Und Teufel für die Ketten schuf,
Um sie dafür zu strafen.

Was hab' ich, Brüder, euch gethan? —
Kommt doch und seht mich Armen!
Gefang'ner Mann — ein armer Mann! —
Ach! habt mit mir Erbarmen! —

Johann Georg Jacobi,

geboren in Düsseldorf 1740. Als er als junger Professor nach Halle berufen wurde, machte er hier die Bekanntschaft von Gleim, der diese Stadt auf einer Reise besuchte. Diese Bekanntschaft war für Jacobi entscheidend; denn Gleim bewog ihn, sich wieder mit der Poesie, die derselbe schon früher getrieben hatte, zu beschäftigen. Auch verschaffte ihm Gleim späterhin ein Canonicat in Halberstadt, und trug dadurch zu Jacobi's Lebensglück viel bei; denn dieser konnte nun unabhängig sich ganz den Musen weihen. Nachher nahm er eine Professorstelle in Freiburg im Breisgau an. Hier starb er 1814, 74 Jahre alt, allgemein geachtet. Als Dichter hat sich Jacobi vorzüglich nach den Franzosen gebildet; daher sind seine Gedichte leicht und gefällig. In seinen Liedern besingt er, wie sein Freund Gleim, heitern Lebensgenuß; nur verfällt er, wie dieser, oft in Tändeleien. Die spä-

tern Gedichte haben diesen Fehler weniger. Wir haben von ihm Oden, Lieder, Episteln und poetische Beschreibungen.

Die Mutter.

Mutterliebe, Muttertreue
Giebt dem kleinen Erdenglück
Seinen Anfang, seine Weihe;
Lehrt den ungewissen Blick
Erst umher, und dann zum blauen
Hochgewölbten Himmel schauen.

Diese Treue, diese Liebe
Sichert uns an ihrer Brust.
Sei der Morgen noch so trübe,
Wir erwachen da zur Lust;
Hören, unter Donnerschlägen,
Nur der Mutterstimme Segen.

Und das stille, traute Zimmer
Wird von Engelglanz erhellt,
Wenn des Mondes reiner Schimmer
Auf der Mutter Antlitz fällt;
Banger Nächte Finsternisse
Mindern schweigend ihre Küsse.

Fremd auf diesem Erdenrunde,
Nur daheim in ihrem Schooß,
Hängt das Kind an ihrem Munde,
Wird der Knabe spielend groß;
Klagen darf er, bitten, hoffen;
Mutterhand ist immer offen.

Sie, die jedes leise Sehnen
Stillte, sie, die Alles gab,
Beut dem Jüngling nun mit Thränen
Den gewünschten Wanderstab;
Oeffnet zitternd ihm die Pforte
Bei dem letzten Abschiedsworte.

Und das letzte Wort verhallet
Lang in seinem Busen nicht,
Und die Sorgenvolle wallet
Einsam oft im Dämmerlicht,
Starrt hinaus in dunkle Ferne,
Fragt nach ihm die goldnen Sterne.

Mag er jugendlich indessen
Neuer Lust entgegen gehn,
Und sein Kinderglück vergessen!
Nur des Lieblings Wiedersehn
Zeigt die tröstende, die milde
Hoffnung ihr im Rosenbilde.

Eitles Bild! es wird verschwinden
Wie der Rose Wiederschein,
Wenn am Teich, umbraust von Winden,
Ihre Blätter sich zerstreun.
Todesschatten sinken nieder:
Eile, Jüngling, kehre wieder,

Daß dich, sterbend, ihre blasse
Lippe segne; daß der Arm
Deiner Mutter dich umfasse;
Ihre Brust, so liebewarm,
An dem großen Scheidungstage,
Noch an deinem Herzen schlage!

Ach zu spät! die starren kalten
Hände, die so treu, so fromm
Deiner pflegten, sind gefalten;
Sinds auf immer; Jüngling, komm,
Daß, von dir besucht, die Erde
Der Entschlafnen leichter werde.

Blicke stumm nach ihrem leeren
Sitze, deiner Seufzer werth;
Halte lebenslang in Ehren
Den durch sie geweihten Heerd,
Wo die heil'ge Flamme lodert,
Die noch Dank und Thränen fodert.

Und will ja dein Glaube wanken,
Wenn, im Auge Hülf' und Rath,
Groll und Meineid im Gedanken,
Sich der Mensch dem Menschen naht,
So ermanne dich, so freue
Dich der mütterlichen Treue!

Singt sie doch an jeder Wiege,
Lacht dem Säugling, den sie trägt!
Und es bleiben ihre Züge
Bessern Seelen eingeprägt,
Die nicht von der Liebe weichen,
Und die Bruderhand uns reichen.

Freue dich! der Alles lenket,
Der die zarte Pflanz' im Hain,
Wie die Ceder, wärmt und tränket,
Muß durch Liebe selig sein!
Hätt' er sonst dies Wonneleben
In das Mutterherz gegeben?

Lavater.

Dieser merkwürdige Mann wurde 1740 in Zürich geboren, wo sein Vater Arzt war. Er war ein sehr zartes, schwächliches Kind, sanft, gutmüthig, aber scheinbar ohne besondere Anlagen. Schon früh stellte sich bei ihm das Bedürfniß ein, sich mit Gott zu unterhalten. Hatte er etwas Unrechtes gethan, so wandte er sich gleich an Gott; und war er eine Zeitlang leichtsinnig und muthwillig gewesen, so ging er in die Einsamkeit, und weinte bittere Thränen der Reue. Dabei war er höchst mitleidig, gab, was er hatte, mit Verschwendung fort, und litt entsetzlich bei den Leiden Anderer. Er, der sonst furchtsam war, gerieth ganz außer Fassung, wenn er eine leidende Unschuld sah, und war dann kühn wie ein Löwe. Auch als er heranwuchs, blieb ihm das Gebet ein Bedürfniß, und da ihn jedesmal, wenn er unrecht gehandelt hatte, eine Unannehmlichkeit traf, so erhielt er schon früh die Ueberzeugung von dem Zusammenhange zwischen unsern Handlungen und unserm Glücke. Mit 18 Jahren bezog er das akademische Gymnasium, und blieb auch hier fromm, studirte, da er Geistlicher werden wollte, die Bibel mit großem Fleiße, und bald zogen seine sich täglich mehr entwickelnden Talente die Aufmerksamkeit Bodmers und Breitingers auf sich; besonders des ersteren Beispiel ermunterte ihn zur Poesie, zu welcher es ihm nicht an Anlagen fehlte. Mit 22 Jahren wurde er Geistlicher.

Um diese Zeit hatte sich Spalding, damals Prediger in Barth in Schwedisch-Pommern (s. unten), als Schriftsteller berühmt gemacht. Lavater, der seine Bekanntschaft wünschte, um von ihm zu lernen, reiste mit Füßli und einem andern Freunde zu ihm. Nach einem Jahre kehrte er zurück, und wirkte nun in Zürich durch Reden und Schriften. Seine Predigten waren voll

Kraft und Feuer, und seine Schriften beförderten eine stille Religiosität. Auch dichtete er, durch Klopstocks und Cramers geistliche Gesänge begeistert, ähnliche Gedichte; ferner gab er seine Schweizerlieder heraus, in denen er die edelsten Thaten der Schweizer schildert, um Nachahmung unter dem Volke zu erwecken. Eins seiner berühmtesten Bücher sind die Aussichten in die Ewigkeit, ein Werk, das bei manchen übertriebenen Ansichten sehr viel Schönes und Lesenswerthes enthält. Späterhin wurde er Prediger (Pfarrherr) in Zürich.

Lavater hatte von jeher auf die Eigenthümlichkeiten der Menschen, die er kennen lernte, geachtet, und glaubte wahrzunehmen, daß eine Uebereinstimmung stattfinde zwischen dem Innern des Menschen und seiner äußern Hülle, und daß besonders die Züge des Gesichts der Ausdruck des Innern seien. Diese Beobachtungen setzte er fort, und so entstand sein berühmtes Werk: physiognomische Fragmente, mit einer Menge von Bildnissen und Schattenrissen. Allerdings liegt etwas Wahres in der Sache, aber hier, wie in so vielen andern Dingen, riß Lavaters lebhafte Einbildungskraft ihn fort, Dinge zu glauben, die keinen Grund haben. Ueberhaupt war seine große Lebhaftigkeit, sein Eifer, Gutes zu wirken, und die Ungeduld im Handeln Ursache, daß er manchmal etwas that, was ihn nachher gereute. Dahin gehört seine Aufforderung an den tiefsinnigen Philosophen Moses Mendelssohn in Berlin,*) ein Christ zu werden, was dieser aber ablehnte.

Durch fast unzählige, meist kurze Erbauungsschriften suchte er allen Ständen und Kreisen der menschlichen Gesellschaft nützlich zu werden; sie enthalten einen durchaus frommen, gottergebenen Sinn und sind in einem herzlichen Ton abgefaßt, aber freilich streifen seine Ansichten nicht selten in die Gränzen der Mystik und Schwärmerei hinüber, was bei einem so enthusiastischen Manne nicht zu verwundern war. Sein Tod war mit sonderbaren Umständen verbunden. Ein französischer Heerhaufen

---

*) Geboren in Dessau, Sohn eines armen jüdischen Schulmeisters. Mit 14 Jahren ging er nach Berlin, wo er anfangs in der bittersten Armuth lebte, aber unerschrocken für sich fleißig studirte. Endlich nahm ihn ein Fabrikant zum Hauslehrer an. Späterhin wurde er Factor, zuletzt Compagnon seines Prinzipals. Seine Bekanntschaft mit Lessing war für beide vortheilhaft. Er starb 1786, 57 Jahre alt.

war zu Ende des Jahres 1799 in Zürich eingerückt. Der menschenfreundliche Lavater dachte sogleich an zwei alte, einzeln wohnende Freundinnen; er fand vor deren Hause zwei Soldaten, die ungestüm Wein forderten. Nachdem er sie befriedigt hatte, wollte er eben zum Hause seines Sohnes gehen, als ein andrer Soldat zu ihm trat und Geld verlangte. Lavater gab; der Soldat wollte mehr, und da jener nichts mehr hatte, zog er den Säbel. Der Angegriffene flüchtete sich zu einem Haufen Bürger, und bat einen jener Soldaten, denen er Wein gegeben, um Schutz. Statt dessen aber wandte sich dieser selbst gegen ihn, forderte Geld, ging mit dem Bajonett auf ihn los, und indem ein Bürger seinen Arm um Lavater schlang, um ihn zu retten, drückte jener los, und durchschoß den Arm des schützenden Bürgers und Lavaters Brust. Man trug ihn schwerleidend nach Hause. Die Kugel wurde herausgezogen, und die Aerzte gaben Hoffnung. Auch sprach er noch einige Mal zu seiner Gemeinde; jedoch wurde sein Zustand bald wieder leidender, die Schmerzen mehrten sich, und so entschlief er in den ersten Tagen des Jahres 1801.

Es ist schon gesagt, daß Lavater ein durchaus braver, für alles Gute und Edle feurig begeisterter Mann war. Sein Herz war nicht nur für Gott und Religion erwärmt, sondern es ging auch dieser fromme Sinn in seine ganze Handlungsweise über. Seine größte Freude war, Andern freudige Ueberraschungen zu bereiten, und dazu sparte er kein Opfer. Seine Gedichte zeichnen sich zwar nicht durch Tiefe der Gedanken und hohe Begeisterung, aber durch einfachen und herzlichen Ausdruck aus. Außer seinen Schweizerliedern sind einige Oden und mehr als 200 geistliche Lieder zu erwähnen. Mehrere der letzteren zieren unsere Gesangbücher; z. B. „der Tag ist da, dahin die Nacht; ich bin und lebe noch. Der Gott, der wieder Tag gemacht, wie gütig ist er doch!“ u. s. w. „Ach! wiederum ein Jahr verschwunden, ein Jahr! und kommt nicht mehr zurück“ u. s. w. — „Einst sinkt der Staub ins kühle Grab, der Staub zu anderm Staub herab,“ u. s. w. — „O wie viel Gutes thatst du mir auch heut', mein Gott! wie dank' ich dir?“ u. s. w. — „Wie selig, Herr, ist der Gerechte! — Du bist sein Schild und großer Lohn“ u. s. w. „Schnell wie ein Strom entflieht die Zeit; ein Tag ist wieder

hin!" u. s. w. „Nicht um Reichthum, nicht um Ehre bitt' ich, bester Vater, dich," u. s. w.

Trost im Leiden.

Und müßt' ich auch noch Jahre weinen,
Und Leiden dulden ohne Zahl;
Der Tag wird endlich doch erscheinen,
Der Freude bringt für jede Qual;
Der Abend fehlte keinem Tage,
Und Freude quoll aus jeder Klage,
Die ich vor meinen Gott gebracht.

Erreicht, erkämpft ist bald die Stunde,
Die mir für Thränen Wonne giebt;
Vertilgt die Narbe jeder Wunde
Durch den, der züchtigt, weil er liebt.
O frohe Aussicht freiern Lebens,
Ziel meines täglich heißern Strebens,
In jeder bangen Stunde Trost!

Fels Gottes, den mein Arm umschlinget,
Unsterblichkeit! Unsterblichkeit!
Wenn Nacht und Trübsal mich umringet,
Mich alles drängt, mir alles dräut,
Sollt' ich dann stille stehn, ermatten?
Nein! Sehnsucht nach dem kühlen Schatten,
Nach Ruhe Gottes, stärke mich!

Wie auf erstiegnen Bergeshöhen
Uns alles Leib und Geist entzückt,
Uns kühle Winde dann umwehen,
Uns dann ein frischer Quell erquickt.
So wird uns nach durchweintem Leide
Beseligen des Himmels Freude;
Doch fliehe, Bild, zu schwach bist du!

Kein Sterblicher kann hier durchdenken
Die Wonne, die mein Herz erfüllt,
Wann keine Schmerzen mehr mich kränken,
Licht Gottes mir aus Christo quillt!
O dann erst ist mein Geist genesen,
Und Freiheit, Freiheit all mein Wesen,
Und meiner Seele Seligkeit.

O Jesus Christus, wie dir danken
Für dieser Hoffnung Herrlichkeit?
Eh' löschen Sonnen, Welten wanken,
Eh' deine Liebe dich gereut!
Du bist und lebst; ich werde leben;
Was Gott dir gab, willst du mir geben!
Wo du bist, soll ich ewig sein!

Engel

wurde 1741 in dem meklenburgischen Städtchen Parchim geboren, wo sein Vater Oberprediger war. Schon als Kind zeichnete er sich durch große Anlagen aus. Nachdem er in Rostock Theologie studirt hatte, arbeitete er in Bützow und nachher in Leipzig für sich, und bildete seinen Geist durch das Studium der Wissenschaften aus. Zugleich machte er sich durch mehrere Schriften bekannt. Er nahm einen Antrag als Professor am joachimsthalschen Gymnasium in Berlin an, und wurde hier späterhin auch zum Mitgliede der Akademie der Wissenschaften gewählt. Da er ein eben so gelehrter als geschmackvoller Mann war, so ernannte ihn der König Friedrich Wilhelm II. zum Lehrer seiner Kinder, besonders des nachherigen Königs Friedrich Wilhelm III. Auch erhielt er das Amt eines Oberdirektors des berliner Nationaltheaters, wobei ihm Ramler als Mitdirektor zur Seite stand. Nachdem er dies Geschäft 7 Jahre lang verwaltet hatte, legte er wegen der vielen Verdrießlichkeiten, die es ihm gemacht hatte, dasselbe nieder, und begab sich nach Schwerin, wo er als Privatmann lebte. Aber nachdem Friedrich Wilhelm III. 1797 den Thron bestiegen hatte, lud er ihn ein, nach Berlin zurückzukehren, und setzte ihm dazu eine ansehnliche Pension aus, ohne ihn durch ein besonderes Amt zu binden. Engel nahm den Antrag an, war aber wegen seiner Kränklichkeit und seiner unförmlichen Dicke zu keinen Amtsgeschäften mehr fähig. So brachte er noch 4 Jahre in Berlin zu, gesucht von den ausgezeichnetsten dort lebenden Gelehrten. Da lud ihn seine alte, noch lebende Mutter zu sich nach Parchim ein, um ihn vor ihrem Ende noch einmal zu sehen. Trotz vieler Schmerzen reiste er hin, starb aber schon 4 Wochen nach seiner Ankunft in Parchim, 1802.

Engel war ein edler, menschenfreundlicher Mann, ein treuer Freund, und ein thätiger Beförderer alles Guten, als Schriftsteller klar, witzig und reich an Menschenkenntniß. Weniger ausgezeichnet ist er als Dichter, denn als Prosaist. Seine Prosa ist so schön, klar und gefeilt, daß er zu den trefflichsten Prosaikern gehört. In seinem Philosophen für die Welt findet man viele herrliche Aufsätze, und sein Lorenz Stark, durch den er seinem alten Großvater, einem reichen Kaufmanne in Parchim, ein Denkmal setzen wollte, ist ein Meisterstück eines Romans, voll der feinsten Beobachtungen des menschlichen Herzens.

Eschenburg

wurde 1743 in Hamburg geboren, der Sohn eines Kaufmanns. Als er in Leipzig Theologie studirte, war Gellert sein Lehrer, und Weiße, Zollikofer, Engel und Garve seine Freunde. Auch hatte er hier die Bekanntschaft mit dem Sohn des Abts Jerusalem in Braunschweig (demselben, dessen unglücklichen Tod Göthe in den Leiden des jungen Werthers beschrieben hat) gemacht; er setzte dieselbe nachher in Göttingen, wohin er dann ging, fort, und durch den Sohn wurde er dem Vater bekannt, der ihn als Hofmeister ans Carolinum in Braunschweig zog. Späterhin wurde Eschenburg hier Professor, und erhielt zuletzt den Titel eines Hofraths. Er starb 1820.

Er war ein sehr kenntnißreicher und liebenswürdiger Mann. Zuerst machte er sich berühmt durch die Uebersetzung Shakspeare's, die Wieland angefangen hatte, Eschenburg aber vollendete. Als Dichter haben wir Lieder, Elegieen und Sinngedichte von ihm.

Matthias Claudius

wurde 1743 in Reinfeld im Holsteinschen, einem Flecken unweit Lübeck, geboren. Er ließ sich, da er unabhängig von seinem kleinen Vermögen leben konnte, in Wandsbeck, einem Städtchen nahe bei Hamburg, nieder, und lebte hier glücklich im Kreise seiner Familie mit großer Einfachheit. Nur ein Jahr lang verwaltete er das Amt eines Oberlandcommissairs in Darmstadt. Die Sehnsucht trieb ihn, sein Amt niederzulegen, und nach seinem geliebten Wandsbeck zurückzukehren. Hier blieb er auch wohnen, als er das Amt eines Revisors der Bank in Altona erhielt, und

starb 1815 in Hamburg im Hause seines Schwiegersohnes, des Buchhändlers Perthes. Seine verschiedenen prosaischen Aufsätze und Gedichte, meist humoristisch und satyrisch, gab er gesammelt heraus unter dem Titel: Asmus, oder sämmtliche Werke des Wandsbecker Boten. Er sprach darin im Tone eines verständigen Bürgermannes, und ist durch seine Lieder recht eigentlich ein Volksdichter geworden. Nur fehlt es seinen Sachen an Feile, und seine Sprache ist nicht selten gar zu populär.

Zufriedenheit.

Ich bin vergnügt; im Siegeston
Verkünd' es mein Gedicht,
Und mancher Mann mit einer Kron'
Und Scepter ist es nicht.
Und wär' er's auch; nun, immerhin!
Mag er's! so ist er, was ich bin.

Des Sultans Pracht, des Moguls Geld,
Deß Glück, wie hieß er doch,
Der, als er Herr war von der Welt,
Zum Mond hinauf sah noch? —
Ich wünsche nichts von alle dem;
Zu lächeln drob fällt mir bequem.

Zufrieden sein, das ist mein Spruch!
Was hülf' mir Geld und Ehr'?
Das, was ich hab', ist mir genug;
Wer klug ist, wünscht nicht sehr;
Denn, was man wünschet, wenn man's hat,
So ist man darum doch nicht satt.

Und Geld und Ehr' ist obendrauf
Ein sehr zerbrechlich Glas.
Der Dinge wunderbarer Lauf
(Erfahrung lehret das)
Verändert wenig oft in viel,
Und setzt dem reichen Mann sein Ziel.

Recht thun, und edel sein und gut,
Ist mehr als Geld und Ehr';
Da hat man immer guten Muth
Und Freunde um sich her,
Und man ist stolz, und mit sich eins,
Scheut kein Geschöpf und fürchtet keins.

Ich bin vergnügt; im Siegeston
Verkünd' es mein Gedicht,
Und mancher Mann mit einer Kron'
Und Scepter ist es nicht.
Und wär' er's auch! nun immerhin!
Mag er's! so ist er, was ich bin.

---

v. Herder

wurde 1744 in Mohrungen in Ostpreußen geboren. Sein Vater, ein armer Tuchmacher, vertauschte das wenig einträgliche Geschäft mit dem Amte eines Glöckners und Lehrers an der Elementarschule. Die fromme Gesinnung seiner Eltern wirkte früh auf Herdern. Kaum konnte er lesen, so wurden ihm von den Eltern Bibel und Gesangbuch dringend empfohlen. Er lernte viele Gesänge auswendig, und fand vielen Geschmack an Chorälen. Den ersten Unterricht erhielt er in der Stadtschule seiner Vaterstadt. Obgleich der Rector ein finsterer und strenger Mann war, so gewann er doch Herdern wegen seines Fleißes lieb, und stellte ihn einmal seinen Mitschülern zum Muster vor. Dies bewirkte in Herder ein edles Selbstgefühl. Er lebte fast nur in seinen Büchern, und hatte nur wenig Umgang. Oft saß er stundenlang mit einem Buche in der Hand auf einem dichtbelaubten Baume, an dessen Aeste er sich, um nicht herabzufallen, mit seinem Bücherriemen anschnallte. Seine Wißbegierde war so groß, daß er selbst bei Tische gern las, und sah er im Vorbeigehn auf der Straße in einem Fenster ein Buch liegen, so trat er in das Haus, und bat den Besitzer, es ihm zu leihen. Dennoch schien die Armuth der Eltern und eine Thränenfistel an dem Auge die Ausführung seines Wunsches, zu studiren, sehr zu erschweren. Der Prediger Trescho in Mohrungen nahm ihn, 16 Jahre alt, als Abschreiber und Aufwärter zu sich, und er mußte, in ärmlicher Kleidung, Vielen ein Gegenstand des Mitleidens, alle häusliche Arbeiten verrichten, und selbst Fleisch und ähnliche Dinge vom Markte holen; denn er war zu einem Handwerke bestimmt. Diese Lage drückte sein Gemüth nieder und machte ihn verschlossen. Dabei arbeitete er unverdrossen fort, und saß jeden freien Augenblick über den Büchern, was er um so leichter konnte, da er in des Predigers Bibliothekzimmer schlief. Einst fand ihn

Treſcho am ſpäten Abend auf dem Bette in tiefem Schlafe ſitzen, und um ihn herum eine Menge zum Theil aufgeſchlagener Bücher. Dennoch blieb ein Handwerk ſeine Beſtimmung. Ein Umſtand entſchied endlich für ſein ganzes Leben. Es ſtand im ſiebenjährigen Kriege ein Regiment Ruſſen in Mohrungen. Der Regimentschirurgus lernte Herdern bei Treſcho kennen, gewann ihn lieb, und machte ihm den Vorſchlag, ihn mit nach Königsberg zu nehmen, und zur Wundarzneikunſt anzulernen. Herder ſchlug ein, und reiſte, 18 Jahr alt, mit nach Königsberg; nie hat er ſeitdem Mohrungen und ſeine Eltern wiedergeſehen. Zur Chirurgie paßte er nicht; es fehlte ihm dazu an Luſt, und bei einer Section, welcher er beiwohnte, ſank er in Ohnmacht. Dagegen erhielt er von einem Buchhändler die Erlaubniß, Bücher zu leſen, und endlich gelang es ihm, unter die Zahl der Studirenden aufgenommen zu werden. So fleißig er auch ſtudirte und Unterricht ertheilte, ſo lebte er doch anfangs in ſehr drückenden Verhältniſſen, bis er zum Lehrer an einem der dortigen Gymnaſien ernannt wurde. Doch ſchon nach kurzer Zeit, erſt 20 Jahre alt, wurde er auf die Empfehlung des Philoſophen Hamann, eines der tiefſten Denker ſeiner Zeit, als Lehrer an die Domſchule in Riga berufen. Er zeichnete ſich hier ſo durch guten und fleißigen Unterricht aus, daß er nach 3 Jahren einen Ruf als Schuldirektor nach St. Petersburg erhielt. Da er aber ſehr gebeten wurde, in Riga zu bleiben, und man ihm hier eine Predigerſtelle antrug, ſo ſchlug er jene Stelle aus, und blieb fürs erſte. Er trat jetzt auch als Schriftſteller auf, und erregte Aufmerkſamkeit. Dennoch war er des Lebens in dem abgelegnen Liefland bald überdrüßig. Er ſehnte ſich in die Welt, wollte durch Reiſen Erfahrungen ſammeln, und bat daher um ſeinen Abſchied, den man ihm ſehr ungern gab. Er ſchiffte ſich mit einem Freunde nach Nantes ein, fuhr Curland, Preußen, Schweden, Dänemark, England und die Niederlande vorbei, und landete glücklich in Nantes. Nach einigem Aufenthalte reiſte er nach Paris ab. Er bekam hier von einem Prediger in Kopenhagen den ehrenvollen Antrag, einen holſteinſchen Prinzen drei Jahre lang auf deſſen Reiſen zu begleiten. Er nahm ihn an, reiſte über Amſterdam, Hamburg und Kiel nach Eutin. Hier traf er mit dem Prinzen zuſammen. Die Reiſe mit dieſem ging nun über Hamburg, Han-

nover, Göttingen, Kassel, Hanau, Darmstadt, Karlsruhe nach Straßburg. Aber bald war ihm die Reisegesellschaft zuwider; er wünschte sich los zu machen, und daher kam ihm ein Antrag des geistreichen Grafen von Lippe, zu ihm nach Bückeburg zu kommen, sehr erwünscht. Er nahm ihn vorläufig an, und bat den Prinzen um seine Entlassung, die ihm auch, obwohl ungern, ertheilt wurde. In Straßburg machte er Bekanntschaft mit dem nachherigen berühmten Augenarzte und Mystiker Jung-Stilling (s. unten) und mit Göthe. Auch wurde hier sein schon krankes Auge so schlimm, daß er sich operiren lassen mußte, was aber nicht gelang, und ihn nöthigte, seinen Aufenthalt zu verlängern. Während dessen wurde die Freundschaft mit Göthe immer fester.

Endlich konnte Herder von Straßburg abreisen, kam, 27 Jahre alt, in Bückeburg an, und wurde Hofprediger und Konsistorialrath. Aber er und der Graf stimmten bald anfangs nicht; sie blieben einander fremd. Das Einzige, was ihn einigermaßen aufheiterte, war die Bekanntschaft mit der edlen und feinfühlenden Gräfin, die in stiller Zurückgezogenheit lebte. Es entstand zwischen beiden ein ununterbrochener Briefwechsel. „Ich fange," schreibt Herder darüber an einen Freund, „seit 14 Tagen in Bückeburg zu leben an, und alles scheint sich mir zu verändern durch die Veränderung Einer Seele. Die regierende Gräfin — wollen Sie sich ein Bild der Sanftmuth, Liebe und Engelsdemuth in Einer Person denken, so denken Sie sich sie. Sie hat sonderbare Schicksale gehabt. Eine geborne Gräfin von Lippe-Bisterfeld, aber eine verlassene Waise von Kindheit an. Sie ist unter Andere, Verwandte, Freunde, weggekommen, nach Magdeburg, Schlesien — da ist sie Pietisten in die Hände gefallen; ein weiches, fühlendes Herz unter solchen Umständen. — Sie können sich die Eindrücke selbst denken. Unser Herr hat sie darauf auf ihr Portrait geheirathet. Ich glaubte, daß ihr nach ihrer Denkart weder ich, noch meine Predigten gefallen könnten und gefielen; und — denken Sie, wie ich mich betrogen fand, da sie im Anfange dieses Jahres Gelegenheit suchte, selbst an mich zu schreiben. Und einen Brief von solcher Denkart, Vernunft, gutem Herzen und süßer Seele — wer war mehr erstaunt als ich? Ich schickte ihr Spaldings Bestimmung des Menschen, die sie noch nicht gelesen, und

heute bekomme ich dies Buch zurück mit einem Brief voll Dank und himmlischen Herzen. Sie ist zart und schwächlich; eine kleine Bläße liegt auf ihrem Gesicht, wie ein himmlischer Schleier, daß sie schon zu einer höhern Welt eingeweiht ist. So kommt sie mir immer vor — sie wird nicht lange leben.*) Ich will ihr einige Stunden widmen, und etwas über die Unsterblichkeit der Seele, über das Vorgefühl eines künftigen Lebens schon in dieser Welt schreiben." Die Religiosität der edlen Gräfin war bis dahin nicht ohne Schwärmerei gewesen; durch Herders vernünftige Religionsansichten wurde sie davon losgemacht, ihre Begriffe wurden aufgeklärt, und dadurch ihr Gemüth ruhiger.

Nach zwei Jahren seines Aufenthalts in Bückeburg vermählte sich Herder mit der Tochter des würtembergschen Amtsschaffners Flachsland. Die Verbindung war aus gegenseitiger Neigung entstanden, und dies bürgte für eine glückliche Ehe, die auch erfolgte. Bald darauf erhielt er einen Antrag, als Professor nach Göttingen zu kommen, aber die Sache zerschlug sich dadurch, daß ihm Göthe im Namen seines Herzogs den Vorschlag machte, die Stelle eines Generalsuperintendenten in Weimar anzunehmen. Mit Freuden schlug er ein.

Zwei und dreißig Jahre alt zog Herder als Konsistorialrath und Generalsuperintendent nach Weimar, und wurde mit allgemeiner Freude empfangen.

Im 45sten Jahre hatte er das Vergnügen, die Herzogin-Mutter nach Italien zu begleiten. Nach seiner Rückkunft wurde er zum Vicepräsidenten des Oberkonsistoriums ernannt. In den letzten Jahren seines Lebens kränkelte er viel; doch blieb er immer gleich thätig. Das Letzte, was er schrieb, waren folgende, wie im prophetischen Geiste geschriebenen Verse:

„In neue Gegenden entrückt,
Schaut mein begeistert Aug' umher — erblickt
Den Abglanz höh'rer Gottheit, ihre Welt,
Und diese Himmel, ihr Gezelt!
Mein schwacher Geist, in Staub gebeugt,
Faßt ihre Wunder nicht, — und schweigt."

---

*) Sie starb auch 4 Jahre später.

Er entschlief sanft 1803 am 18ten December, 59 Jahre alt. Sechs Jahre später starb auch seine, durch Geist und Herz ausgezeichnete, von ihm immer mit gleicher Liebe umfaßte Gattin.

Zwei Jahre vor seinem Tode hatte ihn der Kürfürst von Baiern in den Adelstand erhoben. Herder legte darauf so wenig Werth, daß er darüber schrieb: „dergleichen Auszeichnungen finde ich eben so klein als lächerlich; sie sind mir auch in meinem Wirkungskreise sehr entbehrlich."

Sonne und Mond.

Tochter der Schönheit, hüte vor Neide dich! Der Neid hat Engel vom Himmel gestürzt; er hat die holde Gestalt der Nacht, den schönen Mond, verdunkelt.

Vom Rath des Ewigen ging die schaffende Stimme aus: „Zwei Lichter sollen am Firmamente glänzen, als Könige der Erde, Entscheider der rollenden Zeit."

Er sprachs; es ward. Auf ging die Sonne, das erste Licht. Wie ein Bräutigam am Morgen aus seiner Kammer tritt, wie der Held sich freuet auf seiner Siegesbahn: so stand sie da, gekleidet in Gottes Glanz. Ein Kranz von allen Farben umfloß ihr Haupt; die Erde jauchzte; ihr dufteten die Kräuter; die Blumen schmückten sich.

Neidend stand das andre Licht, und sah, daß es die Herrliche nicht zu überglänzen vermochte. „Was sollen," sprach sie murrend bei sich selbst, „zwei Fürsten auf einem Throne? Warum muß ich die Zweite, und nicht die Erste seyn?" — Und plötzlich schwand, vom innern Gram verjagt, ihr schönes Licht hinweg; hinweg von ihr floß es weit in die Luft, und ward das Heer der Sterne.

Wie eine Todte bleich stand Luna da, beschämt vor allen Himmlischen, und weinte laut. „Erbarme dich, Vater der Wesen, erbarme dich mein!" Und ein Engel Gottes stand vor der Verfinsterten da, und sprach zu ihr des heiligen Schicksals Wort: „weil du das Licht der Sonne beneidet hast, Unglückliche, so mußt du künftig nur von ihrem Lichte glänzen; und wenn dich jene Erde dort vertritt, so stehest du, halb oder ganz, verfinstert da wie jetzt. — Doch, Kind des Irrthums, weine nicht! Der Allerbarmende hat dir deinen Fehl verziehn, und ihn in Wohl verwandelt." „Geh," sprach er, „zu der Reuenden, und sprich ihr tröstend zu; auch sie in ihrem Glanze sei Königin der Nächte, der Sterne Königin. Die Thränen ihrer Reue will ich zum Balsam machen, der alles Lechzende erquickt, der das vom Strahl der Sonne Ermattete mit neuer Kraft belebt."

Getröstet wandte sich Luna vom Antlitz des Engels weg, und als sie sich wandte, siehe! da umfloß sie jener milde Glanz, in welchem sie jetzt noch glänzt; sie trat den stillen Gang an, den sie noch jetzt geht. Beweinend ihre Schuld, sucht sie, wen sie erquicke; sie sucht, wen sie tröste.

Tochter der Schönheit, hüte vor Neide dich! Der Neid hat Engel vom Himmel gestürzt; er hat die holde Gestalt der Nacht, den schönen Mond, verdunkelt.

Freundschaft nach dem Tode.

„Wen von uns, den ersten, Gott hinwegnimmt,
Steht dem andern bei, auch nach dem Tode.
Dieses woll'n wir, Schwester, uns geloben,
Und die erste Bitt' an seinem Throne
Sei, daß Gott uns unsern Bund gewähre."

Anastasia und Theodora
Sprachen so, zwei schwesterliche Seelen,
Die nicht sich, die in einander lebten.
Sie besuchten Leidende und Kranke,
Labten sie mit dem, was sie erworben,
Und noch inniger mit Trost und Hoffnung.

Anastasia ging erst von hinnen;
Theodora blieb und ward die Mutter
Dreier Kinder, die ihr ihre Freundin
(Süßes Unterpfand) im Tode nachließ.

Und ein reicher Römer warf sein Auge
Auf die keusche, schöne Theodora;
Als sie seinem Willen fest entsagte,
Sollte sie im Kerker Hungers sterben.
Ins Gefängniß folgten ihr die Kinder;
Fest verschlossen ward der harte Kerker.

Aber ihre treue Himmelsfreundin
Hinderten nicht Riegel, Schloß und Mauern.
Anastasia erschien der Schwester
Täglich, spielte da mit ihren Kleinen,
Brachte jedem süße Himmelsspeise.
Theodora, wenn ihr Aug' in Schlummer
Sank, sie sah nur Sie, die Himmelsschwester,
Und erwachte; so erwacht am Morgen
Neugestärkt die jungfräuliche Rose.

Der Tyrann, ermüdet
Von der fabelhaften Wundernachricht,
Rüstet ihr ein Schiff, und gab Befehle,
Daß in Wellen ihren Tod sie fände.

Bald stand Anastasia am Steuer,
Als das Schiff ersank; es hob sich aufwärts,
Flog mit allen günst'gen Himmelswinden
Hin zum Ufer. Theodora kniete
Nieder mit den Knaben, die die Mutter
Liebend küßte. „Kinder, meine Schwester!
„Bald, o bald seh' ich Euch Alle wieder!
„Denn in Wellen nicht, o Theodora,
„Meines Todes wirst du sterben." Freundlich
Glänzend stand sie da, und schwebte sanft auf
Wie ein Stern, und war dem Aug' verschwunden.

Aber als in Flammen Theodora
Gott pries, welch ein Wunder in der Flamme!
Zwei Jungfrauen, die wie Engel Gottes
Sich umarmen. Fächelt nicht die Eine
Der Gebundnen kühlend ab die Flamme?
Und besprenget sie mit thau'nden Düften?
Seht die Bande fallen! Ihre Knaben
Schlingen sich um sie; ein Kranz von Rosen
Blühet um ihr Haar; der Thau des Himmels
Wird zu Perlen. Seht, sie steigen aufwärts
Auf den hellen Fittigen der Flamme,
Ungetrennt im Tode, Mutter, Kinder,
Anastasia und Theodora.

Steigt, ihr Festverschlung'nen, auf gen Himmel,
Und genießet Eurer Liebe Freuden!
Aber uns hienieden wecket Herzen,
Die Euch gleichen und wie Ihr sich beisteh'n,
Anastasia und Theodora.

Gotter

wurde 1746 in Gotha, wo sein Vater als Geheimer-Assistenzrath allgemeiner Achtung genoß, geboren. Schon früh zeigte er als Knabe ausgezeichnete Fähigkeiten zur Poesie, und dichtete schon als Schüler. Er liebte vorzugsweise die französische Literatur, und augenscheinlich hatte dies Studium einen großen Einfluß auf seine Art zu dichten. Er studirte in Göttingen die Rechte, und trieb daneben die schönen Wissenschaften. Nach der Rückkehr in seine Vaterstadt wurde er hier als Geheimer-Archivar angestellt.

Als er nach einigen Jahren zum 2ten Male als Aufseher zweier junger Edelleute nach Göttingen ging, vereinigte er sich hier mit seinem Freunde Boie (gestorben 1806 als dänischer Etatsrath im Holsteinschen) zur Herausgabe des göttingischen Musenalmanachs, der späterhin von Boie allein, dann von Göckingk und Bürger fortgesetzt wurde. Die in demselben erschienenen Gedichte Gotters wurden mit großem Beifall aufgenommen, und verbreiteten seinen Ruhm. Nach einem Jahre kehrte er nach Gotha in sein früheres Dienstverhältniß zurück. Das vorzügliche Theater, das damals in Gotha war, ermunterte ihn, sein großes Talent für dramatische Poesie zu zeigen, und so gingen mehrere gelungene Trauerspiele aus seiner Feder hervor. Um jene Zeit war Lessing mit dem Grundsatze aufgetreten, daß das Drama, selbst das Trauerspiel, sich getreu an die Natur halten, daß man darin dem Shakespeare nachahmen müsse, und daß die künstlerische Haltung, die man von den französischen Tragikern angenommen hatte, fehlerhaft sei. Gotter konnte sich damit nicht ganz einigen, und zog die kunstvollere der natürlichen Darstellung vor, weil er der französischen Literatur vorzugsweise ergeben war. Eine besondere Fertigkeit besaß er, aus dem Stegreife in Versen zu sprechen, Endreime auszufüllen und andere poetische Scherze auszuführen. Späterhin wurde er Geheimer-Secretair, und als solcher starb er 1797.

Gotter war einer der besten Dichter aus der letzten Hälfte des 18ten Jahrhunderts. Er versuchte sich in allen Formen der dramatischen Poesie, im Liede, in der Elegie, der Epistel und der Erzählung, und zeichnete sich durch feinen Scherz und gewählten Ausdruck aus.

Elegie bei einer Wiege.

Schlaf immerhin die erste Zeit des Lebens!
Dir gab die gütige Natur
Den süßen Hang zur Ruhe nicht vergebens;
Drum schlafe, Knabe, nur!

Noch athmest du, frei von der Erde Sorgen,
Und fühllos gegen ihre Pracht!
Willkommen gleich dem frischbekränzten Morgen
Ist dir die sternenlose Nacht.

Auf deinen Lippen schwebt der Unschuld Lächeln;
Sie wachet über deiner Ruh,
Und ihre Genien, dir ähnlich, fächeln
Mit Rosen dir Erfrischung zu.

Ach! allzubald entreißt sich, pflichtvergessen,
Der Jüngling ihrer frommen Hut,
Und wählt, der Leidenschaften Bahn zu messen
Zu seinem Führer — Uebermuth.

Schon schmücket sich die Sinnlichkeit, ihn zu empfangen,
Reicht ihm den Taumelkelch der Lust;
Er leeret ihn mit glühendem Verlangen,
Und trinkt den Tod, sich unbewußt.

Nun foltern ihn Verzweiflung, Reue, Sorgen;
Tod ist er für der Schöpfung Pracht;
Nun trauert ihm der frischbekränzte Morgen,
Schreckt ihn die sternenlose Nacht.

Schlaf immerhin, weil mit geheimen Bissen
Kein Gram den stillen Busen nagt,
Weil noch das unversöhnliche Gewissen
Vor keinem Richter dich verklagt.

Ich schlief wie du. Jetzt meidet mich der Schlummer;
Bang irrt im Lebenslabyrinth
Mein Fuß umher; tief seufzt aus mir der Kummer:
„O Himmel! wär' ich noch ein Kind!"

Der Dorfkirchhof.

(Nach dem Englischen von Gray.)

Elegie.

Die Abendglocke ruft den müden Tag zu Grabe;
Mattblökend kehrt das Vieh in langsam schwerem Trabe
Heim von der Au; es sucht der Landmann seine Thür',
Und überläßt die Welt der Dunkelheit und mir.
Der Landschaft zitternd Bild sinkt in der Dämmrung Hülle,
Und durch die ganze Luft herrscht feierliche Stille;
Nur daß ein Käfer hier mit trägem Fluge schwirrt,
Und schläfrig um mein Ohr ein fernes Läuten irrt,
Und daß aus jenem Thurm, den Epheu dicht umschlinget,
In dessen alte Kluft kein Strahl des Tages dringet,
Die Eule schauervoll dem blassen Monde klagt,
Ein Wandrer habe sie zu stören sich gewagt.

Hier, wo die Ulme traur't, der Eibe Schatten schrecket,
Wo mürbe Hügel Staubs ein dürrer Rasen decket,
Schläft, in ein enges Grab versenkt auf immerdar,
Von diesem armen Dorf der Väter rohe Schaar.
Sie ruft der Morgen nun, der duftend niederwallet,
Der Schwalbe zwitschernd Lied, das aus dem Strohdach schallet,
Des Hahns Trompetenton, des Hornes Widerklang,
Nicht mehr vom schlechten Bett' zu Arbeit und Gesang.
Nicht mehr wird nun für sie des Heerdes Flamme lodern,
Kein Weib am Abend sie mit Sehnsucht wiederfodern,
Sich den Geschäften ganz für ihre Pflege weihn,
Und keine Kinder mehr nach ihrem Vater schrein,
Still lauschen, wenn er kommt, sich ihm entgegendrängen,
Und, sich um einen Kuß beneidend, an ihn hängen.
Oft tönete die Flur von ihrer Sichel Klang;
Es war ihr Pflug, der oft die harten Schollen zwang;
Wie froh zog ihr Gespann vor ihnen auf die Felder!
Wie beugten sich, erlegt durch ihren Streich, die Wälder!

Der Ehrgeiz spotte nicht der Arbeit ihrer Hand,
Verlache nicht ihr Glück und ihren niedern Stand;
Der Große höre nicht, Hohnlächeln im Gesichte,
Des Armen kurze, doch belehrende Geschichte.
Nicht zu vermeiden droht ein letzter Augenblick
Dem Dünkel der Geburt, der Herrschaft stolzem Glück,
Der Schönheit Zaubermacht, des Goldes Eigenthume;
Zum Grabe leiten nur die Wege zu dem Ruhme.
Verzeihe denn, o Stolz, daß glänzende Trophä'n
Zu ihrer Ehre nicht um diese Gräber stehn,
Und daß im Tempel nicht, durch tiefgewölbte Hallen,
Der Chöre Harmonie'n von ihren Thaten schallen.
Ergötzt ein Marmorbild den nachtumwölkten Blick?
Lockt den entflohnen Geist ein Trauermaal zurück?
Kann in die öde Gruft des Ruhmes Nachhall dringen?
Läßt sich des Todes Ohr durch Schmeicheleien zwingen?

Wie manche deckt vielleicht hier die Verwesung tief,
In deren edler Brust ein Götterfunke schlief!
Provinzen hätten sie mit wachem Blick beschirmet,
In hohes Saitenspiel Begeisterung gestürmet,
Hätt' ihnen Wissenschaft ihr großes Buch entrollt,
In welches jede Zeit den Schatz der Völker zollt,
Hätt' Elend nicht ihr Haupt in tiefen Staub gedrücket,
Ihr Feuer ausgelöscht, und ihr Genie ersticket.
Wie manche Ros' im Thal erröthet ungesehn,
Haucht ihren Duft umsonst, und stirbt vergebens schön!

Wie manchen edeln Stein hält, vor der Menschen Sorgen,
Der unerforschte Grund des Oceans verborgen!
So ruhet Mancher hier, der einst mit kühner Hand,
Ein Franklin*) seines Dorfs, dem Frevel widerstand,
Und mancher Milton**), stumm, vermischt mit andern Todten,
Und mancher Cromwell, rein vom Blut der Patrioten.
Sie konnten nicht voll Muth Gefahr und Tod verschmähn,
Nicht, folgsam ihrem Wink, Senate zittern sehn,
Mit Ueberflusse nicht ein selig Land beglücken,
Nicht lesen ihren Werth in eines Volkes Blicken.
Doch schränkte nicht ihr Loos nur ihre Tugend ein,
Die Laster wurden auch in ihrer Hütte klein.
Sie durften nicht mit Blut die Thronenwege gießen,
Die Thore des Gefühls dem Elend nicht verschließen,
Nicht Menschen scheun, wenn laut im Busen Wahrheit spricht,
Den Zeugen edler Scham nicht tilgen vom Gesicht.
Von der unedlen Bahn des Städtervolks entfernt,
Hat ihr bescheidner Wunsch Ausschweifung nie gelernt.
Kühl war ihr Lebensthal und dem Geräusch entlegen;
Zufrieden wallten sie auf ihren stillen Wegen.

Doch ruft ein Denkmal noch, das die Gebeine schützt,
Zerbrechlich aufgebaut, barbarisch ausgeschnitzt,
Geziert nach altem Brauch mit ungefeilten Reimen,
Den frommen Wanderer, mit Thränen hier zu säumen.
Die Muse hat sich Lob und Elegie erspart,
Nur ihre Namen, nur ihr Alter aufbewahrt,
Und den noch leeren Raum mit manchem Spruch geehret,
Der dieses arme Volk die Kunst zu sterben lehret.
Denn welcher Sterbliche wirft sehnend nicht den Blick
In eine schöne Flur, die er verließ, zurück?
Wer hat gedankenlos, von Sicherheit berauschet,
Dies ängstlich süße Seyn mit jener Nacht vertauschet?
Ein Auge, das sich schließt, ein halbgebrochnes Herz,
Heischt eine Thräne doch und eines Freundes Schmerz;
Es rufet noch Natur aus unsrer Gruft; es lodert
Ihr Feuer unverlöscht, wenn unsre Asche modert.

Du, der die Todten hier, die keine Zunge preist,
Aus der Vergessenheit durch deine Leyer reißt,

---

*) Benj. Franklin, geboren in Boston in Nordamerika, einer der braysten und verständigsten Männer seiner Zeit, war anfangs Buchdrucker, späterhin General-Postmeister in Nordamerika, dann amerikanischer Gesandter in Frankreich, nahm einen entscheidenden Antheil an der Befreiung seines Vaterlandes, erfand den Blitzableiter, und genoß als Staatsmann und Physiker der allgemeinen Achtung. Er starb in Philadelphia 1790.

**) Milton war englischer Staatssecretair und berühmter Dichter, gestorben 1674.

Vielleicht sucht trauernd einst ein dir verwandtes Wesen
Noch deinen Hügel auf, und fragt: wer du gewesen?
Dann spricht ein grauer Hirt: „Wann dämmernd auf den Höhn
„Der Morgen zitterte, hab' ich ihn oft gesehn.
„Durch das bethaute Gras rauscht' er mit schnellen Füßen
„Zu jenem Hügel hin, die Sonne zu begrüßen.
„Dort an der Buche Fuß, die schon vor Alter nickt,
„Die Wurzeln aufwärts dreht, und ihre Zweige bückt,
„Streckt' er am Mittag sich, verdrossen, unbelauschet;
„Starr sah er in den Bach, der dort vorüberrauschet;
„Bald schlich er in den Hain, und schmerzlich lächelt' er;
„Bald murmelt er vor sich verworrne Träume her;
„Bald hing er bleich sein Haupt, wie ein Verlaßner, trübe,
„Genagt von innerm Gram und hoffnungsloser Liebe.
„An einem Morgenroth eilt' ich zum Hügel hin,
„Wo ich ihn immer fand, und — da vermißt' ich ihn.
„Ich eilte nach der Au, zu seinem Lieblingsbaume,
„Allein ich fand ihn nicht, wie sonst, in süßem Traume.
„Ein zweiter Morgen kam, weit schaut' ich um mich her,
„Doch ich erblickt' ihn nicht am Bach, im Hain nicht mehr.
„Tags drauf ach! sahn wir ihn, bei Liedern und bei Klagen
„In feierlichem Zug nach unserm Kirchhof tragen.
„Siehst du den Dornstrauch dort? Komm! — lesen kannst du ja! —
„Lies! Hier an diesem Stein steht seine Grabschrift! Da!"

Ein Jüngling ruhet hier in unsrer Mutter Schooß,
Dem Glücke nicht bekannt, durch keinen Nachruhm groß.
Sein niedrig Wiegenbett' verschmähten nicht die Musen,
Und Schwermuth weihte sich zur Wohnung seinen Busen.
Voll Güte war sein Herz und der Verstellung feind;
Voll Güte krönete der Himmel sein Begehren,
Er schenkte Leidenden sein ganz Vermögen — Zähren.
Gewährt ward ihm dafür sein ganzer Wunsch — ein Freund.
Wag' in das Heiligthum nicht tiefer einzuschauen,
Das seine Tugenden und seine Fehler mißt!
Ach! beide liegen sie mit zitterndem Vertrauen
In dessen Brust versenkt, der Gott und Vater ist.

Bürger

wurde 1748 in Wolmerswende bei Halberstadt geboren. Sein Vater war Prediger. Als Kind war er nicht nur schwächlich,

sondern zeigte auch keine sonderlichen Anlagen. Aber er suchte die Einsamkeit, und besonders düstere Wälder und Einöden, die schauerliche Gefühle erwecken. Er fing früh an, Verse zu machen, aber das Latein wollte ihm gar nicht in den Kopf, so viel Schläge er darüber auch bekam. Mit 12 Jahren nahm ihn sein Großvater, Prediger in Aschersleben, zu sich, und übernahm seit der Zeit seine Erziehung und seinen Unterhalt, besonders da der Vater bald darauf starb. Er brachte den Knaben nach Halle aufs Pädagogium, wo Göckingk sein Mitschüler war, mit dem er sich im Versmachen übte. Mit 16 Jahren ging er auf die Universität Halle, um — so wollte es der Großvater — Theologie zu studiren. Da er aber dazu gar keine Neigung hatte, so war er unfleißig. Sein Großvater rief ihn daher zornig zurück, und schickte ihn nachher nach Göttingen, wo er die Rechte studirte. Aber auch hier ergab er sich manchen Unordnungen. Der Großvater sagte sich daher ganz von ihm los, und gewiß wäre Bürger ganz verdorben worden, hätte er nicht Bekanntschaft gemacht mit mehreren edlen Jünglingen, die sich dort verbunden hatten, um sich in Dichtungen zu üben, und sich durch gemeinschaftliche Lectüre zu bilden. Es waren darunter: Voß, Hölty, Miller, die beiden Grafen Stolberg, Boie u. A. Am nützlichsten wirkte auf diesen Bund, den sie den Hainbund (1772) nannten, Boie, nicht durch seine Gedichte, deren er wenige verfertigte, sondern durch seine treffenden Bemerkungen und Urtheile. Boie war es auch, der Bürgern, als dieser von Nahrungssorgen gedrückt wurde, die Stelle eines Justizbeamten in Altengleichen im Hannöverschen verschaffte. Der gute Großvater söhnte sich zwar wieder mit ihm aus, bezahlte auch die göttinger Gläubiger seines Enkels, aber dieser mußte doch auch ferner mit Nahrungssorgen kämpfen, da ihn das Amt nur kärglich nährte, und ein treuloser Freund ihn um das Geld betrog, das der Großvater für ihn bestimmt hatte. Um diese Zeit dichtete er mehreres, unter andern seine berühmte Lenore. Er verheirathete sich mit der ältesten Tochter eines benachbarten Beamten, fand aber durch diese höchst edle Frau nicht das Glück, das er erwartet hatte. Denn unglücklicherweise erschien ihm bald die jüngere Schwester seiner Frau weit liebenswürdiger als jene. Seine brave Frau bemerkte die gegenseitige Neigung ihrer Schwester und ihres

Mannes, und war edel genug, dies Mißverhältniß mit Nachsicht und Liebe zu ertragen. Dazu kam, daß er, um seine Umstände zu verbessern, eine Pachtung übernahm, durch welche er noch mehr zurück kam, da weder er noch seine Frau die Landwirthschaft verstanden. Nach einer zehnjährigen Ehe starb seine Frau. Er verheirathete sich nun mit seiner geliebten Molly, legte sein Amt nieder, und zog nach Göttingen, um dort Vorlesungen zu halten. Siehe! da starb ihm Molly schon im ersten Jahre ihrer Ehe. Dieser Tod raubte ihm anfangs allen Lebensmuth; doch suchte er Zerstreuung in Fortsetzung seiner Vorlesungen, und wurde endlich zum außerordentlichen Professor ohne Gehalt ernannt. Um für seine 3 Kinder eine Mutter zu bekommen, entschloß er sich zu einer dritten Heirath. Während er noch nicht wußte, wen er wählen sollte, erhielt er einen Brief in Versen aus Stuttgart; die Tochter eines Beamten, die seine Gedichte gelesen hatte und dadurch für ihn begeistert war, trug ihm Herz und Hand an. Anfangs lachte er über den närrischen Einfall; endlich aber erkundigte er sich nach dem Schwabenmädchen, und da er hörte, daß sie liebenswürdig wäre, so antwortete er ihr in Versen, daß er ihre Hand annähme. Aber schon nach wenigen Wochen sah er, wie unglücklich er gewählt habe, und daß eine poetische Ehe selten eine glückliche sei. Sie war eine unordentliche Wirthin, behandelte ihn schnöde, und betrog ihn auf jede Weise, so daß er nach unendlichem Aerger sich gerichtlich von ihr scheiden mußte. Die Geschiedene, Elise Bürger, suchte ihr Leben eine Zeit lang als Schauspielerin zu fristen, und ist auch bereits, in Verachtung, gestorben. Der vielfache Verdruß, den sie ihm gemacht, hatte seine Gesundheit vollends zerstört, und seinen Lebensmuth ertödtet. Er lebte von Jedermann zurückgezogen, meist im verschlossenen Zimmer, von Schulden gedrückt, und von Sorgen für die Zukunft gequält. In der drückendsten Noth erfreute ihn ein unerwartetes Geschenk der hannöverschen Regierung und die Aussicht auf Gehalt; er ahnte nicht, daß er das letztere nicht mehr bedürfen würde. Als er wenige Tage vor seinem Tode durch den Arzt seine nahe Auflösung erfuhr, war er gefaßt, und wünschte sich nur ein leichtes Ende. Dies wurde ihm; er entschlief ganz sanft, 1794.

Bürger hat sich in Oden, Liedern, Balladen, Erzählungen

und Epigrammen versucht. Die Lebhaftigkeit und Deutlichkeit seiner Darstellungen, die Zartheit seiner Empfindungen und der Wohllaut seiner Verse machten ihn zu einem der beliebtesten Dichter, so daß er mehr als jeder Andre ein Volksdichter war. Nur verleitete ihn sein Streben nach Popularität und Kraft oft zur Wahl von Ausdrücken, die man als zu derb, zuweilen sogar als unanständig, wegwünschen möchte. Fast meisterhaft ist er als Balladen- und Romanzensänger. Hier weiß er die Charaktere trefflich zu malen, das Interesse der Leser zu erwecken, zu spannen und sie mit dem Grauen der Geisterwelt zu umgeben, wie kein Andrer, z. B. Lenore, die Entführung, der wilde Jäger, des Pfarrers Tochter von Taubenheim. Als Mensch war er sehr achtungswerth. Sein Leichtsinn und seine schlechte Wirthschaft waren schuld, daß er nie sorgenfrei leben konnte; aber er hatte ein edles Herz, war wohlwollend gegen Jedermann, wohlthätig über Vermögen, sogar gegen seine Feinde, und unbestechlich redlich. „Gute und edle Handlungen rissen ihn zu lebhafter Freude und lauter Bewunderung hin; aber schlechte und unedle Thaten empörten und reizten ihn zu großem Unwillen, den er oft in starken Ausdrücken äußerte."

Das Lied vom braven Manne.

Hoch klingt das Lied vom braven Mann,
Wie Orgelton und Glockenklang.
Wer hohes Muths sich rühmen kann,
Den lohnt nicht Gold, den lohnt Gesang.
Gott Lob! daß ich singen und preisen kann:
Zu singen, zu preisen den braven Mann.

Der Thauwind kam vom Mittagsmeer,
Und schnob durch Welschland, trüb' und feucht.
Die Wolken flogen vor ihm her,
Wie wenn der Wolf die Heerde scheucht.
Er fegte die Felder, zerbrach den Forst;
Auf Seen und Strömen das Grundeis borst.

Am Hochgebirge schmolz der Schnee,
Der Sturz von tausend Wassern scholl;

Das Wiesenthal begrub ein See;
Des Landes Heerstrom wuchs und schwoll;
Hoch rollten die Wogen, entlang ihr Gleis,
Und rollten gewaltige Felsen Eis.

Auf Pfeilern und auf Bogen schwer,
Auf Quaderstein von unten auf,
Lag eine Brücke drüber her,
Und mitten stand ein Häuschen drauf.
Hier wohnte der Zöllner mit Weib und Kind.
„O Zöllner, o Zöllner! Entfleuch geschwind!"

Es dröhnt' und dröhnte dumpf heran;
Laut heulten Sturm und Wog' ums Haus.
Der Zöllner sprang zum Dach hinan,
Und blickt in den Tumult hinaus.
„Barmherziger Himmel! Erbarme dich!
„Verloren! Verloren! Wer rettet mich?"

Die Schollen rollten, Schuß auf Schuß;
Von beiden Ufern, hier und dort,
Von beiden Ufern riß der Fluß
Die Pfeiler sammt den Bogen fort.
Der bebende Zöllner, mit Weib und Kind,
Er heulte noch lauter als Strom und Wind.

Die Schollen rollten, Stoß auf Stoß;
An beiden Enden, hier und dort,
Zerborsten und zertrümmert, schoß
Ein Pfeiler nach dem andern fort.
Bald nahte der Mitte der Umsturz sich.
„Barmherziger Himmel! Erbarme dich!"

Hoch auf dem fernen Ufer stand
Ein Schwarm von Gaffern, groß und klein;
Und jeder schrie, und rang die Hand;
Doch mochte Niemand Retter sein.
Der bebende Zöllner mit Weib und Kind
Durchheulte nach Rettung den Strom und Wind.

Wann klingst du, Lied vom braven Mann,
Wie Orgelton und Glockenklang?
Wohlan! So nenn' ihn, nenn' ihn dann!
Wenn nennst du ihn, mein braver Sang?
Bald nahet der Mitte der Umsturz sich.
O braver Mann! Braver Mann! Zeige dich!

Rasch galloppirt' ein Graf hervor,
Auf hohem Roß ein edler Graf.
Was hielt des Grafen Hand empor?
Ein Beutel war es, voll und straff.
„Zweihundert Pistolen sind zugesagt
Dem, welcher die Rettung der Armen wagt."

Wer ist der Brave? Ist's der Graf?
Sag' an, mein braver Sang, sag' an!
Der Graf, beim höchsten Gott! war brav!
Doch weiß ich einen bravern Mann.
O braver Mann! Braver Mann! Zeige dich!
Schon naht das Verderben sich fürchterlich.

Und immer höher schwoll die Fluth;
Und immer lauter schnob der Wind;
Und immer tiefer sank der Muth.
O Retter! Retter! Komm geschwind!
Stets Pfeiler bei Pfeiler zerborst und brach.
Laut krachten und stürzten die Bogen nach.

„Halloh! Halloh! Frisch auf gewagt!"
Hoch hielt der Graf den Preis empor,
Ein Jeder hört's, doch Jeder zagt;
Aus Tausenden tritt Keiner vor.
Vergebens durchheulte mit Weib und Kind
Der Zöllner nach Rettung den Strom und Wind.

Sieh, schlecht und recht, ein Bauersmann
Am Wanderstabe schritt daher,
Mit grobem Kittel angethan,
An Wuchs und Antlitz hoch und hehr.
Er hörte den Grafen, vernahm sein Wort,
Und schaute das nahe Verderben dort.

Und kühn, in Gottes Namen, sprang
Er in den nächsten Fischerkahn;
Trotz Wirbel, Sturm und Wogendrang,
Kam der Erretter glücklich an;
Doch wehe! der Nachen war allzuklein,
Der Retter von Allen zugleich zu sein.

Und dreimal zwang er seinen Kahn,
Trotz Wirbel, Sturm und Wogendrang;
Und dreimal kam er glücklich an,
Bis ihm die Rettung ganz gelang.
Kaum kamen die Letzten in sichern Port,
So rollte das letzte Getrümmer fort.

Wer ist, wer ist der brave Mann?
Sag' an, sag' an, mein braver Sang!
Der Bauer wagt' ein Leben dran;
Doch that ers wohl um Goldesklang?
Denn spendete nimmer der Graf sein Gut,
So wagte der Bauer vielleicht kein Blut.

„Hier," rief der Graf, „mein wackrer Freund!
„Hier ist dein Preis! Komm her! Nimm hin!"
Sag' an, war das nicht brav gemeint?
Bei Gott! der Graf trug hohen Sinn.
Doch höher und himmlischer, wahrlich! schlug
Das Herz, das der Bauer im Kittel trug.

„Mein Leben ist für Gold nicht feil.
„Arm bin ich zwar, doch eff' ich satt.
„Dem Zöllner werd' Eu'r Gold zu Theil,
„Der Hab und Gut verloren hat!"
So rief er mit adligem Biederton,
Und wandte den Rücken, und ging davon.

Hoch klingst du, Lied vom braven Mann,
Wie Orgelton und Glockenklang!
Wer solches Muths sich rühmen kann,
Den lohnt kein Gold, den lohnt Gesang.
Gott Lob! daß ich singen und preisen kann,
Unsterblich zu preisen den braven Mann.

Bei dem Grabe meines guten Großvaters.

Ruhe, süße Ruhe schwebe
Friedlich über dieser Gruft!
Niemand spotte dieser Asche,
Die ich jetzt mit Thränen wasche,
Und kein Fluch erschüttre diese Luft!

Denn dem Frommen, der hier schlummert,
Galt der Werth der Redlichkeit.
Was vordem, in goldnen Jahren,
Deutsche Biedermänner waren,
War er den Genossen seiner Zeit.

Dieser Biederseele Flecken
Rüge keine Lästerung!
Denn was Flecken war, vermodert;
Nur der Himmelsfunke lodert
Einst, geläutert, zur Verherrlichung.

Ach, er war mein treuer Pfleger
Von dem Wiegenalter an.
Was ich bin und was ich habe,
Gab der Mann in diesem Grabe.
Alles dank' ich dir, du guter Mann! —

Ruhe, süße Ruhe schwebe
Friedlich über dieser Gruft!
Bis der himmlische Belohner
Ihren ehrlichen Bewohner,
Seine Krone zu empfangen, ruft!

Das Blümchen Wunderhold.

Es blüht ein Blümchen irgend wo
In einem stillen Thal.
Das schmeichelt Aug' und Herz so froh,
Wie Abendsonnenstrahl.
Das ist viel köstlicher als Gold,
Als Perl' und Diamant.
Drum wird es Blümchen Wunderhold
Mit gutem Fug genannt.

Wohl sänge sich ein langes Lied
Von meines Blümchens Kraft:
Wie es am Leib und am Gemüth
So hohe Wunder schafft.
Was kein geheimes Elixir
Dir sonst gewähren kann,
Das leistet traun! mein Blümchen dir.
Man säh' es ihm nicht an.

Wer Wunderhold im Busen hegt,
Wird wie ein Engel schön.
Das hab' ich, inniglich bewegt,
An Mann und Weib gesehn.
An Mann und Weib, alt oder jung,
Ziehts, wie ein Talisman,
Der schönsten Seelen Huldigung
Unwiderstehlich an.

Auf steifem Hals ein Strotzerhaupt,
Das über alle Höhn
Weit, weit hinaus zu ragen glaubt,
Läßt doch gewiß nicht schön.

Wenn irgend nun ein Rang, wenn Gold
Zu steif den Hals dir gab,
So schmeidigt ihn mein Wunderhold,
Und biegt dein Haupt herab.

Es webet über dein Gesicht
Der Anmuth Rosenflor,
Und zieht des Auges grellem Licht
Die Wimper mildernd vor.
Es theilt der Flöte weichen Klang
Des Schreiers Kehle mit,
Und wandelt in Zephyrengang
Des Stürmers Poltertritt.

Der Laute gleicht des Menschen Herz,
Zu Sang und Klang gebaut;
Doch spielen sie oft Lust und Schmerz
Zu stürmisch und zu laut:
Der Schmerz, wenn Ehre, Macht und Gold
Vor deinen Wünschen fliehn;
Und Lust, wenn sie in deinen Sold
Mit Siegeskränzen ziehn.

O! wie dann Wunderhold das Herz
So mild und lieblich stimmt!
Wie allgefällig Ernst und Scherz
In seinem Zauber schwimmt!
Wie man alsdann nichts thut und spricht,
Drob Jemand zürnen kann!
Das macht, man trotzt und strotzet nicht,
Und drängt sich nicht voran.

O! wie man dann so wohlgemuth,
So friedlich lebt und webt!
Wie um das Lager, wo man ruht,
Der Schlaf so segnend schwebt!
Denn Wunderhold hält Alles fern,
Was giftig beißt und sticht;
Und stäch' ein Molch auch noch so gern,
So kann und kann er nicht.

Ich sing', o Lieber, glaub' es mir,
Nichts aus der Fabelwelt,
Wenn gleich ein solches Wunder dir
Fast hart zu glauben fällt,

Mein Lied ist nur ein Widerschein
Der Himmelsherrlichkeit,
Die Wunderhold auf Groß und Klein
In Thun und Wesen streut.

Ach! hättest du nur die gekannt,
Die einst mein Kleinod war . . . .
Der Tod entriß sie meiner Hand
Hart hinterm Traualtar . . . .
Dann würdest du es ganz verstehn,
Was Wunderhold vermag,
Und in das Licht der Wahrheit sehn,
Wie in den hellen Tag.

Wohl hundertmal verdankt' ich ihr
Des Blümchens Segensflor;
Sanft schob sie's in den Busen mir
Zurück, wenn ich's verlor.
Jetzt rafft ein Geist der Ungeduld
Es oft mir aus der Brust.
Erst, wenn ich büße meine Schuld,
Bereu' ich den Verlust.

O! was des Blümchens Wunderkraft
Am Leib' und am Gemüth
Ihr, meiner Holden, einst verschafft,
Faßt nicht das längste Lied!
Weil's, mehr als Seide, Perl' und Gold,
Der Schönheit Zier verleiht,
So nenn' ich's Blümchen Wunderhold;
Sonst heißt's: Bescheidenheit.

Leopold Friedrich Günther v. Göckingk

wurde 1748 in Grüningen, einem Städtchen bei Halberstadt, geboren. Nachdem er auf dem Pädagogium in Halle erzogen worden war, studirte er die Rechte in Halle, wo er mit Bürger eine innige Freundschaft schloß. Als Dichter hat er das meiste gelei-
stet, während er Kanzleidirector in Ellrich war. Hier lebte er, bei geringer Einnahme, sehr glücklich. Nachdem er einige Jahre als Kriegsrath in Magdeburg und in Wernigerode gestanden hatte, wurde er Geheimeroberfinanzrath in Berlin und vom Kö-

nige geadelt. Er legte am Abend seines Lebens sein Amt nieder, und starb 1828 in Deutsch-Wartenberg in Schlesien, wo er seine Tochter besucht hatte.

Er gehörte zu den Lieblingsdichtern der Deutschen. Ausgezeichnet sind seine Episteln, in denen er alle seine Zeitgenossen übertraf. In ihnen und seinen Liedern herrscht, bei Natürlichkeit des Ausdrucks und Leichtigkeit der Versification, ungemeine Zartheit der Empfindungen. Nur leidet der Ausdruck zuweilen an zu großer Breite. Auch seine Epigramme sind meist recht scharf und witzig.

Epistel an den König von Siam*).

(Abgekürzt.)

Der alte Grünewald mit sammt dem Elephanten
Ist wieder da. Halb Deutschland hat er kaum
Durchzogen; denn der guten Seele brannten
Die Sohlen, um bei mir, der Nacht für Nacht im Traum
Ihm vorgekommen war, (trotz allem Widerrathen
Der Frau), nur bald genug zu seyn,
Und seinen Beutel voll Ducaten
Auf meinen Schreibtisch hinzustreun.

„Hier, Herr, ist alles, was der Elephant
„Verdient mir hat! Vor allen Dingen
„Möcht' ich nun gern — mit Gott wird's ja gelingen!
„Das treue Thier auch in sein Vaterland —
„Wie heißt's doch gleich? — zurück wohl bringen." —

Ei, Grünewald, weißt du auch wohl, wie weit
Das Siam ist, woher wir ihn bekommen? —

„Thut nichts! Ich reis' in Gottes Namen,
„Und was ich brauch', ist Kleinigkeit;
„Der Elephant muß Heu im Schiffe fressen.
„Doch, Herr, da hätt' ich ja beinah'
„Mein Weib, das böse Thier, vergessen;

*) Göckingk hatte seine Gedichte scherzhafterweise dem König v. Siam dedicirt, und um einen Elephanten gebeten. Der erbetene Elephant kam angeblich nach Ellrich; da G. aber fand, daß er zu viel verzehre, so schenkte er ihn seines Vaters altem Jäger Grünewald, der ihn für Geld sehen lassen und mit ihm in Deutschland umherziehen sollte. Dies hatte er in einer früheren Epistel dem Könige gemeldet.

„Für diese sorgen Sie doch ja!
„Und — ja — hab' ich das Thier an Ort und Stelle
„Gebracht, so kehr' ich wieder um.
„Doch, lieber Herr, auf alle Fälle
„Gefaßt zu sein" — —

Auf einmal ward er stumm,
Und sah mich weinend an, als sollt' ich ihn errathen.
„Nein," sagt' ich, „lieber Grünewald,
„Nimm deinen Beutel voll Ducaten,
„Und kaufe Land. Auf unsern fetten Saaten
„Vergißt der Elephant sein Siam bald."

Allein das hieß nur tauben Ohren
Gepredigt. Er meint', an ihm sei ja
Sehr wenig oder nichts verloren.
Und dennoch kommt in ihm ein Mensch nach Asia,
Wie Eure Hoheit unter allen, die geschoren
Das Haupt in Siam tragen, keinen sah.
Da er durchaus sich nicht will halten lassen,
So mag das Glück mit ihm und diesem Briefe gehn.
Die Sprache wird er schwerlich fassen;
Lernt aber ein Dolmetscher ihn verstehn,
(Denn sein Accent ist rauh, wie uns're Luft vom Brocken,)
So wird der Ton, der oft mir Thränen stahl,
So süß euch klingen, als die Silberglocken
Am Thurme eures Schloßportal.
Nur müßt ihr das nicht übel nehmen,
Wenn er, und ließet ihr dem Elephanten ihn
Vorwerfen, nie sich wird bequemen,
Hin in den Staub vor euch zu knien.
Auch laßt ihn alles baar bezahlen;
Denn, Sire, außer mir allein,
Mag er selbst euch, um aller Foltern Qualen,
Für keinen Deut verbunden sein.
Zwar drang er mir mit edler Hitze
Noch heute früh die halbe Pudelmütze
Voll fremnitzer Ducaten auf;
Doch weiß man wohl: von einem Fremden
Will Jeder Geld. Drum schickt' ich gleich nach Emden,
An Peter Nils, stillschweigend sie vorauf.
Der soll sie auf der See ihm geben;
Denn sonst erhielt' ich sie mit erster Post zurück.
„Was?" sagt' er oft, „ich sollte besser leben?
„Für mich gehöret sich ein Stück
„Hausbackenbrot; denn auf der Gottes-Erde

„Hab' ich ja weiter nichts gelernt,
„Als wie man Dohnen stellt und wilde Schweine körnt.
„Wenn ich noch lesen lernen werde,
„Und dann mein Herr: „Iß, Alter!" zu mir spricht,
„Dann ess' ich Braten; eher nicht."
Wie oft hat er auf Glück und Geld geschmälet,
Bloß weil ich nicht mit Sechsen fahren kann,
Dem, wie er glaubt, kein Buch mehr fehlet.
Verzeiht darum dem alten guten Mann
Die Schwachheit, daß er gern von mir erzählet.

Als er von seiner Wanderschaft verwichen
Nach Hause kam, war meines Weibes alter Freund,
Das liebe Papchen, just verblichen,
Und ward, so oft sie sich zu seiner Gruft geschlichen,
Oft leise noch beklagt und still beweint.
„Gieb dich zufrieden, Ferdinande,"
Sagt' ich aus Scherz, „gieb dich zufrieden, Kind!
„Denn Grünewald reist bald nun nach dem Lande,
„Wo Papagei'n in Menge sind."
Allein ich unbesonn'ner Thor!
Ich hätt' ihn besser kennen müssen;
Denn kaum war dieses Wort hervor,
So hätte Grünewald dem Teufel selbst ein Ohr
Um einen Pfittig abgerissen.
Kurz, ohne daß mein Weib es wissen soll,
Verbrennen ihm seitdem vor Ungeduld die Sohlen,
Ihr einen ganzen Käfig voll
Der schönsten Papagei'n zu holen.

Kommt er aus eurem uns so fernen
Gebiet zurück (der Himmel gebe: bald!)
So soll kein Papagei ein Wort sonst sprechen lernen,
Als: Grünewald! Freund Grünewald!
Das wird, wann einst der Sturm vom Brocken
Daherrauscht über sein Gebein,
Die Thränen oft mir in die Augen locken,
Und mehr als das Geläut' der Glocken
Erweckung zum Gebete sein.
Wie gern hätt' ich in einem Lobgedicht
Den zweiten Theil ihm zugeschrieben:
Nun darf man wohl bei uns im Angesicht
Des Volkes einen Schelm von Range lieben
Und ehren, einen Jäger aber nicht.
Indeß, wenn längst schon seinen Namen
Kein Papagei mehr ruft, mein Fritz ihn nicht mehr küßt,

Mein Günther, mit zu stricken an den Hamen,
Nicht mehr wie jetzt geschäftigt ist,
Und keiner mehr von Deutschlands Herr'n und Damen
Aus Langerweil' in meinem Buche liest:
Dann wird ihn noch das Wesen kennen,
(Nicht wahr, ein solches glaubt ihr auch?)
Das einst aus uns heraus das Gold wird brennen,
Und o wie wenig wird von Grünewald als Rauch
Verfliegen, oder sich vom Gold als Schlacke trennen! —

So nehmt ihn denn mit seinem Thiere
Und mit dem Fäßchen gnädig an,
Das euch mein Weibchen schickt. Sie schickt nichts Bessers, Sire,
Weil sie nichts Bessers schicken kann.
Es ist Johannisbeerenwein,
Wozu sie selbst die Beeren pflückte,
Woraus denn Grünewald mit manchem schweren Stein
Den Saft für Eure Hoheit drückte.

Hat er sich satt an eurer Pracht gesehn,
Und sich um seinen zweiten Freund,
Den Elephanten, satt geweint,
Und satt gekauft an indian'schen Krähen,
Dann, bitt' ich, laßt ihn wieder gehen.
Ein Ding sei noch so schwer und kühn,
Wenn er's versprach, so hält er auch sein Wort.
Drum lief er sicher dennoch fort,
Und machtet ihr ihn auch zum ersten Mandarin.

B. Bis auf Göthe und Schiller.

2. Prosaische Literatur.

Zu keiner Zeit haben die Deutschen so viel — Gutes und Schlechtes — geschrieben, als seit 80 Jahren. Das Schlechte ist meist untergegangen; selbst der größte Theil des Mittelmäßigen ist vergessen; dennoch bleibt des Guten und Vorzüglichen noch so viel übrig, daß wir nur einen kleinen Theil derer, die sich als prosaische Schriftsteller ausgezeichnet haben, aufführen können. Einige derselben sind schon unter den Dichtern genannt worden. Wir ordnen sie nicht nach dem Inhalte ihrer Schriften, sondern

nach ihrer Zeit, und werden bei den Einzelnen das erwähnen, was über den Gang der Literatur zu sagen ist.

Zuvörderst ist noch anzuführen, daß erst in diesem letzten Zeitraume für die deutsche Sprache bestimmte Regeln festgestellt worden sind. Früherhin richtete sich jeder Schriftsteller nach dem Sprachgebrauch; aber allgemein anerkannte Regeln hatte man noch nicht. Das größte Verdienst um die deutsche Sprachlehre erwarb sich Adelung. (Er starb 1806 als Hofrath und Oberbibliothekar in Dresden, 72 Jahre alt.) Dieser Mann führte in seiner Sprachlehre die Sprache auf feste Regeln zurück, und wenn diese auch nach der Zeit mehrfach verändert und erweitert worden sind, so ist er doch als der Begründer der deutschen Grammatik zu betrachten. Zudem entwarf er ein noch jetzt höchst brauchbares deutsches Wörterbuch in 4 starken Quartbänden, zu dem man in streitigen Fällen seine Zuflucht nehmen kann. In seine Fußtapfen traten nachher viele andere fleißige Sprachforscher, und ihnen verdankt man es, daß man jetzt viel reiner deutsch spricht und schreibt, als ehemals.

Die frühere üble Gewohnheit, fremde Wörter in die deutsche Sprache zu mischen, hörte immer mehr auf. Mit jedem Jahre gaben sich die Schriftsteller mehr Mühe, nicht nur richtig, sondern auch rein-deutsch zu schreiben. Man hörte endlich auf, sich nur nach den Mustern anderer Nationen zu richten, und suchte den Styl durch Nachahmung der besten deutschen Prosaiker zu bilden. Auf diese Weise machte die deutsche Prosa ungemeine Fortschritte, und man erkannte mit Freude, welche Kraft und welche Schönheit zugleich in unsrer Sprache liege, und wie geschickt sie sei, alle Gedanken und Empfindungen auszudrücken.

Wir wissen, daß zu Anfange dieses Zeitraums noch der gottschedsche Geschmack herrschte. Aber so wie die Poesieen Gottscheds bald von vielen Seiten her angefochten wurden, so ging es auch seiner Prosa. Die jungen Männer, deren Verein die sächsische Schule bildete, von denen wir schon oben gesprochen haben, sagten sich auch in der Prosa von ihm los, und gingen ihren eigenen Weg, der zu einem besseren Geschmacke führte. Keiner aus dieser sächsischen Schule schrieb in einer so schönen, reinen, und doch natürlichen Sprache, als der Satyriker Rabener, mit

dem wir daher die Reihe der Prosaiker dieses Zeitraums eröffnen.

Rabener

wurde 1714 in Wachau bei Leipzig geboren. Sein Vater, Gerichtsanwalt in Leipzig, besaß jenes Gut. Auf der Schule in Meißen schloß er eine innige Freundschaft mit Gärtner (s. oben) und Gellert fürs ganze Leben. Er studirte in Leipzig die Rechte; aber neben seinen Studien beschäftigte er sich fleißig mit den schönen Wissenschaften und schrieb schon damals Satyren, die allgemeinen Beifall fanden, die aber den Fehler haben, daß sie mehr einzelne, zufällige Erscheinungen vorführen, nicht aber die Tiefen des menschlichen Gemüths erfassen, und daß sie zuweilen weitschweifig sind. Mit mehreren ähnlich gesinnten Freunden: Gärtner, Gellert, Cramer, Johann Adolph Schlegel, Ebert, Zachariä, Johann Elias Schlegel, Giseke, Klopstock u. a. verband er sich, um eine Monatsschrift herauszugeben, in die ihre prosaischen und poetischen Erzeugnisse aufgenommen würden. Man nannte die Schrift, wie schon oben gesagt, die bremischen Beiträge.

Indessen hatte sich Rabener vorzugsweise auf das Steuerwesen gelegt, und wurde daher mit 27 Jahren als Steuerrevisor in Leipzig angestellt. Seine Erholung von seinen verdrießlichen Arbeiten bestand in der Ausarbeitung von Satyren und im Umgang mit Weiße. Zwölf Jahre später wurde er als Obersteuersecretair nach Dresden versetzt. Jetzt hörte er auf, Satyren zu schreiben, weil er fürchtete, dieser oder jener möchte sich dadurch für beleidigt halten. Zwar arbeitete er noch einzelne Aufsätze aus, die nach seinem Tode gedruckt werden sollten; aber 1760, als Friedrich der Große Dresden bombardirte, verbrannte sein Haus mit allen seinen Sachen und Papieren. Nach dem Kriege wurde er Steuerrath. Er starb 1771.

Rabener war von mittler Größe, stark und wohlgebaut, und ging immer höchst sauber und reinlich gekleidet. Sein Gesicht war immer heiter. Verheirathet war er nie, aber er liebte den Umgang mit geistreichen Frauen, und war überhaupt ein höchst angenehmer Gesellschafter. Alles, was er sagte, sagte er auf eine ihm eigene Weise; alles war natürlich und einfach, auch scherzhaft und witzig, und sein Gemüth so ruhig, daß selbst unange-

nehme Vorfälle ihn nur leicht berührten, und er selbst über diese noch scherzen konnte. Dabei war er ein höchst rechtlicher, milder, dienstfertiger Mann und der treuste Freund.

Ueber den Müssiggang.

Diejenigen, welche eine bürgerliche Erziehung, oder der Mangel, oder der Geiz, oder der Hochmuth, oder alle die Umstände zusammen nöthigen, zu arbeiten, diese sind immer ungerecht genug zu behaupten, daß der Müssiggang eine sehr leichte Sache sei, daß aus demselben viel Schaden für das gemeine Wesen entstehe, und daß es ihnen ganz unbegreiflich sei, wie ein vernünftiges Geschöpf Geduld genug haben könne, sein ganzes Leben, von den ersten Jahren an bis in das höchste Alter, in einem ununterbrochenen Müssiggange zuzubringen. Auf diese Vorwürfe will ich nur mit Wenigem im Namen der Müssiggänger antworten, da es zu viel Arbeit für sie sein würde, wenn sie es selbst thun sollten.

Es können nämlich meine Gegner nicht begreifen, wie ein vernünftiges Geschöpf Geduld genug habe, sein ganzes Leben von den ersten Jahren an, bis in das höchste Alter, in einem ununterbrochenen Müssiggange zuzubringen. Ich kann es nicht läugnen, mir war es anfänglich auch ganz unbegreiflich; ich fragte also Se. Excellenz den Herrn Baron v. . ., einen meiner größten Gönner und Beförderer, darum, welcher nunmehr, durch die Gnade des Himmels und seines ererbten Vermögens, zwei und siebzig Jahre rühmlichst müssig gegangen ist. Er lag eben auf dem Canapee, und rauchte Tabak, da ich ihm meinen Zweifel vortrug. Allein er lächelte mich mit seiner faulen Miene an und sagte: „Sind Sie auch so ein Narr, Herr Pansa? Wissen Sie das noch nicht? Nach Tische will ich es Ihnen sagen, wann ich Zeit haben werde.“ Aber bis jetzt hat er noch keine Zeit gehabt; und er wird verdrüßlich, wenn ich ihn an sein Versprechen erinnere. Ich muß also warten, bis die glückliche Stunde kömmt, wo er sich die Zeit nehmen wird, mir das große Geheimniß zu entdecken. Bis dahin müssen sich meine Leser gedulden; ich kann ihnen nicht helfen.

Damit ich aber doch etwas thue, so will ich der Welt eine kurze Nachricht von diesem patriotischen Müssiggänger geben. Sein Vater, welchen die Nachbarschaft nur unter dem Namen des alten Junkers kannte, war wegen seiner Wuchereien berühmt. Er hielt die empfindlichsten Vorwürfe aus, um ein Procent mehr zu gewinnen. Sein Haus war ein Magazin von Geräthe und andern Sachen, welche die Nothdürftigen in dasiger Gegend bei ihm als Pfänder versetzten. Durch beständige Processe gewann er beinahe mehr als sein Advocat; er stritt mit allen Nachbarn, und brachte die ansehnlichsten Familien an den Bettelstab: Mit einem Worte, er scharrte ein erstaunliches Vermögen zusammen, welches er seinem einzigen Sohne, meinem größten Mäcenaten, hinterließ. Dieses liebenswürdige Kind gab gar zeitig die deutlichsten Merkmale von sich, daß ihn die Natur erschaffen habe, nichts zu thun. Er schlief beständig, und niemals ruhiger, als an der Brust seiner

Amme. Mit em ersten Jahre wollte man ihn entwöhnen; aber es war ihm viel zu mühsam zu kauen; man sah sich daher genöthigt, ihn bis ins dritte Jahr zu stillen. Bis ins zehnte Jahr gängelte man ihn, weil er niemals lernen wollte allein laufen, sondern beständig im Stuhle sitzen blieb. Um diese Zeit fing er auch an zu reden, aber sehr langsam; und noch jetzt ist seine Sprache so lallend, wie die Sprache eines Kindes; denn er glaubt, es entkräfte ihn zu sehr, wenn er ordentlich und vernehmlich rede. Des Wohlstandes wegen hielt man ihm einen Hofmeister, welcher sehr scharfen Befehl hatte, das gute Kind nicht zu übertreiben, am wenigsten streng zu halten. Es blieb ihm also weiter nichts zu thun übrig, als dieses, daß er seinen Schüler früh um zehn Uhr aufweckte, bis um zwölf Uhr anziehen ließ, über der Tafel für seine Nahrung sorgte, nach Tische sich neben das Canapee setzte, und von dem kleinen Junker, so lange er Mittagsruhe hielt, die Fliegen abwehrte, hernach Caffee mit ihm trank, ein paar Stunden spatzieren ging, um ihn zum Abendessen vorzubereiten, und wenn auch dieses überstanden war, ihn endlich zu seiner Ruhe brachte. Dieses waren die täglichen Beschäftigungen seines Hofmeisters. Wie viele geschickte Hofmeister würden in der Welt sein, wenn man auch so billig wäre, von ihnen weiter nichts zu fordern, als was der alte Junker von diesem forderte! Ungeachtet dieser spielenden Art zu unterrichten, war doch unser junger Herr im achtzehnten Jahre schon so weit gekommen, daß er buchstabiren konnte. Um deswillen schickten ihn die Vormünder auf die hohe Schule, wo er drei Jahre lang schlief und aß; und nach rühmlichst absolvirten akademischen Studien, wie ihm alle Professores und Weinschenken bezeugten, mußte er auf Reisen gehen. Man packte ihn also, unter der Begleitung eines alten Kammerdieners und eines erfahrnen Kochs, in einen sehr bequemen Reisewagen, und fuhr ihn fast zwei Jahre in Deutschland, Frankreich und den Niederlanden herum. Alsdann ließ ihn seine gnädige Mama nach Hause kommen, um zu sehen, wie sich ihr einziger lieber Sohn in fremden Landen gemästet habe. Man wog ihn den Augenblick, da er vom Wagen stieg; denn man hatte ihn bei seiner Abreise gewogen; und da fand man ihn zum unaussprechlichen Vergnügen seines hohen Hauses, zwanzig Pfund schwerer, als vor zwei Jahren. Den nächsten Sonntag darauf mußten alle Bauern Gott danken, der diese Reise so augenscheinlich gesegnet hatte. Es gab in der Nachbarschaft leichtsinnige Gemüther, welche über diesen zwanzigpfündigen Segen spotteten; aber ich glaube nicht, daß sie recht thaten. Wie viele unserer jungen Edelleute gehen in fremde Länder und haben von ihren kostbaren Reisen so vielen Nutzen bei weiten nicht, als dieser hatte! Durch den Tod seiner Mutter, welcher kurz darauf erfolgte, sah sich unser Junker genöthigt, die Verwaltung der Güter selbst zu übernehmen. Weil er aber noch jetzt eben die gemächliche Lebensart führte, die er unter der Aufsicht seines Hofmeisters geführt hatte, so war es ihm nicht zuzumuthen, daß er sich um die Einnahme und Ausgabe selbst bekümmern sollte. Er trug also die gemeine Arbeit einigen seiner Bedienten auf; und weil er sieht, daß ihm weder am Essen, Trinken, noch einiger Art der Bequemlichkeit etwas abgeht, so ist

er mit ihrer Verwaltung wohl zufrieden. Sie werden reich, und er wird fett. Das ist alles, was er wünscht, denn dazu ist er zu faul, daß er geizig sein, und erst mühsam untersuchen sollte, wie seine Bedienten in so kurzer Zeit zu einem so ansehnlichen Vermögen gelangen können. Er hat sich niemals entschließen können, zu heirathen; denn seine Lehensfolger haben ihm bei aller Gelegenheit die schrecklichsten Vorstellungen gemacht, wie mühsam der Ehestand sei. Die schwerste Arbeit, die er in seinem Leben unternommen und glücklich ausgeführt hat, ist diese, daß er in seinem fünfzigsten Jahre Baron geworden ist. Aber auch diese hat ihn tausendmal gereut, wenn er sich die Möglichkeit vorgestellt hat, daß bei einem allgemeinen Aufgebot der Ritterschaft er vielleicht mit aufsitzen, und als Baron sich an die Spitze stellen müsse, da er außerdem, als ein gemeiner Edelmann, sich in dem dicksten Haufen unbemerkt verbergen könne. Denn der Blutdurst ist sein Fehler nicht, ob er sich schon niemals ohne Harnisch malen läßt; und aus Liebe zur Ruhe und einer guten Gemächlichkeit bittet er Gott brünstig um die Erhaltung des lieben Friedens. Vor drei Wochen hat dieser ehrwürdige Greis sein zwei und siebenzigstes Jahr angetreten, und den billigen Vorsatz gefaßt, den Rest seiner Tage in Ruhe zuzubringen. Zu dem Ende hat er sich ein geräumiges Canapee mit Stahlfedern machen lassen, auf welchem er von zehn Uhr des Morgens bis Abends um acht Uhr wohnt, und unter Essen, Trinken und Tabakrauchen, in der Gesellschaft einiger artigen Möpse, seinen Tod ruhig erwartet. Das Einzige, was ich wünsche, ist dieses, daß ihm der Himmel nur so lange noch sein theures Leben fristen möge, bis er mir und meinen Lesern die schwere Frage aufgelöst hat, wie es möglich sei, daß ein vernünftiges Geschöpf Geduld genug habe, sein ganzes Leben, von den ersten Jahren an bis ins hohe Alter, in einem ununterbrochenen Müssiggange zuzubringen? Sollte ihn aber der Tod dahin raffen, ehe wir dieses von ihm erführen, so wird uns doch sein ungeschäftiges Leben zu einem Beweise dienen, daß auch ein Müssiggänger in seinem Alter nichts thue, da er in seiner Jugend nichts zu thun gewohnt gewesen ist. —

Johann Joachim Spalding

wurde 1714 in Triebsees, einem Städtchen in Vorpommern, geboren, wo sein Vater Rector, und nachher Prediger war. Schon früh wurde ihm Ehrfurcht vor Gott eingepflanzt, und diese fromme Richtung, die sein Gemüth erhielt, war für sein ganzes Leben entscheidend. In Rostock studirte er Theologie. Nachdem er dann 11 Jahre lang bald bei seinem Vater in Triebsees gelebt, bald Hauslehrer und Erzieher gewesen war, lernte er auf einer Reise durch Berlin den dortigen schwedischen Gesandten kennen

dem er so wohl gefiel, daß dieser ihm den Antrag machte, als Secretair bei ihm zu bleiben. Spalding ging es ein, und lernte nun erst die Verhältnisse der höhern Welt kennen. Auch machte er hier die Bekanntschaft Gleims, der gerade in Berlin war, und durch ihn die des Dichters v. Kleist in Potsdam. Schon schwankte er, ob er beim Gesandtschaftswesen bleiben sollte; aber die Vorsehung, die durch ihn in nützlicheren Verhältnissen noch vielen Segen bewirken wollte, leitete ihn, daß er bei seinem früheren Vorsatze, Prediger zu werden, blieb. Er ging deshalb zu seinem Vater zurück, und schrieb hier sein Buch: Gedanken über die Bestimmung des Menschen. Mit 35 Jahren wurde er Prediger in Lassahn in Vorpommern, verheirathete sich mit der Tochter eines Predigers in Stralsund, und wurde nach 8 Jahren nach Barth in Pommern als erster Prediger berufen. Hier lebte er, trotz des siebenjährigen Krieges, sehr glücklich. Er arbeitete hier seine Abhandlung: über den Werth der Gefühle im Christenthum, aus. Aber nun starb seine Frau nach einer 11jährigen höchst glücklichen Ehe, und dadurch wurde sein Herz und sein Haus verödet. Einige Zerstreuung erhielt er durch den Besuch Lavaters, der, damals noch ein junger Mann, mit zwei andern jungen Schweizern, sich mehrere Monate bei ihm aufhielt.

Indessen hatten seine Schriften seinen Namen bekannt gemacht, und daher erhielt er, 50 Jahre alt, einen Ruf nach Berlin, als Oberconsistorialrath und Probst. Ehe er dahin ging, verheirathete er sich mit der geistvollen Tochter eines Rittmeisters, in deren Verbindung er indessen nachher nicht ganz das gehoffte Glück fand, da sie kränklich und hypochondrisch wurde. Er verlor sie nach einer zehnjährigen Ehe. In seinem wichtigen Amte wirkte er mit großer Thätigkeit, durch Rede und Schrift, und wurde zu den wichtigsten kirchlichen Geschäften gebraucht. Mit 61 Jahren verheirathete er sich zum dritten Male, und dies Mal vorzüglich glücklich; denn der treuen Pflege seiner braven Frau hatte er vorzüglich sein heiteres und rüstiges Alter zu verdanken. In diese Zeit fällt die Herausgabe seiner trefflichen Schrift: Vertraute Briefe, die Religion betreffend.

Nach dem Tode Friedrichs des Großen wurde die Denk- und Religionsfreiheit so beschränkt, daß Spaldings Vorsatz, sein Pre-

digtamt niederzulegen, nun zur Reife kam. Zunehmende Schwächen des Alters, Schwindel und Mangel an Gedächtniß, bestärkten ihn darin. Nur seine Stelle als Oberconsistorialrath behielt er noch bei, und legte sie erst im hohen Alter nieder. Seine letzte wichtige Schrift war: die Religion, eine Angelegenheit des Menschen. Seine Kräfte nahmen langsam ab. Von den Seinigen mit herzlicher Liebe und Treue gepflegt, erreichte er das seltene Alter von fast 90 Jahren, und starb 1804.

Spalding war von hohem Wuchs, und schon sein Aeußeres flößte Ehrfurcht und Vertrauen ein. Denn er besaß bei hoher Aufklärung des Geistes ein für wahre Religion, für Menschenliebe und jede Tugend erwärmtes Herz. Seine Beredtsamkeit bestand nicht in erkünsteltem Feuer, sondern in Einfachheit, Natürlichkeit und Deutlichkeit des Vortrags. Seine Stimme war nicht stark, aber biegsam und im höchsten Grade wohllautend.

Winkelmann

war der Schöpfer einer bis dahin fast ganz vernachlässigten Wissenschaft, der Kenntniß der alten Kunst, und bietet zugleich ein Beispiel dar, was ein durch Talent unterstützter eifriger Wille auch bei den ungünstigsten äußeren Verhältnissen vermag.

Er wurde 1717 in Stendal geboren, und war der Sohn eines armen Schuhmachers. Seine große Armuth schien seiner Neigung zu studiren unüberwindliche Schwierigkeiten in den Weg zu stellen. Er besuchte die Schule seiner Vaterstadt, arbeitete sich bald bis in die oberen Klassen hinauf, und hatte das Glück, daß ihn der Rector lieb gewann, ihn in sein Haus nahm, und ihn, da der Greis erblindete, zu seinem Vorleser machte, wobei der Knabe viel lernte, was in der Schule nicht vorkam. So wurde die treue Pflege seines Lehrers belohnt. Mit 18 Jahren kam er nach Berlin auf die Schule. Während er hier war, erfuhr er, daß in Hamburg die Bibliothek des gelehrten Rectors Fabricius versteigert werden sollte. Lebhaft regte sich in ihm die Begierde, einige Bücher daher zu kaufen, und ob er gleich kein Geld hatte, weder zur Reise, noch zu den Büchern, so reiste er dennoch, und erbat sich unterwegs bei Beamten, Predigern und Gutsbesitzern Wohnung und Geld. Man gab ihm auf sein ehrliches Gesicht; er kaufte viele Bücher, und trug sie froh nach Berlin zurück.

Auch auf der Universität Halle hatte er mit Nahrungssorgen zu kämpfen; aber Gott half ihm durch; dem treuen Fleiße fehlten Unterstützungen nicht. Er legte sich besonders auf Alterthumskunde und Literatur. Dann war er einige Jahre Hauslehrer, trieb in Jena neue Sprachen, und studirte dabei mit erstaunungswürdigem Fleiße. Endlich erhielt er ein Amt; er wurde — der große Gelehrte — Conrector an der Stadtschule in Seehausen in der Altmark, und hatte dabei so wenig Gehalt, daß er sich bei den wohlhabenderen Einwohnern Freitische erbitten mußte. Dabei mußte er rohe Buben in den Anfangsgründen des Lesens und Schreibens unterrichten. Dennoch verlor er den Muth nicht, nahm zum Studiren die Nacht zu Hülfe, und schlief im Winter oft nur einige Stunden, in den Pelz gehüllt, auf seinem Arbeitsstuhl, um erwacht gleich weiter arbeiten zu können. So blieb er 5 Jahr. Da schrieb er an den gelehrten Grafen Bünau in Nöthenitz bei Dresden, der eine herrliche Bibliothek hatte, und bat ihn um eine Anstellung als Bibliothekar. Der Graf nahm ihn als Secretair in seine Dienste, weil jene Stelle schon besetzt war. Hier lebte er mehrere Jahre recht zufrieden in gelehrten Beschäftigungen. Indessen hatte er die Kunstschätze des benachbarten Dresdens kennen gelernt, mit mehreren ausgezeichneten Künstlern Bekanntschaft gemacht, und dadurch war in ihm die Sehnsucht nach Italien, dem Vaterlande der alten Kunst, erwacht. Daher kam ihm der Vorschlag des päbstlichen Nuntius in Dresden sehr erwünscht, nach Rom zu gehen, wo er ihm eine Stelle an der vaticanischen Bibliothek verschaffen wollte, — wenn er vorher zur katholischen Kirche überginge. Lange kämpfte er wegen der Bedingung mit sich selbst; endlich siegte seine Sehnsucht nach Italien. Mit einer kleinen Pension des Königs von Polen (Kurfürst von Sachsen) reiste er, 38 Jahre alt, nach Rom, und fand hier besonders an dem Maler Raphael Mengs, der damals hier lebte, einen treuen Freund. Der Nuntius, der indessen in Rom Cardinal geworden war, bekümmerte sich zwar nicht weiter um ihn, und hielt keine seiner Versprechungen; dagegen erhielt Winkelmann eine Audienz beim Pabste, der ihn seines Schutzes versicherte. Die erste Zeit brachte Winkelmann damit zu, durch Betrachtung der alten Kunstwerke seinen Sinn zu schärfen. Endlich nahm ihn Cardinal Albani in seine Dienste als Biblio-

thekar und Aufseher über seine Antiken. Indessen verlor er seinen Freund Mengs, der als erster Maler des Königs von Spanien nach Madrid ging. Bei Albani lebte er recht behaglich; sein Name wurde durch Schriften über die alte Kunst immer berühmter; er machte in Herculanum und Pompeji eine Menge neuer Entdeckungen, und erweiterte seine Kenntnisse vom Alterthum, und als er die Stelle eines Aufsehers aller Alterthümer in und um Rom erhielt, beschloß er für immer in Rom zu bleiben. Auch wurde nun sein wichtigstes Werk: die Geschichte der Kunst der Alten fertig.

Jetzt stand er auf dem Gipfel seines Ruhms und Glücks. Er hatte ein hinlängliches Einkommen, war in Italien und Deutschland gefeiert, und hatte die Aussicht, seine Lage noch zu verbessern. Da entschloß er sich 1768 zu einer Reise nach Deutschland, um seine Freunde zu besuchen. Er wollte bis Berlin gehen. Aber schon in Tyrol, zwischen den hohen Felswänden, wurde ihm angst und bange; er wurde still und schwermüthig; je weiter er kam, desto mehr nahm die Angst zu. Vergebens suchte ihn sein Reisegefährte zu beruhigen; Winkelmann erklärte in München, er könne nicht weiter reisen. Er ging nach Wien um von hier nach Rom zurückzukehren. In Wien wurde er von den Großen des Kaiserhofes höchst ehrenvoll aufgenommen, selbst der Kaiserin Maria Theresia wurde er vorgestellt, und von ihr reichlich beschenkt. Vergnügt reiste er ab, um sich in Triest nach Ancona einzuschiffen. Er kam in Triest an, und bezog ein Zimmer im großen Gasthofe. Neben ihm logirte ein unbedeutender Fremder, Arcangeli, der in mehreren Häusern Koch und Bedienter gewesen war, und, wie sich hernach auswies, bereits drei Jahre wegen Diebstahl im Zuchthause gesessen hatte. Dieser Mensch machte mit dem harmlosen Winkelmann Bekanntschaft, drängte sich an ihn, indem er ihm einige kleine Gefälligkeiten erwies, und wußte sein Vertrauen so zu gewinnen, daß ihm Winkelmann sogar von den Schaumünzen erzählte, die er in Wien geschenkt erhalten hatte; ja zuletzt zeigte er sie ihm sogar. Dieser Anblick regte die Habsucht des Gauners auf, und er beschloß Winkelmann zu ermorden, um sich ihrer zu bemächtigen. Er kaufte sich dazu ein neues starkes Messer, und, um ihn zugleich zu erwürgen, einen starken Bindfaden, knüpfte diesen zu einer Schnur zusammen, und nahm

sich vor, am andern Morgen die That zu vollbringen. Als er zu ihm eintrat, saß dieser am Schreibtische, trat ihm aber entgegen, und sprach mit ihm freundlich über die Abreise. Ja er lud ihn sogar ein, ihn in Rom zu besuchen, und versprach ihm, ihn da herumzuführen. Aber selbst dies herzliche Gespräch brachte den Gauner nicht von seinem Entschlusse ab. Während sich Winkelmann wieder an seinen Schreibtisch setzte, warf ihm Arcangeli plötzlich die Schlinge über den Kopf, und zog sie um den Hals fest zu. Winkelmann sprang auf, Arcangeli zog das Messer, das jener mit der Hand abwehrte, und so rangen sie eine kurze Zeit, bis Winkelmann ausglitt, zu Boden fiel, und unter seinen Mörder zu liegen kam, der ihm 5 Stiche in den Leib versetzte. Indessen hatte ein im darunter befindlichen Speisezimmer verweilender Kammerdiener den Lärm gehört, war hinaufgeeilt, öffnete die Thüre, und sah noch, wie Arcangeli auf Winkelmann kniete. Jetzt sprang der Mörder auf, stieß den Erschrockenen auf die Seite, und lief ohne Rock und Hut die Treppe hinunter und davon. Winkelmann hatte noch so viel Kraft, selbst aufzustehen, und dem Diener die Wunden mit den Worten zu zeigen: „Sieh! sieh! was er mir angethan hat!“ Während der erschrockene Diener nach einem Wundarzte lief, war Winkelmann in der peinlichsten Lage, und im Begriff, an der zusammengezogenen Schnur zu ersticken. Er ging die Treppe hinab, winkte dem Stubenmädchen, und gab mit flehenden Geberden zu verstehen, ihm zu Hülfe zu kommen. Aber sie verstand ihn nicht, und lief erschrocken davon. Er mußte also mit zugeschnürtem Halse, und sich die Wunden der Brust zusammendrückend, noch eine Zeitlang hülflos stehen, und hielt sich am Treppengeländer fest. Zwar kamen mehrere Mägde herbeigelaufen, aber sie merkten nicht, was er wollte, und hielten ihn für einen Wahnsinnigen. Selbst mehrere Männer, die nach und nach dazu kamen, halfen nicht, weil sie ihn nicht verstanden, bis endlich einer die Schnur wahrnahm und auflöste. Man führte den Unglücklichen nach seinem Zimmer, setzte ihn aufs Sopha, und endlich kam ein Wundarzt, der ihn verband, aber wenig Trost gab. Auch hatte man einen Capuziner geholt, der ihm die Beichte abnahm, und einen andern Geistlichen, der ihm die letzte Oelung gab. Denn Winkelmann war so schwach, daß er kaum einzelne Worte sprechen konnte, als die

Gerichtspersonen kamen, um den Vorfall zu Protokoll zu nehmen. Nachmittags starb er bereits (8. Juni 1768). Der Mörder war indessen entkommen und ins Gebirge geflohen; aber da er keinen Paß hatte, so wurde er bald angehalten, gestand sein Verbrechen, und wurde auf dem Platze dem Gasthause gegenüber, in welchem er sein Verbrechen verübt hatte, durch das Rad hingerichtet.

Vor und nach Winkelmann hat es Niemand gegeben, der mit solchem Scharfblicke das Schöne und Erhabene in den alten Kunstwerken auf den ersten Blick entdeckte, und in einer so schönen, kräftigen Sprache die entdeckten Schönheiten darlegen konnte. Der tägliche Umgang mit den Alten hatte seinen schönen Styl gebildet, den er, ohne sich nach fremden Mustern zu richten, sich selbst geschaffen hatte. Am feurigsten ist seine Sprache, wenn er den erhabenen Ausdruck eines alten Kunstwerks schildert. Durch diesen edlen Styl hat er Andern als Muster gedient, und auf diese Art unverkennbaren Einfluß auf die Verbesserung des deutschen prosaischen Ausdrucks gehabt.

Justus Möser

wurde 1720 in Osnabrück geboren. Sein Vater war Kanzleidirector und Consistorialpräsident. Nachdem er in Jena und Göttingen die Rechte studirt hatte, bildete er seinen Geschmack durch das Lesen der besten deutschen, französischen, englischen und italienischen Schriften, wurde Advocat in seiner Vaterstadt, und zeichnete sich bald vor seinen Collegen dadurch aus, daß er sich jedes Unterdrückten uneigennützig und muthig annahm, wodurch er bald das Zutrauen seiner Mitbürger in hohem Grade gewann. Besonders segensreich wirkte er für sein Vaterland (Osnabrück war damals noch ein abgesondertes Bisthum) während des siebenjährigen Kriegs, indem er durch seine Umsicht dem Lande viele Summen ersparte, und die Kriegslasten gleichmäßig vertheilte. Daher schickte man ihn auch nach England, um in London die Bezahlung der dem Lande versprochenen Hülfsgelder zu betreiben. Hier blieb er acht Monate, und diese benutzte er, um seine Kenntnisse zu erweitern und Erfahrungen zu sammeln. Er bekleidete in seiner Vaterstadt mehrere wichtige Aemter; zuletzt war er Geheimer-Justizrath. In allen Verhältnissen genoß er das Vertrauen sowohl seiner Obern als seiner Mitbürger, weil er stets streng red-

lich und offen handelte, und bei Allem, was er that und vorschlug, nur das Beste des Landes vor Augen hatte. Seit seinem 26sten Jahre war er sehr glücklich verheirathet. Er verlor seine brave Frau sieben Jahre vor seinem eigenen Tode; auch starb ihm ein zwanzigjähriger hoffnungsvoller Sohn in Göttingen. Dagegen suchte ihm seine geist- und seelenvolle Tochter, die in der Nähe von Osnabrück verheirathet war, den Verlust durch die zarteste Aufmerksamkeit und Liebe zu ersetzen. Als er seinen Tod nahe fühlte, gab er ruhig noch einige Aufträge, ließ seiner Tochter für alle Beweise ihrer Liebe danken, und sagte, er sei nun müde und wolle schlafen. So entschlief er sanft 1794 in Osnabrück, 74 Jahre alt.

Er war mehr als gewöhnlich groß, von würdevollem Anstande, aber ohne Stolz, so daß Jeder gleich Zutrauen zu ihm faßte, weil Ernst und Freundlichkeit innig verbunden waren. Er ist einer der gelesensten und geachtetsten Prosa-Schriftsteller. Sein Styl ist einfach und edel. In seinen patriotischen Phantasien stehen eine Menge trefflicher Aufsätze.

Schreiben einer Dame an ihren Capellan über den Gebrauch ihrer Zeit.

Mein lieber Herr Capellan, ich muß Ihnen einmal einige Gewissensfragen thun. Sie sagen mir immer, ich müßte von jeder Stunde meines Lebens am Ende Rechenschaft geben, und die Stunde dieser Rechenschaft rücke mit jedem Augenblicke näher. Nun wollte ich gern beim Schlusse dieses Jahrs, um nicht übereilt zu werden, einen kleinen Anfang mit der Rechnung machen. Ich finde aber dabei einige Schwierigkeiten, worüber ich mir Ihre Erläuterungen ausbitten muß.

Erstlich habe ich auf dem Lande gesehen, daß die Leute bei der schwersten Arbeit nur 5 und höchstens 6 Stunden schlafen. Ich aber bin des Abends um 11 Uhr zu Bette gegangen, und des Morgens um 8 wieder aufgestanden, mithin vier Stunden länger im Bette geblieben. Sollte ich diese auch berechnen müssen, oder werden sie so mit durchlaufen?

Zweitens habe ich in meinen jungen Jahren wohl einige Stunden am Caffee- und Nachttische zugebracht; jetzt aber, da ich eben keinen Trost mehr vor dem Spiegel finde, und meine Dormeuse sehr geschwind aufsetze, bringe ich diese Zeit mit der größten Langeweile zu. Sollte ich nicht billig dafür eine Schadloshaltung fordern können?

Drittens habe ich oft Gott gedankt, daß ich drei Stunden am Tische verweilen konnte, weil mir sonst die Zeit bis zur Assemblee zu lang wurde. Diese Wohlthat habe ich mit Dank genossen; und so wird man von mir doch

nicht verlangen, daß ich deshalb noch lange Rechnung geben solle? Viertens hoffe ich doch, eine Stunde zum Caffeetrinken werde einem jeden Christenmenschen freigegeben sein?

Fünftens habe ich von 5 Uhr bis um 8 in diesem Jahre 730 Spiele Karten verbrauchen helfen, und solchergestalt arme Fabrikanten unterstützt; könnte ich diese nützliche Anwendung meiner Zeit nicht doppelt anrechnen?

Sechstens habe ich von acht Uhr bis um eilf zu Abend gegessen, und mich einigermaßen zu den Verrichtungen des folgenden Tages vorbereitet; auch wohl, je nachdem ich eben aufgeräumt war, ein hübsches Buch zu meiner Ermunterung in die Hand genommen; diese Stunden können also richtig berechnet werden. Wollen Sie mir aber wohl dieserhalb ein Zeugniß geben, womit ich bestehen könnte?

Sagen Sie mir nicht, daß ich die Zeit hätte nützlicher anwenden sollen. Denn dieses ist hiesigen Orts, wo man weder Opern noch Comödien, weder Redouten noch Akademie hält, fast unmöglich. Gesetzt also, ich hätte weniger Zeit im Bette und bei Tische zubringen wollen, was hätte ich in aller Welt anfangen sollen? Reiten habe ich nicht gelernt, die Jagd ist mir zu mühsam, des Spatzierens werde ich bald müde, und durch jede Arbeit, die ich verrichtet hätte, würde ein armer Mensch sein Brod verloren haben. Mein gutes Einkommen überhebt mich auch der Arbeit, und je weniger ich selbst thue, je mehr gebe ich fleißigen Armen zu verdienen. Es würde ein sträflicher Geiz sein, wenn ich selbst die Küche versehen, oder ein Kammermädchen weniger halten wollte.

Ich habe es einmal versucht und bin mit einem heroischen Vorsatze um 4 Uhr des Morgens aufgestanden; allein so wahr ich ehrlich bin, ich mußte mich um 6 Uhr wieder niederlegen, blos um mich von der Langeweile zu erholen. Was für ein entsetzlicher Morgen war dieser! Es fror mich, ich gähnte, mein Kammermädchen grämelte, die Leute murrten, und die ganze Haushaltung gerieth in Unordnung. Ich las ein Buch, ohne das Gelesene zu empfinden, ich war geschäftig, ohne etwas zu beschicken, dabei regnete es, sonst wäre ich wohl hingegangen, um ein bischen im Holze bei den Nachtigallen zu schaudern. Kurz, den ganzen Tag über war mir nicht wohl, und so that ich ein Gelübde, niemals ohne die höchste Noth vor acht Uhr aufzustehen.

Eben so bin ich einmal des Nachmittags zu Hause und allein geblieben. Um vier Uhr trank ich meinen Caffee, um fünf Uhr Thee, um sechs Uhr ward ich etwas matt; ich ließ mir meine Tropfen und eine kleine Bouteille Kapwein geben. Ich nahm etwas davon und las, nahm wieder ein Bischen, und, was meinen Sie — aus war die Bouteille, ehe es acht schlug. Bei Tische des Abends war ich nicht ein bischen heiter, und alles, was ich mit Ruhe herunter bringen konnte, war eine Tasse Chocolade, und nach Tische mußte ich mich gleich zu Bette legen. So übel lief der Versuch ab. Was aber bei dem allen das Beste sein mag, mein Herr Capellan, so preise ich die Leute glücklich, die alle Tage 16 Stunden mit nützlichen Arbeiten zubringen können; ich beneide sie sogar, wenn dieses etwa zu meiner Ent-

schuldigung helfen kann. Ja, mich dünkt, daß Leute, die im Leben so glücklich sind, alle ihre Stunden nützlich hinbringen zu können, wenn es dermaleinst zur Rechnung kommen sollte, mindern Lohn verdient haben, als ich, der es so sauer wird, nur eine Stunde ohne Schlaf, Spiel oder Essen zu nützen. Ich spreche im Ernst: die Tage gehen mir zu langsam und die Jahre so geschwind hin, daß ich ganz verwirrt darüber bin. Oft schmäle ich noch mit meiner seligen Mutter im Grabe, daß sie mir nicht mehr Geschmack an der Haushaltung beigebracht, und daß ich in den Jahren, wo die Begierde zu gefallen, mich zu keiner ernsthaften Ueberlegung kommen ließ, mir nicht wenigstens eine kleine gute Faust erworben habe, womit ich einen Topf vom Feuer nehmen könnte; allein, da sagte meine liebe Mutter: „Kind, wer will dir die Hand küssen, wenn sie nach der Küche riecht?“ Und um einen kleinen Fuß zu behalten, trippelte ich höchstens einmal auf einer grünen Terrasse herum. Jetzt, in meinem Alter, kann ich mir nicht einmal abgewöhnen, ohne Handschuh zu schlafen; wie wollte ich mich denn in andern Stücken ändern können?

Sie, Herr Capellan, haben mir oft gesagt, daß Sie keine Stunde hinbringen könnten, ohne eine Prise Tabak zu nehmen. Ach, nehmen Sie jetzt auch eine, und überlegen dabei einmal, wie ich meine Rechnung besser einrichten könne? Zeigen Sie mir einen Plan, der meinen Kräften und meiner Gewohnheit angemessen ist, einen Plan, wobei ich nicht nöthig habe, mein Bette früher zu verlassen oder die Assemblee zu versäumen. Nehmen Sie mich als ein Geschöpf an, das lahme Füße und Hände und dabei einen Kopf hat, der durch die Länge der Zeit nun einmal so verdorben ist, daß er zu einsamen ernsthaften Betrachtungen gar nicht mehr aufgelegt ist, dem Youngs Nachtgedanken*) sogleich die heftigsten Schmerzen verursachen, und der diese Nacht gewiß nicht schlafen wird, da ich so lange geschrieben habe.

Ich bin in dessen Erwartung u. s. w.

Antwort des Herrn Commandeurs auf das Schreiben einer Dame über den Gebrauch ihrer Zeit.

Ich habe Ihnen einen kleinen Streich gespielt, meine gnädige Frau, wofür Sie mir wirklich Dank schuldig sind. Ihr Kutscher brachte mir Ihren Brief an den Capellan, und weil der Kerl glaubte, es sei darin gewiß die Frage: Ob es erlaubt sei, Kutschen und Pferde zu halten, wenn man sich mit einer Sänfte behelfen kann? so brachte er den Brief zu mir, und bat mich, ich möchte doch einmal durch die Falten sehen, und ihm sagen, ob

---

*) Young war ein gelehrter Geistlicher in England, der vor ungefähr 100 Jahren ein höchst gedankenreiches Buch, „Nachtgedanken,“ über Gott, Unsterblichkeit, Menschenbestimmung, kurz über die höchsten menschlichen Interessen schrieb, welches Hofrath Ebert in Braunschweig ins Deutsche übersetzt hat.

er seinen Kutscherdienst bald verlieren würde, wenn er ihn bestellte? „ich wollte meine Herrschaft ungern verlassen," setzte der ehrliche Johann hinzu, „die Pferde sind so gut im Stande, unsre gnädige Frau auch; sie bezahlt so gut, sie schmälet so sanft." ..... Kurz, dem guten Kerl, der gemerkt zu haben glaubte, daß Sie seit einiger Zeit sich allerhand Bedenklichkeiten machten und ganz tiefsinnig geworden wären, flossen die Thränen durch den Schnurrbart, und ich ließ mich dadurch bewegen, den Brief zu öffnen. Besondere Geheimnisse, dacht' ich, schreibt man wohl eben an seinen Capellan nicht, und die Gewissensfragen einer Dame kann ich besser, als dieser, beantworten, der vielleicht auf einen scharfen Text verfallen möchte. Genug, ich erbrach ihn, und bediente mich des Rechts, welches Sie mir mehrmals gegeben haben. Aber nun zum Inhalte.

Wie ist es möglich, daß Euer Gnaden sich mit zu den Menschen rechnen, zu diesen Geschöpfen, die ihre Zeit nützlich zubringen, und von jeder Stunde Rechenschaft geben müssen? Sagen Sie mir doch ums Himmelswillen, was Sie mit diesen gemein haben, und ob Sie sich vorstellen können, daß Sie eine Seele wie andre Menschen empfangen haben? Gewiß, die Natur verschwendet ihre Kräfte nicht. Ein so feiner, zarter Körper, wie der Ihrige, kann durch die geringste Wallung des Geblüts in Bewegung gesetzt werden, wozu denn eine ganz rüstige Seele? Haben Sie Gefahren zu überstehen, Unglücksfälle auszudauern, große Entwürfe auszuführen? Nein; Sie essen, trinken, spielen und schlafen; und dieses so regelmäßig, daß man keine einzige freie Bewegung der Seele dabei bemerkt. Die Seele zeugt nur Gedanken, und diese hindern den Schlaf mehr, als daß sie ihn befördern; die Verdauung geht auch weit besser von Statten, wenn man sich gedankenlos hinsetzt. Lassen Sie sich also nicht beifallen, sich eine solche Unruhe in den Kopf zu setzen, die Ihnen zu nichts dienen würde, als Grillen und Vorwürfe zu machen. Sie haben sich so lange darum beholfen; warum wollen Sie sich denn dergleichen im Alter wünschen, und die Natur in unnöthige Kosten stürzen? Fühlen Sie einige Schwächen, so lassen Sie Ihre Kammer mit eau de Venise besprengen; sogleich werden Sie alle nöthige Begeisterung empfinden.

Ein gemeines Frauenzimmer würde es vielleicht für ein schlecht Compliment aufnehmen, wenn ich ihm eine Seele absprechen wollte. Allein Sie, gnädige Frau, kennen mich, und wissen, daß Sie keinen eifrigern Bewunderer in der Welt haben, als mich. Sie sind also auch versichert, daß ich dieses nicht thun würde, wenn ich es nicht als einen besondern Vorzug von Ihnen betrachtete, daß Sie ohne Seele tausendmal mehr thun als andre, die sich dieser allgemeinen Gabe rühmen. Bei Ihnen wird der Feldherr zärtlich, der Minister heiter, und der ganze Hof gefällig. Gesetzt nun, Sie wollen durchaus eine Seele haben, sich Andern gleich beschäftigen und auf ihrem Canapee der Rechenschaft, welche Sie davon abzulegen hätten, nachdenken; gesetzt, andre Damen folgten diesem traurigen Exempel: wo wollte der Arbeiter im Cabinet und im Felde sich erholen? wer würde ihnen Empfindungen beibringen? Empfindungen, welche das rauhe Herz zum Mitlei-

den und zur leutseligen Hülfe herabstimmen? Ohne Erholung ist keine Arbeit; und wo Sie nicht behaupten wollen, daß wir uns wie unsre Vorfahren bloß am Weine erholen sollen, so müssen Sie mit Ihrer glücklichen Muße dem allgemeinen Besten zu statten kommen, so müssen Sie sich nach wie vor in der Gallerie oder in der Assemblee zeigen, und die Stelle des Gestirns vertreten, das auch die finstersten Philosophen zu seiner Betrachtung neigt, so müssen Sie den Scherz und die Heiterkeit zu Tische führen, und damit der arbeitsamen Seele neue Kräfte geben. Dabei können und dürfen Sie nicht arbeiten, nicht denken und nicht rechnen; denn dieses würde Ihnen nichts als frühe Runzeln einbringen; und welcher Staatsmann würde bei diesen nur ein einziges Projekt vergessen? Bedenken Sie nur das Einzige: die Leute, welche von ihrer Zeit Rechnung abzulegen haben, sind zugleich verdammt, ihr Brod im Schweiß ihres Angesichts zu essen. Wie schickt sich dieses aber für eine Hofdame, die den ganzen Tag geschminkt sein soll? Würde nicht alle Farbe von Ihren schönen Wangen fließen?

Haben Euer Gnaden aber jedoch eine kleine Herzstärkung nöthig: gut, so will ich Ihnen eine vorschreiben, die gewiß nach Ihrem Geschmacke sein wird. Verrichten Sie alle Tage in diesem Jahre eine gute Handlung. Der Arbeitsame, der immer an seinem Werke klebt, und unermüdet beschäftigt ist, wird nur durch unmittelbare Gegenstände zum Mitleid bewegt. Er ist barmherzig, hülfreich und dienstfertig, wenn ihn seines Nächsten Unglück rührt; allein die Noth derjenigen, so im Verborgnen oder in der Entfernung unglücklich sind, kommt nicht zu seinem Herzen. Euer Gnaden aber hören bei ihrer Muße und Langeweile manche traurige Erzählung; Ihr empfindliches Herz wird schneller gerührt; Sie können länger bei der süßen Betrachtung, wie Sie einem Unglücklichen helfen wollen, verweilen. Sie kommen täglich zu solchen Personen, welche Verdienste unterstützen, und den Fleiß glücklich machen können. Bedienen Sie sich Ihres zärtlichen Auges, Ihres schmeichelhaften Tons, Ihres ganzen Einflusses, um täglich das Glück eines Menschen zu befördern, ihn nur in gutem Andenken zu erhalten, ihn von der besten Seite zu zeigen, eine ungegründete üble Meinung von ihm zu unterdrücken, und überall das Beste zu befördern. Wie mancher wird Ihnen nicht noch beide Hände dazu küssen, daß Sie ihm nur Gelegenheit gegeben, eine edle Handlung zu verrichten?

Sie sehen, ich bin ein bequemer Gewissensrath; ich fordre nicht von Ihnen, daß Sie Filet machen oder Marly nähen sollen; dieses können Sie in Ihren Umständen andern überlassen, die ihr Brod damit verdienen. Ich lasse Ihnen Ihren Schlaf, Ihre Assemblee und Ihr Souper, und gebe Ihnen vier und zwanzig Stunden für eine einzige gute Handlung. Dazu lasse und gönne ich Ihnen Ihre Langeweile, entweder zur Strafe oder zur Besserung.

Es bleibt aber dieses unter uns. Ihr Capellan ist verpflichtet, bei der Regel zu bleiben. Er wird mehreres von Ihnen erfordern, und die Entschuldigung der verwöhnten Zärtlichkeit nicht gelten lassen. Ich aber denke anders, weil ich auch nicht viel mehr in der Welt beschicke, und ich möchte

nicht gern, daß die Rechnung von Ihrer Zeit besser ausfiele, als die meinige. Hiermit küsse ich Ihnen ehrfurchtsvoll die Hände, und bin, wie Sie wissen u. s. w.

v. Zimmermann

gehörte zu den merkwürdigsten Männern seiner Zeit, Er wurde geboren 1728 in Brugg, einer kleinen Stadt im Canton Bern, wo sein Vater Rathsherr war. Nach einer sehr sorgfältigen Erziehung ging er auf die Universität Göttingen, um die Arzneikunst zu studiren. Hier war damals der berühmte Haller (s. oben) Professor. Er nahm den Jüngling wie seinen Sohn in sein Haus auf, und dieser belohnte seine Sorgfalt durch den eifernsten Fleiß, und erlangte auch bald große Kenntnisse. Nach kurzem Aufenthalte in Bern, wo er sich mit einer Verwandtin Hallers verheirathete, ging er nach seiner Vaterstadt, wo er Arzt wurde. Aber so großes Vertrauen man ihm auch schenkte, und so thätig er auch am Krankenbette war, so fühlte er sich doch hier unglücklich, wurde hypochondrisch, und war am liebsten in seiner Studirstube. Hier schrieb er damals zwei Werke nieder, die seinen Namen berühmt gemacht haben: Versuch über die Einsamkeit, über deren Vortheile und Nachtheile er eben viele Beobachtungen hatte anstellen können, und: vom Nationalstolze. Indessen sehnte er sich nach einem größeren Wirkungskreise, und nahm endlich den Ruf als großbrittanischer Leibarzt nach Hannover an. Auch hier fühlte er sich nicht glücklicher, weil er hypochondrisch war. Sonst fehlte es ihm weder an äußerer Ehre, noch an Glücksgütern; denn weit und breit wurde er als der berühmteste Arzt von den höchsten Personen zu Rathe gezogen. Aber seine große Geschicklichkeit konnte weder ihn selbst heilen, noch seiner von ihm zärtlich geliebten Frau, die zwei Jahre nach seiner Ankunft in Hannover starb, das Leben erhalten. Bald darauf verlor er auch seine einzige Tochter, und sein einziger Sohn, ein äußerst hoffnungsvoller Jüngling, verfiel in Melancholie und zuletzt in völlige Verstandlosigkeit, so daß Zimmermann ganz einsam dastand. Da nahmen sich seine Freunde seiner an, und führten ihm seine nachherige zweite Frau zu, die zwar dreißig Jahre jünger war als er, aber ihn sehr glücklich machte, da sie große geistige Vorzüge besaß. Dadurch wurde

seine Stimmung wieder heiterer, und diesem Umstand verdankt man die Erscheinung seines großen Werkes über die Einsamkeit, welchem jener Versuch zu Grunde lag. Kaiserin Katharina, die dies Buch gelesen hatte, schickte ihm zum Beweise ihrer Hochachtung einen Ring mit einem großen Brillanten, eine goldene Medaille und ein eigenhändiges Billet mit der Aufschrift: „aus Dankbarkeit für manche schöne Rezepte, die der Menschheit im Buche von der Einsamkeit verordnet werden." Ihrer Einladung, sie in Petersburg zu besuchen, folgte er nicht, so wie er auch ihren Antrag zum kaiserlichen Leibarzt ablehnte. Aber beide haben einen fortgesetzten Briefwechsel unterhalten, und er erhielt den Auftrag, Rußland mit jungen Aerzten zu versorgen. Auch zu Friedrich dem Zweiten wurde er in dessen letzter Krankheit berufen, doch ohne ihm helfen zu können. Nach dieser Zeit wurde Zimmermanns Hypochondrie immer ärger. Er bildete sich ein, daß sich ein Bund gebildet hätte zum Umsturz der Staaten und der Religion, und eiferte dagegen mit einer Wuth, die seine Kräfte aufzehrte, und ihn in heftige Streitigkeiten verwickelte. Zuletzt bildete er sich nicht nur ein, daß die Franzosen ihn als einen Feind ihrer Revolution festnehmen, sondern daß er auch vor Armuth Hungers sterben würde, und selbst der Anblick seines Geldes brachte ihn davon nicht zurück. Endlich starb er unter großen Schmerzen 1795 in Hannover, 67 Jahre alt. „Was würde das für ein Mann gewesen sein, wenn seine Nerven ihn niemals beherrscht hätten!" schrieb seine Frau nach seinem Tode einem Freunde. Er hatte ein hervorstechendes, imposantes Aeußeres, war groß und wohlgebaut, hatte ein geistsprühendes Auge und ausdrucksvolle Züge, und besaß zwar keinen Hochmuth, aber ein edles Gefühl seines Werthes.

Lessing.

Auch von diesem haben wir hier nur als Prosaiker zu reden, und als solcher hat er viel mehr, denn als Dichter geleistet. Doch gehören seine vielen gelehrten Schriften nicht hierher. Er hat durch seinen schönen, klaren Styl, durch seinen Geschmack und durch die Tiefe seiner Gedanken großen Einfluß auf die prosaische Literatur gehabt (s. oben).

Zollikofer

war einer der redlichsten und frömmsten Männer seiner Zeit. Er war 1730 in St. Gallen geboren, und lebte als reformirter Prediger in Leipzig, wo er 1788 starb. Ob er gleich nie seine Würde als Geistlicher vergaß, so war er doch der menschenfreundlichste Mann, immer bereit zu rathen und zu helfen. Als Schriftsteller hat er durch seine Predigten und durch sein Andachtsbuch sich berühmt gemacht. Beide Werke sind sonst allgemein gelesen worden, und Tausende haben aus ihnen Belehrung, Besserung und Trost geschöpft.

Sophie von la Roche,
geb. v. Guttermann,*)

geboren 1731 zu Kaufbeuern (in Baiern), wo ihr Vater, Guttermann, Edler von Gutershofen, ein sehr gelehrter Arzt, damals lebte, — ein Mann, zwar von heftiger Gemüthsart, aber dabei von frommem Charakter. Er erzog sein erstes und liebstes Kind, — denn sie hatte noch 11 Schwestern, die alle vor ihr verstarben, — mit zärtlicher Sorgfalt und suchte den Sinn für Wissenschaft und Kunst schon früh in ihr zu wecken. — Die Geschichte las ihr Vater mit den Kindern, und Sophien führte er in schönen Sommernächten drei Treppen hoch auf einen großen Altan, von welchem sie, da ihr Haus in Augsburg oben am Berge lag, einen großen Theil von Baiern und einen ausgedehnten Himmel sehen, und alle an Augsburgs Horizonte sichtbar werdende Sterne und etwas Sternenkunde lernen konnte. Die Mutter hatte den drei Mädchen Brockes' irdisches Vergnügen in Gott gegeben, wovon Sophie nichts im Gedächtniß behielt, als die Vorschrift, mit schönen, freundlichen Gedanken einzuschlafen, um den andern Morgen mit einer allen Hausgenossen angenehmen Miene zu erwachen, und immer geliebt zu sein. — So blühte Sophie mit den trefflichsten Anlagen des Geistes und einem frommen und gefühlvollen Herzen, Eigenschaften, die ihre persönlichen Eigenschaften erhoben, zum 16jährigen Mädchen auf; jetzt fand sie Gelegenheit

---

*) Abgekürzt aus von Schindels Leben berühmter Schriftstellerinnen.

zu höherer wissenschaftlicher Ausbildung. — D. Bianconi, damals Leibarzt des Fürstbischofs zu Augsburg, in einem Alter von 32 Jahren, hielt bei Sophiens Aeltern um ihre Hand an. Er war nicht nur bei allen ihren Lectionen zugegen, sondern nahm auch selbst den thätigsten Antheil an dem Geschäfte ihrer Bildung, indem er sie mit den besten Dichtern seiner Nation und mit den Denkwürdigkeiten Griechenlands und des alten und neuen Roms durch die besten Kupferstiche bekannt machte. Allein nicht lange sollte sie diese Freude genießen; denn im August 1748 starb Sophiens Mutter, viel zu früh für die Tochter, der sie zärtliche Mutter und gefühlvolle Freundin gewesen war. Nach diesem Unglücksfall wünschte der Vater die Verbindung seiner Tochter mit Bianconi im nächsten Jahre vollzogen zu sehen. Er reiste daher mit demselben nach Italien, um selbst die Familie kennen zu lernen, in welche die Tochter gleich nach seiner Rückkehr eintreten sollte. Nachdem diese erfolgt war, arbeitete man an den Artikeln des Ehevertrags, der aber nicht zu Stande kam. — Bianconi, der um diese Zeit, wegen seiner Beförderung zum Leibarzt der königlich polnischen und kurfürstlich sächsischen Prinzen und Prinzessinnen, nach Dresden abgegangen war, hatte zwar bei der Verschiedenheit des Religionsbekenntnisses, da er der römisch-katholischen Confession angehörte, seiner künftigen Gattin selbst Religionsfreiheit zugesichert, bestand aber fest darauf, daß alle Kinder ihrer künftigen Verbindung katholisch erzogen werden sollten; Sophiens Vater wollte hingegen die Mädchen der lutherischen Kirche vorbehalten wissen. Durch diesen beiderseitigen Religionszwist, in welchem auch hier leider weder Nachgeben noch Nachsicht Platz fand, wurde die Verbindung, welche innige Liebe von beiden Theilen geschlossen, aufgehoben. Sophie war tief bekümmert, sollte aber keine Thräne weinen. Bianconi wollte sie heimlich heirathen, mitnehmen und sich durch Vorlegung von mehr als 30 Briefen ihres Vaters, in welchen er ihm seine Tochter versprochen hatte, öffentlich rechtfertigen. Allein Sophie versagte dies standhaft, weil sie ihren Vater nicht betrüben und ohne seinen Segen sein Haus nicht verlassen wollte. Bianconi reiste allein ab. — Nun hatte Sophie noch einen großen Kampf zu bestehen und unmittelbar nach der Abreise eine angreifende Scene: — von Vater und Großmutter, Oheim und Tante wegen ihrer heimlichen

Thränen gescholten, mußte sie ersterem alle von Bianconi erhaltenen Briefe, Verse und Arien, mit ihren eigenen sehr pünktlich ausgearbeiteten geometrischen und mathematischen Uebungen, in sein Kabinet bringen, alles zerreißen und in einem kleinen Windofen verbrennen. Das Bild ihres Geliebten mußte sie mit der Scheere in kleine Stücke zerschneiden, einen Ring mit der verzogenen Chiffre N. B. in Brillanten entzweibrechen, und hatte dabei die härtesten Ausdrücke von ihrem Vater zu hören. Noch in seinem Zimmer that ihre empörte Seele, tief in ihrem Innersten, das Gelübde, da sie von dem Manne losgerissen sei, dem sie ihre Kenntnisse vorzüglich verdanke, sollte auch niemand jemals ihre Stimme, ihr Klavierspiel, die italienische Sprache, oder irgend etwas, das er ihr gelehrt, hören oder nur in ihr vermuthen. Sie hielt streng und buchstäblich Wort; und opferte sie so auch alles, was ihrer Eigenliebe so sehr hätte schmeicheln können, war sie auch dem harten Worte des Vaters gehorsam, jedes Denkmal der Liebe ihres Freundes zu vernichten, so konnte er doch das Andenken an den Geliebten aus ihrer Seele nicht vertilgen, dem sie einsam auf ihrem Zimmer ihre Thränen widmete; ja sie gab offen den Entschluß zu erkennen, ihr künftiges Leben in der Einsamkeit eines Klosters zuzubringen. Dieser Entschluß wurde aber, wahrscheinlich durch ihren Vater gehindert, nicht ausgeführt. Ein stilles, zurückgezogenes, nur den Wissenschaften und der Lectüre gewidmetes Leben wurde nun ihr Loos, und sie erfüllte so jenes erst gethane Gelübde. — Jedes Verhältniß war natürlich mit Bianconi abgebrochen, der entfernt in Dresden lebte, späterhin in den Grafenstand erhoben wurde, dann nach Italien zurückkehrte und, als sächsischer residirender Minister zu Rom angestellt, am 1. Januar 1781 zu Perugia starb. — Sophie kam mit zwei ihrer Schwestern und ihrem einzigen Bruder nach Biberach, in das Haus ihres Großvaters, des dortigen Senators und Hospitalmeisters Guttermann. Nach dessen Tode führte sie eine Zeit lang mit den gedachten Geschwistern ihre eigene Oeconomie, und bezog dann das Haus Wielands (des Vaters des berühmten Dichters, der damals Prediger zu St. Magdalena daselbst — und dessen Gattin mit Sophiens Vater Geschwisterkind war). — Eine neue Epoche ihrer Bildung begann: hier lernte sie den jungen Wieland kennen. Dieser machte sie mit den besten Erzeugnissen der

deutschen Literatur bekannt, sie verehrte und liebte ihn dankbar und war auf seine Kenntnisse stolz, weil sie solche durch ihr ganzes Leben zu theilen hoffte. Wieland war im Sommer 1750 von Kloster Bergen ins väterliche Haus zurück gekommen, wo er die reizende und geistreiche 19jährige Sophie fand. — Sehr schnell entspann sich wechselseitige Liebe, — eine Liebe, die bei dem 17jährigen Jüngling zwar die feurigste Schwärmerei, aber doch auch rein, edel und sittlich war. Oft warfen sich die beiden Liebenden auf die Knie, und schwuren der Tugend ewige Treue. Wir führen nur zwei charakteristische Stellen an, die beweisen, wie der liebende Jüngling und der treue Freund später, selbst noch im Greisenalter, dachte. In einer Ode, im Jahre 1752 gedichtet, singt er:

Dich, Sophie, Dich gab der Himmel mir,
Mich der Tugend liebreich hinzuführen,
Ja, ich war bereit mich zu verlieren;
Gott, du sahest es, und gabst sie mir;
Jetzo dring' ich sicher durch verwachs'ne Hecken,
Denn ihr redlich Herz verläßt mich nie;
Gott und Weisheit, Tugend und Sophie,
Sind bei mir, welch Unfall kann mich schrecken?

Und im Jahre 1805 schreibt der 73jährige Greis an sie: „Mit Rührung und Dank gegen die unsichtbare Hand, die unser Schicksal lenkt, erinnere ich mich an die seligen Tage, die ich, ewig theure Sophie, in den Jahren 1750—1752 mit Ihnen verlebte, und des wunderbaren, wo nicht ganz beispiellosen, doch gewiß höchst seltnen und mir durch seine Folgen so wohlthätigen Zaubers, den Sie mit dem ersten Blick auf mein ganzes Wesen warfen. Damals kannt' ich freilich weder Sie, noch mich selbst; ich hatte keinen Begriff davon, daß es möglich sei, nicht mit Ihnen und für Sie zu leben. — Aber es war eine idealische, eine wahre Zauberwelt, in der ich lebte, und selbst die Sophie, die ich so innig und doch so schwärmerisch liebte, war nicht die wahre Sophie Guttermann, sondern die Idee der Vollkommenheit, die sich in ihr verkörpert darstellte. Nichts ist wohl gewisser, als daß ich, wofern uns das Schicksal nicht im Jahre 1750 zusammengebracht hätte, kein Dichter geworden wäre." — Sophie sollte Wielands Gattin werden, — mit diesem Entschluß verließ sie

Letzterer im Herbste 1750. — Sehnsucht nach der Geliebten trieb ihn im Jahre 1752 nach seiner Vaterstadt zurück. Aber hier zeigte sich kein Nahrungszweig für ihn, und er war also gezwungen, seine Geliebte abermals zu verlassen. Er reiste im Oktober 1752 nach der Schweiz zu Bodmer, wo er acht Jahre lebte. Während dieser Zeit trennten Mißverständnisse diese Verbindung. Sophie kündigte ihm in der ersten Hälfte des Dezembers 1753 in einem nach Zürich geschriebenen Briefe diese Verbindung auf, und zeigte ihm an, daß sie Herrn la Roche ihre Hand zu geben für gut befunden habe. Wieland, der nach ihrem 10 Wochen langen Stillschweigen etwas ganz anders erwartet und die beste Hoffnung hatte, daß sich alles auf die angenehmste Art auflösen werde, war über diesen Brief äußerst bestürzt, versicherte ihr aber schriftlich seine geduldige Zufriedenheit mit ihrem Entschluß, seinen aufrichtigsten Glückwunsch zu ihrer neuen Verbindung, und wie er nicht aufhören werde, ihre Zufriedenheit und ihr wahres Wohl vom Himmel zu erbitten. — Als Wieland im Jahr 1760 nach Biberach zurückkam, um dort die Stelle eines Rathes anzutreten, konnte er es sich nicht versagen, seine Freundin zu Warthausen, wo sie sich damals aufhielt, zu besuchen. — Frau la Roche saß eben am Fenster, der Thüre gegenüber, von ihren Kindern umringt. Auf sein Klopfen rief sie, wie von einer Ahnung ergriffen, auf das fröhlichste: „herein, Wieland!" und ging ihm, da er, den Ton ihrer Stimme hörend, von mancherlei Empfindungen und Erinnerungen bedrängt, die Thüre nicht aufbringen konnte, sie zu öffnen, entgegen. Mit dem herzlichsten Willkommen bot sie ihm die Hand, sprachlos stand er da, und ließ den Hut, den er unter dem Arm trug, fallen. Indem erblickte er ihren ältesten Sohn, einen bildschönen Knaben, nahm ihn zu sich auf das Sopha, beugte sich über ihn hin, und benetzte ihn mit einem Strome von Thränen. Bald nach diesem Auftritt trat der Gemahl ins Zimmer. Wieland ging ihm entgegen, fiel ihm um den Hals, und weinte abermals tief erschüttert. Der gerührte la Roche nahm darauf ihn und seine Frau, und führte sie beide an einander. Der seltene Freundschaftsbund, in der Jugend geschlossen, noch im hohen Alter beider Freude, dauerte 56 Jahre hindurch. Sophie hatte Herrn von la Roche, einen sehr geistreichen Mann, den sie während Wielands Abwesenheit kennen gelernt, 1754 aus

Gehorsam und Verehrung, wohl aber wider die Stimme ihres eigenen Herzens, geheirathet. — La Roche war damals kurmainzischer Hofrath, aber ganz besonders an den kaiserlichen wirklichen Geheimenrath und Staatsminister Graf Friedrich von Stadion gefesselt, der ihn, als einen verwaisten Knaben, liebgewonnen, erzogen und zu seinem Freunde und Gehülfen gebildet, und ihm, da er zum Manne in seinem Sinne und Geiste gereift war, neben den kurmainzischen Kabinetsgeschäften die Direktion aller großen Besitzungen der Stadionschen Familie in Schwaben, Würtemberg und Böhmen übertragen hatte. Sophie lebte mit ihrem Gatten nun also in Mainz. La Roche war ein edler Mann, legte aber nur auf Staatsgeschäfte Werth, und lehnte sich dabei, wenigstens dem Scheine nach, gegen alles, was Empfindung hieß, auf. Dennoch entstand zwischen ihm und seiner zartfühlenden Gattin kein Mißverhältniß, sondern stets herrschte in ihrem Zirkel Eintracht und Freude, obgleich jedes seinen eigenen Weg der Erheiterung und Beschäftigung wählte. Sophie, die bisher fast nur in gelehrten Zirkeln gelebt hatte, kam durch ihren Gemahl in die des deutschen Adels, und durch seinen bedeutenden Wirkungskreis wurde ihr die Gelegenheit, die Angelegenheiten der großen Welt, wie des gemeinen Mannes, kennen zu lernen, und dadurch ihre durch Lectüre erworbne Menschenkenntniß mittelst selbstgemachter Erfahrungen zu begründen und zu berichtigen. Dabei setzte sie ihre Studien mit ununterbrochnem Eifer fort. La Roche besaß eine treffliche Bibliothek, auch in der englischen Literatur. Sophie lernte diese Sprache drei Monate vor ihrem ersten Wochenbette, und versäumte keine Gelegenheit, in der ausgesuchten Bibliothek des Grafen mit allem Schönen und Nützlichen bekannter zu werden, sah an seiner Tafel 16 Jahre hindurch die bedeutendsten und durch ihren Verstand sich auszeichnenden Männer, und bereicherte ihren Geist so mit mancherlei Kenntnissen in der wirklichen und in der Bücherwelt.

Acht Jahre hatte Sophie seit ihrer Verheirathung mit ihrem Gatten in Mainz gelebt, als der Graf, nunmehr ein Greis von 69 Jahren, sich vom Hofe, den Staatsgeschäften und der großen Welt zurückzog, und eines seiner Güter, Warthausen, eine halbe Stunde von Biberach, wählte, dort seine letzten Tage in ländlicher Ruhe zuzubringen, und von seinem Zögling, Freund

und Gehülfen und dessen Gemahlin begleitet wurde. Hier starb er im Jahre 1770. La Roche wurde nach dem Tode seines Freundes und Beschützers in die Dienste des Kurfürsten von Trier als Staatsrath nach Koblenz berufen. In den 10 Jahren, die Sophie hier an den herrlichen Ufern des Rheines verlebte, bekam sie Gelegenheit, auch den Fürstenstand mit allen seinen Verhältnissen näher zu betrachten, und knüpfte freundschaftliche Verhältnisse mit vielen vortrefflichen Menschen auch höhern Ranges an. — Aber das Schicksal wollte, daß ihre Familie sich von dem hohen Standpunkte, auf dem sie bisher gestanden, zurückziehen mußte. — Die eigentlichen Gründe davon deckt noch ein Schleier. Von nun an, d. h. seit dem Jahre 1780, lebte Sophie, die sich über diesen Unfall durch den Genuß der Freundschaft, der Wissenschaften und Natur leicht tröstete, mit ihrem Gatten ein stilles Privatleben, anfangs in Speier, dann zu Offenbach in einem freundlichen Hause. — Hier starb im Jahre 1789 ihr Gatte, der sie verehrt hatte, und um dessen Verlust sie innig trauerte. Noch größern Schmerz empfand Sophie über den Tod ihres Sohnes Franz, eines liebenswürdigen Jünglings, der im Jahre 1791 früh dahin starb. Seit dem Tode ihres Gatten und Sohnes war ihre Kleidung ein beständiger Traueranzug. Sanftes Dunkelgrau war die erwählte Lieblingsfarbe ihres Kleides, und ein schwarzer zurückgeschlagener Flor umschlang die Spitzenhaube, aus welcher die Locken des silberweißen Haares sich hervorringelten. — In Folge der Staatsumwälzung Deutschlands durch die französischen Kriege hatte sie den größten Theil ihrer Einkünfte verloren, ohne daß ihr gerechter Kummer darüber ihre angeborene Heiterkeit des Geistes und die Ruhe ihrer starken Seele zu unterdrücken vermochte. Vielmehr war ihr Vertrauen zur Vorsehung so stark, daß beim Gespräch über die Frage, wie sich der Krieg und besonders das allgemein wachsende Elend mit der Idee von der göttlichen Vorsehung vereinigen lasse, sie oft äußerte: „der Tod an sich sei kein Uebel; darum lasse es Gott zu, daß oft an Einem Tage viele Tausende dem großen Ziele ihrer Bestimmung durch gewaltsamen Tod zugeführt würden; und es gäbe überhaupt in den Augen der Vorsehung gar kein physisches, sondern allein moralisches Uebel.“ Ein großer Stolz, Trost und Wonne ihres sinkenden Alters war ihr würdiger, verdienstvoller Sohn,

der nachherige Geheime Bergrath Karl von la Roche in Berlin; nur der Gedanke an ihn, seine Briefe und die freudige Hoffnung, ihn und seine Familie noch vor ihrem Tode bei sich in Offenbach zu sehen, versetzten sie in freudiges Entzücken; allein die Vorsehung gewährte ihr die Erfüllung dieser letzten Hoffnung nicht. Sie hatte auch im höhern Alter einer ziemlich guten Gesundheit genossen, und im Jahre 1799 den Freund ihrer Jugend, Wieland, auf seinem Landgute in Osmannstädt bei Weimar, besucht. In der ersten Hälfte des Februars 1807 wurde sie plötzlich von einer Krankheit befallen, und schon am 18. Februar verließ, nach einer nur 10tägigen Krankheit, ihr Geist leidensfrei und sanft seine irdische Hülle im 76sten Jahre ihres Lebens. Ihre körperliche Hülle wurde, wie sie es gewünscht hatte, auf dem Kirchhof zu Bürgel, einem eine halbe Stunde weit von Offenbach am Main gelegnen Dorfe, an der Seite ihres Gemahles und Sohnes, beerdigt.

Ueber Sophiens Charakter und Leben ist bei Allen, die sie sahen und näher kannten, nur Eine Stimme. Sie war die gefühlvollste Gattin, die zärtlichste Mutter. — Ihre Kinder erzog sie mit Wasser, hatte sie in ihrem Schlafzimmer, und war den ganzen Vormittag um sie. Eben so war sie eine warme Menschenfreundin, die sich gern vergaß, um Andern zu dienen. Im Umgang mit Höheren ihres Standes war sie bescheiden, aber nie kriechend; mit Niedern leutselig, gütig und gefällig, flößte sie jenen Achtung und Bewunderung, diesen zugleich Liebe und Verehrung ein. In ihrem ganzen Wesen war eine gewisse Würde, Anstand und Grazie, die sich bis auf die geringste Bewegung und das kleinlichste Geschäft erstreckte. Die höchste Reinlichkeit und seltenste Ordnung und Pünktlichkeit in ihren Geschäften waren ihr eigen, und selten oder nie machte sie von ihrer Zeiteintheilung eine Ausnahme: der Vormittag war dem Schreibtisch und der Feder, da sie neben ihren schriftstellerischen Arbeiten auch einen starken Briefwechsel unterhielt, gewidmet. Die Nachmittage waren theils den Arbeiten der Nadel, theils der Lectüre, theils der Annahme von Besuchen Fremder und Einheimischer, die sich zahlreich einfanden, bestimmt. Ihre Unterhaltung war angenehm und desto belehrender und unterhaltender, da sie in derselben so viele Gegenstände berührte, durch Abwechslung ergötzte und durch

heitern Witz belebte. Empfindungen der Freude und des Kummers wußte sie zu beherrschen und Gleichmuth der Seele zu bewahren. Ihre Seele war überhaupt in einem sehr hohen Grade moralisch, und alles Edle, Höhe, Schöne und Große der sittlichen Welt zog ihr Herz unwiderstehlich an. Erzählte oder hörte sie eine menschliche Edelthat, so glänzte ihr Auge wie von ätherischem Lichte feurig, bis eine Thräne den Glanz milderte. Auch in ihrem hohen Alter besaß sie noch ungeschwächt die volle jugendliche Zartheit und Wärme ihres gefühlvollen Herzens. Aber es war nicht bloß Empfindung; sie war rastlos strebend, im moralischen Gebiet Gutes und Heilsames zu stiften, Sinn für Edelmuth und feine Gefühle zu erwecken und zu nähren. Sie war gastfreundlich im hohen Grade, ohne zu ermüden, wiewohl sie durch die erwähnten zahlreichen Besuche oft in Anspruch genommen wurde. — Die Gabe des Witzes und Scherzes war ihr in reichem Maaße verliehen, äußerte sich aber meistentheils gutmüthig, selten satyrisch; vielmehr warnte sie mündlich und in ihren Schriften vor dem boshaften Witze, den sie mit einer Lanzette verglich, die im Schimmern verwundet. Die Tugend der höchsten Reinlichkeit hielt sie für eine Cardinaltugend des weiblichen Geschlechts, oder, wie sie sich ausdrückte, für die wesentliche Stütze aller häuslichen Glückseligkeit, für die Grundlage, ohne welche sich fast keine andere weibliche Tugend gedenken läßt.

Diese so selten sich vereinigenden ausgezeichneten Vorzüge des Geistes und Herzens sprechen sich auch in ihren Schriften aus, und begründen ihren Ruhm als einer der fruchtbarsten Schriftstellerinnen. Findet man auch in denselben nicht einen hohen Flug der Phantasie, so zeichnen sie sich doch aus durch eine wahre und treue Darstellung der Charaktere, aus der Natur des Menschenlebens und meist aus denen Lebensverhältnissen, in welchen sie selbst gewesen, entlehnt. Sie empfehlen die Tugend und das häusliche Glück in einem edeln, einfachen und lebhaften, dabei ihr ganz eigenthümlichen Style, und in allen herrscht ein reiner, strengmoralischer und frommer weiblicher Sinn; daher ihre sämmtlichen Schriften ganz besonders dem weiblichen Geschlecht empfehlungswürdig sind. Vorzüglich gelangen ihr Romane und Familiengeschichten in Briefform. —

Sophie Gallen, eine moralische Erzählung (Bruchstück).

(Aus Pomona für Deutschlands Töchter.)

Herr Gallen, ein deutscher Gelehrter, hatte die einzige Schwester eines jungen Kaufmanns zu seiner Frau. Er wohnte in dem Haus seines Schwagers, welcher das Vermögen der Frau Gallen in seiner Handlung behielt, und reichliche Zinsen davon bezahlte. Gallen und seine Gattin waren äußerst glücklich, da er durch das Vermögen seiner liebenswürdigen Frau in den Stand gesetzt wurde, armen Familien in ihren Rechtshändeln unentgeltlich zu dienen, und also mit seinem Geist und Herzen eine Wohlthätigkeit auszuüben, die er sich bei einer minder reichen Frau nicht hätte erlauben können, weil er alsdann verpflichtet gewesen wäre, zuerst auf die Versorgung der Seinigen bedacht zu sein. Frau Gallen freute sich über die Tugend ihres Mannes, und hörte ihm mit Vergnügen zu, wenn er ihr mit Entzücken von der gewonnenen Sache eines Armen erzählte, und der Segen, den ihr Mann von den dankbaren geretteten Leuten empfing, schien ihr mehr werth zu sein, als die Einkünfte von ihrem Vermögen. Sie hatten von etlichen gutartigen Kindern nur eins bei Leben erhalten, und dies war eine Tochter, die Sophie genannt ward, welche ohne vorzügliche Schönheit als ein liebliches Mädchen heranwuchs. Frau Gallen machte sich aus der Erziehung ihrer Tochter die Hauptbeschäftigung ihres Lebens, und da einst von mehreren Personen gesagt wurde, daß die kleine Sophie eine unbeschreibliche Aehnlichkeit der Gesichtszüge und Neigungen ihrer beiden Aeltern in sich vereinigte, so sagte Frau Gallen ihrem Manne:

„Der Himmel hat mir in meinen Söhnen die Freude genommen, dich in ihnen erneuert aufwachsen zu sehen; aber jedermann sagt, unsre Sophie habe deinen Geist und deine Augen, so wie man zugleich behauptet, daß sie meinen Mund, meinen Wuchs und meine Gebehrden hat. Jede Hoffnung auf andre Kinder ist verloren: da möchte ich wohl, mein Bester, daß wir die Aehnlichkeit, welche dieses einzige Kind mit uns theilt, auf das vollkommenste machten. Gieb, mein Lieber, dem guten Mädchen jeden Anbau deines Geistes; denn es sollte mich sehr freuen, wenn ich einen Theil deines Verstandes von Lippen wiedertönen hörte, die den meinigen gleichen. Ich will sie in allen weiblichen Arbeiten unterrichten: — unsre Liebe aber soll sich in ihrem Herzen vereinen.“

Herr Gallen war es zufrieden, und sie erzogen Sophie nach diesem Plan zu einem schätzbaren, reizenden Mädchen auf. Sie war mit siebzehn Jahren nicht nur in blühender Gesundheit mit einer anmuthigen Gestalt geschmückt, sondern mit jeder Tugend der Seele, einem feinen Geist und allen schönen Talenten begabt. Der Oheim und die Tante liebten das Mädchen eben so sehr; und da sie keine Kinder hatten, so wurde Sophie als Erbin eines großen Vermögens betrachtet, geschmeichelt, gesucht, und in Putz und Bedienung daran gewöhnt. Frau Gallen starb, ehe ihre Tochter verheirathet war, und nun lebte Sophie unter der Aufsicht ihrer Tante fort, bis auch diese bald darauf in dem ersten Wochenbette mit ihrem kleinen

Sohn in die andre Welt ging. Beide Schwäger blieben unzertrennlich, und es schien, als ob ihr beiderseitiger Verlust ihre Freundschaft verstärkt habe.

Sophie bekam eine Gattung Hofmeisterin, oder vielmehr Gesellschafterin, weil sie über den Verlust ihrer zwei Mütter untröstlich war, und in eine stille Schwermuth versenkt wurde. Diese Frau, eine junge Wittwe, war munter, hübsch und listig. Sie bemächtigte sich nach und nach des Herrn Elbe, Sophiens Oheim. Dieser hatte seiner Nichte die englische Sprache gelehrt; Madame Bach wollte nun auch mitlernen, und sie brachte nicht nur dieses, sondern viele andre Sachen in dem Haus nach ihrem Sinn, wohin sie es wollte. Man machte Reisen in Bäder und Gesundbrunnen; man gab Gesellschaften, und endlich wurde Madame Bach Frau Elbe. Die Handlung fing an zu wanken, — doch reiste man nach Frankreich, und nahm Sophien mit, die natürlicher Weise Vergnügen daran fand. Am allerliebsten aber hörte sie, daß es gar nach England gehen sollte. Doch hatte sie keine Ruhe, bis ihr Vater auch dazu gebeten wurde. Der Brief, in welchem er einwilligte, kam nach Paris. Er sagte, daß er mit einem holländischen Schiff überfahren, und vielleicht eher als sie in Großbrittanien landen würde. Sie schifften von Calais aus, kamen nach London, und fanden dort wirklich Herrn Gallen vor ihnen. Aber bald klagte Frau Elbe wegen ihrer Gesundheit, und man mußte in ein Bad. Alles dies geschah mit einer Eile und Unruh, die endlich unserm Gallen bedenklich wurde, noch mehr aber, da Herr Elbe immer viele Briefe von Haus erhielt; aber Herr Gallen nicht einen. Er sprach mit seinem Schwager von der Sorge, die er wegen seiner Handlung fühle, und daß er ihm doch von seinen Briefen mittheilen möchte, indem er aus ihm unbegreiflichen Ursachen gar keinen erhielte. Elbe beruhigte ihn, und sagte, da sie gerade eine Lustreise machen wollten, solle er nur bis den andern Morgen Geduld tragen, wo er ihm dann alle nöthige Briefe zeigen würde. Sie reisten auch alle vier nach einem artigen kleinen Ort, wo ein schöner Park und Landhaus zu sehen war. Und da sie ein paar Tage dort bleiben wollten, so kam ein Koffer mit gemeinsamem Weißzeug und leichten Kleidern mit. Sie speisten Abends in dem Park und blieben lange munter, mußten aber in zwei verschiedenen Häusern schlafen, weil in dem, wo Herr Gallen mit seiner Tochter eingezogen war, nur zwei kleine Betten in zwei eben so kleinen aber netten Zimmern neben dem Speisesaal waren, und Herr Elbe wollte, daß Sophie und ihr Vater am besten besorgt sein möchten. Gallen und seine Tochter schliefen recht wohl; besonders war Sophie sehr glücklich, eine so hübsche Stube, so nettes Weißzeug, und einen Baumgarten vor ihrem Fenster zu haben, welches sie offen ließ, um den süßen Duft der blühenden Linden und das sanfte Rauschen des kleinen, an des Wirths Garten vorbeifließenden Bachs zu genießen. Ob sie gleich in einer großen Stadt erzogen ward, und selten etwas anders als, man kann sagen, steife, gezierte Kunstgärten gesehen hatte, so war doch ihre Seele mit dem feinen Gefühl für Wahrheit und Natur durchdrungen; und wenn Herr und Frau Elbe ihre Reisen in England nach dem Sinn von Sophien eingerichtet hätten, so würde zuerst jede Gegend besucht worden

sein, die Thomson*) besungen hat; aber Sophie sollte in Großbrittanien noch manche Trauerstunde durchleben, ehe sie den gewünschten Anblick dieser schönen Anlagen genoß.

Ihr guter würdiger Vater schlief sanft und lang den letzten sorgenfreien Schlaf, und Sophie freute sich, daß sie vor ihm erwacht war, und hatte sich leise angezogen, um bei ihm, ihrem Oheim und ihrer Tante die Stelle der Wirthin bei dem Frühstück zu versehen. Es war alles in der Laube des Gartens bereitet. Herr Gallen kam munter und über seinen langen Schlaf scherzend zu Sophie in die große Stube, weil sie da an dem Fenster war, und nach dem Laden des Hauses umsah, wo Herr und Frau Elbe wohnten, um ihnen gleich einen guten Morgen zuzuwinken. Da es aber bald elf Uhr wurde, und sich kein Fenster öffnete, oder sich jemand sehen ließ, so ging sie, Thee mit ihrem Vater zu trinken, und schickte jemand aus dem Hause nach ihrem Oheim. Aber wie staunte ihr Vater und sie, als die Antwort kam, der Herr und die Dame wären gestern Nachts abgereist, und gar nicht in das Haus gekommen! Stumm und betäubt einander ansehend, gingen sie eilend in ihre Stube, wo der Koffer war, aus welchem Frau Elbe ihr und ihres Mannes Schlafzeug geholt, und er noch, ehe sie weggingen, ein Buchfutteral hineingelegt hatte, weil es ihn, wie er sagte, in seiner Tasche beschwerte. Sie fanden es noch und alle ihre Kleidungsstücke. Gallen wollte aus Bescheidenheit das Futteral seines Schwagers nicht öffnen, weil er dachte, diese Abreise wäre nur eine jähe Capriçe seiner Schwägerin, und sie würden Abends wieder eintreffen. Aber da auch die Nacht ohne die geringste Nachricht kam, und jemand von den Einwohnern sagte, sie wären in einer leichten Kutsche mit Vieren, die auf der Landstraße gehalten, abgefahren, so nahm er endlich das Futteral, und fand darin eine Menge eröffneter Briefe an ihn, wo von dem vollkommenen Banquerout seines Schwagers geschrieben wurde, worin nicht nur das ganze Vermögen von Sophiens Mutter zu Grunde gegangen sei, sondern auch Herrn Gallens Ehre, weil man mit Recht vermuthete, er habe von Allem gewußt, und deswegen die Reise nach England mitgemacht; daher auch seine Bibliothek und alles Geräthe mit dem Hause an die Gläubiger gefallen sei. Ein mit zitternder Hand geschriebener Zettel seines Schwagers lag dabei, worin stand:

„Verzeiht mir, daß ich alles verhehlte, und daß ich fliehe. Die „hundert Guineen werden euch wieder nach Hause bringen, wo Gallen „als guter Advokat leben, und Sophie mit ihrer liebenswerthen Person „gewiß eine Heirath treffen wird. Mich seht ihr nimmer. Adieu."

Ob ein feiner giftiger Dunst in diesem Futteral gewesen wäre, oder diese Papiere, so war die Wirkung immer tödtlich. Gallen blieb starr und unbeweglich sitzen, die Augen auf den Zettel geheftet; Thränen und Zurufen

---

*) Ein englischer Dichter, dem wir das schöne Gedicht: „die Jahreszeiten" verdanken.

von seiner Tochter — alles war umsonst. Sie schrie um Hülfe. Die Wirthsleute kamen, und versuchten, was sie konnten. Endlich lief die Magd nach dem Pfarrer, der sogleich kam, und erweckenden Geist mitbrachte. Gallen kam zu sich, und konnte sagen, daß sein Herz gebrochen sei. Sophie aber glaubte, ihn wieder ganz zu haben, da er wieder reden konnte, und sogar einige Schritte auf und ab ging. Die Schwester des Pfarrers, welche von dem Zufall des Fremden gehört hatte, und dabei von dem Jammer seiner schönen Tochter gerührt wurde, kam auch in die Stube, um zu sehen, ob sie nicht dem jungen Frauenzimmer in etwas helfen könnte. Gallen stand gerade an dem offnen Fenster, und hatte beide Arme gen Himmel erhoben. Sophie kniete zu seinen Füßen, und der gute Pfarrer durchlas die Papiere. Die ehrwürdige Matrone ging sachte mit einer Thräne im Auge zu ihrem Bruder, und fragte ihn leise, auf Sophie weisend:

„Bester, kann ich hier etwas helfen?“

Er drückte ihre Hand:

„Ja, geh hin, und sei Mutter! ich möchte mit dem Manne allein reden, u. s. w.“

Christoph Friedrich Nicolai,

geboren 1733 in Berlin, wo sein Vater Buchhändler war. Seine Mutter starb schon früh, sein Vater war meist in der entfernten Buchhandlung, und seine Brüder viel älter als er, so daß er in der ersten Jugend die elterliche Pflege und häusliche Liebe entbehrte. Dies erzeugte in ihm Liebe zur Einsamkeit und steten Beschäftigung; er lernte früh entbehren und sich in die Umstände schicken. Seine Schulkenntnisse erwarb er meist in der damals errichteten berliner Realschule. 16 Jahre alt schickte ihn sein Vater nach Frankfurt an der Oder, um die Buchhandlung zu lernen. Hier studirte er in seinen Freistunden die lateinische, griechische und englische Sprache, die Mathematik, Philosophie und Literatur. Als er nach 2 Jahren nach Berlin in die väterliche Buchhandlung zurückkehrte, hatte er weniger Mußestunden, und mußte daher die frühen Morgen- und späten Abendstunden zu Hülfe nehmen. Oft fand ihn noch die Morgenröthe bei seinen lieben Büchern. Die Zerstreuungen der großen Stadt lockten ihn gar nicht. So verlebte er 3 Jahre, täglich an Kenntnissen zunehmend, aber ohne Weltkenntniß. Bei dem Streite zwischen

Gottsched und Bodmer schienen ihm beide Theile Unrecht zu haben, und da er sich mit Niemand darüber aussprechen konnte, so schrieb er: „Briefe über den jetzigen Zustand der schönen Wissenschaften," die Aufsehen erregten, und ihm die Bekanntschaft Lessings verschafften. Durch diesen lernte er auch Moses Mendelssohn kennen. Diese 3 Freunde kamen wöchentlich 2—3 mal zusammen, um ihre Ansichten einander mitzutheilen. Alle 3 waren unabhängig, suchten keine Beförderung, liebten die Wahrheit, und strebten nach Erweiterung ihrer Kenntnisse und Einsichten. Nicolai brannte vor Begierde, sich von den Handelsgeschäften loszumachen, und als sein Vater starb, entsagte er der Handlung, und lebte von einem sehr kleinen Einkommen mit großer Genügsamkeit, ganz den Wissenschaften hingegeben. Schon nach einem Jahre starb sein älterer Bruder, der die Buchhandlung des Vaters geführt hatte; nun mußte er sie selbst übernehmen. Ohne Murren brachte er seiner Familie dies Opfer. Er mußte mit Schulden anfangen, und seine häuslichen Sorgen wurden dadurch vermehrt, daß er heirathete und der siebenjährige Krieg in diese Zeit fiel. Aber es kam ihm die frühe Gewohnheit zu Statten, mit jeder Minute zu geizen, und sich durch kein Geräusch bei der Arbeit stören zu lassen. In den Mußestunden setzte er seine Studien eifrig fort. Von 1759—65 gab er die Briefe, die neuste Literatur betreffend, mit Mendelssohn und Lessing heraus. Von 1765 an erschien in seiner Handlung und durch ihn geleitet die allgemeine deutsche Bibliothek, wozu sich mit ihm viele ausgezeichnete Gelehrten verbanden, und die 40 Jahre lang den Fortgang der Wissenschaften außerordentlich förderte. Seine Bekanntschaft mit vielen Staats- und Hofmännern setzte ihn in den Stand, nach Friedrich's II. Tode einige Hefte voll Anekdoten, den König betreffend, herauszugeben. Seine scharfe Beobachtung von Menschen und seine lebhafte Liebe zur Wahrheit bewog ihn, einige satyrische Romane herauszugeben, z. B. Leben und Meinungen des Magisters Sebaldus Nothanker; die Geschichte eines dicken Mannes; die vertrauten Briefe von Adelheid B. an ihre Freundin Julie S. . Aus seiner Reise durch Deutschland und die Schweiz ging seine Beschreibung dieser Reise hervor, die freilich durch die vielen Betrachtungen über Religion,

Industrie und Sitten etwas weitläuftig ist. Ueberall zeigte er eine große Freimüthigkeit, die ihm freilich viele Feinde und Angriffe zuzog, denen er aber großen Gleichmuth entgegensetzte. Namentlich schrieb er über die kritische Philosophie Kant's, deren Schwächen er ohne Scheu darzulegen suchte, so sehr er auch dem großen Kant Gerechtigkeit widerfahren ließ. Er starb 1811, fast erblindet.

Aus dem Leben des Sebaldus Nothanker.

(Nothanker lebte mit seiner Frau Wilhelmine und 2 Töchtern, Mariane und Charlotte, sehr glücklich auf seiner Landpfarre. Einst beredete ihn seine Frau, über den Tod fürs Vaterland zu predigen, und da ihm ohnedies der Generalsuperintendent nicht gewogen war, so wurde er vor dem Consistorium als irrgläubig verklagt und abgesetzt, damit der künftige Schwiegersohn jenes die Pfarre erhalten könnte. Dies Urtheil wurde ihm in der Stadt, wohin er citirt war, bekannt gemacht.)

Sebaldus war so betäubt, daß er alle Besonnenheit verlor. Seine Füße trugen ihn nur mechanischer Weise nach Hause. Wilhelmine hatte sich von dem Ausgange des Prozesses die beste Hoffnung gemacht. Sie hatte daher in der von ihr selbst gepflanzten Laube neben dem Pfarrhause eine ländliche Abendmahlzeit zugerichtet, und ging darauf mit ihren beiden Töchtern ihrem Manne entgegen. Er kam endlich. Noch einige Schritte von ihm entfernt, sah sie schon, in seinen wilden, starr auf sie gerichteten Augen, einen Theil des über sie schwebenden Unfalls. Er kam näher, und sagte ihr in wenig Worten, wie groß ihr Unglück sei. Wilhelmine ward blaß, die Knie zitterten ihr, sie sank zur Erde, und beide Töchter warfen sich weinend auf ihre Mutter. Diese kam erst nach geraumer Zeit zu sich, und ward in großer Schwachheit nach Hause gebracht. Alle Vergnügungen, die sich diese kleine Familie, bei dem Abendmahle in der Laube, nach der Zurückkunft ihres Vaters versprochen hatte, waren dahin. Wilhelmine, vom heftigen Schrecken erschüttert, lag in wenig Stunden in einem starken Fieber. Mariane, ob sie gleich ihr Herzeleid in sich zu verschließen suchte, konnte doch, indem sie ihrer Mutter Handreichung leistete, ihre nassen Augen nicht verbergen. Die kleine Charlotte winselte unaufhörlich über das Leiden ihrer Mutter. Sebaldus aber, über sein Unglück kaum so sehr niedergeschlagen, als über die Härte rachgieriger Menschen bestürzt, saß staunend, in der stillen Schwermuth, die äußerlich kalt scheint, aber innerlich mit desto größerer Heftigkeit auf die Lebensgeister wüthet.

Des andern Morgens früh erschien vor Sebaldus Thüre ein Wagen, in welchem Magister Tuffelius, der Informator der Kinder des Generalsuperintendenten, saß. Diese Person war fünf Fuß vier Zoll lang, und näherte sich mehr der

Magerkeit eines Kandidaten, als der Feistigkeit eines Pfründenbesitzers. Sein hageres bleiches Gesicht war beständig wasserrecht gerichtet, ohne sich herauf oder herunter zu neigen. Seine Hände, die etwas länger waren, als sie hätten sein sollen, hielt er mehrentheils gerade vor sich weg, und bewegte sie wellenförmig, wie ein Schwimmender im Wasser. Sein Gang war abgemessen und bedächtlich, als wenn er sich fürchtete, auf etwas zu treten; und wenn er sprach, welches nie ohne Noth geschah, war seine Stimme allezeit einen halben Ton höher gestimmt, als anderer Leute Stimme, und hatte dabei etwas quäkendes, daß man glaubte einen Staar zu hören. Er ließ sich durch den Bauer, der ihn gefahren hatte, anmelden, stieg nach empfangener Antwort langsam aus dem Wagen, und schritt fort, bis er ins Zimmer kam, wo ihn Sebaldus und Mariane empfingen. Er legte seinen Hut auf seinen Bauch, und beide Hände in den Hut, grüßte die Anwesenden mit einem halbtiefen Bücklinge, ohne Haupt und Füße zu bewegen, und ohne ein Wort zu sprechen, setzte sich, und nach verschiedenen Hem! Hem! ließ er sich folgendermaaßen aus: „Da ich den göttlichen Beruf erhalten habe, die Seelen dieses „Dorfs als ein treuer Hirte zu weiden, so wird es dann wohl nöthig sein, „daß mir dieses Pfarrhaus als meine künftige Wohnung sogleich geräumet „werde, sintemal ich entschlossen bin, mein Amt unverzüglich anzutreten, „und zu dem Ende noch anheute auf meine nächstens zu haltende Antritts„predigt zu studiren.“ Sebaldus stellte ihm vor, daß es unmöglich sein würde, das Haus zu räumen, um so viel mehr, da seine Frau diese Nacht krank geworden wäre. Tuffelius antwortete sehr trocken: „Die dem Herrn „in Person vorgelesene Sentenz enthält deutlich, daß er die Pfarrwohnung „sogleich räumen soll, und es muß jeder Christ der Obrigkeit unterthan „sein, die Gewalt über ihn hat; ich rathe also wohlmeinend an, sich zu „hüten, daß die Widersetzlichkeit nicht einst zu einem Beispiele müsse ange„führt werden, wie die Abweichung von der reinen Lehre auch zuletzt Rebel„lion wider die Obrigkeit hervorbringt.“ Sebaldus war durch diese Rede so sehr zum Erstaunen gebracht, daß er den Magister Tuffelius mit starren Augen ansah, und stillschwieg. Mariane aber nahm das Wort, und sagte mit sanfter und zitternder Stimme: „Wir sind nicht Willens, uns zu wider„setzen, wir sind auch dazu viel zu schwach; wir verlangen nur so viel Zeit, „als nöthig ist, um eine andere Wohnung zu suchen; dazu ist ein Tag zu „kurz. zudem ist meine Mutter gefährlich krank geworden. Ein Prediger ist „Bote des Friedens, er soll Ruhe, Einigkeit und Wohlwollen befördern. „Wollten Sie wohl den Anfang ihres Predigtamtes damit machen, daß Sie „eine äußerst schwache Kranke aus dem Hause würfen?“ Tuffelius, der mit seinen Augen bisher noch immer unverwandt gerade vor sich weggesehen hatte, richtete sie in einer, mit dem Horizonte parallelen, Linie gegen Marianens Antlitz, runzelte die Stirn, zog den Mund ein wenig in die Breite, und sagte mit etwas lauterer Stimme und aufgehobener rechter Hand: „Mulier tacet in rebus ecclesiasticis! Meine liebe Jungfer, ich wäre nicht „werth, ein vieljähriger Kandidat des heiligen Predigtamts zu sein, wenn „ich die Pflichten dieses hochwichtigen Amts nicht wüßte. Die erste

„Pflicht desselben ist wohl wahrlich, daß in Rücksicht auf geistliche und gött-
„liche Dinge alle irdische und weltliche Dinge uns gar nicht bewegen müssen.
„Es würde unverantwortlich sein, die armen verirrten Schafe einen Sonn-
„tag über ohne Hirten zu lassen; es ist also meine höchste Pflicht, mich ihrer
„ohne Verzug anzunehmen, und sie bald wieder auf den rechten Weg und
„auf die gute gesunde Weide der reinen Lehre zu führen, wovon sie vielleicht
„leider abgeführt worden.“ Nach vielem Wortwechsel ließ sich Tuffelius end-
lich mit Mühe bereden, damit zufrieden zu sein, daß ihm vor der Hand eine
Stube eingeräumt würde.

Den andern Morgen früh mit Aufgange der Sonne ging Sebaldus nach Rennsdorf, dem Sitze des Grafen von Nimmer, wo er gegen eilf Uhr ankam. Diese Zeit, die dem bürgerlichen Theile der menschlichen Gesellschaft beinahe Mittag ist, war für den hochgräflichen Greis kaum Morgen. Seit einer halben Stunde ungefähr hatte er das Bette verlassen, hatte das wichtige Geschäft des Küchenzettels abgefertigt, und war jetzt beschäftigt, auf einem weichen Sopha seine Chocolade einzuschlürfen, und auf die Verdauung der gestrigen Mahlzeit zu warten. Sobald sich Sebaldus anmelden ließ, ward er sogleich vorgelassen. Er näherte sich mit wenigstens zwanzig Bücklingen dem hochgräflichen Lager, und stammelte etwas einem Komplimente ähnliches, welches der Graf in eine Frage nach seinem Befinden verdolmetschte, und nach verschiedentlichen Räuspern antwortete: „Nicht recht
„wohl, mein lieber Herr Pastor; mein böser Morgenhusten quält mich alle
„Tage mehr! Ich kann nichts mehr essen. Gestern habe ichs gewagt, eine
„Auerhahnpastete zu kosten, die liegt mir heute noch im Magen. Ich bin
„gar zu schwach. Selbst die Melonen wollen mir nicht bekommen. Ich
„habe mir heute bloß ein einziges ragout fin bestellt; ich muß heute fasten,
„um meinen Magen wieder herzustellen. Aber ist's nicht elend, mein lieber
„Herr Pastor, wenn man nicht essen kann?“ Sebaldus antwortete mit einem tiefen Seufzer: „Ja wohl, Ew. Hochgräfl. Gnaden, beinahe eben so schlimm,
„als wenn man nichts zu essen hat; ich befürchte beinahe, daß in diesem
„Falle“ — Der Graf fiel ihm ins Wort: „Sie haben Recht, lieber Herr
„Pastor, bald wird man auch gar nichts zu essen haben; der leidige Krieg
„verdirbt alles. Ich habe vorigen Winter recht elend zugebracht. Die
„Austern kamen sehr unrichtig an. Den ganzen Winter über habe ich aus
„Preußen kein Birkhuhn gesehen; auch Störe bekömmt man nicht mehr da-
„her. Sehen Sie, Herr Pastor, ich bin ein deutscher Patriot, ich kann das
„französische Essen nicht leiden. Ich kann ihr Consommés à la Cardinale
„nicht ausstehen. Lieber Herr Pastor, wir müssen bedenken, daß wir Deut-
„sche sind. Wir können uns zwar die guten französischen Brühen gefallen
„lassen, aber unsere Speisen selbst müssen ächt deutsch sein. Ich weiß, was
„in allen deutschen Provinzen das Beste ist. Wenige Leute verstehen z. B.
„hier zu Lande, was eine pommersche große Muräne $\frac{3}{4}$ Ellen lang, oder eine
„Flinder von der Insel Hela, oder ein berlinischer Sander für Dinge sind;
„die habe ich sonst posttäglich bekommen. Aber jetzt, Herr Pastor, jetzt ist
„alles aus! Ich habe mir im vorigen März aus Hanau eine kalte Pastete,

„und aus Frankfurt am Main einen gewürzten Schwartenmagen kommen „lassen, den haben die preußischen Husaren bei Fulda aufgefangen; welcher „Teufel soll denn auch denken, daß die Kerle schon im März aus den Win„terquartieren sein werden? Im vorigen Oktober sollte ich Krammetsvögel „vom Harze bekommen, die hatten sich die Lucknerischen Husaren wohlschme„cken lassen. Im Februar habe ich Fasanen aus Böhmen verschrieben, ja! „wenn nicht die Gränitzer bei Wilsdruf gestanden hätten! Die Franzosen „machens nicht besser. Meine westphälischen Schinken und den Champagner, „worin ich sie wollte kochen lassen, haben sie im vorigen Monate in Viele„feld geplündert. Da sieht mans klar, daß es ihnen mehr um die westphälischen „Schinken, als um den westphälischen Frieden zu thun ist. Ich ließ mir Kaviar „aus Königsberg kommen; da haben die Russen die Post bei Cöslin angehalten, „und ihn bei Kolberg auf die Flotte gebracht. Ich möchte nur wissen, was mein „Kaviar auf der Flotte zu thun hätte! ich habe niemals ein Korn davon zu „kosten bekommen. Jetzt habe ich aus Sonneburg Krebse verschrieben; Herr „Pastor, dies sind die besten Krebse an Größe und Geschmack; aber die „werden wohl die Schweden speisen; denn das frankfurtische Staats-Ristretto „schreibt, sie würden nächstens in Berlin sein. So sind wir allenthalben „mit Feinden umgeben, die uns alles wegnehmen. Kein Wunder, wenn „wir schon ganz ausgehungert sind!“ Indem er das sagte, kam der Kam„merdiener, und fragte, ob es Sr. Hochgräfl. Gnaden gefällig wäre, das Frühstück zu sich zu nehmen. „Ja,“ sagte der Graf, „und gebt noch ein „Couvert für den Herrn Pastor. Sie müssen wissen,“ fuhr er fort, „daß „ich meinen Küchenzettel zu Mittage und zu Abend selbst mache, aber das „Frühstück zu wählen, überlasse ich meinem Koche; der sinnet denn, mir „jeden Tag etwas neues zu machen: das ist mir unerwartet, und reizt ein „wenig den Appetit. Wir wollen einmal sehen, was wir heute zum besten „haben. Aha! einen Kapaun und mit Trüffeln gefüllt, — nicht übel! hier „haben Sie, Herr Pastor!“ Hiermit legte er dem Sebaldus ein Stück vor, und nun ging weiter kein Wort aus seinem Munde, so daß Sebaldus, nach„dem er ein paar Bissen verzehrt hatte, Zeit genug bekam, seine und seiner Familie Noth vorzutragen. Der Graf schüttelte dabei den Kopf, sagte mit vollem Munde manches Hm!, und brach endlich aus: „Herr Pastor, ich „wüßte nicht, wie ich Ihnen helfen sollte; die Zeiten sind gar zu elend. „Ja, wenn die preußischen Einfälle nicht wären! Stellen Sie sich nur vor, „daß gestern der Rittmeister, der eine Meile von hier auf Postirung stehet, „sechszehn Stück Rothwildpret in meinem Holze hat schießen lassen, und „dazu meistens Rieken. Da möchte man vergehen, jetzt in der Setzzeit.“ Sebaldus versicherte Sr. Gräfl. Gnaden, daß er von Ihnen keine weitere Unterstützung verlangte, als nur Dero hohes Vorwort bei dem Konsistorial-präsidenten, damit er nicht aus der Pfarre geworfen werde. „Ja so!“ ver„setzte der Graf, „mein Vorwort wollen Sie haben? Ich bedauere, daß ich „Ihnen damit nicht dienen kann; denn ich komme jetzt gar nicht mehr nach „der Stadt; sehen Sie, man ißt da gar zu erbärmlich, zumal beim Präsi„denten, zu dem komme ich in meinem Leben nicht wieder. Er hat mir

„vor einem halben Jahre eine Zwiebelsuppe und darin kleine Nürnberger „geräucherte Würste vorgesetzt; ich begreife gar nicht, wie eine menschliche „Kreatur sich mit so etwas nähren kann. Nein, Herr Pastor, bleiben Sie „heute Mittag bei mir, nur auf ein Gericht Gerngesehen, aber das doch „besser sein soll, als ein Traktament beim Präsidenten.“ Sebaldus entschuldigte sich damit, daß er heute noch zu Hause sein müsse. „Nun, so bedaure ich, daß ich Sie nicht bei mir sehen kann. Leben Sie wohl, Herr „Pastor! meinen Empfehl an die Frau Liebste.“ Sebaldus stand nach also erhaltenem Abschiede voll Verwirrung auf, machte drei oder vier Bücklinge, griff dem Grafen nach dem Schlafrockzipfel, der ihn aber zurückschlug, und dafür den Pastor umarmte, der, ganz verwirrt über diese gräfliche Gnade, wieder Bücklinge vorwärts und rückwärts zu machen anfing, so daß er nicht wußte, wie er zur Thüre hinaus kam, und da er hinaus war, nicht wußte, ob er freudig oder betrübt sein sollte.

Indeß nach kurzer Zeit fing die Betrübniß wieder an, die Oberhand zu gewinnen. Er sah nur allzuwohl ein, daß er jetzt alle Hoffnung verloren hätte, von seinen Gönnern einige Hülfe zu erlangen, und wanderte traurig nach Hause. Aber wie groß war sein Entsetzen, da er sein Haus von einem andern eingenommen, seine Familie in einer fremden Hütte, seine Frau und seine jüngste Tochter auf dem Krankenbette, und seine älteste Tochter ganz in Thränen zerfließend antraf! Er sank trostlos auf eine Bank nieder, stand nach einigen Minuten auf, umarmte seine Frau und seine Kinder. „Ich bin nicht so glücklich gewesen,“ sagte er, „bei Menschen einige Hülfe „für uns zu finden; wir müssen alle Hülfe von dem allmächtigen Gott erwarten, und der wird die unglückliche Unschuld nicht verlassen.“

(Tuffelius hatte am andern Morgen in Abwesenheit des Sebaldus alle Sachen desselben aus dem Pfarrhause tragen lassen, und die Familie hinausgewiesen. Ein armer Bauer räumte ihnen seine Hütte ein.)

Wilhelminens Krankheit nahm sehr schnell zu, und bei der kleinen Charlotte, die einige Tage in der äußersten Hitze lag, fingen die Blattern an, sich zu zeigen. Der ehrliche Bauer pflegte sie so sehr, wie es seine eignen nothdürftigen Umstände erlaubten. Er gab ihnen seine einzige Stube ein, und er und Sebaldus schliefen abwechselnd in der Scheune, und wachten bei den Kranken; Mariane aber kam ihrer kranken Mutter und Schwester nie von der Seite. Alles, was möglich war, um ihnen Erleichterung zu verschaffen, that sie, aber leider! war nur sehr wenig möglich; denn mit jedem Tage vermehrte sich das Elend. Wilhelmine in der äußersten Entkräftung; Charlottchen mit zusammenfließenden Eiterbeulen überdeckt, keine Arzney, wenig Speise, keinen Freund außer dem ehrlichen Bauer, keine Hoffnung, daß dieser Zustand verbessert werden, keine Aussicht, wie man darin fortleben könne. Schon seit mehreren Wochen hatte die Familie von dem Verkaufe einiger Wäsche und Mobilien gelebt, die der Bauer, wenn er zu Markte fuhr, in der Stadt verhandelte. Es war zu

übersehen, daß diese kleine Hülfe nicht lange dauern könnte. Hernach zeigte sich der kommende Winter, keine Nahrung, kein Obdach, das bitterste Elend. „O, großer Gott!“ rief Sebaldus aus, „verdient eine Abweichung „von den symbolischen Büchern, daß eine Familie, welche beständig nach „deinen Geboten zu wandeln beflissen gewesen, in den kläglichsten Mangel „gestürzt werde?“

Inzwischen beschäftigte das gegenwärtige und vergangene Elend den Geist viel zu sehr, als daß oft an das künftige gedacht werden konnte. Jeder Tag setzte zu der großen Masse des Kummers seinen reichlichen Antheil hinzu. Charlottchens Krankheit stieg schnell bis auf den äußersten Gipfel. Je mehr die Säfte ihres Körpers in die schreckliche Gährung geriethen, welche alle Theile aus der Mischung, worin sie sich einander zusammenhalten und ernähren, in die versetzt, worin sie sich einander zerstören und auflösen, desto mehr nahm ihr zarter Geist an gezwungener Stärke, an tumultuarischer Thätigkeit zu. Phantasien traten an die Stelle der Empfindungen, und ein stumpfes Hinbrüten an die Stelle der Ruhe, die Körper und Geist erquickt. Sie gerieth endlich einen Tag lang in einen betäubenden Schlummer, woraus sie mit der Heiterkeit einer gesunden Person erwachte. Sie streckte ihre kleinen Hände mit einem zärtlichen Lallen nach dem Bette ihrer schwachen Mutter aus, redete ihren Vater und ihre Schwester an, welche sie seit acht Tagen, bei aller zärtlichen Bemühung derselben, ihr zu helfen, nicht gekannt hatte, richtete ihr Haupt auf, forderte ihres Vaters Segen, aber indem er einen Schritt zu ihr trat, sank sie todt in die Arme ihrer Schwester. Mariane that einen lauten Schrei, Sebaldus fiel auf den entseelten Körper, die schwache Wilhelmine richtete sich auf, als ob sie ihrer Tochter helfen wollte. Umsonst! sie war dahin. Nun sank Sebaldus in die tiefe Betäubung, die keinen Theil des Elends einzeln empfindet, weil das Ganze die Seele eingenommen hat. Auch Marianens Kräfte reichten nicht zu, so viel Unglück zu ertragen. Sie fiel unter einem Strom von Thränen auf ihr Lager, und blieb den ganzen Tag in einer betäubenden Mattigkeit, ohne daß sie im Stande war, ihrer kranken Mutter die gewöhnlichen zärtlichen Liebesdienste zu leisten. Wilhelmine aber, welche bisher in der äußersten Entkräftung gelegen hatte, rief alle ihre Lebensgeister hervor, um ihr überschwengliches Elend zu empfinden; denn bei großer Wehmuth ist die Wehmuth selbst der einzige Genuß. So schwach sie war, fand sie doch Kräfte bald zu klagen, bald zu seufzen, bald, weil selbst der Anblick der Leiche ihre Zärtlichkeit stärker auf die Lebendigen zog, ihren Mann und ihre Tochter zu trösten. Sie wollte sogar aufstehen, um denen Handreichung zu leisten, deren Handreichung sie selbst nöthig hatte. Aber hier merkte sie, daß ihr Körper schwächer war als ihr Geist; denn nun fiel sie ermattet nieder, und konnte nur noch bloß durch Zureden Trost geben. So brachte diese unglückliche Familie eine Nacht und einen Tag zu, ihr Elend ganz zu fühlen, und einen sehr kleinen Theil davon durch wechselseitigen Trost zu erleichtern. Am Ende dieses Tages fiel Wilhelmine in eine außerordentliche Ermattung und in ein mit vieler Hitze

verknüpftes Fieber. Kaum konnte sie gegen Mitternacht einen unruhigen unerquickenden Schlaf genießen. Sie brachte den folgenden Tag in einem schmachtenden Zustande hin. Gegen Abend ergriff sie das Fieber mit viel stärkerer Hitze, sie erwachte des andern Morgens bei Sonnenaufgang äußerst entkräftet, und empfand etwas, dergleichen sie noch nie empfunden hatte. Sie legte ihre Hand in die Hand ihres Mannes, der nebst Marianen die ganze Nacht über nicht von ihrem Bette gewichen war, und sagte mit schwacher Stimme: „Ich sterbe, ich fühle es. Vergieb es mir, lieber Mann, daß mein unbedachtsamer Enthusiasmus, den ich oft genug bereuet habe, die unerwartete Folge gehabt hat, unsre ganze Familie unglücklich zu machen. Der Tod fürs Vaterland ist der Vorwand unsers Unglücks; wollte Gott, ich könnte ihn sterben, diesen Tod! Doch ich würde glauben, für's Vaterland gestorben zu sein, wenn unser Unglück, von einer empfindsamen Seele nacherzählt, unsre Geistlichen warnen könnte, wegen Verschiedenheit der Lehre nicht die bittre Feindschaft auf einander zu werfen, die die eigentliche Ursache unsers Unglücks ist. Meine Absicht war gut. Mich und unsere Feinde richte der allmächtige Gott, der das Innerste der Herzen kennt. — Lebe wohl, meine liebe Tochter, lebe so, wie dich deine Aeltern gelehret haben, tugendhaft und unsträflich. — Gott gebe, daß du deinen Bruder noch einmal glücklich wieder sähest. — Ist's möglich, so unterstütze deinen alten Vater, so lange er lebt. — Gott sei dein Erhalter! — Seiner Vorsorge empfehle ich dich, — denn leider von Menschen bist du verlassen! — Umarme mich —"

Hier entrannen Thränen ihren sich brechenden Augen. Mariane küßte sie auf, und drückte ihren Mund auf den Mund ihrer Mutter, deren Haupt in diesem Augenblicke sanft auf ihre linke Schulter sank, und die matten Hände glitten ab, die sie eben um ihre Mariane schlingen wollte. Sie entschlief. Mariane hatte nur noch Kraft, ein wimmerndes Seufzen hören zu lassen, indem sie ihr nochmals den kalten Mund küßte, und die mütterlichen Augen zudrückte. Sie fiel stumm zurück, ohne Thräne, gleich einem unbeweglichen Bilde. Sebaldus in thränenloser Verzweiflung, stumm und staunend, saß ohne Bewegung, außer, daß er seinen düstern Blick von der Leiche seiner kleinen Tochter zu der Leiche seiner Frau wendete. So saßen zwischen zwei geliebten Leichen zwei Lebende, todtenähnlich, in stummen Todeskummer. Der einzige Laut, den man hörte, war von dem gutherzigen Bauer, der auf der Bank am Ofen sitzend, den Kopf an die Wand gelehnt, innerlich schnuckte. — — —

(Mariane war genöthigt, sich ihren Unterhalt selbst zu erwerben, und wurde an einen Herrn v. Hohenauf empfohlen, der eine französische Erzieherin suchte. Sie reiste, indem sie einen französischen Namen annahm, dahin ab.)

Sobald Mariane auf dem Wohnsitze des Herrn v. Hohenauf anlangte, war die gute französische Aussprache der erste Gegenstand der Untersuchung. Die gnädige Frau konnte sehr füglich darüber urtheilen, weil sie selbst mit

einem angenehm gemischten, halb thüringischen, halb wetterauischen Accente französisch sprach. Sie erklärte nach einer viertelstündigen Unterredung, daß Marianens Aussprache ohne Tadel sei, und fragte ihren Gemahl: „ob „sich nicht gleich die Aussprache einer gebornen Französin von der Aussprache „einer Deutschen durch ein gewisses je ne sais quoi unterscheide?“ welches dieser mit einem deutlichen „Allerdings!“ bekräftigte; da ihn seine Gemahlin schon seit den ersten Tagen ihrer Vermählung gewöhnt hatte, alles, was sie mit einem gewissen Tone fragte, sogleich zu bejahen.

Nun schritt die gnädige Frau zur Instruktion der künftigen Hofmeisterin ihrer Kinder. Der Hauptpunkt war, daß sie beständig französisch und niemals deutsch mit ihnen sprechen, und die Kinder anweisen sollte, sich als Personen von Stande zu betragen und jederzeit artige Manieren zu haben. Hierauf ward gefragt, ob sie Gelegenheit gehabt habe, öfter Personen von Stande zu sehen und ihr Betragen zu beobachten? Mariane, ob sie gleich hier eine Französin vorstellte, hatte doch das zuversichtliche Bejahen noch nicht gelernt, welches schon oft, sowohl mancher französischen Hofmeisterin und Kammerjungfer, als manchem französischen Kammerdiener und Projektmacher aus der Noth geholfen hat; sie bekannte daher mit Erröthen, sie sei selten in dem Falle gewesen.

„Desto schlimmer,“ sagte der Herr v. Hohenauf; „denn bei der Erzie„hung vornehmer Kinder ist das Nothwendigste, ihnen standesmäßige Ma„nieren beizubringen. Zum Glücke kann Sie dem Mangel abhelfen, Mamsell, „wenn Sie fleißig auf meine Gemahlin Acht hat; denn die ist ein vollkomm„nes Muster standesmäßiger Aufführung.“

Die Frau von Hohenauf neigte ihr mit starken Knochen versehenes Vorderhaupt nachlässig auf die rechte Schulter, blinzelte mit ihren grauen roth unterlaufenen Augen, lächelte über ein paar vorwärts geworfene Lippen, und sagte:

„Sie sind sehr gütig, Herr von Hohenauf; aber wahr ists, daß ich „immer die Décence in meinem Betragen zu beobachten suche, die Personen „vom Stande eigen ist. Hiernach, Mamsell, muß Sie meine Fräulein auch „bilden, damit sie sich niemals vergessen, sondern beständig vor Augen haben, „wer sie sind. Dies muß Sie selbst auch niemals aus den Augen lassen, „sondern bedenken, daß Sie in meinen Fräulein Personen von Stande vor „sich hat. Sie muß ihnen beständig mit Nachsicht begegnen, ihnen niemals „befehlen, noch weniger gegen sie strenge oder unfreundlich sein, wenn sie „auch ein wenig Lebhaftigkeit zeigen; denn Jugend hat keine Tugend. Es „ist genug, wenn sie nur die Décence und ihre Geburt nie vergessen. „Nächstdem kann Sie ihnen oft gute französische Bücher geben, daß sich der „Geist aufkläre. Wir lassen deshalb monatlich den Mercure de France „kommen; darin stehen die neuesten Enigmes und Logogryphes, wie sie „am Hofe zu Versailles gerade gäng und gäbe sind; auch schöne Poésies „fugitives; darüber müssen die Fräulein urtheilen lernen, damit sie, wenn „künftig ihr Amant ihnen ein Madrigal à Sylvie mit einem galanten Envoy „zusenden wird, die Finesse davon einsehen, und mit Esprit antworten

„können. Auch sind im Mercure Nachrichten von den neuesten Opéra co-
„miques und von den neuesten Almanacs, Modes und Chansons; dadurch ler-
„nen sie loben, was jetzt in Paris du bon ton ist. Hauptsächlich aber
„muß Sie gute Romane mit ihnen lesen, damit die Fräulein beizeiten
„die grace plus belle que la beauté sich eigen machen, durch die unser Ge-
„schlecht über das männliche einen so sichern Sieg zu erhalten weiß."

Hier minaudirte sie aus dem rechten Augenwinkel, in Ermangelung einer andern Mannsperson, auf ihren Gemahl, der, dadurch beherzt gemacht, sein Wort auch dazu geben wollte, und sagte: „Imgleichen Gellerts „Fabeln könnten auch wohl mit den Kindern gelesen werden."

„Ja," versetzte die gnädige Frau mit trübem Blicke und etwas gerümpfter Nase: „Gellerts Fabeln gehen allenfalls an; aber andere deutsche Bü-
„cher müssen die Fräulein nicht lesen; denn das deutsche Zeug nützt ihnen
„nichts, wenn sie nach Hofe kommen. Picard, mein homme de chambre, sagt
„immer, es ist kein brin von bon ton darin, und das ist auch wirklich wahr.
„Es klingt alles so deutsch; wahrhaftig, ich bekomme Vapeurs, wenn ich
„nur die gothischen Buchstaben sehe."

Marianen war alles, was ihr gesagt ward, so unerhört, daß sie sich dünkte in einer ganz neuen Welt zu sein. Sie verstand von dieser Rede nicht den dritten Theil, versprach aber doch mehrere Gelehrigkeit, als sie sich vor der Hand noch selbst zutraute. Eben so hörte sie, ohne ein Wort dawider einzuwenden, die Anordnung ihres häuslichen Lebens an. Man sagte ihr nämlich, daß sie in Nebenstunden für die gnädige Frau und die beiden Fräulein Putz machen, und der Kammerjungfer helfen müsse Kleider garniren. Man gab ihr zu verstehen, daß man erwarte, sie werde helfen den Tisch anordnen, wenn große Gesellschaft da wäre, und wenn die Jungemagd viel zu thun hätte, auch danach sehen, daß die Schränke gebohnt und der Staub von den porcellanenen Aufsätzen abgewischt werde. Zuletzt erfuhr sie, daß sie zwar der Fräulein wegen die Gnade haben sollte, an die hochadelige Tafel gezogen zu werden, wenn die Herrschaft allein sei; wäre aber Gesellschaft da, so würde sie sich selbst bescheiden, mit den übrigen Domestiken höhern Ranges zu essen u. s. w.

Wieland.

Von seinen Lebensumständen und seinen Leistungen als Dichter haben wir oben gesprochen. Daß auch seine prosaischen Arbeiten ausgezeichnet seien, braucht kaum erst gesagt zu werden. Durch seinen gewandten und geschmackvollen Vortrag hat er für die Verbesserung der deutschen Prosa sehr viel gewirkt, so wie er durch seinen deutschen Merkur, der viele ausgezeichnete Aufsätze enthält, zur Beförderung des guten Geschmacks ungemein

viel beigetragen hat. Die Schönheit seines Styls ist vorzüglich in der Geschichte des Agathon zu bewundern.

August Ludwig von Schlözer,

der berühmte Geschichtsforscher, ausgezeichnet durch Gelehrsamkeit, Freimüthigkeit, Wahrheitsliebe, war zugleich einer der ersten deutschen Geschichtsschreiber, welche die Begebenheiten in einem kräftigen und deutlichen Style vorzutragen verstanden. Er wurde geboren 1735 in Jartstadt im jetzigen Würtembergischen. Seinen Vater, einen Prediger, verlor er schon im 4ten Jahre, worauf ihn sein mütterlicher Großvater, auch ein Prediger, zu sich nahm. Dann lebte er bei seinem Schwager, einem Rektor in Wertheim, wo er auch die Schule besuchte. Schon mit 16 Jahren wurde er für reif gehalten, die Universität Wittenberg zu beziehen, wo er Theologie studirte. Dann studirte er in Göttingen. Schon damals hatte er den Plan, eine Reise nach dem Morgenlande zu machen, und darum trieb er mit dem größten Eifer alles, was ihn dazu geschickt machen konnte. Mehrere Jahre lebte er darauf in Stockholm und Upsala. Um sich noch mehr auf jene Reise vorzubereiten, kehrte er noch einmal nach Göttingen zurück, und trieb hier einige Jahre lang Medicin und arabische Sprache, als plötzlich sein ganzer Plan dadurch vereitelt wurde, daß er einen Ruf nach Petersburg erhielt, als Hauslehrer bei dem russischen Geschichtsforscher Müller, dem er zugleich bei seinen Arbeiten helfen sollte. Aber mit dem stolzen Müller vertrug er sich nicht lange, und da auch seine übrigen Aussichten, in Rußland versorgt zu werden, unsicher waren, und es ihm da durchaus nicht gefiel, so verlangte er die Erlaubniß der Rückreise. Allein diese wurde ihm nicht gegeben, dagegen er zum Professor bei der Akademie in Petersburg angestellt. Als solcher blieb er noch zwei Jahre hier; dann ging er nach Göttingen, wo er eine Professur erhielt. Hier begann er nun eigentlich erst als Gelehrter und Schriftsteller zu wirken. Während er das weite Gebiet der Geschichte durch gelehrte Forschungen erweiterte, und sie geistvoller behandelte, als es bisher geschehen war, trat er durch seine politischen Zeitschriften jeder Willkühr und Bedrückung, selbst wenn sie von Fürsten ausgeübt wurde, freimüthig entgegen, und machte sich dadurch so gefürchtet, daß

manche Mißbräuche um seinetwillen abgestellt wurden. Seine großen Verdienste wurden durch mehrere erhaltene Ehrenbezeugungen anerkannt; sein Landesherr ernannte ihn zum Geheimen-Justizrath, und der russische Kaiser ertheilte ihm den Adel.

Seine Lebensweise war sehr einfach und pünktlich. Bei seinen vielen Tugenden hatte er doch einen übertriebenen Begriff von der Würde eines göttinger Professors, und gegen seine Frau und besonders seine Kinder war er hart und tyrannisch. Sein Wesen war ernst, seine Miene finster, und nur unter vertrauten Freunden konnte er munter und heiter seyn. Auch an Vorurtheilen fehlte es ihm nicht; so konnte er die Poesie nicht leiden, und verbot seiner Tochter ausdrücklich, Gedichte zu lesen. Sein Styl war zwar weder elegant, noch ohne Sprachfehler; aber klar und bestimmt, kräftig, und selbst oft feurig. Er starb 1809, ganz sanft und unerwartet, an einem Schlagfluß, 74 Jahre alt.

Auch Schlözer's Tochter, die Bürgermeisterin Baronin von Rodde, ist eine berühmte Frau geworden, und muß hier beiläufig erwähnt werden. Sie wurde 1770 geboren, und gleich anfangs von ihrem Vater zu einer Gelehrtin erzogen, um zu beweisen, daß auch das weibliche Geschlecht sich für die Gelehrsamkeit eigne. (Ob er daran vernünftig gehandelt hat?) Sie mußte nicht nur Französisch, Englisch, Schwedisch und Italienisch lernen (das letztere wurde ihr in Italien selbst, wohin sie mit dem Vater gereist war, eingeübt), sondern auch Lateinisch und Griechisch, Hebräisch und Spanisch, Geschichte, Mathematik, Mineralogie, Botanik, Chemie und Anatomie treiben, aber keine Literatur. Dabei wurde auch das Tanzen, Zeichnen und die Musik nicht vernachlässigt. Als sie in allen jenen Sprachen und Wissenschaften fest war, ließ der Vater sie von der philosophischen Fakultät examiniren, und nachdem sie gut bestanden hatte, erhielt sie die Würde eines Doctors der Philosophie. Diese Gelehrsamkeit hatte sie freilich mit Aufopferung aller kindlichen und jugendlichen Freuden erkaufen müssen; denn bis tief in die Nacht mußte sie neben dem Vater arbeiten, und geriethen ihre Arbeiten nicht nach seinem Wunsche, so war sie den heftigsten Ausbrüchen seines Zorns ausgesetzt.

Auf einer Reise nach Lübeck lernte sie dort den Senator Rodde, der nachher Bürgermeister und baronisirt wurde, kennen,

und vermählte sich mit ihm, 22 Jahre alt. Jetzt konnte sie mehr nach ihrer eigenen Neigung studiren, und beschäftigte sich nachmals mehr mit der Erziehung ihrer Kinder, als mit der Gelehrsamkeit. Als eine seltene Ausnahme ist es anzusehen, daß sie als gelehrte Frau liebenswürdig geblieben war; sie genoß allgemeine Liebe und Achtung. In Lübeck trafen sie mancherlei häusliche Unglücksfälle, die sie mit großer Seelenstärke ertrug. Sie verlor ihre geliebte Mutter, ein Jahr später ihren Vater, durch einen Bankerott kam ihr Mann und sie um ihr Vermögen. Dies bewog sie, 1810 mit ihrem Mann nach Göttingen zu ziehen, wo sie in allgemeiner Achtung lebte. Unseres Wissens lebt sie noch daselbst.

Musäus

war ein Mann voll Witz und Laune, Einfachheit und Gutmüthigkeit, Anspruchslosigkeit und Freundlichkeit. Er wurde 1735 in Jena geboren, wo sein Vater Landrichter war. Schon mit 9 Jahren nahm ihn sein Vetter, Generalsuperintendent in Eisenach, zu sich. Dann studirte er in Jena Theologie, lebte mehrere Jahre als Candidat in Eisenach, predigte oft mit Beifall, und sollte schon Prediger auf einem benachbarten Dorfe werden; da erklärten die Bauern, sie wollten ihn nicht, weil — er einmal getanzt hatte. Er entsagte daher der Aussicht, Geistlicher zu werden, und wurde als Pagenhofmeister in Weimar, und späterhin als Professor am dortigen Gymnasium angestellt. Hier trat er als Schriftsteller auf, indem er in seinen physiognomischen Reisen sich über die damals durch Lavater aufgekommene Idee, daß man den Charakter des Menschen aus seinen Gesichtszügen erkennen könne, lustig machte. Das Buch wurde mit großem Beifalle gelesen. Noch mehr Glück machten seine Volksmährchen der Deutschen. Um dazu den Stoff zu sammeln, und den rechten Ton zu treffen, ließ er oft alte Weiber mit ihren Spinnrocken zu sich kommen, und ließ sich von ihnen erzählen; auch waren ihm Kinder willkommen, die ihm Mährchen erzählten, und er bezahlte für jedes 3 Pfennige. Als eines Abends seine Frau von einem Besuche nach Hause kam, dampfte ihr eine Wolke schlechten Tabaks entgegen; durch den Dampf entdeckte sie endlich ihren Mann am Ofen neben einem alten Soldaten sitzend, der aus

seinem kurzen Pfeifchen schmauchte, und jenem Mährchen erzählte. Die Volksmährchen machten Musäus zu einem Lieblingsschriftsteller, und werden noch jetzt gern gelesen. Er starb 1787.

Musäus war ein höchst achtungswerther Mensch, aber eine Art von Sonderling. Er war immer heiter, in Folge seiner reinen Seele, seiner Genügsamkeit und seiner Lebensphilosophie, herzlich gutmüthig, gastfrei, gegen Jeden dienstfertig, und sehr bescheiden, so daß er vielleicht zu den wenigen Menschen gehörte, die keinen Feind haben, ob er gleich Satyren schrieb; aber diese waren so gutmüthig, daß er Keinen kränkte, und am liebsten machte er sich über sich selbst lustig. So wenig er auch hatte, so zufrieden war er doch, und jeden kleinen Genuß wußte er sich zu einer großen Freude zu machen. Er lebte meist in seinem Garten vor dem Thore, wo ihm jeder Besuch willkommen war. Jede Ziererei war ihm zuwider. Nicht selten sah man ihn, wie er sich selbst seine Bedürfnisse zusammentrug. Ein Fremder, der seine Bekanntschaft machen wollte, traf ihn einst, wie er über den Markt ging, in der einen Hand einen Wasserkrug, in der andern ein Reisbündel, und unter dem Arme ein Brot. „Wundern Sie sich darüber nicht," sagte er; „die Weimaraner sind so etwas schon an mir gewohnt."

Lästige Polizeianstalten für Spaziergänger.

Ueber den Thüringer Wald langt' ich, in der Mitte des Septembers, in Koburg an. Das Wetter war vortrefflich, ein heiterer lauer Herbstabend. Die Mondensichel schimmerte auf die alte Bergfeste so romantisch herab, daß mich der Anblick bezauberte, besonders da er mir das Ziel meiner dermaligen Tagereise ganz nahe vorspiegelte. Ich weiß aber nicht, welche Spirallinie der Weg von Neustadt nach Koburg beschreiben mag, immer blieb das alte Bergschloß, dem Augenmaße nach, ungefähr tausend Schritte linker Hand. Ich dachte in fünf Minuten vor dem Stadtthore zu seyn, und nach langem Zeitverlaufe dünkte mich die Entfernung noch die nämliche wie vor einer Stunde, obgleich der Postkutscher so wenig säumte, daß, mit Freund Bürger zu reden, Kies und Funken stoben. Das Verlangen, an Ort und Stelle zu seyn, mochte indessen wohl die Zeitberechnung etwas über die Gebühr ausdehnen; ich hatte viele Stationen hinter einander, ohne zu rasten, in einer Postchaise gemacht, um einem Freunde nachzueilen, der mich in Koburg anzutreffen vermuthen konnte; meine erschütterten Ribben bedurften Ruhe, und meine Erwartung war gespannt; aber bei der Ankunft fand sich's, daß ich meines Zwecks verfehlt hatte.

Die Unruhe im Blut und der Verdruß über fehlgeschlagene Hoffnung ließen mich wenig schlafen. Sobald ich bei Tagesanbruch hörte, daß die Thüre des Gasthofes geöffnet wurde, warf ich mich in meine Morgenkleidung, die mir ziemlich das Ansehen eines ehemaligen philanthropischen Werbers gab, und ging aus, die Stadt zu besehen. Der heitere Morgen und die aufgehende Sonne lockten mich bald vor's Thor in's Freie. Ich fragte die Schildwache nach den um die Stadt her liegenden Spaziergängen, und erhielt begehrte Auskunft, um durch einen breiten, mit jungen Bäumen bepflanzten Weg, zwischen dem Abhange einer sanften Anhöhe mit Gärten und einem bethauten Wiesengrunde, auf welchem die Morgensonne alle Regenbogenfarben spiegelte, mich wieder zum nächstgelegenen Thore zu finden. Durch dieses gedachte ich die Stadt zu durchschneiden, und die freundliche Gegend auf der entgegengesetzten Seite gleichfalls zu beschauen; aber da stieß mir ein Abenteuer auf, woran dieser Plan scheiterte.

Ich kam an das mir angewiesene Thor, unter einer Menge Landvolk, das auf den sogenannten Zwiebelmarkt eilte, der an diesem Tage einfiel. Die Schildwache fragte: „Wohin?" Ich meinte, diese Frage gelte einem neben mir wandelnden Zwiebelweibe, und sei auf eine Korbbeschauung abgesehen, wollte meinen Weg fortsetzen, und wurde durch ein militairisches „Sak'rment! wohin?" belehret, daß ich dem Frager zur Rede stehen sollte. Eine so emphatische Sprache war mir ganz fremd, aber nichts desto weniger verständlich genug, und machte mir von dem martialischen Geiste der Besatzung eine anschaulichere Idee, als wenn das ganze Bataillon vor mir aufmarschirt wäre. Aus der Bestimmtheit der Frage urtheilte ich auf die Befugniß des Fragenden, und gab bescheiden zur Antwort: „hier zum Thor hinein." — „Woher?" — „Aus dem nächsten Thore dort unten rechter Hand." Hierauf erfolgte der Bescheid des Gefreiten aus dem Fenster der Wachstube, daß ein Fremder ohne Geleitschaft eines bekannten Mannes aus der Stadt unumgänglich zu dem Thore wieder hineingehen müsse, wo er auspassiret sei, welchem ich mich, wie billig, unweigerlich fügte, so ungern ich auch den nämlichen Weg zweimal gehe, und den Rückweg mir dadurch verkürzte, daß ich einen denkbaren Grund zu dieser Polizeiverordnung aufsuchte, welche die Spaziergängerlaune so wenig begünstigte. Bei dem verheißenen Einlaß hieß es aber gleichfalls: „wohin? woher?"

Vergebens appellirte ich an die Schildwache, mit der ich vor einer Stunde ganz trauliche Unterredung gepflogen hatte; mein Mann war abgelöst, und vermuthlich einem Zwiebelnegoze nachgegangen; niemand wollte mich beim Herausgehen bemerkt haben. Vergebens zog ich den Bescheid des benachbarten Thorwächtersatrapen zu meinem Vortheil an, der doch auch wissen mußte, wie das Amt der Schlüssel im Stadtthor zu verwalten und zu gebrauchen sei; aber hier galten seine Befehle nicht. Es ergab sich ein wesentlicher Variant in Erklärung des Einlaßgesetzes, der mich von diesem Thor, durch welches ich des Morgens herausgegangen war, an das verwies, wo ich den Abend vorher zuerst sei angemeldet worden. Dort wäre, meinte der hier befehlende Nabob, meine Legitimation schriftlich vorhanden; also

könne mir, auf geziemende Anmeldung, der Eingang nicht verweigert werden. Im April hätte mich dies Herumschicken von einem Thor zum andern vielleicht gewurmt; aber im September fand ich es zu schnakisch, um unwillig darüber zu werden. Doch weil ich nicht mehr Zeit verlieren wollte, versucht' ich's, mit der Wache in gütliche Unterhandlungen zu treten, und brachte in Vorschlag, daß mir, gegen eine Vergeltung, ein Mann möchte zugegeben werden, mich in den Gasthof zum Schwan zu geleiten, wo der Wirth, als ein Mann bei der Stadt, Gewähr leisten würde, daß ich der Passagier sei, welcher bei ihm übernachtet habe. Nichts war billiger, als diese Forderung, und da Gewinn damit verbunden war, versah ich mich geneigter Willfahrung. Doch wie gebeten, abgeschlagen! Diese Procedur sei hier nicht üblich; aber mein Paß könne zum Commandanten geschickt werden, „und so lang muß der Herr verziehen." — „Lieber Mann," sprach ich, „wer trägt den Reisepaß auf einem Spaziergange bei sich? Und zum Un„glücke habe ich gar keinen Paß, weder einen Sanitätspaß, denn ich komme „nicht aus der Türkei, sondern aus Thüringen; noch auch einen Reisepaß, „denn ich bin ein unverdächtiger und bekannter Mann, der eines schriftlichen „Documentes seiner Ehrlichkeit eben nicht bedarf." Das war tauben Ohren gepredigt, und weil mir der Ring des Gyges fehlte, den ich mir dies Mal wohl gewünscht hätte, um unsichtbar mich in die Stadt zu stehlen, so blieb kein anderes Mittel übrig, als die Wallfahrt nach dem heiligen Kreuze; so hieß entweder das Thor, oder die Gegend, wo ich hereingekommen war.

Wenigstens hatte ich nun drei Viertel der Stadt umzogen; weil indessen einem Spaziergänger leicht jeder Weg der rechte ist, tröstete ich mich damit, daß mir das Abenteuer glücklicher Weise weder in Bagdad noch in Groß-Cairo begegnet sei, wo die Polizei auf die Fremdlinge im Thor ein nicht minder wachsames Auge haben soll. Denn da hätte der Kreislauf um die Stadt drei Tagereisen erfordert; in Wien, Berlin, in London und Paris würde der Fall sich nicht leicht begeben haben. Ich steuerte nun mächtig auf das heilige Kreuz los, um dort, ohne weitere Umstände, wie in einem Freihafen, einzulaufen. Obgleich der Scharfblick der Schildwache schon in der Ferne auf mich zielte, so ließ ich mich das nicht irren, und freute mich vielmehr in Geheim des Triumphes, den ich dies Mal über den Thorinquisitor davon zu tragen hoffte. Aber das hieß zu früh jubilirt. Mein Unstern wollte es einmal, daß ich aus Koburg sollte heraus gebannt sein, wie der erste Menschenvater aus dem Paradiese. Der Seraph im Thor war auch so unerbittlich, wie der mit dem Flammenschwerte.

Die Prüfung meiner philosophischen Geduld zu vollenden, war der Gefreite in Berufs- oder Zwiebelgeschäften eben in die Stadt gegangen, und von der übrigen Mannschaft konnte keiner Geschriebenes lesen, folglich war das Document meiner Legitimation in der Wachstube so gut, als eine verblichene archivarische Urkunde, aus der sich nichts entziffern läßt. Ich wurde daher, nach gehaltenem Stadtrechte der Wachtkameradschaft, bis zur Rückkehr des Gefreiten zur Ruhe verwiesen.

„Das ist zum Tollwerden!“ würde ein ungestümer Passagier, der wenig ausharrende Geduld besessen hätte, gesagt, oder doch gedacht haben. In der That war mir die Sache nun außerm Spaß, und ich hätte mit Fug und Recht das Sak'rment, das ich noch nicht ganz verdauet hatte, zurückspediren können. Es schwebte mir so etwas davon zwischen den Lippen; doch hielt ich es weislicher gethan, es in petto zu behalten, und setzte, ohne mich in einen unnützen Wortwechsel oder anderweitige Capitulation einzulassen, meinen Spaziergang um die Stadt fort, wohin mich meine Füße trugen. Diese brachten mich vor den Eingang des herrschaftlichen Gartens, den kein Soldat, sondern ein Spitz bewachte, welcher aber eben so gut als die Thorwachen die Fremden schon in der Ferne zu wittern schien, und dem ich, nach der gegenwärtigen Stimmung meiner Seele, eine hämische Absicht auf meine Waden zutraute. Dieser Argwohn machte mich einen Augenblick unschlüssig, ob ich den Eingang, der mir allerwärts erschwert wurde, versuchen sollte, oder nicht. Aber ein Gedanke, der mir recht zu gelegener Zeit aufstieß, verwies mir meine Poltronerie; es ist ja kein feuerspeiender Ochse, dacht' ich, der das goldene Vließ bewacht, und ging darauf vor dem vierbeinigen Thürhüter vorbei, der von der städtischen Polizei nichts zu wissen schien.

In dem fürstlichen Garten meint' ich einen Beitrag für Hirschfelds Gartenkalender zu erhaschen, fand mich gleichwohl in dieser Absicht betrogen, und besuchte einen nebenan liegenden Privatgarten, wo der Anblick eines kleinen prunklosen Cenotaphiums, der kindlichen und ehelichen Liebe gewidmet, mich für den Garten und dessen mir unbekannten Besitzer einnahm, daß ich hier, unter sympathisirenden Empfindungen, einige Zeit verweilte. Dieses sanfte Schwermuthsgefühl war Oel zum Essig des sich im Herzen regenden Grolls gegen die gesammte löbliche Stadtgarnison. Ich vergaß meines Verdrusses so ganz, daß ich sogar ihr Verdienst der Wachsamkeit anzuerkennen mir nicht erwehren konnte, welche ich zu erproben sattsame Gelegenheit hatte, da ich nun rings um die Stadt die Runde gegangen war, und wallfahrtete darauf zum zweitenmale nach dem heiligen Kreuze.

Die Stütze meiner Hoffnung, der literarische Gefreite, war zwar noch nicht auf seinem Posten, und das schien ein schlimmer Adspect zu sein; doch bewährte jetzt ein junger Soldat, der vermuthlich auch Geschäfte in der Stadt gehabt hatte, seiner anarchischen Kameradschaft durch ein beglaubtes Zeugniß, ich sei der Passagier, welcher Abends vorher mit Extrapost einpassiret wäre; denn er habe zu der Zeit Schildwache gestanden; und unter dieser Firma meiner persönlichen Authenticität gelang es mir endlich, ins verlorne Paradies wieder den Eingang zu finden.

In vieler Hinsicht das Gegentheil vom einfachen, bescheidenen Musäus war

Johann Timotheus Hermes,

auch zu seiner Zeit einer der gelesensten deutschen Prosaisten. Er wurde 1738 in Petznick, einem Dorfe bei Stargard in Pommern, geboren, wo sein Vater Prediger war. Nach Vollendung seiner Studien in Königsberg lebte er kurze Zeit in Danzig und Berlin, an seiner weiteren Ausbildung arbeitend, bis er Lehrer an der Ritterakademie in Brandenburg wurde. Nachmals war er Feldprediger in Lüben in Schlesien, dann Schloßprediger in Pleß, endlich Prediger in Breslau. Hier lebte er 49 Jahre, zuletzt als Pastor bei Elisabeth, und starb 1821, 83 Jahre alt.

Er war ein Mann von Kenntnissen und Talenten, aber zugleich von übertriebener Eitelkeit und Eigenliebe. Alles, was er that, mußte von der Handlungsweise andrer Menschen abweichen; er sprach fast nur von sich, von seinen ungeheuren Leistungen, von der Bewunderung, die man ihm gezollt hätte, drückte sich in jedem Gespräch bald deutsch, bald lateinisch, bald französisch aus, und mischte gern Ausdrücke noch anderer Sprachen ein, um mit seinen Kenntnissen zu prunken. Dieses Haschen nach Sonderbarkeiten, nach Witz und Anspielungen findet man auch in seinen Schriften. Sein berühmtestes Werk ist: Sophiens Reise von Memel nach Sachsen. Es machte ein Glück, das es wegen seiner entsetzlichen Breite jetzt gewiß nicht machen würde. Jedermann wollte es lesen, und Hermes Name wurde dadurch berühmt. Dieser Beifall ermunterte ihn, mehrere ähnliche Bücher zu schreiben, die aber nicht so gut aufgenommen wurden, weil sie langweilig waren. Auch als Dichter ist er nicht ohne Glück aufgetreten; er hat theils viele religiöse Lieder gedichtet, theils auch andere lyrische Gedichte in Sophiens Reisen eingestreut.

Engel,

(s. oben) hat sich durch eine vorzüglich schöne Darstellungsweise ausgezeichnet. Wir erinnern hier nur an seinen Philosophen für die Welt, und an seinen Roman Lorenz Stark.*) Gest. 1802.

---

*) Wir beziehen uns auf die beiden Bruchstücke aus Lorenz Stark, die wir im ersten Theile gegeben haben.

v. Hippel

wurde 1741 in Gerdauen, einer kleinen ostpreußischen Stadt, geboren, wo sein Vater Rektor war. Er zeigte von Jugend auf einen außerordentlichen Geist, war gern in der Einsamkeit, und dachte sich da im Umgange mit Gott, der Geisterwelt, und sogar mit den vermeintlichen Geistern seiner Bücher. Sein Vater und der Prediger des Orts unterrichteten ihn, bis er, 15 Jahre alt, die Universität Königsberg beziehen konnte, wo er nach dem Wunsche des Vaters Theologie studirte. Bis dahin hatte er nur in seiner Bücher- und Ideenwelt gelebt; die Menschenwelt war ihm fast noch ganz unbekannt. Da lernte er den Sohn des russischen Admirals von Keyser kennen, der als Lieutenant während des siebenjährigen Kriegs nach Königsberg gekommen war. Diese Bekanntschaft war für sein Leben entscheidend; denn Keyser nahm ihn mit nach Petersburg, und hier that sich Hippels Blicken eine neue Welt auf. Er sah die Kaiserin Katharina II, den Glanz des Hofes, das Treiben der großen Welt. Dies und die freundliche Aufnahme, die er im Hause des Admirals gefunden hatte, regten in ihm Wünsche auf, die ihm bis dahin fremd gewesen waren: er sehnte sich, auch einst in der großen Welt leben zu können, wozu er freilich, wenn er der Theologie treu blieb, zunächst keine Aussicht hatte. Indessen trieb ihn die Sehnsucht nach seinem Vaterlande wieder aus Petersburg weg. In Königsberg wurde er Hauslehrer in einem angesehenen Hause. So sehr man ihn auch hier achtete und liebte, so sehnte er sich doch nach einem größeren Wirkungskreise. Dazu kam, daß er die Tochter einer angesehenen und reichen Familie lieb gewonnen hatte, und da er nicht hoffen durfte, ihre Hand anders zu erhalten, als wenn er ihr an Rang gleich stände, so änderte er plötzlich seine Studien, und fing an mit dem ganzen, ihm eigenen Eifer die Rechte zu studiren, um sich dadurch einst eine glänzendere Stellung zu bereiten. Zwar war er drückend arm; aber das schwächte seinen Muth nicht. Mit einer bewunderungswürdigen Entsagung schränkte er seine Bedürfnisse bis aufs Allernöthigste ein, studirte dabei mit unabläßigem Fleiße, und nach anderthalb Jahren der größten Entsagung sah er schon seine Mühe dadurch belohnt, daß er, 24 Jahre alt, Advokat wurde. Jetzt

stieg er nach und nach von Stufe zu Stufe empor, bis er zuletzt erster Bürgermeister in Königsberg mit dem Titel eines Kriegsraths und Stadtpräsidenten wurde. Den Adel, den seine Familie schon früher geführt hatte, erneuerte ihm der deutsche Kaiser. Er starb 1796.

Hippel war ein Mann von ungewöhnlichem Verstande, dem edelsten Herzen, bewundernswürdiger Thätigkeit und großer Berufstreue. Ungeachtet seiner ursprünglichen Armuth hinterließ er ein Vermögen von 140,000 Thlr., das er nur seinem Fleiße und Kopfe verdankte. In seinem Leben zeigten sich nichts als Kontraste. Er schrieb ein Buch über die Ehe, deren Glück er pries, und doch war er nie verheirathet; er schrieb ein Lustspiel: „der Mann nach der Uhr," und doch trug er nie eine Uhr bei sich; er liebte das Geld, und doch hatte er nie Geld in der Tasche; er fand das Leben abgeschmackt, und doch wollte er nicht gern sterben; er sprach viel und gern von dem Tode, und hatte in seinem Hause und Garten überall Embleme des Todes um sich, und doch fürchtete er sich vor dem Tode; sein Haus war still wie ein Kloster, und doch wurde es nach seinem Tode ein Posthaus voll lärmenden Treibens. Seine Schriften sind höchst originell, witzig, voll feiner Bemerkungen uud sprühender Funken; aber sein Styl weicht von dem anderer Schriftsteller ganz ab. Er kann als ein Vorläufer Jean Paul's betrachtet werden. Seine beiden berühmtesten Werke sind: über die Ehe, und: Lebensläufe nach aufsteigender Linie.

Aus den Lebensläufen nach aufsteigender Linie.

Minens Tod und Begräbniß.

(Mine, ein tugendhaftes, sanftes und schönes Mädchen, war als ein Opfer der Verfolgung ihrer Feinde im Hause eines Landpredigers gestorben. Ihr Bruder Alexander erhielt die Nachricht, daß sie sehr krank sei, und ahnte ihren Tod. Er eilte hin nach dem Dorfe, wo sie gestorben war.)

Der Pfarrer und seine Tochter kamen mir entgegen. Ich hatte kein Wort, ich glaub' auch keinen Ausdruck im Vermögen, wenn es mir das Leben gekostet hätte. Der Pfarrer sah mir Alles, Alles an. — Gretchen wußte nicht, was sie denken sollte: „Todt!" fing ich nach einer schrecklichen, stummen Scene an, und „todt!" war Alles, was ich konnte. Der Pfarrer wußte auch nicht, nachdem er mich sahe, womit er anfangen sollte. Alles, worauf er sich vorbereitet hatte, war nicht anwendbar. Er hatte sich ein andres Bild, wie er mir nachher entdeckte, von mir gemacht. —

„Todt, Alles todt!“ sagte ich, und hielt mir den Kopf mit der rechten Hand. Der Pfarrer ergriff meine linke. „Fassung!“ sagte er so furchtsam, als wenn er zu fehlen glaubte, als wenn er selbst nicht wüßte, was er sagen sollte, als wenn er selbst nicht gefaßt wäre. Er war es wirklich nicht, der gute Mann. Gott, der dieser Zeit Leiden so einrichtet, daß wir's können ertragen, ließ mich nicht lange in dieser schrecklichen, erschrecklichen Lage, in diesem: Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?

„Sie ließ Sie tausendmal grüßen,“ sagte Gretchen, und dies Wort wirkte auf meine Empfindung, die Spannung ließ nach. — Mein Auge bezog sich. — „O Mine!“ sagt' ich mit einem Ton, der Gretchen durch Mark und Beine ging; auch den Prediger traf er. Sie weinten Beide — auch ich fing an zu weinen; allein heftig. Das Donnerwetter hatte sich noch nicht völlig wieder verzogen, es donnerte und blitzte während des heftigen Regens.

Oft habe ich darüber gedacht, wie es zugegangen, daß ich nicht sogleich gerungen, sie zu sehen. — Nun fiel es mir auf einmal ein: „Wo ist sie? wo?“ fing ich an, und da war sie auch schon in meinen Armen, an meinen Lippen.

Gott, welche Scene! — — O Mine! Mine! Mine! Mine! Mehr konnte ich nicht, ich fiel zurück — eine Seelenohnmacht ergriff mich. — Der gute Prediger und seine Tochter sagten abwechselnd: „Sie ist bei Gott!“ mehr konnten sie auch nicht. Wir waren alle drei so lebensmüde und satt, daß wir gern, gern all' zusammen da gestorben wären; gern, um in Minens Gesellschaft zu seyn. „Gott, ist sie denn nicht werth, daß man ihretwegen stirbt? Sie war mir Alles,“ fing ich an und weinte: „Welt, Leben, Alles!“ sagt' ich und weinte bitterlich. —

Geliebte Leser und Leserinnen, habt Mitleiden mit mir; auch jetzt, da ich dies schreibe, wein' ich und weine bitterlich. —

Nach einer langen Weile, da ich mit starrem Blick sie angesehen, sprang ich auf und schrie: „Sie lebt!“ Noch diese Minute weiß ich nicht, wie ich zu diesem: Sie lebt! kam. — Ich drückte sie fest an mich, und siehe da — — ich fühlt' einen warmen Odem. — Der Prediger kam; Gretchen kam, Alles mir nach: „Sie lebt!“ — „Minchen,“ rief ich, „du lebst! du lebst! Steh' auf von den Todten! Erwach'! erwach! du schläfst nur! Mine, steh auf! steh nur noch einmal auf! Nur noch ein Wort, Mine; nur ein einziges!“ Der Prediger machte Proben mit dem Odem, wie es schien, und das nicht ohne die Fassung, die eine jede Probe erfordert. — „Sie lebt!“ schrie er mit einer erprüften Gewißheit, daß ich vor Freude außer mir war. Es ging so weit, daß wir lebendiges Blut in ihrem Gesichte bemerkten, und froh und fröhlich waren. „Wir haben einen Gott,“ sagte der Prediger, „der da hilft, und einen Herrn, der vom Tod errettet.“ —

Sie lebte nicht! — Hin ist hin! — Wir haben einen Gott, der da hilft, und einen Herrn, der vom Tode errettet. Dort lebt sie, dort wird sie leben, dort! Ich werde sie eher nicht wiederfinden, als unter den Vollendeten Gottes, die zu seinem Reiche gekommen sind. — Heil denen, die

gekommen sind aus großem Trübsal und die dort rühmen können, daß der Zeit Leiden nicht werth sind der Herrlichkeit, die an ihnen offenbar worden. —

O Gott, dieser Lebensstunde, wie viel bin ich ihr nicht schuldig? Dies war der Engel, der mich stärkte. Es war so, als ob die Selige mir Trost eingehaucht und einen himmlischen Odem verliehen hätte. Ich fühlte mich kräftig. Bald, bald werd' ich seyn, wo sie ist, bald bei ihr seyn!

Durch das eingebildete Leben ward ich lebendig. Sind wir Menschen nicht besondere Geschöpfe? Oft tröstet uns, was uns mehr niederschlagen sollte. —

Wir blieben ein paar Stunden bei der Leiche. Der Prediger machte nun wieder Entgegenproben. — Nachdem wir die Leiche verließen und der Prediger mich, nach seinem selbsteignen Ausdruck, wie umgekehrt fand, nahm er mir ein Versprechen ab, ihre Hülle, ihr Erdenkleid, nicht mehr als noch einmal zu sehen. — Er machte dies zur Sache Gottes und ich versprach — und hielt. Gott weiß, wie schwer es mir ward.

Ich aß wenig, trank noch weniger. Der Prediger glaubte, daß ich nach so entsetzlichen, sprachlosen Stunden Ruhe nöthig hätte. „Gott schenke sie Ihnen," setzt' er hinzu. — Wir gingen ein Jeglicher in sein Kämmerlein, wie über ein Kleines Jeglicher in sein Grab gehen wird am Ende seiner Tage — allein welch eine Nacht! — — —

Ueber Minens Begräbniß werd' ich kurz seyn. Den ganzen Tag vor dem Begräbnißtage brachten wir in Gesellschaft der Leiche zu. Nur bis dahin war ich an mein Versprechen, Minen nicht zu sehen, gebunden. Jetzt ging das Noch-einmal an, das ich mir vorbehalten hatte, und dies Noch-einmal währte einen ganzen Tag. — Gretchen hatte mir den mündlichen Bescheid abgegeben: „Wenn er nicht vor dem Haar einer Todten zurückbebt, kann er eine Haarlocke nehmen." Die Empfindung, mit der ich mir dieses Geschenk nahm, ist unbeschreiblich. — O du mir theures und werthes Geschenk, wie noch angenehmer wärst du mir aus Minchens Hand gewesen, die kalt ist und kalt bleibt!

Den Tag, den wir mit Minen, eigentlich mit ihrer Hälfte, mit weniger als ihrer Hälfte, zusammen waren, wie kurz war er! Eh' er sich neigte, schien es mit meiner Fassung auch zum Ende zu gehen; bis dahin hatt' ich mich gut gehalten, wie der Prediger sagte. Minchens Leichnam machte alle Kunst zu Schanden. Mit Freuden thaten wir alle auf das Kleid des Weisen Verzicht, und suchten eine Wonne darin, blos Menschen zu seyn, wie die liebe Mutter Natur sie am liebsten hat. Und am Ende, Freunde, gehts der abgehärteten Seele und dem abgehärteten Körper wie dem Stahl — dies und das springt. Ihr, die ihr den Menschen an Leib und Seele verhärten wollt, bedenkt, was wir sind. Ich bin ein Mensch, heißt das nicht, ich bin schwach?

Der letzte Abschied, den wir von Minens zurückgelassenem Theil nahmen, war rührend. Wir sprachen mit ihm, als könnt' er hören; wir verstummten, da er nicht antwortete. Wie sehr es mir zur Beruhigung gereichte, daß alles meinen Schmerz mit empfand, kann ich nicht aussprechen. Er

vertheilte sich, doch blieb mir so viel zurück, daß mir das Leben wie gar nichts war. Diese Empfindung hätt' ich um Alles nicht weggegeben.

Da wir hinausgingen und ich Minen noch zum letzten Male ansehen wollte, konnt' ich es nicht — — Ich war mit Blindheit geschlagen; allein mein Ohr und Herz hörten die Worte, welche der Prediger, der sich an den Sarg stellte, mit gerührter Seele aussprach: „Der Herr behüte deinen Ausgang und Eingang, von nun an bis in Ewigkeit!" Und nun kamen zwei Leute, die den Sarg fest zudrückten, und nach diesem schrecklichen Zudrucke sich zu uns mit den Worten wendeten: „Gott bescheer' uns Allen eine selige Nachfahrt!" Sie hielten ihre Mützen vor und beteten, und wir beteten Alle. —

Minens Sarg war sehr einfach, ohne alle Verzierung. Sie hatte es nicht ausdrücklich so angeordnet; allein sie bezeugte ihr Mißfallen, daß der Sarg ihres Verwandten zu gekünstelt gewesen. —

Zu den ausgezeichneten Eingepfarrten gehörte der Graf v. — —, ein besonderer Mann. Seine Hauptbeschäftigung war, Leute sterben zu sehen. Er nahm, wo er von Kranken hörte, sie bei sich auf, und wenigstens waren sieben, die bei ihm starben, man mochte zu ihm kommen, wenn man wollte. Oft waren mehr. Unter den Kranken zog er Verlassene und solche Leute vor, deren Schicksal ungemein war, und die meiste Zeit war die Zahl außerordentlich und über sieben. Seine Sterbezimmer waren immer besetzt. Der Graf hatte sehr traurige Schicksale überlebt. Seine sieben Kinder, alle in voller Blüthe, unter denen zwei Töchter als Bräute und ein Sohn als Bräutigam, starben in Zeit von drei Jahren. Die Bräutigame der Töchter, die Braut des Sohns folgten und seine Gemahlin auch. Ein einziger Bedienter war von seiner Jugend oder, wie er sich ausdrückte, von seiner Frühlingsbekanntschaft übrig, alle Uebrige hatten ihn im Stich gelassen. Mit diesem alten Bedienten hielt er Haus, das hieß in seiner Sprache, bestellte er sein Haus, in dem biblischen Sinn: bestelle dein Haus, denn du wirst sterben. Der Graf ging mit diesem alten Bedienten als Freund, als Mensch um. Nicht war es Herablassung; denn wahrlich, die ist oft ärgerlicher, als Stolz und Hoffart, sondern Menschengefühl war es. Spötter nannten sein Schloß ein Gebeinhaus; allein er setzte sich über dieses und mehr hinaus. „Ich lerne sterben," sagte er, „und laß es mir von Andern vormachen; ich lasse mir vorsterben — und bin mit allen letzten Dingen in genaue Bekanntschaft getreten." Seine Gedanken, die er mir bei der Leichenfolge weitläufiger eröffnete, sind im Kurzen: „Ein Arzt und Prediger sehen sterben; allein außerdem, daß sie selten zu Maaße kommen, so haben sie zu wenig Zeit den Tod abzuwarten. Der Eine sieht auf den Leib und der Andere auf die Seele; Keiner von beiden sieht auf den Menschen. So befremdend es scheint, so hat es mir doch die Erfahrung bestätigt, daß der Arzt, wenn er gleich das Pulver erfunden hat, das er eingiebt, doch eben so selten, wo nicht seltner, den Leib des Kranken treffe, als der Prediger die Seele. Ich habe nicht sagen gelernt: der Tod mag mir so oder so kommen, ich will ihm die Spitze bieten, wohl aber: ich sterbe täglich. — Wahrlich,

man macht zu wenig Erfahrungen über den Eingang des Menschen in und den Ausgang des Menschen aus der Welt. — Freund, wer zehn Menschen sterben gesehen, weiß, was ein Mensch ist. Ein Anderer weiß es gar nicht, oder hat es Mühe zu wissen."

Dieser Graf, dieser besondere Mann, ward zur Leichenfolge gebeten. „Es ist das einzige Mittel," sagte der Prediger, „um mich mit ihm auszusöhnen; denn in Wahrheit, er würde es für eine Todsünde halten, daß ich ihm Minchen entzogen, wenn ich nicht die Sache auf diese Art, wenigstens einigermaßen, ins Reine bringen sollte." — „Er kommt gewiß," fuhr der Prediger fort, ohne daß ihm Jemand Zweifel darüber entgegensetzte. „Er kommt gewiß, wenn ihn nicht was Sterbendes abhält, um, nach seiner Sprache, der Entseelten das Bette machen zu helfen."

Ich war sehr entfernt, mich dem Prediger in den Weg zu legen. Ein Mann, wie dieser Graf, stört nicht, wenn man auch eine Mine begraben läßt, und eben so wenig hatt' ich dagegen, da der gute Prediger mir seine Absicht eröffnete, Minen einen Leichensermon zu halten, wie er, nach seinem Ausdruck, in dem Herrn entschlossen wäre. Auch dieser gehörte vorzüglich auf die Rechnung des Grafen. Die Einladung beantwortete der Graf wirklich mit Ja, weil er eben nichts versäume. „Auf alle Fälle wird mein Bruder (der alte Bediente) die nöthige Sorgfalt übernehmen," schrieb er zurück. „Seit sechs Wochen haben sich drei von meinen Sterbenden gebessert, oder soll ich nicht lieber verschlimmert sagen? Sie sind gesund geworden." —

Minens Begräbnißtag war so schön wie ihr Sterbetag, als wenn sich diese Tage beredet hätten, gleich schön zu seyn und sich einander nichts nachzugeben. Schon des Morgens ward geläutet, Nachmittags gegen fünf Uhr wieder; und dies war ein Wink, daß sich ein großer Theil aus dem Dorfe, Weiber und Männer, versammelten. Die meisten, nicht alle, waren schwarz gekleidet. Unter diesen zu Haufen Geläuteten war auch der Organist und einige wenige Kinder.

Diese letzten stellten sich paarweise vors Haus, und fingen das Lied an:

Was Gott thut, das ist wohl gethan,

welches die versammelte Gemeinde inbrünstig mitsang.

Die Knaben und ihr Lehrer gingen darauf voraus mit dem Liede:

Ich hab' mein' Sach' Gott heimgestellt.

In der Kirche fanden sich alle Mädchen um Minchens Sarg zusammen, nicht mit Blumenkränzen, daran dachte Niemand; der Fall war zu rührend, um ihn mit Blumen zu verderben. Sie sangen aus der Tiefe ihres Herzens; so beteten sie auch. Es hatten sich von freien Stücken zwölf Mädchen gemeldet, Minens Leiche zu tragen und zu versenken; allein der Prediger liebte keine Neuerungen, und es blieb bei der Sitte in diesem Kirchspiel, daß die Aeltesten im Dorf sie trugen. „An andern Orten," bemerkte der Pfarrer, „sind die Jüngsten Träger. Ich will es so lassen, wie ich es

gefunden habe.“ Diese verließen den Sarg, nachdem sie ihn vor den Altar gesetzt hatten, und mehr als zwanzig junge Mädchen traten in ihre Stelle.

Während der letzten Strophe des Liedes:

Amen, mein lieber, frommer Gott,
Bescheer' uns all'n ein'n sel'gen Tod.
Hilf, daß wir mögen allzugleich
Bald in dein Reich
Kommen und bleiben ewiglich.

trat der Prediger vor den Altar. Er hielt nach diesem Gesang eine Rede über die Worte der Offenbarung Johannis, des dritten Kapitels elften Vers: „Siehe, ich komme bald; halt' was du hast, daß Niemand deine Krone nehme.“

Die herzliche Art, mit welcher der Prediger den Text behandelte, war Alles, was ich von dieser Rede hörte, oder eigentlich behielt. Ich war an Minens offnem Grabe.

„Schwer und leer,“ pflegte meine Mutter zu sagen, „was schwer ist, ist mehrentheils leer. In den alten Liedern ist immer die ganze weite und breite Brust, und in den Melodien die ganze Lunge. Wenn auch hier und da ein paar Sylben überlaufen — was mehr? Wenn du dazu weinst, Sänger, Sängerin, so läufst du auch über.“ Wer, wenn er singt, Triller schlagen und Kadenzen springen kann, bringt dem lieben Gott ein Ständchen, ehret ihn mit seiner Zunge, und naht sich zu ihm mit seinen Lippen; allein sein Herz ist fern von ihm. — Dies Lieblingslied Minens, das sie sang, da sie aus ihres Vaters Hause und aus ihrer Freundschaft ausging in ein Land, das Gott ihr zeigte, dies Lied, das sie mir so herzlich empfahl, kann keinen bessern Vertheidiger als meine Mutter haben. Es konnte kein angemesseneres bei dieser Leiche gesungen werden, und wie das Lied, so die Rede. Der Prediger hatte wenig oder nichts aufsetzen können. Dies hätt' ich, wie es mir eben einfällt, nicht nöthig gehabt zu bemerken, nicht wahr? Es versteht sich. —

Der Pastor wußte meiner Mutter Grundsätze, zu denen mein Vater den zweiten Diskant sang. Mine hatte diese Grundsätze auf- und angenommen; schon in den Tagen, von denen es hieß: sie gefielen ihr, noch mehr aber in den Tagen, von denen es hieß: sie gefielen ihr nicht. „Einem Leidenden scheint die Prosa zu hart, zu angreifend; er sehnt sich nach etwas Milderem,“ sagte meine Mutter, wenn sie von dem Drucke sprach, in dem sie lebte. — —

In dieser Rücksicht hatte der gute Prediger mehrere Liederstellen in seinem Sermon angebracht, den er mit einer Strophe aus einem alten Kirchenliede schloß:

Drum, du milde Erd',
Halt' dieses Pfand in Werth.
Was Gott zu Ehr'n erbaut,
Das wird dir jetzt vertraut.

Gott wird sein schön Bild in Lenzen
Des jüngsten Tags ergänzen;
Mit Ehren wird es glänzen!

Es war ziemlich dunkel in der Kirche geworden, und dies war ein freiwilliger Beitrag zur Feierlichkeit; dieses heilige Dunkel, noch liegt es vor meinen Augen und vor meiner Seele! — — Nach der Rede ward eine Stille. Dies wirkte fast mehr auf mich, als Alles. — Zu selten bedient man sich dieses Rührungsmittels.

Auf einmal fing ein Mädchen, das ganz weiß gekleidet war und das ich noch nicht gesehen hatte, allein zu singen an. Sie stand dicht am Sarge: — —

Gehabt Euch wohl, Ihr meine Freund',
Die Ihr aus Liebe um mich weint. — —

Die ganze Gemeinde antwortete mit dem Liede:

Nun lasset uns den Leib begraben.

und so ging's durchs ganze Lied hindurch. Es waren zwei Gehabt Euch wohl Sänger und zwei Gehabt euch wohl Sängerinnen in der L— Gemeinde, die bei dieser Ceremonie weiß gekleidet waren, ein Alter, eine Alte, ein Jüngling, ein Mädchen.

„Ich will sehr gern zugeben, daß nicht Alle," sagte mir der Prediger, nachdem wir Minen in ihre Schlafkammer begleitet hatten, „die Art billigen werden, einen Todten redend einzuführen und ihm Abschiedsworte in den Mund zu legen; wenn wir aber hoffen, daß die Seele in Gottes Hand sei und lebe, warum nicht?"

So viel weiß ich, daß mich dieser Ueberfall Anfangs erschüttert, nachher sanft bewegt hat.

Die Strophe:

Mein Elend, wie auch mein Beschwerd',
Wird nun verscharrt mit kühler Erd'.

was für Thränen hat sie mir gekostet? — Am meisten rührten mich folgende Stellen:

In dieser Welt war Angst und Noth,
Bekümmerniß, zuletzt der Tod.
Nun aber schwindet alles Leid,
Und folget drauf die Ewigkeit.

So lasset mich in stolzer Ruh',
Und geht nach eurer Wohnung zu.
Bedenkt, wie bald euch Gottes Hand
Versetzen kann in diesen Stand.

Und dann die letzten Worte:

Ich scheide, lebet Alle wohl!
Seid hoffnungs=, liebe=, glaubensvoll;
Ein Jeder sterb' der Sünden ab,
So kommt er selig in das Grab.

Was mich, versunken in Empfindungen, bei der Hand nahm und herauszog, war das Lied: Nun danket alle Gott! Das gleich darauf angestimmet ward.

Es war die Gewohnheit in L—, daß die Kirche nie anders als nach einem Lobgesang geschlossen wurde. „Haben wir nicht," sagte der Prediger, da ich ihn darüber in seinem Hause befragte, „haben wir nicht Ursache, Gott für Alles zu danken?" — „Können wir aber?" würde mein Vater entgegen gefragt haben. Die zweite Strophe, die meines Vaters Lieblingsstrophe und mehr Gebet als Dank enthält, sei uns Allen heilig:

Der ewig reiche Gott
Woll' uns bei unserm Leben
Ein immer fröhlich Herz
Und edlen Frieden geben,
Und uns in seiner Gnad'
Erhalten fort und fort,
Und uns aus aller Noth
Erlösen hier und dort. Amen! Amen!

Die Leiche ward ohne Gesang von den Alten hinausgetragen und versenkt. — Die erste Schaufel Erde, die auf den Sarg fiel — noch überfällt mich ein Schauer, wenn ich mir diesen dumpfen Ton zurückdenke! wenn ich ihn zurückhöre! Mensch, du bist Erde und wirst zu Erde werden! Das lag drin.

Der Pastor sprach die Collecte nach der ersten Schaufel Erde, und den Beschluß machte das Lied:

O wie selig seid ihr doch, ihr Frommen,
Die ihr durch den Tod zu Gott gekommen.
Ihr seid entgangen
Aller Noth, die uns noch hält gefangen.

Und nach diesem Liede gingen wir unserer Wohnung zu. Der Graf und ich waren beim Hingang ein Paar, beim Rückwege schloß sich der Prediger uns an. Ich bückte mich tief gegen den Haufen Begleiter und Begleiterinnen. Jeder, der mich ansah, bedauerte meinen Verlust, und schien es zu empfinden, was ich verloren hatte. — —

war einer der feinsten und witzigsten Köpfe neuerer Zeit. Er wurde 1742 in Ober-Ramstädt unweit Darmstadt geboren, wo sein Vater, der als Generalsuperintendent in Darmstadt starb, damals Prediger war. Bis ins 8te Jahr war Lichtenberg gesund; da verrenkte ihm die unvorsichtige Wärterin den Rückgrat, und nun fing er an schief zu wachsen. Er war als erwachsener Mann sehr klein und schief. Sein Vater leitete ihn besonders zur Mathematik und Naturlehre an, und seine sanfte und brave Mutter fand ein großes Vergnügen darin, sich mit ihren Kindern über die Größe und Einrichtung des Weltgebäudes zu unterhalten, und ihre Blicke zum gestirnten Himmel zu erheben. Daher bekam der Knabe schon früh eine vorherrschende Neigung für Mathematik, Naturlehre und Sternkunde, und that sich darin so hervor, daß sogar der Landgraf auf ihn aufmerksam wurde, und ihn schon auf der Schule unterstützte. Mit 19 Jahren ging er nach Göttingen, wo Kästner, der oben als geistreicher Epigrammatiker genannt worden ist, sein vorzüglichster Lehrer war. Schon mit 26 Jahren wurde er Professor in Göttingen, und machte bald darauf eine Reise nach England, um zwei junge, ihm anvertraute Engländer dahin zurückzuführen. Hier wurde er mit großer Achtung aufgenommen, und sogar vom Könige und von der Königin, denen er vorgestellt wurde, sehr huldreich empfangen. Vier Jahre darauf besuchte er England noch einmal, machte dort als aufmerksamer Beobachter die feinsten Bemerkungen, und gab nachher eine Schrift über den berühmten Schauspieler Garrik und das englische Theater heraus.*) Mit vielen Erfahrungen und Kenntnissen bereichert, kehrte er aus England zurück, und blieb seitdem in Göttingen. Denn von nun an lebte er ganz still für sich, nur den Wissenschaften; er war sehr schwer aus seinem Zimmer zu bringen, und verließ es mehrere Jahre lang gar nicht, besonders nachdem er, erst etwas spät, sehr glücklich ver-

*) Garrik war vielleicht der größte Schauspieler, den es gegeben hat. Er verstand nicht nur, die Leidenschaften aufs natürlichste auszudrücken, sondern hatte auch das Mienenspiel ganz in seiner Gewalt. In einer Scene im Hamlet, wo dieser gegen seinen Stiefvater sich traurig stellen muß, sahen ihn die Zuschauer zu ihrer großen Ergötzung, wie er mit der einen Seite des Gesichts weinte, und mit der andern lachte.

heirathet war. Ob er gleich früher selbst über seine kleine Figur gespottet hatte, so war er doch — eine häufige Erscheinung — sehr empfindlich, wenn Andere zu erkennen gaben, daß er ihnen auffiele; dies war ein Hauptgrund, warum er so ungern ausging, gleichsam als wenn er sich schämte, sich sehen zu lassen. Ja man erzählt, er sei immer seitwärts durch den Hörsaal nach dem Katheder gegangen, damit die Studenten seinen Buckel nicht sähen; welche Thorheit und Schwäche bei so großem Verstande! — Er hatte zuletzt den Titel eines Hofraths, und starb 1799, 57 Jahre alt.

Er war nicht nur ein sehr fleißiger und gemeinnütziger Professor, sondern auch ein braver, sehr religiöser Mann, und dabei ungemein scharfsinnig und witzig. Alles, was er las, machte er sich dadurch zu eigen, daß er darüber nachdachte, und es von einer neuen Seite betrachtete. Er war nicht nur ein gelehrter, sondern auch ein humoristischer und satyrischer Schriftsteller, der die Thorheiten seiner Zeit auf eine gutmüthige Art, aber doch scharf, rügte. Vorzüglichen Scharfsinn und Witz zeigte er bei Erklärung der hogarthischen Kupferstiche. Hogarth nämlich, ein berühmter englischer Maler und Kupferstecher, gab eine Reihe Carricaturen heraus, aber ohne Erklärung, ohne zu sagen, wen und was er damit gemeint habe. Da unternahm es Lichtenberg, sie zu deuten, und dies auf eine so scharfsinnige Weise, daß Jeder das Bezeichnete in den Kupferstichen fand, obgleich der Kupferstecher vielleicht etwas ganz Anderes dabei gedacht hatte.

Whittington und seine Katze.

Richard Whittington, ein armer Knabe aus Sommersetshire, der seine Aeltern nicht einmal gekannt haben soll, wuchs im größten Elend endlich so weit heran, daß er sich nach London betteln konnte. Nach allerlei Ungemach wurde er ums liebe Brod Küchenjunge in dem Hause eines Kaufmanns, wo er den Tag über von einer zänkischen Köchin, und die Nacht in dem erbärmlichsten Winkel des Hauses von Ratten und Mäusen tyrannisirt wurde. Gegen die Erstere waffnete er sich mit Geduld, in der er einige Stärke besaß, und gegen die Letzteren mit einer Katze, die er auf der Straße für den einzigen Groschen gekauft hatte, der sein Vermögen ausmachte. Nun hatte der Herr vom Hause, ein guter Mann, die Gewohnheit, so oft er ein Schiff nach fremden Ländern schickte, seinem Gesinde zu erlauben, einiges Geld in Waaren darin anzulegen, wovon sie alsdann bei

der glücklichen Rückkehr des Schiffes den verhältnißmäßigen Vortheil ohne allen Abzug zogen. Hierbei war aber eine Bedingung: das Geld mußte nothwendig wahres Eigenthum sein, nicht geborgt, und dies mußte unwiderſprechlich dargethan werden. Als nun der Tag kam, an welchem die Beiträge abgeliefert werden ſollten, erſchien alles Geſinde vor dem Hausherrn, nur der arme Whittington nicht. Der Herr bemerkte dies ſogleich, und fragte, wo der Küchenjunge wäre? Er mußte gerufen werden. Hier erklärte der arme Teufel mit zitternder Stimme: er habe gar kein Eigenthum, als eine Katze, und dieſe würde man wohl nicht annehmen. „Warum nicht?“ hieß es. Sie wurde angenommen, weil dem Capitain der große Diensteifer und die Fertigkeit derſelben gerühmt worden war, und man ſolche Subjecte auf Schiffen gar wohl brauchen kann. Der ehrliche Capitain gedachte dieſen Vortheil zu berechnen, und zu ſeiner Zeit den Ertrag dem armen treuherzigen Küchenjungen zufließen zu laſſen. Die Katze wurde an Bord gebracht, und ſegelte mit dem Einhorn — ſo hieß das Schiff — nach der Küſte der Barbarei ab. Kaum aber hatte Whittington ſeine thätige Mitregentin in dem ihm beſchiedenen Winkel unter dem Dache verloren, ſo fielen Ratzen und Mäuſe wieder über den Alleinherrſcher her. Endlich verlor er auch ſeine einzige Schutzwehr gegen die Köchin, die Geduld, und eine Katze, wie die deportirte, gab es für den, für welchen es keinen Groſchen gab, in der Welt nicht mehr. Er beſchloß alſo, das Haus zu verlaſſen, und wieder das Weite zu ſuchen. Es war an einem ſchönen Sommermorgen früh, da er die Hausthüre, um Niemanden zu wecken, ſanft auf und eben ſo ſanft nicht ganz wieder zu-, ſondern bloß beimachte, und emigrirte. Als er, über ſein Schickſal nachdenkend, über Moorfields ging, fing man gerade an, die Glocken auf einer berühmten Kirche der Altſtadt zu läuten. —

Dies Geläute weckte in Whittington den Entſchluß umzukehren, der vermuthlich vorher ſchon halb ſicher, halb unſicher bei ihm geſchlummert haben mag, völlig. Er kehrte zu ſeinem Herrn zurück, und fand nun die bloß beigezogene Thüre ſehr vortheilhaft. Er immigrirte nun wieder, ſo wie er emigrirt war, ohne daß man eins von beiden in der Zwiſchenzeit bemerkt hatte.

Das Schiff Einhorn lief mit reicher Ladung in die Themſe ein. Alles kam geſund und froh zurück; nur Whittingtons Rips nicht; den hatte man zurückgelaſſen, wiewohl ebenfalls geſund und froh, wie wir ſogleich hören werden. Der Capitain berichtete ſeinem Patron, daß ſie glücklich in einem, den Engländern ganz unbekannten mauriſchen Staate gelandet wären, wo ſie der König ſowohl als die Königin mit ganz beſonderer Gnade und Diſtinction aufgenommen hätten. Bald nach ihrer Ankunft wurden ſie zur Tafel geladen. Die Speiſen wurden, der dortigen Gewohnheit nach, auf dem Boden des Zimmers ſervirt. Kaum aber waren ſie aufgetragen, als eine Menge von Ratzen und Mäuſen hervorkam, und über die Schüſſeln herfiel. Weil der König und ſeine Gemahlin dies mit ziemlicher Gleichgültigkeit anſahen, ſo fragte der Capitain den König, ob dies mit ſeiner

Majestät gnädiger Bewilligung geschähe? — „Nein!“ versicherte S. Majestät; „aber wir können nicht anders; wir müssen es wohl dulden; es ist mit diesen Schranzen gar kein Auskommen mehr.“ — „O die will ich wohl wegschaffen!“ erwiederte der Capitain. „Ich habe ein Thier am Bord, das soll in wenig Minuten dieser Impertinenz ein Ende machen.“ Rips wurde alsbald gelandet und gebracht. Die Geschichte sagt, daß die Freude und das Erstaunen beider Majestäten ganz unglaublich gewesen wäre (es ist aber wirklich das Glaublichste bei dieser ganzen Geschichte), als sie den kleinen Tiger nicht über die Speisen, sondern bloß über die ungebetenen Gäste hätten herfallen sehen, von denen er einige fraß, andere tödtete, und die übrigen verjagte. Der Tag wurde sogleich in den Jahrbüchern der sonst langen und glücklichen Regierung als der erste angemerkt, an welchem man bei Hofe ruhig zu Mittag gespeist habe. — „Und wo ist denn nun Rips?“ fragte der Kaufmann. — „Den habe ich dem Könige schenken müssen.“ — „Müssen? Er wird doch wohl etwas dagegen geschenkt haben?“ — „Das hat er, aber bloß einige maurische Kleinigkeiten.“ — „Nun, die muß der arme Whittington haben. Laß sehen!“ — Nun wurden erst die sehr beträchtlichen Gewinne der übrigen Bedienten gebracht, die schon über den Küchenjungen und seinen promovirten Kammerjäger zu lächeln anfingen, als es auf einmal ein Gepolter und Gefluche auf der Treppe setzte. „Das trage der Henker weiter! ich wahrlich nicht!“ wetterte ein Kerl. Als die Last dann endlich doch von ihm weiter getragen wurde, fand sich's, daß es eine Kiste mit Gold war; dieser folgten noch andere, und endlich brachte der Capitain selbst ein Kästchen mit Juwelen von so ungeheurem Werthe, daß Whittington alle Kirchen von London mit allen Glocken dafür hätte kaufen können. „Sieh!“ sagte er, „Whittington, das bringe ich dir für deine Katze, für deine Redlichkeit, für dein Leiden (indem er nach der Köchin blickte), und für dein geschentes Gesicht.“ Noch verdient bemerkt zu werden, daß der König doch vielleicht nicht so äußerst liberal gewesen sein würde, wenn sich nicht zur Freude des Hofes und des ganzen Landes der glückliche Zufall ereignet hätte, daß die Katze, bald nach ihrer Promotion, 6 Junge bekommen hätte, die durch ihre Treue im Dienst endlich nicht bloß den Hof von Ratzen und Mäusen reinigten, sondern überhaupt diese schwarzen Legionen im ganzen Lande nöthigten, einen gewissen Grad von Subordination anzuerkennen. Whittington ward freigebig, sogar gegen die Köchin, trat mit seinem Herrn in Compagnie, heirathete dessen Tochter, und wurde unter drei Königen Lord-Mayor und ein großer Mann.

Garve

war ein Philosoph, und zwar ein eben so klar-denkender Kopf als guter Prosaist. Er wurde in Breslau 1742 geboren. Sein Vater war ein Schönfärber, und da er früh starb, so übernahm

die Mutter, eine einfache, aber höchst brave und recht gebildete Frau, die Erziehung des vielversprechenden Knaben. Anfangs war er Willens, Theologie zu studiren; aber bald bemerkte er, daß er schief wüchse, und diese Gebrechlichkeit, die sich immer mehr ausbildete, und wohl Ursache seiner großen Kränklichkeit war, zwang ihn, seinem Plane zu entsagen. Er ging mit 21 Jahren nach Frankfurt an der Oder auf die Universität, dann nach Halle, wo er Magister wurde, und zuletzt nach Leipzig. Hier wohnte er in Gellerts Hause, und wurde dessen inniger Freund und fleißiger Schüler. Auch mit Weiße und Zollikofer ging er traulich um. Er legte sich vorzugsweise auf Mathematik und Philosophie, und wünschte, einst als Professor in Leipzig angestellt zu werden. Für's erste ging er zwar nach Breslau zu seiner geliebten Mutter zurück; als aber Gellert gestorben war, bewirkte Weiße, daß Garve zu seinem Nachfolger als Professor nach Leipzig berufen wurde. Doch sah Garve bald ein, daß er bei seiner Kränklichkeit zu diesem Berufe nicht tauge, gab daher nach drei Jahren das Amt auf und ging nach Breslau zurück. Mit seinen Freunden Weiße und Zollikofer blieb er fortwährend in Briefwechsel. Im Winter lebte er in Breslau, im Sommer entweder in einer Gartenwohnung, oder in Charlottenbrunn bei Waldenburg im schlesischen Gebirge, wo ein Platz noch heute „Garve's Ruhe" heißt. Er beschäftigte sich stets theils mit Schriftstellerei, theils mit Studiren. Friedrich der Große hörte von ihm, und ließ ihn, wenn er in Breslau war, öfters zu sich kommen. Acht Jahre vor seinem Tode kam zu seiner übrigen Kränklichkeit ein Krebsschaden an der Schläfe, den er sich durch Vernachlässigung zugezogen hatte. Alle Versuche zur Heilung waren vergebens, und von Jahr zu Jahr griff der Krebs mehr um sich, und wurden die Schmerzen heftiger. Endlich ging das eine Auge verloren, und das Uebel drohte auch das zweite zu ergreifen. Während dieser Zeit lebte er nur für seine vertrautesten Freunde — seine Mutter war bereits gestorben, — und dictirte seine Betrachtungen den Freunden in die Feder, sobald seine großen Schmerzen es irgend zuließen. Unter seinen philosophischen Aufsätzen war einer über die Geduld, und wer hätte besser über diese Tugend schreiben können als der, welcher sie bis an seinen Tod so musterhaft ausübte! Er starb endlich 1798.

Die Schriften dieses großen Philosophen zeichnen sich durch Klarheit, Correctheit und Schönheit der Perioden aus, so daß auch Nichtgelehrte seine Sachen nicht nur verstehen, sondern auch mit Vergnügen lesen können. Nur fehlt seinem Style Lebendigkeit und Kürze.

Friedrich Heinrich Jacobi,

ein jüngerer Bruder des oben erwähnten Dichters Johann Georg Jacobi, wurde 1743 in Düsseldorf geboren. Er war die längste Zeit seines Lebens Hofkammerrath, zuletzt Geheimerrath in Düsseldorf, und wurde 1807 als Präsident der Akademie der Wissenschaften nach München berufen. Hier starb er 1819, allgemein geliebt und geachtet. Er war ein Philosoph und dabei ein höchst geistreicher und geschmackvoller Schriftsteller. In seinen beiden Romanen: Woldemar, und: Allwills Briefsammlung will er mehr belehren als ergötzen; sie sind aber nicht nur schön geschrieben, sondern zeichnen sich auch durch Gedankenreichthum aus.

Claudius

ist oben als Dichter gewürdigt worden. Seine prosaischen Arbeiten sind meist humoristischen Inhalts, bald gutmüthig-satyrisirend, bald voll tiefer, inniger Empfindung. Sein Styl ist ganz einfach und schmucklos, wie der eines gemeinen Mannes; daher auch oft absichtlich ohne Sprachrichtigkeit.

Brief an Andres, die Illumination betreffend.

Wier haben hier heint Nacht Illumination gehabt, mein lieber Andres. Sieht Er, da hangen denn Lampen in allen Hecken und Bäumen, und sind solche Bogen und Säulen mit Lampen, und so'n S. Michael, der nach dem Lindwurm stößt, und die Gartenhäuser sind voll Lampen über und über, und dicht am Wasser sind Lampen, daß man die Fische kann spielen sehen, und gehn so viele Leut' aus Hamburg im Garten hin und her, sieht Er, und das heißt denn Illumination und ist recht curiös zu sehen, und kostet viel Oel. Ja, Andres, wir Beide hätten unser Lebelang daran zu brennen gehabt; aber damit wär' keine Illumination geworden, Andres, und wer'n Oel denn so hat, sieht Er, der läßt'n denn so brennen.

Dergleichen Illuminations nun sind nur für große Herren und Potentaten, doch kann unser eins 's auch sehen, und Er hätt's auch sehen können, wenn Er nicht immer am unrechten Ort wäre. Ich hätt's Ihm wohl vorher melden können; aber ich dachte, 's wäre auch noch Zeit, wenn Er's

nur nachher erführe. 's ist hier ein Prinz gewesen und eine Prinzessin, sieht Er, und darum hat's der gnädige Herr auch so schön gemacht, und die Kanonen auch lösen lassen. Wollte doch, daß ich's Ihm vorhergeschrieben hätte, so hätt' Er die Kanonen auch hören können. Doch, wenn Er leben soll, hat Er ja wohl Gelegenheit Kanonen zu hören. Ich will's Ihm sonst auch schreiben, wenn wieder Illumination ist.

Sapperment, Andres, das waren 'n mal viele Lampen! auch stand der Mond am Himmel und schien — für den Prinzen und für uns alle. Leb' Er wohl. u. s. w.

Ein sonderlicher Casus von harten Thalern und Waldhorn.

Musik! O ja, Musik ist eine herrliche Sach'; auch die heiligen Engel im Himmel sind Freunde davon; ich habe sie mehr als einmal auf Schildereien blasen sehen. Und die Musik ist lieblich zu hören, und hat wirklich Gewalt aufs Herz. Ich habe wohl hundertmal wieder dran gedacht, wie sie mich 'nmal erweicht hat, als Paul mir meine harten Thaler gestohlen hatte. Der Paul Dieb der! Hatt' ihm so oft aus der Noth geholfen, und stahl mir doch meine harten Thaler; meine Mutter hatte sie mir noch auf ihrem Todbette gegeben. Die Mütter haben's denn so an sich, daß sie harte Thaler haben, und meine hatte von jeher viel von mir gehalten; ich hab' ihr auch mein Tage nichts in 'n Weg gelegt, und, als sie merkte, daß sie schwach ward, rief sie mich ans Bett', und gab mir Neun Stück harte Thaler, zwei Tage eh' sie starb. Nun Gott habe sie selig! sie war eine gute Frau — aber wieder auf die Musik zu kommen, so wollt' ich erzählen, wie sie mich einmal erweicht hat; denn ich war recht ärgerlich über meine Thaler und über den untreuen und undankbaren Kerl. Wo ist Paul? — „In den Wald gangen." — Ich nach, blickte wild durch Busch und Baum, und wollt' ihn schlagen, wo ich'n träfe, und das Blut kochte mir in den Adern. — Da fingen in der Ferne des gnädigen Herrn seine Jäger an zu blasen. So hatt's mir niemals noch gedaucht; ich hörte, stand still, und sah um mich. Ich war gerad' an dem Schmerlenbach, und Pferd' und Küh' und Schaafe standen am Ufer und tranken alle aus dem Bach, und die Jäger bliesen. — „Harte Thaler hin, harte Thaler her! will Paul nicht schlagen," und ich vergab ihm in meinem Herzen am Schmerlenbach, wo ich stand, und ging wieder zu Hause. Wenn aber das nicht von ohngefähr so gekommen wär', und die Musik 's wirklich gethan hätte, da wäre sie ja Gottesgab', und man sollte sie zu so etwas brauchen. Aus dem ewigen Quinkeliren wird so nicht viel.

Brief an Andres wegen den Geburtstägen.

Mein lieber Andres!

Wir haben einen recht lustigen Tag gehabt. Du weißt wohl, ich habe vieles nicht, aber 'n Geburtstag hab' ich doch, und der ist gefeyrt worden.

Mein Vetter stellte vier Gevattern und Freunden, die alle im August geboren sind, zu Ehren 'n Fest an, und da war er so gratiös, meinen Geburtstag mit einzuschließen. „Denn," sagte er, „Ihr seid doch mein lieber Vetter." Wir feierten also die fünf Geburtstäge. Merk' aber, wie wir ihm thäten.

Des Morgens vor Sonnenaufgang las ich 'n Capitel in der Bibel, legte drauf meine rothe Weste an, die ich in Japan bei der Audienz anhatte, und sah darin die Sonne aufgehen, und weckte dann alle Leut' im Hause. Eine Stunde darauf feurt' ich 'n Pistolenschuß los. Ich habe die Pistole noch von meinen Reisen mitgebracht, und sie knallt gut, wenn sie gut geladen ist; dies Mal war aber durch 'n Versehen das meiste auf die Pfanne gekommen. Nachdem nun solchermaßen dem Publico war kund gethan worden, was den Tag werden sollte, waren wir einige Stunden ganz stille, den Effekt davon abzuwarten; doch wuschen wir uns während der Zeit alle im klaren Bach das Gesicht, damit es recht fröhlich aussehe, und gingen 'n kleines am Bach auf und nieder.

Um sieben Uhr ward 'n Signal gegeben, daß das Frühstück parat sei, und wir züngelten 'n wenig, und nach dem Frühstück ging's Glückwünschen an. Die fünf Geburtstagsleute waren u. s. w. und ich. Die beiden letzten, als nämlich N. und ich, waren gegenwärtig, die drei ersten aber nicht. Wir beide empfingen also von der ganzen Gesellschaft einen Glückwunsch und Handschlag; die abwesenden aber wurden mit Kreide auf den Tisch gemalt, und 'n jeder von der Gesellschaft machte 'n Strich zu ihren Füßen. Weiter wurden nun allerhand Gespräche von den Geburtstägen geführt; Geschichten erzählt, Fragen aufgegeben, z. B. warum 'n Geburtstag nur alle Jahr Einmal kommt u. s. w.

Um zwölf Uhr ward zur Tafel geblasen, und weil gerade keine Trompeten und Pauken zur Hand waren, mußte ich's auf'm Triangel thun. Die Tafel war von 8 Converts, und drei Gängen. Zuerst Reißbrei in einer großen Schale mitten auf dem Tisch, und nach kurzer Weile auch auf acht Tellern rund um die Schale, dann kam Butter und Kalbfleisch; und zuletzt Kuchen. Du siehst draus, daß wir hoch schmaußten; zugleich kannst du aber daraus sehen, daß der Luxus seit Abrahams Zeit um ein Drittel gestiegen ist. Mein Vetter spendirte auch einige Flaschen guten Wein, die denn gewaltig würkten, und vor Gesundheiten, die aus dem Munde herauskamen, kaum hineinkommen konnten, und die Pistole brummte immer drein, und zerarbeitete sich recht.

Es ist mir lieb, daß Deinem Jost die Knollen am Halse wieder vergangen sind, 's ist im ganzen menschlichen Leben so, Andres. Es werfen sich von Zeit zu Zeit Knollen auf; ich hab' aber bemerkt, daß sie meistens auch wieder vergehen, wenn man nur Geduld hat. Und denn so kommt 'n mal so 'n Geburtstag oder sonst etwas, und macht einen auf lange Zeit alle Knollen vergessen.

Nach der Tafel ward von Jung und Alt eine große Promenade in den Wald vorgenommen. Die Schapoos machten bei der Gelegenheit allerhand Sprünge wie die Ziegenböcke, und die Weibsleute framten mit Blumen.

Hätt's bald vergessen, Dir zu melden. Ich habe mir seitdem eine Kanone angeschafft, die gar vortreffliche Dienste thut, und viel Metall in der Stimme hat. Wenn Du nun Geburtstag, Kindtaufe, oder sonst was zu kanoniren hast, lieber Andres, 's sei, was es wolle, so schreib's mir nur, soll so gut besorgt werden, als wenn's meine eigne Sache wäre.

Um fünf Uhr kamen wir wieder zu Hause, und ward gleich Ordre gegeben, daß die Oper angehen sollte. Sie war von meinem Vetter, und führte den Titel: Ahasverus und Mardochai. Es war eigentlich eine Wandoper, die so mit einem Stock an der Wand vorgestellt wird, und erhielt allgemeinen Beifall.

Nach der Oper wurden Bäume gepflanzt, damit die Kinder und Kindeskinder sich dabei dieses Tages erinnerten, und sich von den vier Gevattern und der Pistole und der Oper Ahasverus und Mardochai erzählten.

Abends war wieder Grand Souper von Kartoffeln und Kaltenhofer Bier; und damit war's alle', wirst Du denken. Das dacht' ich auch; aber höre weiter. Es hatte schon den ganzen Tag gemunkelt, daß 'n Feuerwerk abgebrannt werden sollte; nun ward es aber hautement declarirt, und die ganze Gesellschaft begab sich in Prozession hinten in meines Vetters Garten, neben dem échafaud, das Feuerwerk anzusehen. Es bestand aus einem Petermännchen von anderthalb Zoll, und reüssirte ungemein. Um 10 Uhr 8 Minuten ging das Feuerwerk an, und währte bis 10 Uhr 8½ Minute. — Du lachst, Andres? Hör', das Groß und Viel thuts nicht immer, und ich schwöre dir, daß der Groß-Sultan, wenn er an seinem Geburtstag ein Feuerwerk von 200000 Löwenthalern abbrennen läßt, nicht vergnügter sein kann, als wir bei dem Petermännchen von anderthalb Zoll waren. Der Mensch ist Gott Lob so gebaut, daß er mit anderthalb Zoll recht glücklich sein kann, und wenn das die Leute nur recht wüßten, so würde 'n groß Theil Ach und Weh weniger in der Welt sein. Da mischen sich aber gleich Eitelkeit und Stolz ein, und die hemmen allen Genuß, und das ist ein großes Unglück.

Um 11 Uhr gingen wir zu Bett', und schliefen flugs und fröhlich ein. Dein u. s. w.

Salzmann,

einer der fruchtbarsten Schriftsteller im Fache der Erziehung, wurde 1744 in Sömmerda bei Erfurt geboren, wo sein Vater Prediger war. Auch er wollte Prediger werden, studirte darum in Jena Theologie, und wurde auch wirklich mit 24 Jahren in der Gegend von Erfurt als Landprediger angestellt. Nach vier Jahren erhielt er eine Predigerstelle in Erfurt selbst, und wurde von seiner Gemeine wegen seines anspruchslosen Wesens und seiner herzlichen und faßlichen Predigten geliebt. Aber es fehlte ihm auch

nicht an Feinden, die ihn scharf tadelten und ihn für eine Art von Ungläubigen hielten, weil er, von jeher ein Freund der Vernunft, zu den damals seltenen aufgeklärten Theologen gehörte, und es für besser hielt, seine Gemeinde zu guten, christlich-handelnden Menschen zu bilden, als ihnen die mancherlei, zum Theil unbiblischen Glaubensartikel des kirchlichen Systems einzuprägen. Diese Verketzerungen seiner Feinde machten ihm sein Amt schwer. Dazu kam, daß er bei der Erziehung seiner Kinder die Bemerkung machte, daß er wohl noch mehr Beruf zum Erzieher, als zum Prediger habe. Er erzog sie nach seiner Weise d. i. natürlich und einfach, und da gerade damals der berühmte Erzieher Basedow mit einer neuen Erziehungsmethode aufgetreten war, und auch auf naturgemäße Erziehung der Kinder drang, so entschloß er sich, sein Amt aufzugeben, und sich den Bemühungen Basedows anzuschließen. Schon früher hatte er durch einige Erziehungsbücher Aufmerksamkeit erregt, z. B. durch sein Krebsbüchlein oder Anweisung, Kinder unvernünftig zu erziehen, in welchem er sich über die bisherige Art der Erziehung lustig machte. Voll Begeisterung für sein Geschäft ging er nach Dessau zu Basedow, und wurde an der durch diesen und den edeln Fürsten von Dessau gegründeten Erziehungsanstalt Philanthropin Religionslehrer. Vorzüglich berühmt wurde er durch seinen Roman Karl von Karlsberg, oder über das menschliche Elend. Indessen gefiel ihm das Wesen Basedow's, der ein heftiger und oft unbesonnener Mann war, nicht, und er verließ daher nach drei Jahren Dessau, kaufte das Gut Schnepfenthal bei Waltershausen im Gothaischen, und legte, 40 Jahre alt, in dieser schönen, gesunden Gegend des Thüringerwaldes eine eigene Erziehungsanstalt für Söhne wohlhabender Eltern an. Zwar mußte er ganz neue Schulgebäude aufführen und alles neu einrichten, und er selbst hatte nur wenig Vermögen; aber Gott, dessen Segen nie fehlt, wo der Mensch mit Verstand etwas Nützliches und Edles unternimmt, half auch hier, und bald fanden sich mehrere tüchtige Männer, die ihn als Lehrer unterstützten. Auch wurde sein Name als Erzieher immer berühmter; man gewann immer mehr Vertrauen zu ihm, und es wurden ihm Kinder selbst aus fremden Ländern zugeschickt, die er nicht sowohl zu Gelehrten, als zu braven und verständigen Menschen zu bilden suchte. Seine Schrif-

ten fanden allgemeinen Beifall. Wer sollte sein moralisches Elementarbuch und seinen Heinrich Gottschalk nicht kennen, und diesen Büchern nicht manche gute Anregung verdanken? In seiner Anstalt herrschte der Geist einer vernünftigen, ungeheuchelten Frömmigkeit, der Liebe und des Vertrauens, und Salzmann, die Lehrer und Zöglinge machten Eine Familie aus. Auch war er der Erste, der geregelte Leibesübungen einführte, und es war ein erfreulicher Anblick, wenn die Kinder und Jünglinge, alle in Scharlach-Jacken gekleidet, auf den Spielplätzen im Gefühl jugendlicher Freude umhersprangen. In der letzteren Zeit wurde die Anstalt nicht mehr so stark besucht, woran theils wohl der Druck der Zeit, theils die Macht der Mode schuld war. Nachdem seine brave Frau ihm ein Jahr vorangegangen war, starb der ehrwürdige Mann 1811, 67 Jahre alt, von Tausenden, denen er Vater, Führer und Freund war, gesegnet. Sein Sohn setzte die Anstalt, die noch besteht, fort. Wie groß auch die Zahl der nach ihm erschienenen Jugendschriften ist, so sind doch die seinigen dadurch nicht verdunkelt, und werden noch heute mit Nutzen und Vergnügen gelesen.

Wir lassen ihm noch zwei berühmte Erzieher folgen: Campe und Pestalozzi.

Campe

wurde 1746 in Deensen im Herzogthum Braunschweig geboren. Er widmete sich dem geistlichen Stande, und studirte in Helmstädt und Halle Theologie. Mit 27 Jahren wurde er Feldprediger in Potsdam; aber das geistliche Amt sprach ihn nicht so an, als das Erziehungswesen. Denn er hatte von Natur ein weiches, fühlendes Herz, und hoffte, als Erzieher manche Quellen des menschlichen Elends verstopfen zu können. Er gab daher nach vier Jahren sein geistliches Amt auf, und nahm mit dem Titel eines dessauischen Educationsrathes eine Lehrerstelle am Philanthropin in Dessau unter Basedow an, und als dieser die Oberleitung aufgab, trat Campe an seine Stelle. Aber bald darauf ging die Anstalt ganz ein, und nun errichtete er in Hamburg eine Privaterziehungsanstalt, die stark besucht wurde, da sein Name bereits durch seine Schriften berühmt geworden war.

Aber eben sein Fleiß schwächte bald Körper und Geist so, daß er einer dauernden Erholung bedurfte. Er übergab daher die Anstalt dem Professor Trapp, und bezog eine Wohnung im Dorfe Trittow unweit Hamburg. Nachdem er sich hier gestärkt hatte, ging er nach 4 Jahren, 41 Jahre alt, mit dem Titel eines braunschweigischen Schulraths nach Braunschweig, und übernahm eine Buchhandlung, die sich unter ihm bald sehr hob, und die er späterhin seinem Schwiegersohne Vieweg übergab, der sie noch besitzt. Seine letzten Jahre brachte er ohne Geschäfte im Schooße seiner Familie und in seinem Garten zu. Zuletzt verfiel er, der sonst so rüstige Mann, in große Geistesschwäche, und starb 1818.

Wenige Menschen haben durch ihre Schriften einen so berühmten Namen sich erworben, als Campe. Bei allen hatte er die Absicht, die Jugend zu belehren und zu veredeln, und wenn auch sein Styl manchmal ins Tändelnde verfiel, so ist doch auch nicht zu läugnen, daß er die jugendlichen Gemüther sehr anzuziehen verstand, und daß seine Bücher großen Nutzen gestiftet haben. Wer sollte als Kind nicht seinen Robinson den jüngeren, seine Entdeckung von Amerika, seine Kinderbibliothek, seine Reisen, seinen väterlichen Rath an seine Tochter u. s. w. gelesen haben? Wenige unter den Neueren wußten den Ton, zu Kindern zu sprechen, so zu treffen, wie er und Salzmann. Auch um die deutsche Sprache hat er sich verdient gemacht. Er war einer der Ersten, der darauf drang, die deutsche Sprache von den vielen fremden Wörtern zu reinigen, und hätte dabei gewiß noch mehr Erfolg gehabt, wenn er nicht durch manche sonderbare neue Wörter Lachen erregt hätte. Er hat auch ein großes deutsches Wörterbuch hinterlassen.

Campe war ein schöner, langgewachsener Mann, voll Würde in Gang und Haltung, nicht ohne das Ansehen von Stolz, der ihm auch nicht ganz fremd war, worin er ganz als das Gegentheil vom bescheidenen Salzmann erschien. Auch fehlte ihm der ruhige, feste Sinn dieses edeln Mannes.

Pestalozzi

war weniger ein ausgezeichneter Prosaiker, als vielmehr ein berühmter und sehr verdienter Volkslehrer und Erzieher. Er wurde

1746 in Zürich, wo sein Vater Arzt war, geboren. Er entschloß sich anfangs, Geistlicher zu werden, und studirte in seiner Vaterstadt Theologie; dann gab er den Plan auf, und wählte das Rechtsstudium. Während einer gefährlichen Krankheit beschloß er, sein Leben nicht mehr dem Studium menschlicher Wissenschaften zu weihen, sondern zur einfachen Lebensart eines Landwirths überzugehen. Er lernte die Landwirthschaft in der Gegend von Bern, und kaufte dann ein kleines Gut. Hier sah er, wie verwahrlost die Kinder der Landleute blieben, wie wenig gethan wurde, ihre Geisteskräfte zu wecken, und wie viele dem Laster und dem Unglück durch Mangel an Unterricht zugeführt würden. Dies bewog den menschenfreundlichen Mann zu dem Entschlusse, seine Zeit, sein kleines Vermögen und seine Kräfte auf die Veredlung der armen Kinder zu wenden. Er nahm Bettelkinder in sein Haus, und sah bald, daß nicht viel dadurch gewonnen wäre, wenn er nach dem damaligen Gebrauch die Kinder im Lesen, Schreiben und Rechnen unterrichtete, sondern daß man in ihnen, denen die ersten Begriffe fehlen, den Verstand, das Nachdenken wecken müßte. Er fing also damit an, sie auf ihre Umgebungen aufmerksam zu machen, und ging nicht eher zu einem neuen Gegenstande über, bis sie den ersten ganz begriffen hatten. So bildete er sich eine neue Methode des Unterrichts, nach welcher die Kinder zwar nicht viel Sachen ins Gedächtniß bekamen, aber dafür ihren Verstand gebrauchen lernten, und von dem, was sie einmal begriffen hatten, genaue Rechenschaft geben konnten. Diese seine Unterrichtsmethode entwickelte er in mehreren Schriften, z. B. in dem Volksroman Lienhard und Gertrud, in dem Buche: wie Gertrud ihre Kinder lehrt; im Buche der Mütter u. a. Bald machte seine Methode Aufsehen, und sein Name wurde auch außerhalb der Schweiz bekannt. Indessen war er durch seine edlen Bemühungen in seinen Vermögensumständen zurückgekommen; er mußte sein Gütchen verkaufen; und erlangte endlich, daß ihn die Regierung bei Anlegung eines Erziehungshauses für Bettelkinder in Stanz in Unterwalden unterstützte. Aber die Anstalt hatte kein Gedeihen, und löste sich auf, ehe ein Jahr verging. Darauf ging er wieder ins Bernsche, nach Burgdorf, und legte hier eine neue Anstalt an, die bessern Fortgang hatte. Er verlegte sie nachmals nach München-Buchsee, und

zuletzt nach Yverdün am Neufchateller-See, wo ihm das geräumige Schloß dazu eingeräumt wurde. Er hatte die Ehre, daß aus nahen und fernen Ländern Leute kamen, seine Methode kennen zu lernen, und daß selbst Fürsten junge Männer zu ihm sandten, die sich mit seiner Methode bekannt machen sollten. Der Reiz der Neuheit blendete; überall war von ihm die Rede, und in mehreren Ländern wurde seine Methode in den Schulen eingeführt. Aber bald sah man ein, daß sie nur für Elementarschulen brauchbar, und auch selbst in diesen nur theilweise anwendbar sei, und so kam es denn, daß er den Schmerz erlebte, daß die Begeisterung für ihn nachließ. Dazu kam, daß in seiner eigenen Anstalt zwischen ihm und seinen Lehrern Streitigkeiten entstanden. Er gab daher seine Anstalt auf, und zog sich auf sein Gütchen Neuhof bei Aarau zurück. Hier starb der alte, ehrwürdige Mann 1827, 81 Jahre alt.

Er war von einfachen Sitten, höchst anspruchslos, herzlich, dienstfertig und bieder, und überhaupt vom edelsten Herzen; aber es fehlte ihm die nöthige Geistesstärke, um durchzugreifen, wo er Widerstand fand. Hat er auch hier mancherlei Kränkungen, selbst von denen, welchen er Wohlthaten erwiesen hatte, erfahren, so wird doch sein Name immer unter den Wohlthätern des Menschengeschlechts genannt werden, und jenseits wird ihm der verdiente Lohn nicht fehlen.

BIBLIOTHECA
REGLA
MONACENSIS

Halle, gedruckt bei W. Plötz.

Werner

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Nösselt, Frdr.

Lehrbuch der deutschen Literatur für das weibliche Geschlecht besonders fü
r höhere Töchterschulen

Bd.: 2

Breslau (1849)

P.o.germ. 1013 s-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10115645-2